Gnomen

von

Gotthart Oswald Marbach.

Liegnitz, 1832.
bei L. F. Kuhlmey.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Seinem Freunde

ALBRECHT TIMPF

am 3. Juni 1832.

Wahrlich aus Jupiters Haupt entsprang Athene die Göttin,
Lebt Jahrtausende noch die ewig blühende Jungfrau!
Nur im Spiegel ersah der Grieche das Haupt der Medusa,
Schaute die Aegis er selbst das Herz erstarrt' ihm im Busen! —
Muthig entpflücke die Frucht, Zeus Sohn, hesperidischen Gärten, —
Und aufs neue zum Spruch dir Paris nahen die Götter:

Wem, wem reichst du den Preis? — der Jungfrau löse den Gürtel!
Sieh noch einmal enthüllt aus dem undurchdringlichen Panzer
Pallas Athene den Reiz unsterblicher göttlicher Bildung.
Ihr, ihr reiche den Preis! Unsträflich schaust du die Aegis!
Grösser denn Ilias Sohn, dir zürnt Aphrodite und Here,
Doch dein Troia besteht, dein Palladion raubt kein Odysseus!
Seliger noch, denn Endymion einst, bist Liebling Athene's,
Denn den Schlummernden nicht, dich küsst im Wachen die Göttin! —

Doch das Eine bewahr' ein heilig Orakel
im Herzen:
Nur jungfräulichem Sinn ergiebt sich die
ewige Jungfrau!

Willst du die göttliche Frucht der Hesperiden erlangen —
Gleich Alkmenes Sohn trage die Axen der Welt.

Nicht trägt tändelnder Fuss in leicht hin-
hüpfendem Tanze
Hin, wo der Wahrheit Land glückselige
Götter bewohnen:
Pelion wälz' auf Olymp, und auf Pelion
thürme den Ossa! —
Dann Uranide vielleicht, dass du schaust
Zeus ewige Herrschaft.

Nur der Vater und Mutter entsandt zu dem
Reiche des Orkus,
Der sich selber der Welt geblendeten Au-
ges entrissen,
Löste das Räthsel der Sphinx: der Mensch
erkannte sich selber!

Ist dir das kleine zu gross, es wird zu klein dir das grosse,
Ist dir das neue zu alt, es wird zu alt dir das neue!
Willst du mit endlichem Maass die unendlichen Himmel ermessen?
Willst du mit sterblichem Aug' die unsterblichen Götter erschauen?
Werd' erst ein Ewiger selbst, dann wirst du die Ewigkeit messen,
Werd' erst selber zum Gott, dann wirst du die Gottheit erschauen!

Lass im Staube den Wurm, es wohnt der Gott in der Freiheit!
Zähle Jahrhunderte nicht, nicht jung noch alt ist Jehova!

Nur in Wangen und Augen die blickentquellende Liebe
Schaut, wem selbst in der Brust Liebe als Herrscherin thront:
Nur wer olympisches Maal Ambrosia kostet und Nectar
Schaut, nun selber ein Gott, seliger Götter Geschlecht.

Selber ein schaffender Zeus entwandt dem Himmel Prometheus
Ewiges Feuer und bargs in die Brust des schönsten der Wesen:
Schau in dich selber, o Mensch! was dir glüht in Augen und Adern,
Ist es nur sprudelnde Glut eines kurzhinathmenden Lämpchens,
Oder ein ewiger Strahl entsprüht olympischem Sitze?

Willst du ein Göttersohn sein, so beweis'-
auch die göttliche Abkunft:
Hau mit der Schärfe des Schwerts entzwei
den gordischen Knoten!
Lass es den Söhnen der Erd', dass sie müh-
sam suchen den Faden,
Und der Enkel noch erbt auf den Enkel
die Sorge des Urahns!
Dann, Alexander, begrüsst den Sohn dich
Jupiter Ammon,
Und ein Unsterblicher thronst du fortan in
den Herzen der Menschen.

Nimmer den Schleier der Isis enthüllt, wer zaghaften Herzens
Vor die Unsterbliche tritt, ein Zwerg vor die riesige Göttin.
Muthig zücke das Schwert, und furchtlos theile den Schleier,
Soll unsträflich dein Aug' das Auge der Göttin erschauen.
Denn nicht dem Knechte ergiebt sich die freigeborene Jungfrau,
Noch dem Sterblichen sich die unsterblich gezeugete Göttin:

Drum wenn vor Lust du entbrennst nach
seliger Götterumarmung,
Schaffe zum Gott dich erst, dass ein wür-
diger Freier du hintritst.

Bist du ein Sterblicher nur, und liebst doch die ewige Gottheit? —
Zeus in Strahlen erscheint, — Semele sinke dahin!
Doch wenn deutlich in dir rinnt Blut unsterblicher Götter:
Zeus in Strahlen erscheint: — Here umarme den Gott! —

Glücklich wolltest du sein? ein Freund der unsterblichen Götter? —
Keiner wär es annoch, der nicht endlich Tantalos Schicksal
Theilte, denn einzig die Qual ist die Quelle des sterblichen Lebens!
Fühle Prometheus Strahl dem brennenden Herzen entlodern,
Schaffe dich selber zum Gott: und ein Seliger schreitest du schmerzlos
Ueber das Leben dahin in der Ewigkeit lichten Gefilden.

Kühn in die Sonne geschaut und muthig
die Flügel entfaltet!
Bist du vom Aaresgeschlecht, nicht wird
dich die strahlende blenden,
Nicht ermatten im Flug der himmelerstre-
bende Fittig,
Bis du ein Seliger thronst in der ewigen
Götterversammlung;
Dann die Ewigkeit schaut dich die stunden-
zählende Menschheit!
Ja Ikarios selbst, dess wächserner Fittig
dahinschmolz, —

Nicht der Okeanos selbst der gefrässige
hat ihn verschlungen:
Staunet dem kühnen nicht noch die erdhin-
kriechende Menge? —
Fort von der Erde, empor in die selige
Götterbehausung!
Wollen die Götter dich nicht, die Erde doch
soll dich nicht haben!
Leben im Himmel, — wo nicht: — der Tod
auf der Erd' und im Him-
mel!

Phaëton rühmest du dich, ein Gezeugter
Phoibos Apollon's? —
Fahr' an dem Himmel dahin mit dem Strah-
lengespanne des Vaters,
Leucht' einen himmlischen Tag der morgen-
rothharrenden Menschheit!
Zage nicht! ja wenn du selbst zu nah mit
dem göttlichen Feuer
Kämest der Erd' und ein neu Geschlecht
Aethiopen erzeugtest,
Welche das himmlische Licht in Finster-
niss tauchte die Schwachen;

Wenn Zeus ewige Macht mit des Blitzes
Strahl dich erreichte, —
Zage nicht! Weint nicht annoch Phaëtusa
unschätzbare Perlen, —
Zeiget der Himmel nicht noch, wo der Sohn
des Phoibos gewandelt, —
Und der sterbende Schwan singt er nicht
unsterbliche Lieder?

Stolz entbreitet der Aar die himmelanschwebenden Flüge,
Schwimmt dem Sohne der Erd' ein Punkt in der strahlenden Sonne:
Nur wer vom Aaresgeschlecht kann mit ihm in das Sonnenmeer tauchen,
Schaut ungeblendet ihm frei und vertraut in das leuchtende Antlitz.

Kronos erzeugt unzählige Kinder mit Rhea der Göttin,
Doch das eigne Geschlecht verschlingt der gierige Vater.
Zeus allein nur besteht, von Kureten erzogen und Nymphen;
Muthig entreisst er darauf dem gleichen Vater die Herrschaft,
Ruft zum Leben aufs neu die von Kronos verschlungenen Kinder,
Schaffet ein ewiges Reich voll unsterblicher seliger Götter:

So erzeuget die Zeit mit dem Raum unzählige Kinder,
Gierig verschlingt sie darauf, die sie selbst noch eben erzeuget.
Nur der Gedanke besteht, von der Kraft erzogen und Keuschheit;
Muthig entreisst er darauf der Zeit die vernichtende Herrschaft,
Ruft zum Leben aufs neu der Zeit verschlungene Kinder,
Schaffet ein ewiges Reich voll unsterblicher seliger Götter.

Gäa wurde vermählt mit des Uranos ewiger Gottheit,
Und die Vermählte gebar Aphrodite's unsterbliche Schönheit,
Götter staunen sie an, wie sie tritt aus dem Schosse der Mutter,
Führen im Choros sie hin zu der Wohnung des ewigen Vaters.
So aus göttlichem Keim von irdischer Mutter geboren,
Blühet die Liebe empor, und die Schönheit adelt die Göttin;

Drum dem Himmel allein nicht gehört sie,
noch einzig der Erde:
Was dem Himmel gehört', es ward zu der
Erde gezogen,
Was der Erd' entspross, es ward zu dem
Himmel getragen.

Nicht ist Uranos tod, noch der Gäa ewige Gottheit,
Noch erzeugen sie stets seliger Götter Geschlecht.

Wie auf Creta sich einst labyrinthisches Irrsal verschlungen,
Wirrer schlingt sich als dort, durch der Zeit unermessliche Räume,
Was einst Geister gedacht und gethan, in unendlicher Windung;
Und blutdürstiger wacht, als der menschhinwürgende Stiermann,
Drinnen der Zeitgeist, dem unzählige Opfer verbluten.
Theseus, brennt dir das Herz vor Begier zum misslichen Kampfe:

Nimmer kehrst du zurück, ob auch sieg-
reich, leiht nicht den Faden,
Der sich nimmer verzehrt, Ariadne Philo-
sophie dir!

Sieh in der göttlichen Kunst unsterblichen
Geistes Verkörperung:
Nur in die lieblichste Form birgt sich der
ewige Geist!

Lieb' erzeuget das Leben, und Leben erzeuget die Liebe:
Denn nur der lebende liebt, denn nur der liebende lebt.

Willst du ein Glücklicher sein, so schmücke
dein Haupt mit der Myrthe;
Willst du ein Seliger sein, sei es vom Lor-
beer umlaubt!
Willst du o Stolzer um beid' um Myrth' dich
und Lorbeer bewerben? —
Dass ihm der Lorbeer entspross, Phoibos
die Liebe verstarb!

Wie, du weinest, o Freund, an dem frühen Grabe der Liebe?
Wie du weinest, o Freund, dem, wie mir einst, Phoibos Apollon
In den verwaiseten Arm, an den stürmisch-wogenden Busen
Huldvoll die Leier gelehnt mit den schmerz-verbebenden Saiten!
Doch, Freund, sieh' auch den Kranz in den duftigen Locken des Gottes:
Wolltest du glücklicher sein, als der Gott der lorbeerbekränzte?

Nimmer ein Sänger noch war's, — doch zum
Lorbeer wird die Geliebte,
Sie, die dich treulos geflohn, sie wird der
Unsterblichkeit Pfand dir.
Ha schon ist sie ja dein! drum fasse mit
Muth in die Saiten,
Fühl' auf dem Haupte den Kranz und im Herzen
Unsterblichkeit thronen!
Weine nun ewig nicht mehr und frag' nach
dem Dunkel des Grabes:
Nimmer welkt er dahin auf dem Haupte
des Sängers der Lorbeer,
Und auf den Lippen des Volk's lebt der
Sänger die ewige Jugend!

Ewig neu ist die Welt und blüht in ewiger Jugend,
Greisend sinket dahin nur der Mensch und das Werk seiner Hände:
Drum die Welt nicht an dir, dem schnell hin welkenden, messe,
Nein dich messe an ihr, die heut' und morgen dieselbe!

Nicht wie der Weise, der weist, dass Irrthum den Menschen befange,
Steig' in dich selber hinab in die Demantgrube des Geistes;
Schöpfe nicht Wasser, ein irdener Krug, den gebrochen man hinwirft:
Schau mit unsterblichem Aug', wo es blitzt in dem Schachte des Geistes,
Dort mit der alldurchdringenden Schärfe des wahren Gedanken,
Schlage den Demant heraus, dass er brennt an der Sonne des Tages!

Wenige giebt es nur noch, die Geisterse-
her sich rühmen,
Weil nur wer selber ein Geist, schauet
den anderen Geist.
Glaube die Welt ist nichts, denn ein Spie-
gel dess, der sie beschauet,
Schauet ein Geist nun hinein, schauet ein
Geist auch heraus.

Drei sind Wege gebahnt, auf denen die liebende Gottheit
Steigt in die sehnende Brust liebender Kinder herab!
Drei sind Wege gebahnt, auf denen die liebenden Kinder
Sich erheben zu ruhn an des Alliebenden Brust!
Jeder durch blumige Flur voll tiefdeutsamer Gestaltung
Führt in ein Land, wo der Hauch Gottes als Luft dich umweht,

Wo du überall schaust in das Auge des
Vaters, das ew'ge
Liebe klopfende Herz schlagen an deinem -
du fühlst!
Keinen verachte daher jener Wege zur ewi-
gen Wahrheit:
Glauben und Wissen und Kunst! jeg-
licher führet zu Gott!

Unter dir siehst du die Erd' und über dir
siehst du den Himmel?
Schau in die eigene Brust, beide bewahrst
du sie drin!
Nicht scheint irdischem Auge die Welt er-
leuchtende Sonne:
In sich selber gewandt, schaut sie das Auge
des Geist's!

Auf Hegels Grab in Berlin.

Herod. II, 73.

Wanderer glaube du's nicht, wenn man sagt, dass dies Grab ihn bedecke,
Denn den Phönix begräbt nur der Sohn von dem sterbenden Vater
Flammenden Fittigs gezeugt: der trägt den heiligen Leichnam
Myrrhenumhüllet zu Grab' nach der Götterdämmrung Aegyptos,
Wo er im Heiligthum ruht des welterleuchtenden Gottes.

Auf Göthes Grab in Weimar.

Herod. 1, 30 — 33.

Solon fragte dich jetzt nach dem glücklichsten Sterblichen Kroisos,
Tellos nicht würde genannt, noch auch der Argeierin Söhne:
Glücklicher war, dess Staub hier ruhet beim Staube der Fürsten;
Denn von den Menschen geliebt und ein Freund der unsterblichen Götter,
Hat er in rüstiger Kraft zwei Alter der Menschheit gesehen,

Sank, noch ein Jüngling, ins Grab, und es
lebt auf den Schwingen des Liedes
Noch das Alter der Welt sein Geist in den
Herzen der Völker. —
Hellas hätte geschwankt, ob ein Mensch,
ob ein Gott er gewesen.

An A. T.

Einst wird Hephaistos dir Zeus mit goldenem Hammer die Schläfe
Schlagen, und siehe: da steht untadlicher Bildung die Göttin
Mit hellglänzendem Schild', und menschversteinender Aegis!

Druck der Königlichen Hofbuchdruckerei
bei E. D'oench.

Antigone.

Ein

Trauerspiel

von

Oswald Marbach.

Leipzig,
J. C. Hinrichsche Buchhandlung.
1839.

Dir, hoher Fürstin, deren Stirn umschlungen
Der grüne Lorbeer und die goldne Krone,
Dir nah ich bebend und an Deinem Throne
Leg nieder ich das Lied, das ich gesungen.

O, wär es, was es soll — wär mir gelungen
Das würdig nachzuschaffen was dem Sohne
Des schönen Griechenlands dereinst zum Lohne
Des Sanges Preis für alle Zeit errungen; —

Dann, Sängerfürstin, dürft ich muthig wagen
Dieß Lied zu Deinen Füßen hinzutragen;
Es wäre würdig Dir es kühn zu sagen:

Du lebst, o Fürstin, Königen zum Ruhme,
Du blühst des deutschen Volkes Wunderblume,
Und Stolz und Preis dem deutschen Sängerthume.

Laios, Sohn des Labdakos und Urenkel des Kadmos, herrſchte zu Theben in Böotien, und ſeine Gemahlin Jokaſte gebahr ihm einen Sohn, von dem das Orakel weiſſagte, daß er ſeinen Vater erſchlagen werde. Damit das Orakel vereitelt würde, übergab Laios das Kind einem ſeiner Diener, um es zu tödten; aber dieſer hing es mit den Füßen an einem Baume in der Wildniß lebend auf. So fand ein Hirt den Knaben und brachte ihn dem Könige von Korinth, welcher ihn als ſeinen Sohn erzog und ihn ſeiner geſchwollenen Füße wegen Oidipus, d. h. Schwellfuß, nannte. Als Jüngling erfuhr Oidipus, daß er ein Findling ſei und ging, um vom Orakel ſeine Heimath zu erkunden, nach Delphi. Er traf zufällig mit dem Laios zuſammen, gerieth mit ihm in Streit und erſchlug ihn, ohne ihn erkannt zu haben. Hierauf erlöſte er Theben von dem Ungeheuer Sphinx und erhielt zum Dank den Thron und die verwittwete Königin zur Gemahlin. Mit dieſer zeugte er den Eteokles, den Polyneikes, die Antigone und die Ismene. Da traf eine Peſt das Land und das Orakel gab als Urſache des Zorns der Götter an: man ehre in Theben den Mörder des Laios. Eifernd für das Wohl ſeines Volkes zwang Oidipus den blinden Seher Teireſias zu ſagen, wer der Mörder ſei, und erfuhr — ſeinen eigenen Namen. In Verzweiflung blendete er ſich ſelbſt, und Jokaſte, ſeine Mutter und Gattin, erhing ſich. Nachmals von ſeinen herrſch-

flüchtigen Söhnen aus Theben vertrieben, begab er sich von seinen Töchtern geleitet und gepflegt nach Kolonos in Attika und starb. Eteokles und Polyneikes, mit dem väterlichen Fluche beladen, wollten vertragsmäßig jährlich abwechselnd in Theben regieren, aber Eteokles riß die Herrschaft allein an sich und vertrieb den Polyneikes. Dieser ging zu Adrast, König von Argos, freite dessen Tochter und beweg ihn und andere Fürsten ihm zu einem Feldzuge gegen Theben beizustehen, um seinem Bruder die angemaßte Herrschaft zu entreißen. Das siebenthorige Theben wurde von den unter Polyneikes vereinigten sieben Fürsten belagert, und es kam zu einem Kampfe, in welchem Eteokles und Polyneikes einer durch des andern Schwert fielen. Kreon, der Bruder der Jokaste, ergriff die Zügel der Herrschaft. Noch schwebte aber die Stadt in höchster Gefahr und wäre gefallen, wenn nicht Kreons ältester Sohn Megareus sich dem Vaterlande aufgeopfert hätte, indem er einer Weissagung des Sehers Teiresias gehorchte. Die Thebaner schlugen nun in einem nächtlichen Ausfalle die Belagerer in die Flucht. Am Morgen nach dieser siegreichen Nacht beginnt das folgende Schauspiel.

Daß diesem dramatischen Gedichte Sophokles Meisterwerk zu Grunde liegt, wird der Kundige sogleich erkennen. Ich habe nur deßwegen den Namen des griechischen Dichters auf dem Titel nicht genannt, um bei keinem Leser die Erwartung zu erregen, daß er hier eine Uebersetzung finden werde, und um die Anforderungen der Kritiker an eine Uebersetzung von meiner freien Bearbeitung abzulehnen. Das Meisterwerk griechischer Poesie als Meisterwerk deutscher Sprach- und Verskunst wiederzugeben, war mein Streben.

Antigone.

Perſonen.

Kreon, König von Theben.

Eurydike, Kreons Gemahlin.

Hämon, Kreons Sohn.

Antigone, } Töchter des Oidipus.
Ismene, }

Teireſias, ein blinder Seher.

Wächter.

Bote.

Die Aelteſten der Gemeinde Thebens.

Diener und Dienerinnen.

Schauplatz.

Ein freier Platz vor dem Königspalaſte zu Theben. Links erblickt man die Pforten des Palaſtes, im Hintergrunde der Bühne ſteht ein ſteinerner Thronſeſſel.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Morgendämmerung. Antigone, ſchmerzlich bewegt, aber in würdevoller Haltung wandelt auf und nieder. Nach einiger Zeit Ismene.

Antigone.

Ismene, theure Schweſter, Einzige!
Sprich, giebt es noch ein Elend, eine Schmach,
Die noch gefehlt, um völlig zu erfüllen
Den Fluch, mit welchem Zeus des Oidipus
Verhaßtes Haupt und ſein Geſchlecht getroffen? —
Weißt du, was dieſes Tages erſtes Grauen
Graunvolles neues uns heraufgeführt,

Was heut des Herolds Stimme allem Volke
Verkündet hat?

Ismene.

Nichts habe ich vernommen.
Nicht Freude und nicht Leid hab ich gehört,
Seit unsre Brüder beide in den Tod
Dahingesunken, schrecklich hingeschlachtet
Der eine durch den andern; und seitdem
In dieser Nacht sich das Argeierheer
Von der bedrängten Stadt zurückgezogen,
Hat meinen Gram kein neues Leid genährt.

Antigone.

Ich dachte mirs und darum ließ ich dich
Zu mir an diesen stillen Ort bescheiden,
Daß du allein vernähmest —

Ismene.

Was? O Schwester!
Welch neues Unheil wogt in deiner Brust?

Antigone.

Du sollst es hören. Wie? sind sie nicht todt,
Nicht beide todt, nicht beide unsre Brüder?

Was iſt noch ungleich zwiſchen dieſen beiden?
Und doch hat Kreon Einen nur beſtattet,
Eteokles, im Schoß der Mutter Erde;
Der andre, Polyneikes — ewger Schmach
Soll er verfallen ſein auch noch im Tode.
Ihn ſoll der Wächter an den ſtillen Pforten
Des Todtenreiches ſtreng zurücke weiſen,
Daß er mit Fluch beladen ewig — ewig
Ein ruhelos Geſpenſt — o, meine Schweſter!
Nicht gönnet ihm der Fürſt die Handvoll Erde,
Nicht unſre Thränen — nein, dem Wild, den Vögeln
Giebt er den heilgen Leichnam, welche gierig
An ihm, von ſeinem Fleiſch ſich ſättigen.
Bald iſt er ſelbſt, der edle Kreon, hier,
Um dir und mir, auch mir! und allen andern,
Die es noch nicht vernommen, nicht begriffen,
Zu ſagen, wie ers will, recht klar, verſtändlich.
Und damit niemand zweifle, daß es Ernſt,
Kein loſer Scherz — verſteh mich recht, Ismene!
Soll jeder öffentlich geſteinigt werden,
Der nicht gehorcht! — Nun Schweſter, weißt du alles;

Nun laß erkennen, Tochter Oidipus,
Ob du des Namens würdig, den du trägst!

Ismene.

O, arme Schweſter, was vermag ein Weib,
Ein ſchwaches Weib, wie ich, bei dieſem Unglück?

Antigone.

Willſt du mir beiſtehn?

Ismene.

Was beginnſt du? Was
Haſt du in deinem Elend dir erſonnen?

Antigone.

Willſt du mit mir, mit dieſer meiner Hand,
Des Bruders Leichnam, wie ſich ziemt, beſtatten?

Ismene.

Du willſt? — Antigone! und ſagſt doch ſelbſt —

Antigone.

Daß den der Tod trifft, der es thut! — Und doch
Werd ich beſtatten meinen, deinen Bruder,
Auch ohne deinen Beiſtand; — nein des Frevels,
Daß ich den Fluch der Götter noch erhöht,
Deß ſoll mich Niemand zeihen!

Ismene.

Unglückſelge!

Bedenk dein Herr, dein König hats verboten.

Antigone.

In meiner Bruſt befiehlt ein größrer König!

Ismene.

Weh mir! O meine Schweſter, haſt du ganz
Vergeſſen, wie der königliche Vater
Schmachvoll dahin ſank, weil er frevlen Muthes
Die Miſſethat aus ihrem Schleier riß,
Mit dem die Götter gnädig ſie verhüllt?
Wie unſre Mutter graunvoll endete,
Weil ſie das ungeheure Räthſel löſte,
Wie Eines Mannes Mutter und Gemahlin
Daſſelbe Weib vermag zu ſein? Wie endlich
Die beiden Brüder, beid an Einem Tage
Das Loos des Todes zogen, weil empörend
Sich gegen das Geſetz die Todeswaffe
Sie zückten auf des Bruders heilges Houpt?
Und nun, da wir allein von dem Geſchlechte

Des unglückſelgen Vaters nur noch leben,
Nun ſollen wir, auch wir noch ſinnbethört
Dem eiſernen Geſetz entgegenſtreben,
Damit auch uns es noch mit der Gewalt,
Die ihm der Gott verliehn, ſchmachvoll zerſchmettre?
Antigone, bedenke, wer du biſt.
Ein ſchwaches Weib! — vermagſt du wider Männer
Den Kampf zu wagen? — Was geziemt dem Weibe,
Als nur Gehorchen, Dulden? Das was ich
Vermag und ſoll, das will ich thun: mit Thränen
Den Bruder ehren in den ſtillen Nächten,
Und zu des Schattenreiches Mächten flehen,
Daß ſie ihm gnädig nicht die Ruhe wehren,
Die ſeiner Feinde Zorn ihm rauben will.
Das werd ich thun — doch dem Geſetz gehorchen!
Denn fruchtlos iſt es ihm zu widerſtreben,
Und wer es wagt, der muß ſich ſelbſt verderben,
Und ſein Beginnen iſt vermeſſne Thorheit.

Antigone.

Genug! Nicht bitt ich dich! Ja, wollteſt du
Auch jetzt mir beiſtehn, ungern litt ich es.

Bleib du bei deinem Sinn, laß mir den meinen.
Allein beſtatt ich ihn, und ſterb auch ich
Um dieſe That, es iſt ein edler Tod!
Dann ruhe ich geliebt bei dem geliebten,
Denn eine ſchöne That war mein Verbrechen,
Und mehr bedarf der Menſch die Gunſt der
Todten
Als die der Lebenden: nach wenig Stunden
Geht er für immer in das Reich der Todten.
Gehorche du dem irdiſchen Geſetz;
Ich folge jenem, welches hier und dort,
Weil es ein Gott gegeben, gelten muß.

Ismene.

Ich ehre dieß Geſetz; doch um dem Staate,
Dem ich als Bürgerin Gehorſam ſchulde,
Zu widerſtreben, fehlt mir Muth und Kraft.

Antigone.

Nun wohl, ſo haſt du Recht! doch ich will gehn,
Um meines Bruders Leichnam zu beſtatten.

Ismene.

O meine Schweſter, ſoll ich auch noch dich
Verlieren?

Antigone.

Nicht um mich brauchſt du zu ſorgen,
Dein eignes Heil, das nur allein bedenke.

Ismene.

Und biſt du unerbittlich, ſo verhülle
In Dunkel wenigſtens, was du beginnſt,
Ich thu es auch —

Antigone.

Weh dir, wenn du es thuſt!
Ich haſſe dich, wenn du nicht laut es Allen
Verkündeſt, was ich that.

Ismene.

Dir glüht das Herz
Beim Gräßlichen, daß du wie eine Braut
Des Todes eiſige Umarmung ſuchſt.

Antigone.

Der Götter Beifall ſtärket mir das Herz.

Ismene.

Doch das Unmögliche vermagſt du nicht!

Antigone.

Dann freilich werd ichs unvollendet laſſen.

Ismene.

Warum beginnſt du Unausführbares?

Antigone.

Nun ſchweige, Schweſter, willſt du nicht, daß ſterbend
Sich noch von dir in Haß mein Herz abwende,
Und daß der Fluch des Todten auf dir laſte.
Du nennſt mich thöricht, nun wohlan — ich bins!
Doch bin ich ſtark auch alle Schreckniſſe,
Die meiner That nachfolgen, auszuduldeu.
Wie es auch kommt, mein harrt ein ſchöner Tod!

Ismene.

So gehe hin, bethörtes, edles Herz!
Antigone, leb wohl! mein Fuß bleibt hier,
Doch meine Liebe folgt dir — bis ins Grab.
Ich bin der Erbe aller deiner Leiden
Und will ſie tragen — o Antigone!

Sie umarmt Antigone; dieſe reißt ſich ſchnell los, und ſchrei-

tet in ſtolzer Haltung über die Bühne. Jsmene, in Schmerz verſunken, bleibt noch eine Weile ſtehen und geht dann langſam in den Palaſt.

Zweiter Auftritt.

Die Sonne geht auf. Die Aelteſten der Gemeinde Thebens treten auf und ordnen ſich im Halbkreiſe vor dem Thronſeſſel im Hintergrunde der Bühne.

Chorgeſang.

Sei gegrüßt du Strahl der Tage,
Welcher nimmer dieſer Stadt
Schöner ſchien, weil jede Klage
Uns dein Blick geſtillet hat.
Wie das Aug du aufgeſchlagen
Ueber Dirkes Flut der klaren,
Sahn in wilder Flucht wir jagen
Unſrer Feinde mächtge Schaaren
Fort von den bedrängten Thoren,
Die zum Schirmherrn dich erkoren.

Wie ein Aar zum kühnen Jagen
Hatte Polyneikes sich
Drohend hoch emporgetragen,
Diese Stadt ersah er sich.
Schnellen Fluges kam er her,
Und ein weißer Fittig breitet
Aus er der Argeier Heer,
Das sein kühnes Auge leitet.
Weiß erglänzte Schild an Schild,
Rossesmähnen flogen wild!

Doch als er die scharfen Klauen
Fest schon in die Stadt geschlagen,
Scheuchte ihn ein plötzlich Grauen
Auf zur Flucht. Nicht durft er wagen
Unser fließend Blut zu trinken,
Noch die Burg mit wilden Flammen
Zu entzünden. Nimmer sinken
Mauern, die dem Gott entstammen!
Und ihm nach wie Donners Grollen
Ist der Schlachtenruf erschollen.

Denn es haßt der Gott der Götter
Frechheit, die ſich übernimmt,
Er vertilgt den Spott der Spötter,
Den ſein heilig Ohr vernimmt.
Weil ſie frech den Gott verachtet,
Als den Kriegsruf ſie erhoben,
Hat ſein Antlitz ſich umnachtet;
Und als auf den Zinnen oben
Sie ſchon jauchzten Siegeslieder,
Schleuderte ein Blitz ſie nieder.

Der die Fackel hoch geſchwungen
Siegestrunken vorwärts raſte,
Ward von Gottes Arm bezwungen,
Der ihn als ein Sturmwind faßte.
Von den Mauern wirft er alle
Nieder, die ſein Aug erblickt;
Und ſie ſtürzen ſich im Falle
In das Schwert, das ſie gezückt.
Blutig in dem Schlachtgetoſe
Wirft der Gott die Todesloose!

Alle flohn! dem Gotte weichen
Bebend ſie, der ſie geſchlagen,
Deſſen Arme all erreichen,
Welche frech die Stirne tragen.
Nur die Beiden, welche Einen
Vater, Eine Mutter nennen,
In des Haſſes Blindheit keinen
Gott und ſeine Macht ſie kennen:
So iſt jeder rachetrunken
In des andern Schwert geſunken.

Sieh, es nahte, glücklich Theben,
Dir die ſtolze Siegesgöttin;
Ihren Kranz hat ſie gegeben,
Huldreich lächelte die Göttin.
Wie die Noth des Krieges flieht,
Des Triumphs Trommeten hallen,
Ziehe Freud in das Gemüth!
Zu den Tempeln laßt uns wallen,
Freudenlieder laſſet ſchallen,
Laut zum Dank den Göttern allen!

Doch den Fürſten ſeh ich nahen,
Kreon des Menoikeus Sohn!
Eilet würdig zu empfahen,
Den ihr rieft auf Thebens Thron.
Flieht dem König Heil und Segen,
Der, ich ſeh es, ſinnend naht.
Großes muß ſein Herz bewegen,
Weil der Greiſe weiſen Rath
Heut zu ſeines Thrones Stufen
Hat ſein Herold hergerufen.

Dritter Auftritt.

Kreon kommt mit Gefolge. Die Greiſe treten ehrfurchtsvoll zur Seite, während der König den Thron beſteigt, und ſein Gefolge ſich hinter demſelben aufſtellt.

Kreon.

Nachdem die Götter gnädig dieſe Stadt
Gerettet aus des mächtgen Feindes Hand

Und neu befeſtigt, ließ ich euch, ihr Männer,
Vor allem Volke her zu mir entbieten,
Weil ihr vor Allen Laios Thron von je
In Ehren hieltet, weil ihr nach dem Sturze
Des Oidipus dann mit derſelben Treue
Bei ſeinen Söhnen ſtandet. Nun ſind dieſe
An Einem Tage beide hingeſunken
Von Einem Todesloſe, indem Beide
Erwürgend und erwürgt mit Brudermord
Sich ſchändeten; und ihres Throns und Reiches
Rechtmäßger Erbe bin nun ich, ihr Ohm. —
Wohl mag man keines Mannes Sinnesart,
Verſtand, Gemüth und Willen ganz erkennen
Bevor in ſeinem Amt er ſich erprobt!
Verworfen ſcheint mir eines Volkes Herrſcher,
Der nicht nach klarer Einſicht ſich beſtimmt,
Und lieber ſeinem feigen Herzen folgt;
Nichtswürdig, wer die Freunde und Verwandten
Dem Vaterlande vorzieht. Darum ſoll,
Ich ſchwör es bei dem Gott, der Alles ſieht,
Mein Mund nie ſchweigen, wenn ich ahnend ſehe,

Daß ein Verderben drohe dem Vaterlande,
Noch will ich jemals den als Freund erkennen,
Der ſich als Feind dem Vaterland bewieß.
Denn dieß erkenn ich: nie gedeiht ein König,
Der andre Freunde ſuchet als ſein Volk.
Dieß wars, was mich bewog, durch ein Geſetz
Streng zu beſtimmen, wie es mit den Söhnen
Des Oidipus gehalten werden ſoll.
Eteokles, der für das Heil der Stadt
Die Waffen trug und jedes Siegerlohnes
Wohl würdig hingeſunken iſt: er ſoll
Feſtlich beſtattet werden, wie ſich ziemt
Für einen König, und des Volkes Thränen
Und Opferblut ſoll ihm das Grab benetzen,
Daß ſeinen Schatten gnädig mög empfangen
Das ernſte Todtenreich, dem er verfiel.
Doch Polyneikes, Bruder ihm und Mörder,
Der ausgeſtoßen aus dem Vaterlande
Mit Flamm und Schwert zur Rache wiederkehrte,
Um zu vertilgen ſie, die ihn gebar,
Die Vaterſtadt und ihrer Götter Tempel,

Um ſeiner eignen Brüder Blut zu trinken,
Um ihnen, euch, der Knechtſchaft ſchmählig Band
An eure freien Glieder anzulegen:
Er ſoll, ſo hat mein Herold euch verkündet,
Mit keinem Grab, mit Thränen nicht, noch Opfern
Im Tod geehrt ſein; grablos ſoll er bleiben,
Und aller Welt ein Fluch und Abſcheu ſoll
Sein Leichnam liegen, von dem Schwarm der Vögel
Und Hunde ekelhaft zerriſſen. So
Will und befehl ichs. Nie ſoll meine Hand
Dem, der gefrevelt, Lohn und Ehre reichen;
Doch will ich hoch in Tod und Leben ehren
Den, der Verdienſt erwarb ums Vaterland.

Ein Greis.

Wir ehren, Herr und König, den Beſchluß,
Der Freund und Feind des Vaterlandes ſcheidet;
Nach deinem Wohlgefallen darfſt du thun
Wie mit den Lebenden, ſo mit den Todten.

Kreon.

Und ihr ſollt Wächter meines Willens ſein.

Ein Greis.

Dir wird hierin, o Herr, ein jüngrer Mann
Die beſſren Dienſte leiſten.

Kreon.

Bei dem Todten
Hab ich bereits die Hüter aufgeſtellt.

Ein Greis.

Was dann befiehlſt du, König, das bewachen
Wir ſollen?

Kreon.

Jeden, der es wagen möchte
Zuwider mir zu thun.

Ein Greis.

O, Herr, es droht
Der Tod dem, der es wagt! — ein ſolcher Dreher
Wird auch den Kühnſten von der That abſchrecken.

Kreon.

Bei meinem Wort, ihn trifft der Tod! doch Manchen
Hat ſchon Gewinnſucht in den Tod gelockt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Wächter.

Der Wächter.

O König, nicht wie deinem Boten wohl
Geziemet, athemlos, beſchwingten Fuſſes,
Nah ich dir; nein nur zögernd, zagend ſelbſt,
Nachdem ich mehr als einmal ſtehen blieb,
Mich rückwärts kehrte und mir ſelber ſagte:
Warum trägſt du dich ſelbſt der Straf entgegen? —
Und doch, nein, zaudre nicht! bedenke, wenn
Ein Andrer meldet, was geſchehn, wirſt du
Dann wohl entrinnen können deiner Strafe? —
So bin ich ringend mit mir ſelbſt gekommen.
Und machte kurzen Weg in langer Zeit.
Nun bin ich da, — die Pflicht beſiegt die Furcht —,
Und bringe meine ſchlimme Botſchaft an.
Getroſt: das was mich trifft — iſt mein Geſchick.

Kreon.

Nun ſprich, was hat dich ſo verzagt gemacht?

Wächter.

Eh du es hörſt, o König, laß mich ſchwören:
Ich that es nicht, noch weiß ich, wer es that,
Und ohne Urſach würdeſt du mich ſtrafen!

Kreon.

Du ſuchſt dich wohl zu wahren, und ich merke,
Daß du ein ſchlimmes Wort zu melden haſt.

Wächter.

Ja ſchrecklich iſt, warum ich alſo zage.

Kreon.

So meld es kurz, damit du bald entlaſſen.

Wächter.

So wiſſe, Herr, ein Menſch — er iſt entflohn —
Hat jenen Todten in den Sand verſcharrt,
Und ihn geſühnt den unterirdſchen Mächten
Mit Todtenopfern.

Kreon.

Wer? Wer hats gewagt!?

Wächter.

Ich weiß es nicht. Nicht eines Karſtes Schlag,
Noch einer Schaufel Wurf iſt zu erblicken.

Kein Gleis von Rädern, noch auch nur ein Tritt
Von einem Menſchen, keine Spur vom Thäter!
Wir Wächter waren ringsumher vertheilt,
Und niemand hatten wir gehört, geſehn,
Als uns der erſte Tageswächter plötzlich
Die Schreckens-Botſchaft brachte, daß der Leichnam,
Den wir bewacht, ſpurlos verſchwunden ſei.
Nach langem Suchen endlich fanden wir
Im ſandgen Boden das nur ſeichte Grab.
Nur eine dünne Schicht des Sandes deckte
Den Leichnam zu, ſo wenig, daß nur eben
Genug es war, um noch ein Grab zu heißen.
Wir Wächter ſchalten alle auf den Thäter
Und auf uns ſelbſt, denn einer klagte ſtets
Den andern an, und faſt zu Thätlichkeiten
Wär es gekommen. Herr, da war nicht Einer,
Der ſich nicht laut vermeſſen, daß er Feuer
Durchſchreiten wollte, glühend Eiſen halten,
Um ſeine Unſchuld an den Tag zu legen.
Zuletzt, des Suchens nach der Spur des Thäters,
Des Klagens und Betheurens müde, weigrten

Wir alle ſtumm das Angeſicht zur Erde,
Rathlos und troſtlos. Da ſprachs einer aus,
Daß wir nicht zaudern dürften, dirs zu melden.
Wir ſahens ein; das Loos entſchied auf mich.
So kam ich denn, weil ich gemußt, ungern,
Und ungern auch empfangen, denn ich weiß:
Der Unglücksbot iſt Jeglichem verhaßt.

Ein Greis.

Bedenke, Herr und König, ob dieß Werk
Vielleicht durch eines Gottes Gunſt geſchehn?

Kreon.

Schweig, eh du meinen Zorn auf dich gelenkt,
Mit deinen thörgen Reden, kindſcher Greis!
Du ſchmähſt die Himmliſchen mit deiner Rede,
Daß ſie den Frevler ihrer Gunſt gewürdigt,
Der kam um ihre Tempel hinzuſtürzen,
Das Heiligthum zu ſchänden, das Geſetz!
Wann hat ein Gott den Gottloſen begünſtigt?
Nie, nie! Ich weiß es beſſer! Längſt ſchon haben —
Ich ſah es wohl — gar manche Bürger murrend
Die Köpfe ins Geheim geſchüttelt, weil ſie

Den ſtarren Nacken nimmer beugen wollen
In des Gehorſams Joch, drein ich ſie zwänge.
Sie ſinds, ſie haben dieſe Schurken hier
Mit Geld beſtochen zu der Frevelthat.
Groß iſt die Macht des Geldes, Feſtungen
Hat es erobert, Schlachten hats entſchieden,
Den Dummen macht es klug, den Guten ſchlecht,
Es iſt der Lehrer alles Trugs und Lugs,
Es iſt der Vater jeder Schändlichkeit.
Doch die's gethan um ſchnöden Lohnes willen,
Die ſollen ihrer Strafe nicht entgehn!
So wahr ich Zeus noch ehre, wie ich ſtets
Es that: führt ihr mir nicht den Thäter heut
Noch vor, ſo ſollt ihr! — ſterben nicht, o nein, —
An euren Beinen lebend aufgehängt
Sollt ihr, ſo lang es währt, noch allem Volke
Mit Winſeln predigen, daß es nicht gut
Gerathen ſei auf jede Art und Weiſe
Nach Gold zu trachten, daß es wahr das Wort:
In Schaden öfter als im Heile lebt,
Wer ſich durch Schandthat Geld und Gut erſtrebt.

Wächter.

Darf ich ein Wort noch reden?

Kreon.

Geh, Verhaßter!

Wächter.

Bedenke nur dieß Eine, Herr, ob dir,
Was ich geſagt, Herz oder Ohr verletzet?

Kreon.

Was ſollt?

Wächter.

Der Thäter iſt es, der dein Herz verletzt,
Ich nur dein Ohr.

Kreon.

Du biſt ein Schwätzer, geh!

Wächter.

Doch kein Verbrecher, Herr.

Kreon.

Ein Schändlicher,
Der Ehr und Leben gab um ſchnöden Lohn!

Wächter.

Weh dem, der fälſchlichem Verdacht erliegt!

Kreon.

Du ſagſt Verdacht? — Bringt mir den Thäter; ſonſt
Sollt ihr geſtehn: Blüht wo Verrätherlohn,
Da reift als Frucht der eigne Schaden ſchon!

Kreon geht ab in den Palaſt.

Wächter.

Zu dem abgehenden Kreon:

O fänden wir den Thäter!

Nachdem Kreon nicht mehr zu ſehen:

Doch wies kommt,
Ob wir ihn finden mögen oder nicht,
Mich ſollſt du, hoff ich, nimmer wiederſehn.
Daß ich dieß einemal noch wider Hoffen
So friſch entkommen, dank ich froh den Göttern!

ab.

Zweiter Act.

Erſter Auftritt.

Die Aelteſten der Gemeinde Thebens.

Chorgeſang.

Ob die Welt an Wundern reich,
So iſt doch kein Wunder gleich
Dir, o Menſch, dem wunderbaren!
Durch das graue Meer zu fahren
Auf gebrechlich morſchem Holze

Scheuſt du nicht, ja deinem Stolze
Schmeichelts, wenn bei rauhen Stürmen
Hoch ſich auf die Wogen thürmen,
Und dein Schifflein rieſig packen,
Schaukeln es auf ſtarkem Nacken.
Selbſt der Allgebärerin,
Ihr, der Allernährerin,
Ihr, der höchſten Göttin Erde,
Haſt du, daß ſie dienend werde,
Altes Herrſcherrecht entrungen;
Glorreich haſt du ſie bezwungen,
Und es muß der Boden dampfen
Unter deiner Roſſe Stampfen.

Alles, was ſich regt und Leben
Hat, iſt deinem Dienſt ergeben.
Liſtig weißt du zu umgattern
Vögel, die in Lüften flattern,
Weißt mit kecker Hand zu greifen
Thiere, die durch Wälder ſchweifen
Und mit Netzen zu ereilen

Fiſche, die die Wogen theilen;
So biſt du mit Liſt geboren
Dieſer Welt zum Herrn erkoren.
Das von Freiheit glühende,
Scheu vor dir entfliehende
Wild weißt dennoch du zu zähmen.
Deinem Willen muß bequemen
Sich das Roß, ob es die Mähnen
Zürnend wirft; die ſtarken Sehnen
Muß bemühn der wilde Stier
Raſtlos um zu dienen dir!

Du erſchufſt dir ſelbſtgenug
Fittige zum ſtolzen Flug
Deines Geiſtes: Wort und Sprache,
Sie die Eine, tauſendfache,
Stark Geſetze zu verkünden,
Staaten klug und feſt zu gründen.
Und auch mit des Himmels Mächten
Weißt du vortheilhaft zu rechten:
Läßt in deinen Tempeln thronen

Götter, daß ſie menſchlich wohnen;
Selbſt des Schickſals ſtarke That
Findet nie dich ohne Rath.
Eins nur wirſt du nie erſinnen:
Wie du magſt dem Tod entrinnen;
Doch der Krankheit wildem Heer
Schufſt du ſtarke Gegenwehr.

Immer thätig, ſinnig, klug,
Schafft der Menſchengeiſt, im Flug
Seiner göttlichen Gedanken
Ueberſchreitend alle Schranken.
Und ſo iſt ihm Wahl gelaſſen,
Wie das Böſe zu erfaſſen,
So zum Guten ſich zu wenden,
Edle Werke zu vollenden,
Weiſer Satzung nachzutrachten
Und den heilgen Schwur zu achten.
Soll ein Staat jemals gedeihn,
Muß verhaßt der Frevler ſein;
Darum ſorge, nimmer werde

Frevlern Ruh an deinem Heerde;
Nimmer dulde du als Freund,
Wer dem Vaterlande Feind.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Antigone wird von dem Wächter herbeigeführt. Gleich nachher Kreon.

Chorgeſang.

Täuſcht mich Götter! Muß ich trauen
Meinen Augen? Weh! Sie ſchauen
Die unſeligſte der Frauen;
Ja ſie iſt es, die ich ſeh,
Ja ſie iſt — Antigone!
Du, unſelgem Stamm entſproſſen,
Deſſen Bluts ſoviel gefloſſen,
Warum bringt man dich geſchloſſen,
Sprich, wer dich gefeſſelt hat
Und um welche Miſſethat?

Wächter.

Sie iſts, ſie hats gethan; wir trafen ſie
Beim Werk! Wo iſt der König?

Ein Greis.

Hier
Tritt er ſo eben aus dem Thor des Schloſſes.

Kreon.

Was giebts?

Wächter.

Nichts darf, o Herr, ein Sterblicher
Verſchwören, denn die Folge ſtraft ihn Lügen.
So hatt ich auf dein zürnend Drohungswort
Mir ſelber Nimmerwiederkehr gelobt,
Doch nun zwingt mich die unverhoffte Freude
Mir ſelbſt das Wort zu brechen, um zu dir
Die Jungfrau herzuführen, die wir griffen,
Als ſie das Grab beſtellte. Ungezwungen
Durch ein geworfnes Loos erſchein ich dießmal,
Denn wem als mir gehöret dieſer Fund?
Nimm ſie denn, König, richte, ſtrafe ſie,
Mich aber ſprich, wies recht, der Strafe ledig.

Kreon.

Wie — wo ward ſie ergriffen?

Wächter.

Als den Leichnam

Ins Grab ſie legte.

Kreon.

Kannſt du es beweiſen?

Wächter.

Ich ſelber ſah den Leichnam ſie beſtatten.

Kreon.

Wie kams, daß ihr ſie fingt.

Wächter.

Vernimm, o Herr.

Nach deiner Drohung ſannen wir, die Wächter,
Auf eine Liſt den Thäter noch zu greifen.
Wir nahmen aus dem Grab den Leichnam wieder
Und reinigten von Staub ihn, legten dann
Den ſchon verweſenden auf einen Hügel.
Drauf ſtellten wir in mäßiger Entfernung,
Den Wind vermeidend des Geruches wegen,
Uns auf und ſpähten, indem gegenſeitig

Zur Wachſamkeit und Sorgfalt wir uns mahnten.
Dieß währte bis der Ball der Sonne ſtrahlend
Am hohen Mittag ſtand und heftig ſengte;
Da plötzlich hob ſich von dem heißen Boden
Ein Wirbelwind mit fürchterlichem Sauſen.
Er ſtreifte von den Bäumen ab das Laub,
Trieb auf den Staub des Feldes und erfüllte
Die Luft ringsum damit, ſo daß wir blinzend
Die Augen ſchließen mußten und das Toſen
Uns der Beſinnung faſt beraubte. Als
Nach einger Zeit der Sturm ſich endlich legte,
Da — ſehn wir auf dem Hügel bei dem Leichnam
Hier dieſe Jungfrau, händeringend, laut
In hellem Klageruf die Stimm erhebend,
Gleich einem Vogel, welcher wiederkehrend
Die lieben Jungen aus dem weichen Neſte
Herausgeſchleudert auf dem Boden findet.
So klagte ſie und rief Verwünſchungen
Auf deren Haupt, die dieſe That vollbracht.
Drauf ſcharrt ſie mit den Händen in den Sand
Und ſtreut die Erde auf den Leichnam hin,

Und opfert aus dem ſchönen Krug von Erz
Die Weiheſpenden auf den Leichnam dreimal,
Um ihn den Unterirdſchen zu verſöhnen.
Da ſprangen wir herbei und faßten ſie.
Doch ſie, nicht muthlos, nein gefaßt und ruhig,
Geſteht die erſte wie die zweite That.
Der eignen Rettung freut ich mich, obſchon,
Ja ich geſteh es, König, mir es leid,
Daß ich die edle Jungfrau der Gefahr
Nun überliefern muß, um mich zu retten.

Kreon.

Du alſo, die zum Boden niederſenkt
Das Haupt, ſprich ob du dieſe That bekennſt.

Antigone.

Ich habe ſie gethan.

Kreon. Zum Wächter:

So magſt du frei
Wohin du willſt nun gehn, du biſt gereinigt
Vom Vorwurf des Verbrechens.

Zu Antigone:

Aber du,

Sprich kurz, war dir bekannt, daß ichs verbot?

Antigone.

Dein Herold hatte öffentlich verkündet,

Was du verlangteſt.

Kreon.

Dennoch haſt du frech

Gebrochen das Geſetz?

Antigone.

Nicht war es Zeus,

Der dieſen Heroldsruf geboten hatte,

Noch ſonſt ein Gott, und alſo hoch nicht achte

Ich dein Gebot, daß ich, die Sterbliche,

Ihm mehr gehorchte, als dem ungeſchriebnen

Geſetze, das die ewgen Götter mir

Ins Herz gepflanzt, das nicht von heut und morgen,

Das ewig lebt und gilt; nicht will ich Menſchen

Gefallen, noch ſie fürchten, und dafür

Der Götter ewge Strafe auf mich laden.

Dieß, daß ich ſterben müßte, wußte ich,

Auch wenn es nicht dein Herold mir verkündet.
Wenn aber vor der Zeit der Tod mich trifft,
So iſt dieß wahrlich nur Gewinn zu nennen
Für mich, die lebt gequält von tauſend Leiden.
Mir macht es wenig Qual, wenn jetzt ich ſterbe,
Doch hätt ich ſehen müſſen, wie der Leichnam
Des Bruders öffentlich beſchimpft, dem Volke
Zum Abſcheu, ohne Grab und ohne Ehren,
Ein Raub der Vögel und des Wilds gelegen
Auf ungeweihtem Boden: ja das wars,
Was fürchterlich mich dünkte! Wohl mag ich
Dir thöricht ſcheinen, doch wem wirklich Thorheit
Das Herz umnachtet hält, ob dir, ob mir,
Das wird der Gott entſcheiden!

Ein Greis.

Gleich dem Vater
Iſt ſie an Stolz und unbeugſamem Sinn;
Sie fügt ſich ſelbſt nicht der Nothwendigkeit.

Kreon.

Doch ſtarrer Sinn giebt auch am erſten nach,
Wie Eiſen, welches durch des Feuers Glut

Zu Stahl gehärtet ward, am erſten bricht.
Das wilde Roß bezwingt ein leichter Zaum.
Nicht ziemts dem Sclaven wider ſeinen Herrn
Sich aufzublähen; übermüthges Weib,
Ja zwiefach übermüthig! das Geſetz
Haſt du mit deinem Frevel frech gehöhnt,
Und nun noch wagſt du mir ins Angeſicht
Zu prahlen mit der Schandthat. Nun fürwahr,
Nicht ich, ſie wäre hier der Mann und Herr,
Wenn ohne Strafe ihre Frechheit bliebe!
Bei Gott, nicht ſolls ihr helfen, daß ſie mir
Durch Blutesbanden näher ſteht als ſonſt
Wer in der Stadt; ſie, ſowie ihre Schweſter,
Sie ſollen meiner Rache nicht entfliehn!
Denn auch Ismene iſt in dieß Verbrechen
Verſtrickt. Ruft ſie herbei! Noch eben erſt
Sah ich ſie angſtvoll den Palaſt durchirren,
Verzweiflung im Geſicht; ja, ſo verräth
Der Schändliche ſich ſelbſt durch ſein Gewiſſen!
Doch noch verhaßter iſt mir der Verbrecher,
Der frech ſich rühmt der That, die er beging.

Antigone.

Beſtimmſt du mir noch Schlimmres als den Tod?

Kreon.

Dein Tod genügt.

Antigone.

Warum dann zauderſt du?

Wie du die meine, haß ich deine Rede!

Und doch hab ich dadurch, daß ich den Leichnam

Des Bruders ehrte, mir die Achtung Aller

Erworben, die mein Schickſal jemals hören.

Ja ſprächen dieſe hier, die Greiſe, denen

Die bleiche Furcht den Mund verſchließt, ſie würden

Dir ſagen, daß mein Thun ein heilges war.

Doch das iſt des Tyrannen großer Vorzug,

Daß, während ihn umgiebt des Todes Schweigen,

Er thun und reden darf, was ihm beliebt!

Kreon.

Du ſtehſt mit deiner Weisheit hier allein!

Antigone.

Sie alle zollen Beifall mir im Herzen,

Und ſchweigen nur, damit dein blinder Zorn
Nicht ſie auch treffe.

Kreon.

Schamlos Weib!

Antigone.

O, nein,
Nicht iſt es ſchamlos, ſeines Bruders Leichnam
Zu ehren.

Kreon.

Seines Bruders Mörder!

Antigone.

Ja!

Kreon.

So ſchändet deine That den eignen Bruder!

Antigone.

Ich weiß, daß auch Eteokles die That,
Die ich begangen, billigt.

Kreon.

Ha, weil du
So hoch den Mörder ehreſt, wie ihn ſelbſt!

Antigone.

Nicht meuchlings ſchlug er ihn, gemeinen Sinnes:
Im ehrenvollen Kampfe fielen beide.

Kreon.

Nicht beide! Seines Vaterlandes Retter
Fiel einer nur, der andre als Verräther
Der Götter, der Geſetze ſeiner Heimath!

Antigone.

So magſt du ſagen; doch die Unterwelt,
Sie hat nur Ein Geſetz: wie es ſich ziemt,
Daß der Lebendige die Todten ehre.

Kreon.

Es macht mit Recht der Gute höhern Anſpruch,
Als wie der Böſe!

Antigone.

Woher weißt du dieß?
Von dieſem Todten?

Kreon.

Auch im Tode wandelt
Nicht Haß in Liebe ſich.

Antigone.

Doch ich vermag

Die Liebe nur zu theilen, nicht den Haß!

Kreon.

So liebe denn im Schattenreiche, wen

Du willſt. So lang ich lebe, ſoll kein Weib

Je meinen Willen beugen!

Ein Greis.

Sieh, da kommt

Ismene aus den Pforten des Palaſtes!

Es hat ihr Auge ſich in Schmerz geröthet

Und ſtrömet Thränen auf die holden Wangen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Ismene.

Kreon. Zu Ismene:

O, Schlange, die ich an den Buſen nahm,

Die ſich an meinem Blut genährt und mir

Ihr Gift geträufelt in den Quell des Lebens!
Geſtehe deine Schuld an dieſer Schandthat,
Die deine Schweſter, dieſe Furie,
Begangen.

Ismene.

Ja, wenn ſies geſagt, — ich bins!
Nein, nein! ich bin nicht ſchuldloſer als ſie!

Antigone.

Beleidge nicht die Wahrheit! — Nein, ſie hat
Nicht Theil an dieſer That, und ich, ich ſelbſt
Verwehrt es ihr.

Ismene.

Doch jetzt, an deiner Noth,
Sollſt du mir Antheil gönnen! O, verwirf,
Schweſter, verwirf mich nicht!

Antigone.

Die ernſte Welt
Der Schatten iſt der Zeuge meiner That.
Entferne dich! denn nicht begehre ich
Die Freundin, die mit Worten, nicht mit Thaten
Vermag zu lieben.

Ismene.

O, Antigone,

Gönne mir Theil an deinem Ruhme! Sieh,
Hab ich durch meine Schwäche an der Liebe
Geſündigt, ſo will ich nun liebend treu
Bis in den Tod es büßen!

Antigone.

Nein, du ſollſt
Nicht theilen mein Verderben, noch die That,
Die ich gethan, in Anſpruch nehmen. Geh,
Es iſt genug an meinem Tode.

Ismene.

Weh,
Wie ſoll ich leben, leben ohne dich?

Antigone.

Dein Oheim Kreon wird dein Leben ſchirmen,
Denn du biſt ſein gehorſam Kind.

Ismene.

Warum,
Kränkſt du die Schweſter an dem Rand des Grabes?

Antigone.

Ismene, Schweſter, einzig nur darum,

Weil mich es ſchmerzt, daß du den Spott verdient!

Ismene

Was, weh mir, ſoll ich thun?

Antigone.

Dich retten! Gern,

Seh ich dich leben, denn du liebſt das Leben.

Ismene.

Ich ſoll von dir, von deinem Loos mich trennen?

Antigone.

Du haſt gewählt — das Leben! Ich — den Tod!

Ismene.

Ich warnte dich.

Antigone.

Ich folgte andrem Rath!

Ismene.

Doch wußt ich deine That, und theile ſie!

Antigone.

Genug, o Schweſter! Sei getroſt, du lebſt!

Ich aber bin ſchon längſt dahingeſtorben,

Denn meine Seele, ſie verließ das Reich
Des Lebens, um den Todten treu zu dienen.

Kreon.

Es hat der Wahnſinn beide euch bethört;
Und darin nur ſcheint ihr mir unterſchieden,
Daß jene längſt der finſtern Macht verfiel,
Die jetzt auch dein bethörtes Haupt ergreift.

Ismene.

O, Herrſcher, hab Erbarmen! O, bedenke:
Das Elend es umnachtet mit dem Wahnſinn,
Wenn es ſo groß wie unſres, auch ein Haupt,
In welchem der Verſtand ſonſt herrlich thronte.

Kreon.

Dir freilich, weil du ſinnbethört das Böſe
Zu theilen wünſcheſt mit dem Böſen.

Ismene.

Götter!
Wie ſoll ich ohne ſie das Leben tragen!

Kreon.

Nicht mehr gedenke ihrer! ſie iſt todt.

Ismene.

Du willſt die Braut ermorden deines Sohnes?

Kreon.

Er findet eine Beſſre

Ismene.

Aber keine,

Die ſeiner Liebe dieſe hier erſetzt!

Kreon.

Er haſſet ſie wie ich.

Ismene.

O, edler Hämon,

Wie hat dein eigner Vater dich beſchimpft!

Kreon.

Schweig, ſinnlos Weib!

Ismene.

Haſt du ein Herz, und willſt

Dem eignen einzgen Sohn ſein Alles rauben!

Kreon.

Das Reich des Todes endet dieſes Bündniß.

Ismene.

Beſchloſſen, wehe, iſt ihr Untergang!

Kreon.

Er iſt es — ihr, und mir, uns Allen! — Wachen!
Führt ſie hinein und wartet eures Dienſtes
Mit allem Fleiße. Auch die Kühnſten ſtreben
Dem Tode zu entrinnen, wenn er naht,
Und ſie ins Auge ſchaun dem furchtbar ernſten.

Die Wachen führen die beiden Jungfrauen in den Palaſt.

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Kreon ſitzt tiefſinnig auf dem Thronſeſſel. Die Aelteſten der Gemeinde Thebens.

Chorgeſang.

Glücklich, wer des Lebens Schmerzen
Nie empfand im wunden Herzen!
Wenn die Götter ein Geſchlecht
Mit des Unglücks Fluch belaſtet,
Schleicht das Unheil ungeſchwächt,
Ohne daß es jemals raſtet,
Fort von Sohn zu Sohn als Erben,

Reißend alle ins Verderben —
Gleich dem Sturme, der das Meer
Aufregt wühlend bis zum Grunde,
Daß die Wogen weitumher
Sprühen aus dem finstern Schlunde:
Ungeheure Wogen rollen
Fort sich auf des Weltmeers Rücken,
Bis mit furchtbar ernstem Grollen
Noch die Felsen sie in Stücken
Schmettern, die am Strande ragen,
Und sich in sich selbst zerschlagen.

Solches läßt mit finstrem Grauen
Labdakos Geschlecht mich schauen.
Neues Unheil der Gebornen
Folgt dem Unheil der Verlornen!
Nicht vermag der Sohn zu büßen
Seiner Väter schwere Sünden;
Weil die Götter sie verstießen,
Wird kein Enkel Gnade finden.
Ewig ist der Zorn der Götter,

Ohne Zuflucht, ohne Retter.
Sieh, das letzte ſchöne Licht,
Das in Oidipus Geſchlechte
Leuchtete, es dauert nicht;
Denn des Hades finſtre Mächte
Fügen ſeltſame Verwirrung,
Bringen Red und Geiſt in Irrung,
Daß ſich ſelbſt ihr Grab bereiten,
Die ſie ins Verderben leiten.

Wie vermag ein menſchlich Leben
Dir, o Zeus, zu widerſtreben,
Deſſen nimmer müdes Haupt
Nie zum Schlummer hin ſich neiget,
Und von grünem Kranz umlaubt
Des Jahrtauſends Spur nicht zeiget.
Ewig junge Zeit bewohnſt du
Mit unwandelbarer Macht,
Auf Olympos Höhen thronſt du
In unnahbar lichter Pracht.
Und wie du ſo herrſcht unſterblich,

Unter Menſchenkindern erblich,
Dein Geſetz: daß irdiſch Leben
Stets in Schmerzen muß erbeben.

Wenn die Hoffnung irren Fußes
Manchem auch mit ihres Grußes
Freundlichkeit das Aug erquicket;
Andre hat zu wilder Luſt
Sie entbrannt, und ſchon gezücket
Hält das Schickſal auf die Bruſt
Dann den Delch, den ſich die Thoren
Raſend in den Buſen bohren.
Alſo tönt der Spruch des Weiſen,
Wahrheit iſts, was er verkündet:
Will dich Gott ins Unglück reißen,
Dann iſt dir das Herz erblindet,
Daß du Böſes nimmſt fürs Gute,
Und erliegſt im Uebermuthe.

Auf, o König, zu empfangen
Deinen Sohn, er kommt gegangen.

Bleich erſcheinen ſeine Wangen,
Denn ihm ſtockt das Herz in Bangen
Um die Braut, die du gefangen
Hältſt, daß nie er ſoll erlangen
Die ſein einziges Verlangen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Hämon.

Kreon,
der von dem Thron herab ſeinem Sohn entgegen gegangen iſt.

Es wird ſich zeigen! — Hämon, haſt du ſchon
Vernommen, welchem Urtheil deine Braut
Verfallen iſt? Und nahſt du mir, wie ſich
Geziemt, vertrauensvoll mit Kindesliebe?

Hämon.

Ich bin dein Sohn und dir will ich vertraun
Als weiſem Führer meiner Jugend. Nur
Dem Mädchen, das du würdig deſſen achteſt,
Werd ich die Hand zum Bund der Ehe reichen.

Kreon.

Bleib, o mein Sohn, bei dieſem ſchönen Sinne,
Und du biſt deines Vaters höchſtes Glück.
Darum iſt ein gehorſam Kind ein Segen
Dem Vaterhauſe, weil in ihm ein Rächer
Für jede Unbill lebt, die es betrifft,
Ein Freund dem Guten, der ihm Gutes that.
Doch weh dem Manne, der an ſeinem Heerde
Ein ungerathnes Kind ſich groß gezogen,
In ihm ernährte er die eigne Noth,
Und wird in ihm zum Spott für ſeine Feinde.
Mein theurer Sohn, laß dir die klaren Sinne
Durch eines Weibes Reize nicht beſtricken,
Bedenke, daß nicht Schönheit glücklich macht:
Nur durch Gehorſam kann ein Weib beglücken.
Ein widerſpenſtiges iſt des Mannes Fluch.
Der ſchlimmſte Feind iſt uns ein ſchlechter
Freund.
Dieß Mädchen iſt der Feind von deinem Glücke,
Sie mag im Hades freien, wen ſie will!
Von allen Bürgern hat nur ſie allein

Verachtet widerſpenſtig mein Geſetz;
Und ich, ſoll ich zum eitlen Lügner werden
Vor allem Volke? Nie, beim Zeus! Sie ſticht!
Mag immerhin ſie klagen, daß die Banden
Des Blutes ich verletze; dulde ich,
Daß den Gehorſam die mir weigern, die
Durch Blutesbanden nah mir ſtehen, wie
Mag ich die Fremden im Gehorſam halten?
Nur wer im eignen Haus als Herrn ſich zeigt,
Vermag mit Würde in dem Staat zu herrſchen.
Nie leb ich den, der das Geſetz verhöhnt,
Und ſeinem Herrſcher zu befehlen wagt;
Nein, dem gehorche, den der Staat berief
Zum heilgen Herrſcheramte, ob dir groß,
Ob klein, ob gut, ob ſchlimm dir dünken mag,
Was er befohlen! Nur ein ſolcher Bürger
Iſt gleich geſchickt zum Herrn, zum Unterthan,
Und iſt der beſte Krieger, wenn bedrängt
Das Vaterland zum blutgen Kampfe ruft.
Das ſchlimmſte Uebel iſt der Ungehorſam:
Er ſtürzt die Staaten, er verheert die Städte.

Er bricht der Krieger Reihen in der Schlacht.
Gehorsam ist des Lebens beſter Schutz,
Ihn muß man hüten wie der Feſtung Mauern.
Nicht eines Weibes Sklave sei der Mann!
Nein, beſſer ist der Tod durch Manneshand,
Als einem Weibe sich zu unterwerfen.

Ein Greis.

Du sprächſt weiſe, König, wenn das Alter
Mir nicht das klare Urtheil hat getrübt.

Hämon.

Das köſtlichſte Geſchenk, o Vater, welches
Die Götter uns gegeben, iſt Verſtand;
Doch ob du jetzt der Weisheit Wort geſprochen,
Das kann ich nicht bezweifeln noch behaupten.
Wohl läßt ſich manches auch dagegen ſagen.
Du ſiehſt nicht alles, Vater, was geſchieht,
Du hörſt nicht alles, was im Volk man redet.
Dein Antlitz hält gebannt des Bürgers Zunge,
Daß er nicht redet, was dir nicht gefällt.
Ich aber, näher ſchon dem Volk als du,

Ich höre, wie das Volk um dieſe Jungfrau
Mit Schmerzen klagt, und ſpricht, daß ſie, die reinſte
Von allen Frauen, ſchmachvoll untergehe
Um eine That des höchſten Ruhmes werth.
Muß nicht, ſpricht man, das Weib, das unerſchrocken
Den Bruder, der im Kampfe fiel, beſtattet,
Damit ſein Leichnam nicht ein Raub des Wildes,
Ein eckler Geier werde, — muß ſie nicht
Den ſchönſten Ehrenlohn und Preis empfangen?
So ſpricht das Volk; was mich betrifft, ich kenne
Kein größres Glück als deine Wohlfahrt, Vater!
Denn mit des Vaters Glück ſchmückt ſich der Sohn.
So wie im Sohn der Vater wird geehret.
Nur dieſes Eine bitt ich dich, mein Vater,
Daß du nicht wähneſt, außer jener Art,
Wie du die Sache ſiehſt, gäbs keine andre,
Die nicht auch richtig ſei auf ihre Weiſe.
Denn, Herr, erlaube, daß dieß Wort ich ſpreche:
Wer ſich allein nur für den Klugen hält,
Der irret oft am meiſten; ſelbſt der Weiſe

Soll es ſich nie für eine Schande rechnen
Zu neuem Wiſſen rüſtig fortzuſchreiten.
Wenn Wald und Wieſe überſchwemmt der Strom,
Dann ſiehſt du, wie allein erhalten wird
Der Baum, der ſanft der ſtarken Woge nachgiebt,
Wie aber aus den Wurzeln wird geriſſen
Der Baum, der unbeugſam der Macht des Sturmes
Sich widerſetzen. So auch gehts dem Schiffer,
Der allzuſtraff die Segeltaue ſpannet,
Der Sturm zerreißt ſie, ſtürzet um das Schiff
Und bringt den Seemann ſelber ins Verderben.
Darum, o Vater, mäßige deinen Zorn
Und achte klug auf deines Volkes Stimme.
Siehst mir ein Urtheil zu: Es iſt gewiß,
Ein feſter Sinn geziemt dem klugen Manne,
Doch ziemt ihm auch nicht minder nachzugeben,
Wenn Andre ihn des Beſſern überzeugen.

Der Greis.

O König, auch dem Sohn gab weiſe Rede,
Und billig iſt es ihn zu hören. Beide
Habt ihr manch kluges, wahres Wort geſprochen.

Kreon.

Es will der Sohn den Vater, will der Knabe
Den Mann belehren, was das Rechte ſei!

Hämon.

Nicht meine Jugend, ſieh, o Herr! die Sache,
Die faſſ ins Auge; denn nicht meine Weisheit
Hab ich vor dir entbreitet.

Kreon.

Iſt es recht,
Zu ehren, was geſetzlos?

Hämon.

Ich auch werde
Niemals dem laſterhaften Ehre gönnen.

Kreon.

Nun denn, iſt ſie nicht laſterhaft?

Hämon.

Die Bürge
Von Theben ſagen all einſtimmig: Nein!

Kreon.

Bin ich der Herrſcher, oder iſts das Volk?

Hämon.

Die Frage, Herr, iſt wenig deiner würdig!

Kreon.

Giebt es noch Einen Herrſcher neben mir?

Hämon.

Da wo nur Einer frei, giebts keinen Staat.

Kreon.

Es iſt der Staat das Eigenthum des Herrſchers.

Hämon.

Dann iſt der Staat ein ödes, wüſtes Land.

Kreon.

Du biſt, ſo ſcheint es, mit dem Weib im Bunde.

Hämon.

Wenn du ein Weib biſt, denn für dich nur ſorg ich.

Kreon.

O ungerathner Sohn, mit deinem Vater

Wagſt du zu rechten!

Hämon.

Nur um von dem Unrecht

Aus Lieb und Achtung ihn zurückzuhalten.

Kreon.

Iſts Unrecht, meine Herrſchermacht zu ſchirmen?

Hämon.

Du ſchirmſt ſie nicht, wenn du der Götter Ehre
Entheiligeſt!

Kreon.

O ſchmachvoll! einem Weibe
Sich ſo zu unterwerfen!

Hämon.

Nie wirſt du
Mich unterwürfig finden dem, was ſchlecht.

Kreon.

Und doch nur um des Weibes willen ſprichſt du.

Hämon.

Auch dein-, auch meinet-, auch der Götter wegen!

Kreon.

Nie wird ſie lebend dich als Weib umarmen.

Hämon.

Nun wohl! ſo tödte ſie! doch wiſſe dieß:
Mit ihr erſchlägſt du noch ein zweites Leben!

Kreon.

Tollkühne Drohung!

Hämon.

Nein, ich drohe nicht;

Nur mahnen will ich an die ſchlimmen Folgen

Des übereilten Zornes.

Kreon.

Sinnbethörter!

Hämon.

Wärſt du mein Vater nicht — ich gäbe dir

Dieß Wort zurück!

Kreon.

Nun ſchweige, thörger Knabe,

Knecht eines Weibes! Pfui!

Hämon.

Darf ich denn ſchweigen,

Wenn du ſo hart mich anklagſt?

Kreon.

Um den Streit,

Der meiner wenig würdig iſt, zu enden;

Schwör beim Olympos ich, nicht ungeſtraft

Sollſt du mich tadeln! Führet die Verhaßte
Sogleich heraus! vor meinen, vor den Augen
Des Bräutigams ſoll gleich der Tod ſie treffen!

Hämon.

Nein, nicht vor meinen Augen ſoll ſie ſterben,
Noch ſollen mich je deine Augen ſehen!
Vor deinen Schmeichlern zeige deinen Wahnſinn!

Hämon ſtürzt fort.

Ein Greis.

Es eilte raſch im Zorn der Jüngling fort.
Bedenk, o Herr, daß in des Zornes Gluten
Die Jugend leicht zum Schrecklichſten entbrennt.

Kreon.

Und ob er Ungeheures ſänn und thäte;
Er ſoll die Weiber nicht dem Tod entreißen!

Greis.

Willſt du ſie beide mit dem Tode ſtrafen?

Kreon.

Nein, — recht erinnerſt du! — die eine nur,
Die frech der That, die ſie beging, ſich rühmt.
Die andre ſcheint mir thöricht mehr als ſchuldig.

Greis.

Und welchen Tod haſt du ihr zugedacht?

Kreon.

Im öden felſigen Thal am Waſſer Dirke
Iſt in den Felſen eine Gruft gehauen,
Dort werde lebend ſie hineingeführt.
Nur ſoviel Nahrung wird zur engen Wohnung
Ihr mitgegeben, als die Sühne heiſcht,
Daß nicht ihr Blut, das Blut der Nahverwandten,
Komm über mich und über unſre Stadt.
Da mag der Fürſt der Schatten, den allein
Sie ehrt, vom Tode ſie erretten, oder
Sie möge einſehn, aber nur zu ſpät,
Daß es ein fruchtlos Werk die Todten ehren!

Kreon geht in den Palaſt.

Vierter Act.

Erſter Auftritt.

Die Aelteſten der Gemeinde Thebens.

Chorgeſang.

Gott der Liebe, Allbeſieger,
Eros hochgewaltiger!
In den Herzen rauher Krieger
Wohnſt du, Vielgeſtaltiger;
Und auf holder Mägdlein Wangen
Ruhſt du ſchlummernd — ſüß Verlangen
Schimmert aus den ſanften Blicken
Zu entbrennen in Entzücken.

Wie des Maies ſüße Düfte
Schweifſt du fernhin durch die Lüfte,
Ueber Berge, über Klüfte,
Ja hinab bis in die Grüfte.
Ueber weite Meereswogen
Kommſt ein Sturm du hergezogen
Und ergreifſt, wen du erleſen;
Und es mag kein ſterblich Weſen,
Großer Gott, dir je entrinnen.
Sicher trifft der Liebe Schmerz,
Und zu raſendem Beginnen
Schnell entzündet er das Herz!

Nicht nur Luſt, auch blutge Schmerzen
Eros, Sinnverwirrender,
Bringſt du; denn dein wie zum Scherzen
Unbedachtſam irrender
Pfeil hat manches Herz entzündet,
Daß Beſinnung ihm entſchwindet,
Und ihm blutiges Entſetzen
Wird zu ſchrecklichem Ergötzen!

Eines Jünglings Herz, ergeben
Deinem Dienſt, haſt du ſo eben
Aufgeregt zu Haſſes beben
Gegen nahverwandtes Leben.
Seltſam, daß der Zwietracht Flammen
Alſo reinem Quell entſtammen!
Kann man wilden Haß entſaugen
Einer holden Jungfrau Augen,
Die begeiſtert um ſich ſchauen,
Tragend edle That im Herzen?
Alſo miſcht mit Todes Grauen
Sich der Anmuth ſiegreich Scherzen!

Ach ich ſelber ja verletze
So wie ſie jetzt die Geſetze!
Seht, ſie naht zum letzten Gange,
Thränen netzen meine Wange.
Mir ergreift das Herz der Jammer,
Wenn ich ſie zur ſtillen Kammer,
Aus der niemand kehret wieder,
Sehe klagend ſteigen nieder.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Antigone.

Antigone.

So ſcheid ich denn vom theuren Vaterlande,
Das froh ich grüßte mit der Jugend Blicken, —
Es löſen ſich des Lebens holde Bande!
Das ſchöne Licht, das jetzt noch mit Entzücken
Die Augen trinken, ach am dunklen Strande
Des Acheron wird es mich nie beglücken.
Ich ſcheid aus meiner Liebe Morgenroth,
Mir ruft ein kalter Bräutigam — der Tod!

Der Greis.

Ob fortan im dunklen Reiche
Der Geſtorbnen du wirſt wohnen,
Schmücken doch die Stirn die bleiche
Dir des Ruhmes ewge Kronen.
Nicht macht Krankheit dich zur Leiche,

Gift und Schwert auch dich verſchonen:
Nicht hat dich der Tod bezwungen,
Du haſt frei ihn dir errungen.

Antigone.

So ſtarb einſt Niobe. Nachdem die Lieben
Der Fluch der Götter alle ihr entrungen,
Iſt ſie im Schmerz erſtarrend ſtehn geblieben,
Ein ſtarrer Fels, den Epheu hält umſchlungen.
Die Thränenſtröme, die der Schmerz getrieben
Aus ihren Augen, hat kein Tod bezwungen,
Sie rieſeln noch und künden ihren Kummer:
So wiegt auch mich der Gott in Todesſchlummer.

Der Greis.

Götter hatten ſie gezeugt,
Dich hat ſterblich Weib geſäugt;
Nicht darfſt ihr du dich vergleichen,
Doch ſuch ſterbend zu erreichen
Einen Theil von ihren Ehren.
Nimmer darfſt du mehr begehren

Antigone.

Darfſt du verſpotten mich, da ich noch lebe?
Weh mir, euch ruf ich Thebens Quellen, Hainen,
Daß mir von euch ein jedes Zeugniß gebe,
Wie ich verlaſſen ach von all den Meinen
Elend entgegen jetzt dem Grabe bebe,
An dem kein Freund wird zärtlich klagend weinen;
Daß ich nicht todt und doch verſchmäht vom Leben,
Muß elend zwiſchen Tod und Leben ſchweben!

Der Greis.

Kind, dich hat dein kühnes Wagen
Allzuhoch empor getragen.
Ewige Gerechtigkeit
Fällte dich auch in dem Streit,
Der des Vaters Fluch entſprungen;
Doch du haſt ihn ausgerungen.

Antigone.

Warum empörſt du noch die ſchärfſten Schmerzen
In meiner Bruſt, die Quelle aller Leiden,
Die ſchon zerriſſen all der Meinen Herzen!
Welch Sterblicher kann Götterfluch vermeiden?

O wären nie entbrannt die Hochzeitkerzen,
Die einſt zuſammenführten jene beiden,
Die mich gezeugt, zu denen fluchbeladen
Ich hin nun wandle auf des Todes Pfaden!

Der Greis.

Wohl geziemts an todten Lieben
Fromme Werke fromm zu üben;
Doch des Herrſchers heilgen Willen
Muß vor Allem man erfüllen.
Sieh, dein eigner ſtarrer Sinn
Giebt dem Tode dich dahin!

Antigone.

Weh, unbetrauert, unvermählt dem Gatten,
Muß ich den ſchweren Weg des Todes gehen,
Hinunter in das graue Reich der Schatten.
Nie ſoll ich mehr das heilge Auge ſehen
Des Lichtes! Und kein Freund wird mich beſtatten,
Die Gunſt der dunklen Götter mir erflehen
Und meinem Schickſal Thränenopfer ſpenden,
So muß ich elend, hilflos, einſam enden!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kreon.

Kreon.

Meint ihr, daß je der Jammer endete,
Vermöchten Klagen vor dem Tod zu ſchützen?
Führt ſie hinweg! Und habt ihr ſie vermauert
In jenem Felſengrab, wie ich befahl,
So mag ſie ſterben oder Gräber wühlen!
Ich hab an ihrem Schickſal keine Schuld, —
Doch darf ſie länger nicht das Licht erblicken!

Antigone.

Empfange mich denn, Gruft und Hochzeitkammer
Du Wohnung, die ich nimmer mehr verlaſſe;
Du ewiges Gefängniß, führe mich
Hin zu den Meinen, welche alle ſchon
Ins Schattenreich hinabgeſtiegen ſind.
Die letzte meines Stammes folge ich

Und auch die Unglückſeligſte von allen,
Noch eh beendet meines Leben Zeit.
Mich ſtärkt die Hoffnung, liebend wird der Vater
Mich dort empfangen; du auch, theure Mutter,
Auch ihr, geliebte Brüder, werdet liebend
Mich dort willkommen heißen. Hab ich doch
Euch liebe Todten mit der eignen Hand
Gebadet und geſchmückt und fromme Weihen
Euch auf das Grab geopfert, und weil ich
Dich Polyneikes liebevoll beſtattet,
Darum wird mir ſo ſchnöder Lohn gegeben.
Doch ihr, die jemals ihr vernehmen werdet,
Was ich begangen, lobet meine That!
Nicht hätt ich ſie gethan dem Kinde, das
Ich ſelbſt geboren, nicht dem theuren Gatten;
Nein, nicht für ſie hätt ich dem Staat zuwider
Die That begangen. Doch warum für ihn?
Den Gatten hätt ein Andrer mir erſetzt,
Ein andres Kind hätt mir mein Schooß geboren
Wenn aber beide Aeltern Todesnacht
Umfangen hält, ſo wird mir nimmermehr

Ein Bruder den verlorenen erſetzen.
Doch ob ich auch nur darum ihn geehrt,
Doch ſtraft mich Kreon als Verbrecherin,
Und ſagt, daß ich mich frech empöret habe,
Des Staates heilge Satzung umzuſtoßen.
Es faßt mich ſeine Hand und führt mich fort,
Als gattenloſes Mädchen, ohne je
Des Mutterglückes mich gefreut zu haben.
Mir hilft kein Freund, mir fließet keine Thräne, —
Ich ſteige lebend in das Reich der Todten!
Hab ich verletzet eines Gotts Gebot?
Weh mir, nicht einmal zu den Himmliſchen
Darf ich die troſtlos irren Augen heben,
Denn mir ward eine fromme That zum Fluch,
Ein gutes Werk zur Schandthat umgewandelt! —
Und doch, die Götter, weiß ich, ſind gerecht!
Darum, wenn dieß nach ihrem heilgen Willen
An mir geſchieht, ſo will ich auch in Demuth
Es gern bekennen, daß ich ſchuldig bin.
Sind aber ſchuldig ſie, die mich verfolgen,
So treffe ſie kein ſchlimmer Loos als mich.

Der Greis.

Immer noch in ſcharfem Schmerz
Zuckt der Jungfrau leidend Herz!

Kreon.

Führt ſie fort, wenn ihr zum Sold
Thränen nicht empfangen wollt!

Antigone.

Weh mir! Es kündet an mir dieß Gebot
Wie nahe ſchon der bittre Tod mir droht.

Kreon.

Keinen Troſt werd ich dir ſpenden;
Was ich will, das werd ich enden.

Antigone.

O Theben, theure Vaterſtadt, leb wohl!
Ja ich gehorche, Götter meines Volkes!
Ihr, Edelſte in Thebens Reich, lebt wohl!
Mit mir erliſcht der Herrſcherſtamm des Volkes
Seht meinen Tod! Seht ihn, der ihn gebot,
Weil ich befolgt ein heiliges Gebot!

Antigone wird abgeführt.

Chorgeſang.

So wie du ward einſt verſchloſſen
Lebend, Danae, im Grabe,
Sammt dem Kinde, das entſproſſen
Ihrem Schoß; als goldne Gabe
Hatte ſie den Gott empfangen.
Königs Tochter, welch Verlangen
Kannſt du noch im Buſen hegen,
Als der göttlichen zu gleichen,
Welcher Zeus im goldnen Regen
Gab des Gottes Liebeszeichen?
Doch das Schickſal herrſcht allmächtig;
Nicht der Mann, der klug bedächtig,
Nicht der Held, der hochgemuthet,
Nicht das Schiff, das Wog umflutet,
Nicht die Burg, die Mauern ſchirmen,
Widerſteht des Schickſals Stürmen.

So wie du ward einſt der König
Thrakiens in Felſenklüften
Hingeſchleudert, weil zu wenig

Er den Gott geehrt; in Grüften
Ohne Ausgang mußt er büßen
Und ſein Leben elend ſchließen.
Raſend in verwirrten Sinnen
Wagte er den Gott zu ſchmähen;
Doch Dionyſos, von hinnen
Führt er ihn mit Sturmeswehen,
Daß er lebend in dem Grabe
Raum für ſeinen Wahnſinn habe.
Er, der frech gewagt zu wehren
Ihn den Sohn des Zeus zu ehren,
Mußte, weh, in Todesgrauen
Seine Göttermacht erſchauen.

So wie du, ſind jene beiden
Jünglinge dereinſt verſchieden,
Ja noch größer war ihr Leiden,
Eh das Leben ſie gemieden:
Phineus Söhne, ohn Verſchulden
Mußten mehr als Tod erdulden.
Losgeriſſen von dem Herzen

Ihrer Mutter, eilt der zweiten
Mutter Rache blutge Schmerzen
Den verhaßten zu bereiten.
Nicht das Schwert nahm ſie zu Händen
Ihr entſetzlich Werk zu enden;
Ob die Hand ihr Blut beſpritze:
Mit der Spindel ſcharfer Spitze
Bohrt ſie aus die freundlich hellen
Augen, heilgen Lichtes Quellen.

So wie du ſind ſie erblichen!
Aus dem todten Aug der Blinden
Noch die blutgen Thränen ſchlichen;
Herbe Klage zu verkünden,
Um das Bündniß, welches Leben
Dieſen Armen hat gegeben.
Ihre Mutter, ob entſproſſen
Einem göttlichen Geſchlechte,
Wurde dennoch hart verſtoßen,
Und beraubt der Mutterrechte.
Wo ſich hoch die Felſen thürmen

Wuchs ſie in des Vaters Stürmen,
Sie die kühne Boreade.
An des Nordens Eisgeſtade
Irrt ſie nun, der Sproß der Götter.
Kind, — auch ſie fand keinen Retter!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Teireſias geführt von einem Knaben.

Teireſias.

Seid mir gegrüßt, ihr Fürſten Thebens! Seht
Durch Eines Augen ſehend nahen zwei,
Denn nur an ſeines Führers Hand vermag
Der Blinde ſeinen Weg zu finden.

Kreon.

Was

Hat dich zu uns hier hergeführt, o Seher?

Teireſias.

Ich werd es dir verkünden, doch wirſt du

Dem Seher folgen?

Kreon.

Nie noch ſchwankte ich

Dem weiſen Rathe, den du gabſt, zu folgen.

Teireſias.

Darum warſt du bis jetzt mit Glück geſegnet.

Kreon.

Ja ich bekenn es, viel verdank ich dir!

Teireſias.

So wiſſe denn! aufs neue ſchwankt dein Schickſal

Nah an dem Rand des Abgrunds!

Kreon.

Wie! Entſetzen

Faßt mich bei deiner Rede!

Teireſias.

Höre denn,

Welch ſeltnes Zeichen mir zu Theil geworden!

Ich ſaß auf meinem Vogelſchauerſitze,

Wo zahlreich ſich Geflügel aller Art

Pflegt einzufinden, da vernahm ich plötzlich
Die Töne fremder Vögel, nie zuvor
Von mir vernommen, und alsbald erſcholl
Ein banges Krächzen und ein wildes Kreiſchen,
Als ob zu wildem Streit die Vögel alle
Sich forderten, und an dem Flügelſchlage,
Dem ſchwirrenden Getön, dem Scharren, Flattern,
Erkannt ich, daß ſie ſchon im Kampf ſich faßten.
Ich eil erſchrocken zu dem Opfer, das
Auf loderndem Altare lag, und frage
Den Knaben hier, der mich begleitete,
Wie ſich das Opfer zeig? Es ſtieg die Flamme
Vom Opferthiere nicht empor, das Fett,
Das aus den feiſten Hüften quoll, fiel tröpfelnd
Hin auf die Kohlen, daß ſich Qualm erhob
Und Funken ſprühten und die Galle ſchwoll
Empor und platzte, und bald lagen bloß
Die Knochen und das Fleiſch, beraubt des Fettes,
In das zum Opfer ſie gehüllet waren.
So ſagte mir der Knabe; doch ich will
Den Sinn des Opfers dir verkünden, das

Auf ſolche Art die Götter von ſich wieſen.
Du ſelber biſt es, Fürſt, um deſſen willen
Die Götter dieſem Lande feindlich grollen!
Sind doch Altär und Heerde ſchnöd entweihet
Von Vögeln und von Hunden, welche ſich
Genährt vom Fleiſch des edlen Königsſohnes,
Der kläglich hinſank. Darum nahmen nicht
Wie ſonſt die Götter unſer Opfer an,
Daß fröhlich von den fettumhüllten Hüften
Die Flamme auf zum Himmel lodert, darum
Vernahm ich keines Vogels Flügelſchlag,
Der Heil verkündend ſeine Stimm erhebt,
Ihm gab ja Menſchenblut heilloſe Atzung!
Sohn, nimm zu Herzen dieß! die Sterblichen
Sind alle ſchnödem Irrthum preisgegeben,
Den aber nenn ich weiſe, der ſobald
Den Irrthum er erkannt, ſucht gut zu machen,
Was ſchlecht er machte und nicht ſtarren Sinnes
Beharret in dem Wahnſinn. Alſo gieb
Dem Todten nach, und ſchände nicht die Leiche.

Es iſt nicht tapfer, einen Todten tödten.
Vertraue mir, ich rede als dein Freund
Und ſchön iſts auf des Weiſen Rath zu achten.

Kreon.

O wohl ich merke! Wie die Schützen zielet
Ihr all nach Einer Scheibe, die bin ich!
Sogar der Seher leihet ſein Geſchoß
Den Freunden, die verrätheriſch mich längſt
Verkauften. Doch ihr irrt euch; ſchachert nur,
Soviel ihr wollt, kauft Gold, kauft Edelſteine:
Ihr ſollt mir jenen Leichnam nicht beſtatten,
Und ob die Adler Zeus herniederſtiegen
Und ihn zerriſſen und die Stücke einzeln
In ihren Klaun zum Götterthrone trügen!
Nicht fürcht' ich deine Zeichen, blinder Seher,
Mir ſagt mein klarer Sinn: die Menſchenkraft
Vermag der Götter Hoheit nicht zu ſchänden.
Doch dieß weiſſag ich dir, o mein Prophet:
Auch hochbegabte Menſchen ſtürzen ſchmachvoll
Aus ihrer Höhe nieder, wenn ſie Schlechtes
Für gut verkaufen gegen ſchnöden Lohn.

Teireſias.

Ach, daß die Menſchen nimmer doch begreifen —

Kreon.

Nun?

Teireſias.

Daß Beſonnenheit das höchſte Gut!

Kreon.

Daß Thorheit ſei das größte aller Uebel!

Teireſias.

Sie iſt die Krankheit, an der du erkrankteſt.

Kreon.

Ich ſchweige, um den Seher nicht zu ſchmähen.

Teireſias.

Du ſchmähſt mich, wenn an meinem Wort du zweifelſt.

Kreon.

Man weiß, ihr Seher alle giert nach Gold.

Teireſias.

Der Gott der Fürſten iſt der Eigennutz.

Kreon.

Du ſprichſt mit deinem Fürſten!

Teireſias.

Der durch mich

Zum Siege und zur Krone iſt gelangt.

Kreon.

Du biſt ſo ſchlecht und frech als klug, o Schwätzer!

Teireſias.

Vermeſſen regſt du mir den Buſen auf,

Daß er aus ſeiner Tiefe ſtumm Verborgnes

Ans Licht des Tages drohend dir gebiert.

Kreon.

Sprich aus es immerhin, doch hoffe nicht

Mir damit goldne Spenden zu entlocken.

Teireſias.

Das Schickſal ſpendet ſeine Gabe dir

Nicht mir!

Kreon.

Auch hoffe nicht mich zu bethören.

Teireſias.

So wiſſe denn, es lenket Helios

Nur kurze Zeit noch an des Himmels Wölbung

Sein ſtrahlendes Geſpann, bis daß du ſiehſt,

Des eignen Leib und Lebens einen Theil
Dahingegeben todt für einen Todten;
Du mußt hinab zur Unterwelt ihn ſenden,
Weil einen Lebenden ins Grab du ſenkeſt,
Doch einem Todten Grab und Weihen weigerſt,
Und ihn des Hades Göttern vorenthältſt.
Du haſt kein Recht an Todte, noch iſt dir
Erlaubt zu zwingen des Olympos Götter,
Daß ſie des Todes Gräuel, das ſie haſſen,
Erblicken. Darum ſtehn die Rächerinnen
Des Hades und der Götter lauernd, dich
Mit deinem eignen Frevel zu umſtricken! —
Nun kannſt du prüfen, ob aus ſchnöder Habgier
Dieß Wort ich ſprach. Nicht lang, ſo wird der Männer
Und Weiber Klageruf mir Zeugniß geben.
Schon rotten ſich zuſammen alle Städte,
Um ihre Leichen, welche auf dem Schlachtfeld
Vor Theben du durch Hunde ließſt entweihen,
Blutig zu rächen, alle Städte auch,
Zu denen Wild und Vögel kamen, die
Mit Moderduft entheiligt die Altäre!

Dieß König ſind die Pfeile, welche glühend
Ich auf dein Herz abſchoß, ein guter Schütze,
Den du gereizt; ſie treffen! ihre Flammen,
Sie werden dir das Herz zur Reu entzünden. —
Führe mich nach Hauſe, Knabe, daß an Jüngern
Er künftig ſeines Zornes Gluten kühle,
Der Junge Lauf beherrſchen lerne und
Zu beſſerem Rath das ſtarre Herz erweiche.

Teireſias mit dem Knaben ab.

Ein Greis.

Es ging, o Fürſt, nach einem grauſen Spruche
Der Seher, der, ſeitdem die Silberlocken
Sein Haupt umwogen ſtatt der dunklen Fülle
Des jugendlichen Haares, nie ein Wort
Der Lüge Thebens Volke hat verkündet.

Kreon.

Nein, er hat nie gelogen! Wehe mir! —
Es ſträubt das Herz ſich ſeinen ſtolzen Willen
Dem Willen eines Andern aufzuopfern, —
Und doch — ein allzuſtarrer Sinn zerſchmettert
An dem Entſetzen leicht die harte Stirn.

Der Greis.

Beſinne dich, o Kreon, ehe zu ſpät!

Kreon.

Was ſoll ich thun? gieb Rath, ich folge dir!

Der Greis.

So eile, laß die Jungfrau aus dem Grabe

Und leg ins Grab dem Leichnam des Gefallnen.

Kreon.

Meinſt du, es werde dieß mein Schickſal wenden?

Der Greis.

Doch eile, König! Denn, wie ſchnell er flieht

Der Götter Strafe folgt behend dem Frevler.

Kreon.

Gebrechen fühl ich meiner Seele Kraft; —

Ich muß gehorchen, denn die Noth gebeut!

Der Greis.

So eile ſelbſt; vertraue keinem Andern

Die Rettung deines Lebens.

Kreon.

Wohl, ich eile!

Folgt mir ihr Diener, nehmt Geräthe mit

Der Leichnam zu beſtatten. Die ich ſelbſt
Verurtheilt, will ich ſelber der Vollſtreckung
Des Urtheils nun entreißen. Ich erkenne:
Der heilgen Sitte Banden ſoll der Menſch
Nicht löſen, bis ihn ſelbſt das Grab empfängt.

Kreon mit Dienern ab.

Fünfter Act.

Erſter Auftritt.

Die Aelteſten der Gemeinde Thebens.

Chorgeſang.

Bacchos, uns zum Heil erkoren
Du von Thebens Kind geboren,
Sohn des Zeus, der ſeine Blitze
Schleudert von Olympos Spitze.
Hort Italias, mit Prangen
Wird dein hehres Feſt begangen

Zu Eleuſis, doch vor allen
Städten, wo dir Hymnen ſchallen.
Ehret hoch dich unſer Theben,
Deinem Dienſt zuerſt ergeben,
Theben der geprieſne Staat
Aus der Drachenzähne Saat!

Auf Parnaſſos Doppelſpitzen
Weißt du, helle Feuer blitzen,
Und zum feſtlich frohen Reigen
Holde Muſen niederſteigen!
Den kaſtaliſchen Quellen umringen
Sie und anmuthvoll durchſchlingen
Jauchzend ſie die ſchlanken Glieder.
Dann zum Strande ſteigſt du nieder,
Wo an Einem Tag die Reben
Blühn und ſüße Früchte geben.
Hör, o Herr, uns flehen Alle:
Her zu deinem Theben walle!

Eile Rettung zu bereiten
Dieſer Stadt, wo dich vor Zeiten

Jener Jungfrau Leib empfangen,
Welche ſelig iſt vergangen
In des Welterſchütterers Strahlen.
Ach der ſchlimmſten Krankheit Qualen
Haben, Herr, dein Volk getroffen.
Nur von dir wir Rettung hoffen!
Vom Parnaſſos ſchwebe nieder
Hörend unſre Klagelieder,
Oder ſchreite mit dem ſchnellen
Fuße über Meereswellen!

Fürſt, dem heilge Nachtgeſänge
Schallen und der Cymbel Klänge,
Den die Stern im ewgen Reigen
Feiernd auf und niederſteigen,
Wahrer Sohn des Gotts der Götter,
O erſcheine uns als Retter,
Hold umſchwärmt von Naxos Frauen!
Ja die Prieſterinnen ſchauen
Lächelnd deine heilgen Augen,
Und begeiſtert ſie entſaugen

Zeigen Jammer deinen Blicken,
Jubelnd heiliges Entzücken!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bote.

Der Bote.

O, Bürger Thebens! Nimmer dürfen wir
Das Loos des Menschen preisen oder schmähen,
Eh seines Schicksals letzter Tag erschienen.
Es stürzt das Glück den Glücklichen herab
Und hebt den Freudenlosen aus dem Staube,
Und unsre Zukunft kann kein Seher deuten.
Wer hätte nicht beneidenswerth die Feinde
Des Vaterlandes hatte er besiegt,
Der Herrschaft Zügel kraftvoll aufgenommen,
Und in des Sohnes frischem Leben schien
Der fernsten Zukunft Glück ihm zu erblühen.

Dieß Alles iſt dahin. Denn iſt dem Menſchen
Jedwede Freude in der Bruſt vernichtet,
Dann iſt ſein Leben nur ein eitler Schein,
Er ſchleicht nur als ein Todter durch das Leben.
Ob ihm der Reichthum füllet Haus und Hof,
Ob eine Krone um das Haupt ihm ſtrahlet,
Fehlt ihm der Frohſinn, dann iſt alles dieß
Nicht ſo viel werth als einer Flamme Schatten.

Ein Greis.

Welch eine Schreckenskunde bringſt du uns?

Der Bote.

Ein Sterben — durch die Schuld der Lebenden!

Der Greis.

Wer iſt der Mörder, — wer die Leichen? Sprich!

Der Bote.

Gefallen iſt bei einem hohen Mahl!

Der Greis.

Durch weſſen Hand?

Der Bote.

Durch ſeine eigne Hand.

Der Jüngling, durch des Vaters That getrieben
In die Verzweiflung.

Der Greis.

O Teireſias,
Wie ſchnell bewährt ſich deine Seherkunſt!

Der Bote.

Was ſollen wir beginnen!

Der Greis.

Sieh dort naht
Eurydike, die Königin. Iſts Zufall?
Hat ſie vernommen ſchon den Tod des Sohnes?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Eurydike.

Eurydike.

Welch eine Kunde traf mein Ohr ihr Bürger?
Als ich die Pforte eben öffnen wollte,
Um zu der Pallas Tempel hinzugehen,

Da traf mein Ohr ein fürchterliches Wort,
Daß mich entſeelt in meiner Frauen Arme
Danieder ſchmetterte. War es ein Traum?
Wars fürchterliche Wahrheit? Redet, redet!
Ihr wißt, ich bin vertraut mit Gräßlichem!

Der Bote.

Ich ſah es, Königin, mit meinen Augen,
Und will die volle Wahrheit dir berichten!
Warum ſoll ich dein Ohr mit Lügen täuſchen,
Damit nachher ein neuer Schmerz dich treffe?
Ich folgte deinem königlichen Gatten
Zu jenem Hügel, wo zerfleiſcht von Hunden
Des Polyneikes Leichnam ſchmachvoll lag.
Nachdem zum Pluton und zur Hekate
Wir das Gebet geſchickt, daß ihren Zorn
Sie ruhen ließen, badeten die Reſte
Des Leichnams wir in heilgem Bad, verbrannten
Auf friſchgebrochnen Zweigen ſie und bargen
Die Aſche in des Vaterlandes Boden.
Hierauf nun gingen wir zum Felſengrabe,
Der Jungfrau kaltem Brautgemache, hin.

Ein Diener, der vorausgeeilt, vernahm
Schon aus der Ferne klägliches Geſchrei
Vom ungeweihten Grabe her. Zurück
Zum König eilt er mit der Kunde; dieſer
Beflügelt ſeinen Schritt, da hört auch er
Das Winſeln eines Jammernden und ruft:
„Weh mir, ich ahne, daß den ſchrecklichſten
Von allen Wegen heut ich geh! Mein Sohn, —
Er iſts! Ihr Diener eilt voraus und ſpäht
Hin durch des Felſen Riſſe, ob mein Sohn
Es iſt? O daß ein Gott mein Ohr getäuſcht!"
Wir eilten und wir ſahn: Im dunklen Grunde
Der Höhle lag des Mädchens blaſſe Leiche,
Mit ihrem Schleier hatte ſie umſchlungen
Den Hals und ſich erwürgt. Um ihren Leib
Hielt Hämon beide Arme feſt gewunden,
Und preßte krampfhaft an die Bruſt die Leiche.
Aus ſeinem Munde quollen Jammertöne
Und laute Klagen um ſein theures Weib,
Und Flüche auf des Vaters heilges Haupt,
Der ihm dieß ſchnöde Brautgemach bereitet.

Als ihn der Fürſt erblickt, da ſtöhnt es tief
Aus ſeiner Bruſt, und hin zum Sohne tritt er
Lautweinend rufend: „Armer, was beginnſt du?
Welch eine That wälzt ſich in deiner Bruſt?
O komme, theures Kind, ich bitte flehend!“
Doch Hämon ſtarrt mit wildem Blick ihn an,
Sein Angeſicht verzerrt ſich, er entreißt
Das Schwert der Scheide ſchnell, es weicht zurück
Der König, da — ſtößt ſich der Arme ſelbſt
Das Schwert ins Herz, doch ſeiner noch bewußt
Umſchlingt er niederſinkend noch die Braut
Mit matten Armen, über ſie gelehnt
Naht er mit ſeinen Lippen ihrem Munde,
Und röchelt einen Strom von heißem Blute
Auf der Geliebten bleiches Angeſicht.
So liegt er todt bei ſeiner Todten nun
Und feiert in der ſtillen Welt der Schatten
Ein traurig Hochzeitfeſt und lehrt uns Menſchen:
Der Uebel größtes iſt zu raſche That.

Eurydike hat ihn ſtumm angeſtarrt, ſich an ihre Dienerinnen anklammernd, jetzt wendet ſie ſich ſchnell um und eilt in den Palaſt zurück. Die Dienerinnen folgen ihr.

Der Greis.

Wie deut ich dieß? da eilt ſie hin! kein gutes,
Kein ſchlimmes Wort entſchlüpfte ihrem Munde.

Der Bote.

Auch ich ſah es beſtürzt. Jedoch ich meine,
Nicht will ſie hier vor allem Volk den Schmerz
Um den geliebten Sohn entheiligen;
Einſam mit ihren Frauen wird das Unglück,
Das ſie betroffen, ſtille ſie beweinen.
Sie iſt zu weiſe, um in ihrem Schmerze
Zur unbedachten That zu greifen.

Der Greis.

Nein!
Mir ſcheint bedenklicher zu tiefes Schweigen
Beim Unglück als ein thöricht lautes Klagen.

Der Bote.

So will ich forſchen, was im tiefen Grunde
Der kummervollen Seele ſich verbirgt.
Wohl haſt du recht: ein allzutiefes Schweigen
Bedeutet oft ein unheilſchwangres Sinnen.

Der Greis.

Sieh, da bringen ſie getragen
Jenen Armen, herbe Klagen
Stöhnt der Fürſt; ich darf es wagen
Dieſes harte Wort zu ſagen:
Ja er iſts, der ihn erſchlagen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hämons Leichnam wird auf Zweigen herbeigetragen und in der Mitte der Bühne niedergelegt. Kreon.

Kreon.

Wehe ruf ich, dreifach Wehe!
Schuldig ſelbſt ich mich geſtehe!
Denn mein unbeugſames Sinnen
Trieb zu blutigem Beginnen
Dich mein Sohn, mein einzig Leben!
Seht den Mörder, ſeht daneben
Dieſen Todten! Sohn und Vater,

Seines eignen Wehs Berather!
Wehe, Wehe, dreifach Wehe,
Daß ich dieſen Todten ſehe!
In der Jugend ſchönſten Tagen
Hat mein Starrſinn ihn erſchlagen!

Der Greis.

Zu ſpät erkennt der Menſch das Richtige.

Kreon.

Wehe ruf ich, dreifach Wehe!
Ach zu ſpät, zu ſpät nun ſehe
Ich die Wahrheit in dem Herzen,
Die erwacht durch bittre Schmerzen.
Weh, ein Gott, den ich verachtet,
Hatte mir das Haupt umnachtet,
Und zum blutigen Tyrannen
Mich gemacht, daß Unheil ſannen
Die verwirreten Gedanken,
Bis die holden Blüten ſanken
In den Staub, die ich mit Luſt
Pflegte ſonſt an meiner Bruſt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Diener aus dem Palaſt kommend.

Der Diener.

O Fürſt, du biſt vom Unglück hart bedrängt!
Wie deine Augen vor des Hauſes Pforten
Das Unheil weinend ſehen, wirſt du bald
Es drinnen auch erblicken, fürchte ich.

Kreon.

Weh, übertrifft das Gräßliche ſich ſelbſt?!

Der Diener.

Die Königin, des Todten treue Mutter,
Sank hin in Todesnacht, noch ſtrömt das Blut
Heiß aus der Wunde, die ſie ſelbſt geſchlagen.

Kreon.

Hades, ſühneloſe Hölle,
Oeffne hier an dieſer Stelle
Deinen rachegierigen Schlund! —

Halt — was wars? was ſprach dein Mund,
Unglückſeliger Unglücksbote?
Sieh, bin ich denn nicht der Todte?
Warum ſoll ich zweimal ſterben? —
Aber redet! Ach verderben
Mußte auch das Weib, das treue!
Ha Verzweiflung iſt die Reue!

Der Diener.

Schau hin! Es iſt erfüllt der Kelch der Leiden.

Der Leichnam der Eurydike wird aus dem Palaſt getragen und neben Hämon niedergelegt.

Kreon.

Alles, alles, was mein Herz
Je geliebt, iſt hingeſunken.
Giebt es einen größern Schmerz?
Ach ich ſchwanke ſchmerzentrunken
Nach der Mutter von dem Sohne, —
Weh, daß todt die Theuren ſind!
Gebt ein Grab mir, wo ich throne —
Arme Mutter! holdes Kind!

Der Diener.

An dem Altare ſank ſie blutend hin,
Beklagte ſterbend ihres Sohnes Schickſal;
Doch ach das letzte Wort, mit dem die Seele
Von ihrem Munde floh, es war ein Fluch,
Mit dem des Kindes Mörder ſie verwünſchte.

Kreon.

Ha! Entſetzen faßt mich, Grauen!
Wie, wie lange wollt ihr ſchauen
Höhnend meine Qual. Erbarmen!
Faßt das Schwert mit ſtarken Armen,
Schmettert auf mein Haupt es nieder! —
Ha, wie tief ſank ich danieder.

Der Diener.

Wohl hat ſie ſterbend noch dich angeklagt,
Daß ihrer aller Untergang du ſchufſt.

Kreon.

Wie ſtarb ſie? ſprich es aus, Erbarmungsloſer!

Diener.

Sie ſtieß ſich ſelbſt ins Herz das Opfermeſſer,
Nachdem ſie hier des Sohnes Tod vernommen.

Kreon.

Nimmer, nimmer wird geraubt
Dieſe Schuld von meinem Haupt!
Ich muß ſelber mich verklagen:
Ja, ich wars, der ihn erſchlagen!
Ja, ich wars, der ſie getödtet!
Faßt die Hand vom Blut geröthet
Meiner Lieben; ſeht: ich bitte!
Führt mich fort aus eurer Mitte.
Bald iſt jeder Zorn geſchlichtet,
Denn ich fühls, — ich bin vernichtet.

Ein Greis.

Wenn einen Troſt es giebt bei herben Leiden
So iſt es dieſer: ihren Anblick meiden.

Kreon.

Eile, eile, einzger Tröſter,
Letzter meiner Lebenstage,
Daß ich ruhe, ein Erlöſter;
Ende meine herbe Klage!
Eile, eile, Todesgrauen,
Freundlich biſt du mir! o ende!

Keinen zweiten Tag zu ſchauen
Wünſcht ich, wenn ein Grab ich fände!

Der Greis.

Ermanne dich! die Zeit wird alles enden;
Jetzt faſſe klugen Rath der Gegenwart.
Vertraue dem die Zukunft, der ſie lenkt.

Kreon.

Nur, was die Seele wünſcht, das ſprach ich aus.

Der Greis.

Vergeblich ſind die Wünſche; nichts erlöſt
Den Sterblichen aus ſeines Schickſals
Schlingen.

Kreon.

Führt dann fort den Sinnverwirrten,
Den ach von ihm ſelbſt Verirrten.
O mein Sohn, mein Weib, ihr Lieben,
Mich hat Wahnſinn fortgetrieben,
Als ich, wehe, euch erſchlagen!
Doch vergebens iſt mein Klagen,
Nicht vermag ich aufzurichten
Mehr das Haupt, denn mich vernichten

Meine grauſigen Geſchicke!

Nichts als Tod vor meinem Blicke!

Kreon wird von Dienern in den Palaſt geführt.

Chorgeſang.

Glücklich, wem vor allen Gaben
Klaren Sinn die Götter gaben! —
Menſch, in deinem Stolz verletze
Nimmer göttliche Geſetze!
Freches Wort, das ausgeſprochen
Frevler Mund, wird ſchwer gerochen,
Und ein übermüthig Hoffen
Wird von Gottes Arm getroffen!
Doch das Alter kommt zur Klarheit
Und das Alter redet Wahrheit.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Von dem Verfaſſer dieſes Werkes ſind noch folgende Schriften erſchienen:

Gnomen von Gotthart Oswald Marbach. Liegnitz 1832, bei J. F. Kuhlmey.

Gedichte von Gotthart Oswald Marbach. Leipzig 1838. Verlag von Otto Wigand.

(Zweite vermehrte Ausgabe der Gedichte von Sileſius Minor).

Ueber moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthart Oswald Marbach. Erſte bis dritte Sendung. Leipzig, J. C. Hinrichsſche Buchhandlung. 1836—1838.

Auch zuſammen unter dem Titel:

Der Zeitgeiſt und die moderne Literatur.

(Ueber Menzel, Börne, Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube, Kühne, Lenau, die ſchwäbiſche Schule, Bettina, Rahel).

Volksbücher. Herausgegen von G. O. Marbach. Leipzig 1838 u. f., bei Otto Wigand.

1. Geſchichte von Griſeldis und dem Markgrafen Walther. Nebſt einigen andern Beiſpielen treuer Liebe.

Jahreszeiten.

Eine

Vierteljahrschrift,

der

Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen

gewidmet.

Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller

herausgegeben

von

Oswald Marbach.

Frühling, 1839.

Leipzig.
J. C. Hinrichsche Buchhandlung.
1839.

STAATS-
BIBLIOTHEK
PREUSSISCHER
KULTURBESITZ
BERLIN

Inhalt.

Widmung . . . . . Seite 1

Ismael und Abdallah. Morgenländische Sage von Friedrich Rückert . . . . . „ 1

Der Pietist. Eine Novelle von Oswald Marbach. „ 11

Besprechung zum Frieden. Von Leopold Schefer . . . . . „ 46

Unsterblichkeit. Ein Sonettenkranz von Oswald Marbach . . . . . „ 90

Hans Preller von Lauffen. Eine Schweizer-Sage. Erzählt von W. Alexis . . . . . „ 105

Der neue Orpheus. Von Karl Eitner . . „ 141

Das säcularisirte Testament. Von Karl Eitner . . . . . „ 143

Roland's Tod. Von Oswald Marbach . . „ 146

Nachtgemälde. Von Oswald Marbach . . „ 148

Gegenwart und Zukunft der christlichen Religion. Von Oswald Marbach . . „ 168

Entwickelung des Prinzips der modernen Kunst. Von Karl Eitner . . . . . „ 231

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Widmung.

Es gibt Perioden in der Geſchichte der Völker, in denen dieſe wie vollkräftige Männer neben einander ſtehen, klug und beſonnen nach Außen und in ſich abgeſchloſſen, vollendet in eine zahlloſe Gliederung, durch welche ſich ein erwärmendes Lebensfeuer ergießt, ſo daß jedes Glied ſeine eigenthümlichen Functionen frei verrichtet und eben dadurch zum Wohle des ganzen Organismus nach ſeiner Weiſe alſo beiträgt, daß ein behagliches Daſein deſſelben zu Stande kommt. Aber allmälig beginnen die Lebensſäfte zu ſtocken, zu erſtarren, die wohlthätige Verbindung der Glieder zum wohlhäbigen Ganzen wird geſtört, die einzelnen Glieder werden ſtarr und unbrauchbar oder beginnen ein dem Ganzen ſich immer mehr entfremdendes Einzeldaſein, und das Ende iſt, daß der ganze Organismus, haltungslos nach Innen und Außen, ſich auflöſt und zu einem ekeln Leichnam wird, deſſen Lebenskräfte ſich nur noch in dem

Werk entſetzenreicher Zerſtörung äußern, welches er in ſich ſelbſt verrichtet.

Doch der Geiſt iſt unſterblich, auch der Geiſt, welcher die Völker beſeelt und die Staaten gründet. Sinkt ein Volk dahin in das Grab, welches es ſich ſelbſt gewühlt, ſo dauert es nur eine Weile, während welcher ein dem irdiſchen Auge geheimnißvoll dunkles Treiben und Gähren des Geiſtes in der widerwärtigen Nacht des Todes ſchaffend wirkt, bis aus dem Grabe der ſcheinbar erloſchene Geiſt bekleidet mit einem verklärtem Leibe ſich erhebt und ein neues Daſein beginnt, in welchem er allmälig zu einem ſchöneren Leben erſtarkt, als das vorige war.

Was der Geiſt in der Höhle des Grabes treibt, das iſt: er zieht ſich aus der leiblichen aber der Zeit zum Raube gewordenen Erſcheinung zurück in ſich ſelbſt, beſinnt ſich auf ſich ſelbſt und findet in der Erkenntniß ſeiner ſelbſt die Frucht ſeiner letzten Blütenzeit und zugleich den Keim zu einer neuen. Der Geiſt muß ſich offenbaren, das iſt ſein ewiges Leben, und ſo bleibt er nicht bei ihm ſelber, in ſich verſunken, ſondern er geht immer aufs neue aus ſich heraus, erſcheint, entfaltet ſich, gliedert ſich in der Zeit: — nach der Trübe in welcher die Philoſophie gereift als das Wiſſen des Geiſtes von ihm ſelbſt, werden Völker neugeboren, Staaten neugegründet. Dann ſchlägt der Erſtandene das Auge der Poeſie auf und ſieht ſich, wie er ſich gefunden, aus ſich heraus und in ſich

ineín; dann regt ſich das Herz der Reli-
ion in ſeinem Buſen, daß er ſich empfin-
et als derſelbe, wie er ſich wiſſend erfah-
enhat, und daß das Licht der Erkenntniß
ls erwärmendes belebendes Feuer durch
lle ſeine jugendlichen Gliedmaßen ſich
gießt.

Die Philoſophie iſt der lichte Traum, welchen
n Grabe einer großen Vergangenheit der Geiſt von ihm
lber träumt, aber ein Traum der Wahrheit; die Poe-
e iſt das Bewußtſein des Geiſtes von ihm ſelbſt in der
uen Welt ſeines Daſeins, er erkennt ſich in dieſer wie-
r; die Religion iſt das Selbſtgefühl des Geiſtes in
iner Ewigkeit, die Gewißheit, mit welcher er in jeder
r Einzelſtufen ſeines Daſeins ſich feſthält als der,
elcher in ihnen verſchiedene, immer mehr zur Voll-
mmenheit ſeiner ſelbſt heranreifende Erſcheinungen hat.

In dieſem Augenblicke ſtehen wir noch an dem
rabe einer großen in Trümmer zerfallenen Vergan-
nheit. Wer keinen Blick hat für das geheimnißvolle Trei-
n des Geiſtes in ihm ſelbſt, der kann in der Gegenwart
chts erblicken, als das ſchreckhafte Gähren der Verwe-
ung, der Zerſtörung jener großen Vergangenheit bis in
re kleinſten Ueberreſte. Aber der Geiſt hat nicht ge-
ht, ſein Leben iſt nicht thatlos geweſen, während alle
Gliederungen ſich auflöſten und wider einander wirkten,
daß eine an der andern ſich ſelbſt zerſtörte: — wäh-
nd deſſen hat der Geiſt mit ungeheurer Gewalt in ſich
earbeitet, hat ſich ſelbſt zuſammengefaßt und überwun-

den und ist in seiner reinsten, farblosen Verklärung vor ihm selber aufgegangen. Die Philosophie hat mitten im wilden wüsten Kampfe sinnloser Parteien ihr stilles aber grosses Werk geschaffen; in der allgemeinen Verzweiflung an allen Lebenshoffnungen ist so der Geist an ihm selber erstarkt, daß wir in diesem Augenblicke den ersten Schimmer des Auferstehungsmorgens einer neuen Aera der Geschichte freudig begrüßen.

Die Zeit ist reich an großen Zeichen, welche die Zukunft der Ermannung zu einem neuen kräftigen Leben in Volk und Staat prophezeien. Das Werk der Philosophie, die Nacharbeit der Vergangenheit und zugleich die Vorarbeit der Zukunft, ist so weit gediehen, daß es in ihr nur noch auszubauen nicht mehr aufzubauen gibt — auf Jahrhunderte. In den Völkern regen sich wieder die fast ganz erloschenen Interessen am Ewigen. War es nicht lange Zeit, als ob wir Menschen alle nur da wären wie Eintagsfliegen und hätten für nichts zu sorgen als für die Noth und für die Lust des Leibes? ruhten nicht in den Völkern alle mächtigen Regungen für Sitte, Religion, Poesie, für alles was dem Menschen als unsterblichem Geiste angehört? — und nun, in diesem Augenblicke: wird nicht endlich wieder einmal das Herz der Völker warm für diese Heiligthümer? und ob auch noch unsägliche Verwirrung die Klarheit des Willens hindert, hungert und dürstet man nicht endlich, endlich wieder einmal nach ewiger Speise, nach der rechten Nahrung des Geistes? Was aber das Bedeutendste ist: schon regt sich das neue frische Leben des

Geiſtes, welcher ſo lange nur ſtill in ſich geſonnen, in der Poeſie, in allen Künſten; ſchon geſtaltet es ſich in der Auffaſſung der ewigen Religion der Wahrheit; und wie klein, wie anfänglich alle dieſe Regungen der auferſtehenden Zukunft noch ſind — der Geiſt, welcher ſich ſelbſt erkannt hat, ſchaut ſie entzückt und ruft: Siehe, da bin ich!

Den erſten Flügelſchlägen eines jugendlichen Phönix, der aus ſeinem in Aſche zuſammenſinkenden Scheiterhaufen ſich erhebt, ſoll dieſe Zeitſchrift geweiht ſein.

Selbſtbewußtſein, Selbſtbeſtimmung, Freiheit: das ſind die gleichbedeutenden Worte, welche die Zukunft charakteriſiren werden, die ſich aus dem Grabe der Vergangenheit erhebt.

Wir werden haben eine Religion der Wahrheit, ein Chriſtenthum, welches nicht nur genannt, ſondern gewußt ſein wird als Offenbarung Gottes an das ganze Menſchengeſchlecht, welches nicht herrſchen ſoll und wird, ſondern wirklich herrſcht mit unläugbarer Kraft; — eine Anbetung Gottes, nicht in Holz und Stein, ſondern in Geiſt und Wahrheit, nicht in irgend einem Bilde oder Zeichen, ſondern in dem alleinigen Namen des menſchgewordenen Gottes, — welche den Menſchen nicht tröſtet mit dem Hinblick auf ein unbeſtimmtes Jenſeit, ſondern ihn beſeligt mit einem ewig dieſſeitigen Himmelreich: — nicht mit der Hoffnung,

sondern mit der Gewißheit unsterblichen Daseins in Gott.

Wir werden haben eine Poesie, eine Kunst, welche nicht eine schöne Lüge dem Auge des Geistes vorführt, sondern welche das Auge aufschließt, zu schauen die Wirklichkeit und Wahrheit selbst in ihrer Schönheit; — welche nicht ein Winseln der Sehnsucht nach dem Ewigen ist, sondern ein Jubelruf des Entzückens des von dem Ewigen gesättigten Geistes; — welche nicht die häßliche Sünde selbst aufspürt, damit sie das schwächliche Menschenherz ohne Schaam an sich dulden möge, sondern welche das Herz als eine reinigende Flamme durchglüht, daß es Gemeinheit und Schwäche nicht mehr kennt und in sich erstarkt zur Kraft seine eigene Ewigkeit zu ertragen.

Wir werden haben eine Sitte, welche nicht als ein von den Vätern ererbtes Vorurtheil, sondern als einzig des freien Geistes würdige Selbstbestimmung geübt werden wird; — welche nicht ein vor dem Auge der Welt die Laster verhüllender Deckmantel, sondern ein von der Schönheit unsterblicher Glieder durchleuchtetes und im Faltenwurf nichts als deren Ebenmaß ausdrückendes Gewand sein wird: — eine Sitte, welche nicht die Edelsten des Geschlechts unter das eiserne Joch der Mittelmäßigkeit zwängen, sondern welche auch den Geringsten mit dem ursprünglichen Adel des Geistes durchleuchten wird.

Doch das sind Träume? — nein Visionen der Zukunft! So herrlich, so herzerhebend sie sind, nicht an ihnen wollen wir hier festhalten, sondern an dem, was

bereits verwirklicht und ſich verwirklichend in der uns umgebenden Gegenwart vor Augen liegt.

Einen doppelten Zweck hat dieſe Zeitſchrift: darzuſtellen und nachzuweiſen.

In dem wahren Kunſtwerke offenbart ſich der Geiſt nach ſeiner zeitigen Entwickelungsſtufe auf das freiſte; denn hier hat er die Macht, alle Ueberreſte einer verſinkenden Vergangenheit zu bewältigen, welche ihm in ſeiner geſchichtlichen Geſtaltung noch vielfach hemmend in den Weg treten. Darum iſt es der Zweck des Herausgebers dieſer Zeitſchrift ſolche poetiſche Kunſtwerke dem Publikum darzuſtellen, welche als freie Schöpfungen eines auf der höchſten Bildung der Zeit ſtehenden Geiſtes gelten können. Er hat ſich deßwegen bereits mit einigen der bedeutendſten Schriftſteller der Gegenwart in Verbindung geſetzt und hofft andere noch zu gewinnen; — denn was einem Schriftſteller ſeine Bedeutung gibt, das iſt nichts anderes als dieß, daß er auf dem Gipfelpunkte der Bildung ſeiner Zeit ſteht. Der wahre Dichter iſt der wahre Prophet; denn in ſeinen Werken ſtellt ſich im Voraus der Geiſt in derjenigen Wirklichkeit dar, welche geſchichtlich zu gewinnen er in den Völkern noch ringt; oder wenn der Dichter ſelbſt noch von ſeiner Gegenwart oder von der Vergangenheit ausgeht, ſo zeigt er uns eine Abendröthe des Geiſtes, welche nichts anders als die Morgenröthe eines neuen Tages deſſelben Geiſtes für das kommende Geſchlecht iſt. Es gibt allerdings eine ganze Klaſſe von Schriftſtellern, denen der Schmerz um die verſinkende Vergangenheit nicht zur Ahnung der Zu-

kunft wird, die sich dennoch in diese stürzen, aber wie mit der Verzweiflung des Wahnsinnes, indem sie nur ein alle Gestaltung vernichtender Abgrund für sie ist; Schriftsteller, deren Werke keine Perspective in die kommende Welt haben, welche rückwärts taumelnd nur sehen und zeigen, wie die einst so herrliche Vergangenheit in immer unbestimmtern und farbloserm Umrissen sich verliert. Man hat auch dieser Schriftsteller Werke für poetische ausgegeben; aber wir erkennen sie als solche nicht an, und sie sollen in diesen Blättern des freudigen Grußes an die Zukunft keine Stelle finden. Nicht den Triumph der Zerstörung weder mit sehnsüchtigen Elegieen noch mit dem sinnlosen Wuthgeschrei der Verzweiflung wollen wir feiern, sondern den Triumph des mit einem verklärteren Leibe auferstehenden Geistes.

Die zweite Aufgabe dieser Zeitschrift soll sein, überall, wo sich in der geschichtlichen Gestaltung der Gegenwart Keime der Zukunft zu Tage legen, auf diese hinzudeuten und sie nachzuweisen in ihrer Bedeutung für den kommenden Geist. Was um uns ein wüster Haufen von Trümmern der Vergangenheit ist, das beginnt sich allmälig zu regen und eigenthümlich zu gestalten; das Zusammensinken der Gestalten, welche der Vergangenheit angehören ist schon nichts anderes als der Anfang der Gestaltung der Zukunft und als solchen wollen wir es zu erkennen und nachzuweisen suchen. Die scheinbar wüsten und sinnlosen Parteikämpfe der Gegenwart sind nichts anderes als das Herausringen der Knospen, welche zu Blüten werden

müssen, — nach dieser Bedeutung wollen wir sie zu begreifen streben — : und so ist unser Zweck dann auch der Frieden der Erkenntniß und der Zukunft, welcher das Resultat aller menschlichen Wirrungen sein muß. Für die, welche in dieser Weise die Vorbeten des künftigen Friedens der Menschheit sein wollen, die es unternehmen den Parteien selbst zu sagen, welches ihr eigener Wille und Zweck in Wahrheit sei, gibt es keine andere trügliche Zuversicht als die Philosophie. Denn die Philosophie ist das reine Wissen des Geistes von ihm selbst, und wenn man eingeweiht ist in dieses Wissen, so wird man den Geist in den unscheinbarsten Anlagen, aus denen seine Zukunft erblühen soll, wiederzuerkennen vermögen. Nicht aber als Philosophen zu Philosophen sollen sie reden, sondern dahin müssen sie streben, daß sie die ursprünglichwissenschaftlichen Gedanken durch Wort und Bild dem nichtwissenschaftlichen Denken einbilden. Der endliche Zweck der Nachweisungen dieser Zeitschrift ist also Emancipation der Philosophie. Die Philosophie soll aufhören nur als Wissenschaft zu sein; sie soll sich umgestalten zum allgemeinen Weltbewußtsein, damit die Welt fortan wisse, was sie wolle, und nicht, nur dunklen Gefühlen gehorchend, fernerhin in Angst und Leidenschaft umhertanze und plan aufzubauen nur zerstöre. Jede echte Philosophie hat den einzigen Zweck der Umgestaltung ins allgemeine Bewußtsein, und dieses hat nur einzig von der Philosophie die Besonnenheit zu erwarten, welche nöthig ist, damit die Zukunft zur Gestaltung komme. So ist die Emancipation der Philosophie kein unwürdiges Unternehmen

denn sie befriedigt die höchste und letzte Forderung der Wissenschaft und bringt den Frieden der Selbstgewißheit in die schwankende Welt; und kein vergebliches, denn die Wahrheit, welche den Inhalt der Wissenschaft ausmacht, hat eine weltbezwingende Macht in sich, und alle Welt erkennt sie freudig an, wenn sie ihr in den Gestaltungen, welche der Geist sich gibt, nachgewiesen wird.

Von der Kraft, mit welcher dieß Werk unternommen und fortgeführt wird, aber auch von der Kraft, mit welcher es aufgenommen und ertragen wird, hängt das Gedeihen dieser Vierteljahrschrift ab.

Oswald Marbach.

Ismael und Abdallah.

Morgenländische Sage

von

Friedrich Rückert.

Mohammed sprach: „Ich bin der Sohn von zweien
Zum Opfertod bestimmten.“ Wer die seien,
Die sicher Kunde will ich euch verleihen.

Gott sprach zu Abraham, als er aus Haran zog:
Weil du nicht angebetet hast
Das Heer des Himmels, wie dein Volk,
So spricht der Herr des Himmels
Und seines Heers, darum will ich dir geben
Nachkommenschaft, so zahlreich,
Unzählbar wie die Stern' am Himmel,
Und wie die Körner Sand am Meer.

In Mamre wohnte Abraham,
Und seinem Sohn gebar ihm Weib ihm, Sarah,
Doch seine Magd, die Hagar, hatt' ihm
Geboren einen, Ismael.

Sprach Abraham: Auf diesen einem Haupte steht
Nun die Verheißung jenes Segens,
Der mir vom Herrn verheißnen
Nachkommenschaft. Gott aber sprach:

O Abraham, bist du gehorsam?
Im Glauben mir ergeben?
Er sprach: Herr, prüfe mich!
„So nimm den Sohn, den einen,
Den Ismael, auf dessen Haupte
Steht die Verheißung jenes Segens,
Der dir verheißen
Nachkommenschaft, und bring' ihn mir
Zum Opfer auf Moria!"

Zu Ismael sprach Abraham:
O Sohn, wir sind vom Herrn gefordert,
Ein Opfer ihm zu bringen auf Moria.
Nimm dieses Holz auf deinen Nacken,
Und dieses Beil!

Der Knabe sprach: O Vater,
Dies ist das Holz, den Opferbrand
Auf dem Altar zu schüren,
Und dies das Beil,
Das Opferthier zu schlachten.
Wo aber ist das Opferthier?
Der Vater sprach: Sei still, was weißt du, Knabe,
Welch Opfer sich der Herr erlese?

Er fesselte den schweigenden
Mit Stricken, legt' auf den Altar ihn nieder,
Und hob das Beil zum Opfer.
Der Arm des Vaters zitterte,
Der Knabe zuckte nicht.
Da ward sein Arm, der zitternde,
Gefaßt von hinten, und zum Nacken
Zurückgewandt: „Sieh, Abraham!"

Er sah den Widder, im Gesträuche
Gefangen mit den Hörnern.

„Den nimm und bring das Opfer
Dem Herren, der dein Blut nicht will,
Gehorsam will er und Ergebung."

Und Abraham ging froh vom Opfer
Mit Ismael nach Hause, seinem Sohne.
Dann ward, zu der Ergebung Lohne
Und des Gehorsams, ihm verliehn
Ein zweiter zu dem einen, Jahak,
Den Sara ihm, sein Weib, gebar;
Und beide Knaben wuchsen froh im Hause.

Doch Sara sprach: Der Sohn der Magd
Soll nicht mit meinem Sohne theilen;
Entlaß mit Hagar Ismael!

„Geh, Hagar, Mutter meines Sohnes,
Des erstgebornen Ismaels,
Geh hin mit deinem Knaben!
Es ist nicht Raum für zwei Geschlechter
In einem Hause; räume dieses!
Gott aber wird in weiter Welt ein andres
Einräumen ihm und dem Geschlecht,
Das er berufen ist zu stiften.
Gen Süden geh! dort sind die Triften,
Und dich geleite Gottes Hand,
Dort ist das Land,
Wo wachsen wird sein Sam' und blühn sein Name."

Sie nahm den Knaben an die Hand,
Und wandte stumm von dessen Vater
Sich ab und von dem Hause,
Worin sie ihn geboren hatte.

Gen Süden zog die wandermatte,
Und kam ins öde Thal von Bekka,
Wo künftig Mekka sollte stehn;

Da flehte sie für ihren Knaben,
Den schmachtenden, verschmachtend:
Tränk' ihn, und laß mich sterben!

Und neben ihr im heißen Sand
Mit lieblichem Gesumse schwoll
Und quoll der Brunnen Semsem.
Der Knabe schöpfte mit der Hand,
Und trank begierig, schöpfte wieder,
Und bracht' es seiner Mutter;
Sie lächelte, und trank, und starb.

Der Knabe aber spielte
Mit Kieseln, die der Brunnen
Aufsprudelt', und mit Blumen,
Die schon an seinem Rand erblühten.

Auch Vögel witterten den Duft
Des Wassers in den trocknen Lüften,
Flogen herbei und tränkten sich,
Und spielten mit dem Knaben.

Die Söhne Dschorhem's, ausgewandert
Aus Jemen, schweiften dort im öden Thale,
Dem brunn- und quellenlosen;
Da sahn sie fliegen den Kata,
Den wasserkundigen Vogel,
Und gingen seinem Fluge nach.

Da fanden sie, vom Vogelflug
Geleitet, an der Quelle,
Sie staunten, wie sie lieblich floß,
Das Weib und einen Knaben,
Das todte und den spielenden.
Das Weib begruben sie, und nahmen
Den Knaben, und erzogen ihn.

Er wuchs in ihrer Mitte,
Und überwuchs sie all' an Kraft,
An Schönheit und an Würde;
Sie gaben ihm aus ihrem Stamme
Ein Weib, und machten ihn zu ihrem Fürsten.

Von Norden her kam Abraham,
Nach seinem Knaben und der Mutter
Zu sehn, die er entlassen hatte.
Des Knaben Mutter fand er todt,
Den Knaben aber einen Mann,
Und Herrscher eines Volkes.

Er segnet' ihn, und lobte Gott,
Und sprach zu seinem Sohne:
Laß uns die Kaaba bauen!

Da bauten sie die Kaaba,
Die beiden bauten ganz allein,
Der Vater mit dem Sohne,
Mit Ismael baut' Abraham,
Und die von Dschorhem sahen zu mit Staunen.

Der Schatten einer Wolke spannte
Am Mittag einen Vorhang
Ob ihren Häuptern, wo sie bauten,
Daß sie nicht heiß noch müde wurden.

Am Abend war der Bouvolldracht,
Und in der Nacht träumt' Abraham,
Am Morgen stieg er auf den Hügel
Mina mit seinem Sohne,
Und setzte dort zum Opferfeste
Die Opfer ein, er brachte selbst das erste,
Zum ewigen Gedächtnisse
Der ihm vom Herrn befohlnen einst.

Der ihm erlassnen Opferung des Sohnes.
Das Opfer bringen jährlich alle
Von Ismael entstammten dort.

Laut aber rief vom Hügel
Mina, nach den vier Gegenden
Der Welt gewendet, Abraham
Die Völker alle fern und nah
Zum Opfer und zur Wallfart.

Und sprach: Gesegnet sei hinfort
Dis Thal, das saatenlose,
Gesegnet sei's mit Menschensaaten,
Die Gottes Gnade tränkt und nährt.
Die Wogen der Kamele drängen
Aus jeder Thalschlucht sich heran
Zum Heiligthume, Güter bringend
Und Pilger, die die Kaaba suchen.
Doch Ismael's Geschlecht soll ewig
Der Kaaba Schlüssel führen,
Und aus dem heil'gen Brunnen Semsem
Den Durst der Pilger tränken.

Zum Norden heim zog Abraham,
Nachdem er sich gelezt mit seinem Sohne,
Und Ismael blieb Fürst im Lande,
Der Kaaba Schlüssel führend,
Und aus dem heil'gen Brunnen Semsem
Den Durst der Pilger tränkend,
Er selbst, und sein Geschlecht nach ihm,
Sein Sohn und seines Sohnes Sohn,
Und seines Enkels Enkel und Urenkel.

Da nahm der Söhne Dschorhem's einer
Von Ismael's Geschlecht die Schlüssel
Der Kaaba und das Amt der Tränke
Am heil'gen Brunnen Semsem.

Doch Hungersnoth und Seuchen zwangen
Die Söhne Dschorhem's auszuwandern,
Der Kaaba Schlüssel ließen sie
Dem Stamm Chusa'e. Doch zwei Goldgazellen,
Der Kaaba Weihgeschenk und Schmuck,
Versenkten sie zuvor im Brunnen Semsem,
Zugleich mit ihren Schwertern, ihren Panzern,
Und schütteten den Brunnen zu, und ebneten
Den Boden, daß die Spur nicht war zu finden.

Kosai, von Ismael's Geschlecht,
Erwarb mit List
Die Schlüssel seinem Stamme wieder,
Der Brunnen Semsem aber blieb verschüttet.

Bei Ismael's Geschlechte giengen,
Im Stamm Koreisch,
Aus einer Hand die Schlüssel in die andre,
Von Sohn zu Sohn, bis sie nun trug
Abdelmotalleb, dem zum Enkel
Von Gott bestimmt war der Proset.

Jetzt aber war ihm erst ein einzler Sohn erwachsen,
Zu dem er sprach: O Hareth,
Hilf mir, ich bin von Gott bedeutet,
Den Brunnen Semsem auszugraben.

Sie machten an die Arbeit sich,
Die beiden einzeln, Sohn und Vater,
Ihn' andere Gehülfen;
Da höhnte sie ihr Vetter Aba, Naufil's Sohn,
Und sprach: Abdelmotalleb, Sohn des Haschim!
Du deines Vaters einzler Sohn,
Und eines einzlen Sohnes Vater,
Wie darfst du dich unterfangen,
Was wir, die Söhne Naufil's,

Viel Brüder, vieler Söhne Väter,
Nicht unternehmen dürften!

Abdelmotalleb ſprach im Zorne:
Beim Herrn der Kaaba! wenn er mir
Zehn Söhne gibt, ſo bring' ich ihm
Den zehenten zum Opfer.

Dann fuhr er eifrig fort und grub
Mit ſeinem einzlen Sohne.
Hell unter ihren Schaufeln quoll
Der Brunnen auf, und ſprudelte
Mit Luſt dem Licht entgegen.

Sie hoben aus des Brunnen Schachte
Die goldenen Gaſellen,
Die Schwerter und die Panzer auch von Eiſen.
Abdelmotalleb ſchmolz das Eiſen,
Und goß der Kaaba Thor daraus;
Er ſchmolz das Gold und überzog
Damit das Thor von Eiſen.

Abdelmotalleb freute ſich,
Durch ſeine Hand war neu befeſtigt
Das heil'ge Haus und neu geſchmückt.
Da wurden ihm geboren Söhn' und Töchter;
Neun Söhne wuchſen ihm empor,
Abdallah war der zehnte.

Abdelmotalleb freute ſich
Des blühenden Geſchlechtes;
Da mahnte nächtlich ihn ein Traum:
Bezahle dein Gelübde!

Abdelmotalleb führte traurig
Die Söhne zu dem heil'gen Hauſe,
Dort ſtellt' er ſie der Reihe nach,
Und warf den Pfeil des Looſes.

Das Los fiel auf den jüngſten,
Den zehenten, den ſchönſten,
Abdallah, der beſtimmt war
Von Gott, zu werden Vater des Propheten.

Der Glanz des unerzeugten, den
Er zeugen ſollte, leuchtete
Aus ſeinem Aug' und ſtralte wieder
Vom Spiegel ſeiner Stirne.

Den Sohn zum Opfer wollte führen
Der Vater, da erhob ſich
Einmüthig alle von Korriſch,
Und ſprachen: Unter uns iſt ſolche Sitte
Geweſen nicht, und ſoll nicht künftig
Durch ſolch ein Beiſpiel werden.

Verfallnes Menſchenleben iſt zu ſühnen,
Mit Gut vom Tode loszukaufen,
Mit Opferblut der Thiere.
Laßt kommen die Hedſchaſiſche
Wahrſagerinn, befraget ſie hierüber!

Sie kam, und ſprach: Ihr Männer von Korriſch!
Was iſt bei euch Preis eines Menſchenlebens,
Sühn' einen Todſchlag zu verbüßen?
Sie ſprachen: Zehn Kamele.

Sie ſprach: So ſtellet zehn Kamele
Zur einen Hand des Gottes,
Zur andern Hand den Knaben,
Und werft das Los! und fällt es auf die zehn Kamele,
So gebet ſie dem Gott, und nehmt
Den losgekauften Knaben.

Fällt's aber auf den Knaben,
So fügt den zehn Kamelen

Zehn andre bei, und werft das Loß!
Und fahret fort, je zehn Kamele
Hinzuzufügen, und das Loß zu werfen,
So lang es auf den Knaben fiel,
So lange bis dem Gott genügt
Der Haufen der Kamel', und er
Dafür den Knaben freigibt.

Da stellten sie die zehn Kamele
Zur einen Hand, zur andern den Abdallah,
Und auf Abdallah fiel das Loß.
Sie fügten zehn den zehen bei,
Und auf Abdallah fiel das Loß. Sie fügten
Ein drittes Zehn den beiden zu, ein viertes,
Und auf Abdallah fiel das Loß noch immer.
Sie sahen, daß ein Menschenleben
Der Gott nicht wohlfeil schätzte.

Bis zehnmal zu sich selber kam
Das Zehn, und Hundert ward,
Da warf der Gott das Loß auf die Kamele,
Und gab den Knaben frei;
Sie nahmen ihn und dankten
Dem Gott, daß er nicht mehr gefordert.

Und ordneten: In Zukunft seien
Preis eines Lebens, eines Todschlags Sühne,
Statt zehn Kamele hundert,
Bei allen Arabern.

Unschätzbar ist ein Menschenleben
Und unbezahlbar; seit Abdallah's
Loskaufung ist es wenigstens
Bei Arabern geworden zehnfach theurer.

Der Pietiſt.

Eine Novelle

von

Oswald Marbach.

Während meiner Studienzeit in Halle lernte ich einen jungen Mann kennen, welcher durch ſein vortheilhaftes Aeußere und ſein liebenswürdig gewandtes Benehmen Jedermann bei dem erſten Zuſammentreffen für ſich einnahm. Er war der Sohn eines bereits vor einigen Jahren geſtorbenen Advocaten in Hamburg und ſtudirte in Halle, um ſich ſpäter dem einträglichen und ehrenvollen Berufe ſeines Vaters zu widmen. Der Vater, ein Lebemann, hatte ſeinem einzigen Sohne kein eben anſehnliches Vermögen hinterlaſſen; daſſelbe, aus einigen Tauſend Thalern beſtehend, reichte jedoch um ſo mehr vollkommen zur Ausbildung des jungen Mannes für deſſen ſpäteren Beruf aus, als auch die Mutter deſſelben bereits aus dieſem Leben geſchieden war. Mein Freund, Heinrich S., lebte nun wohlgemuth und unbeſorgt hin; er war in jeder Beziehung ein flotter Student. Sein von Jugend auf gebildeter Sinn hielt ihn von allen gemeinen Vergnügungen zurück, und ſein friſcher Lebensmuth machte ihm das kopfhängeriſche Weſen verhaßt, das damals eine Geſellſchaft der Studirenden angenommen hatte, welche die

Werte Tugend und Vaterland als Embleme führte. Seine großstädtisch noble Gesinnung, sein stets vortrefflich bestellter Wechsel, mit dem er trotz seines leichten Sinnes gar wohl hauszuhalten verstand, seine stattliche schlanke Gestalt, sein entschiedenes und doch bescheidenes Wesen, sein, ich möchte sagen, ritterlich muthiges und gewandtes Benehmen, die Vollkommenheit, mit welcher er die Waffen zu führen und sein Pferd zu produciren verstand — alles dieses hatte die natürliche Folge, daß sich ein ziemlich ansehnlicher Kreis der Studirenden an ihn anschloß und ihm nacheiferte. Es waren größtentheils junge Männer, welche ein n oder mehre der Vorzüge meines Freundes theilten und theils um Zudringliche und in ihre Gesellschaft nicht Passende von sich abzuhalten, theils um dem Vereine, in welchem sie sich glücklich fühlten, in der Studentenwelt eine Bedeutung und Anerkennung zu verschaffen, welche er verdiente, erklärten sie denselben unter dem Namen der Hanseaten für eine landsmannschaftliche Verbindung und erkannten Heinrich S. einstimmig als deren Vorsteher oder Senior an.

Ich selbst, obgleich allen Mitgliedern jener Verbindung und namentlich ihrem Vorsteher innig befreundet, trat doch nicht in dieselbe ein; denn die kurze Zeit, welche ich noch auf der Universität zuzubringen hatte, mußte ich fast ganz einem emsigen Studium widmen, um mich auf mein Examen vorzubereiten. Unter solchen Verhältnissen

wurde mein Umgang mit S. seltener; denn was uns früher enger an einander geknüpft hatte, war das gemeinsame Interesse an der Philosophie gewesen. S. hatte sich namentlich der neuern Philosophie mit einer Leichtigkeit bemächtigt, welche ich an ihm bewunderte. Während ich kein Ende finden konnte in Verfolgung der Ideen, welche diese Philosophie aufregte, wußte S. den Prinzipien derselben eine praktische Seite abzugewinnen, indem er die Theorie fallen ließ. Sie mußte ihm die philosophische Ueberzeugung jetzt dazu dienen, um ihm unter den Freunden ein durch Entschiedenheit imponirendes Ansehn zu geben; aber hierin schien sich auch sein Interesse an ihr aufgehoben zu haben. Ich äußerte ihm meine Besorgniß, daß ihn die Studentenverbindung von seinen Studien abziehen würde. „Desto besser;" war seine Antwort, „die Richtung hat mir die Wissenschaft gegeben, das ist genug; die wahre Ausbildung fürs Leben gibt nur das Leben selbst." — „Dann müßte dieses auch stark genug sein uns die Richtung zu geben." — „Ja, wenn uns nicht von Anfang eine sorgfältige Erziehung zur Lüge gegen uns selbst gemacht hätte. Diese Lüge überwindet das Leben nicht, denn es wird durch dieselbe verpestet. Den Fluch, den die Verstandesbildung über uns gebracht hat, kann nichts heilen als diese selbst, sie in ihrer Vollendung als Philosophie. In der Philosophie vernichtet der Verstand sich in sich selbst, und Leben und Thatkraft sind

gerettet, — wenn man nicht in die neue Thorheit verfällt, das Mittel ſelbſt zum Zweck zu machen. Jetzt erkenne ich klar, welch ein in mir ſelbſt in Sentimentalität, lauter verfluchtes Fleiskelweſen verlogner Menſch ich war, bis mir die Philoſophie das Hirn purgirte — aber ich würde nur in die entgegengeſetzte Krankheit verfallen, wenn ich das wohlthätige Purgiermittel zu meiner täglichen Nahrung machte." — Als ich Halle verließ, begleitete mich S. bis Leipzig, wo wir noch einige frohe Tage mit einander zubrachten und dann nach einer herzlichen Umarmung ſchieden. Wir hatten uns vorgenommen einen lebhaften Briefwechſel zu führen. Gleich nach der Ankunft in meinem Vaterlande übernahm ich aber ein Schulamt, und die Geſchäfte, welche mir dieſes brachte, hielten mich ab Wort zu halten, während S., wie ich nachher erfuhr, durch Conflicte, in welche die von ihm repräſentirte Verbindung gerieth, ſeinerſeits zu ſehr in Anſpruch genommen wurde, um ans Briefſchreiben zu kommen.

Verſprechungen, welche in der Folge nicht gehalten wurden, veranlaßten mich zwei Jahre nachher mein Vaterland zu verlaſſen und mich bei der Univerſität zu Leipzig zu habilitiren. Ich kam bei dieſer Gelegenheit wieder nach Halle und erkundigte mich ſogleich angelegentlich nach meinem Freunde S. Nichts konnte ich von ihm erfahren, als daß er in Folge einer gegen die Studentenverbindungen eingeleiteten Unterſuchung, als Vorſteher einer dieſer Ver-

bindungen relegirt werden sei. Ueber die Folgen, welche diese Strafe für den talentvollen Jüngling gehabt haben könnte, war ich um so ruhiger, als ich aus frühern Mittheilungen wußte, wie wenig man in der freien Stadt Hamburg auf die Strafe der Relegation Werth legte, wenn dieselbe nicht in Folge eines wirklich unsittlichen Vergehens verhängt worden war.

In Leipzig kam ich wenig aus, weil mich die Vorbereitungen zu meinem neuen Berufe vielfach beschäftigten. Eines Tages aber gehe ich zur Erholung um die Promenade, nachdenklich vor mich hinsehend, als ich meinen Namen rufen höre; im nächsten Augenblicke lag S. in meinen Armen. Meine Freude war groß, aber eben so groß mein Schreck, als der Freund nun zurücktrat. Aus dem blühenden, lebensfrischen Jünglinge war in den zwei Jahren ein bleicher abgemagerter Mensch geworden, und sein Anzug war zwar noch immer sauber wie sonst, aber ärmlich, abgetragen. Als er mein befremdetes und besorgliches Anschauen bemerkte, trat eine Thräne in sein Auge, und mir die Hand reichend, sagte er mit schmerzlichem Tone der Stimme und indem ein zuckendes Lächeln der Verzweiflung über sein Gesicht fuhr: „Es ist mir schlimm ergangen, seit wir uns nicht gesehn!“

Auf meinem Zimmer erfuhr ich hierauf von S., daß er nach der Relegation in Halle, den verzweifelten Entschluß gefaßt hatte, als Soldat sein Glück zu versuchen.

Außer der Entfernung von der Univerſität hatte ihn hierbei noch ein Liebesverhältniß beſtimmt, welches er mit einem Mädchen von gutem Naturell, aber geringer Geiſtesbildung angeknüpft hatte, und das ihm um ſo läſtiger geworden war, als ihn das Mädchen mit peinlichen Sorgen wegen der Geſtaltung ſeiner künftigen Lebensverhältniſſe ängſtete. Er hatte den Reſt ſeines Vermögens dazu verwendet, um nach Algier zu reiſen, und war hier in die bekannte Fremdenlegion eingetreten. Die grauſamen Strapazen, welche er auszuſtehen hatte, vernichteten ſeine Geſundheit; aber mehr noch wurde ſein Geiſt daniedergedrückt durch die brutale Behandlung, der die Fremden von Seiten der Franzoſen ausgeſetzt waren. Die Franzoſen mißgönnten ihm den Rang eines Unterofficiers und gingen ſyſtematiſch darauf aus, ihn zu Grunde zu richten, indem ſie ihn mit der ſchmachvollſten Willkür in Duelle verwickelten. Nur ſeine Gewandtheit und ſeine Fertigkeit in Führung der Waffen hatten ihn gerettet. Er war endlich glücklich, noch einen kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens als Nothpfennig in ſeinem Torniſter verborgen zu haben, der ihm nun in das Vaterland zurück half. Vor einigen Tagen erſt war er bankerot an allen Lebenshoffnungen in Leipzig angekommen.

Ich überzeugte ihn bald, das Einzige, was er unter dieſen Umſtänden thun könne, ſei, den frühern Lebensberuf wieder aufzunehmen; aber er geſtand mir, daß er in Halle wegen der allzuvielen Zerſtreuungen wenig für das juriſti-

ſche Studium habe thun können, und um aufs Neue eine Univerſität zu beſuchen fehle es ihm an Geldmitteln. Obgleich ich nun ſelbſt nicht in glänzenden Umſtänden war, ſo behielt ich doch den Freund bei mir und es wurde beſchloſſen, daß er, der von Jugend auf mit den neueren Sprachen ſich angelegentlich beſchäftigt hatte, durch Privatſtunden, vielleicht auch durch Ueberſetzungen ſich einigen Verdienſt verſchaffen, dabei aber eifrig ſeinem Studium obliegen ſolle. Das Liebesverhältniß, welches er früher in Halle unterhalten hatte, durfte ihm keine Sorge mehr machen; denn wir erfuhren, daß ſich jenes Mädchen vor Kurzem mit einem Prediger aus der Umgegend von Halle verlobt habe. Mit den Ueberſetzungen ging es beſſer, als wir gedacht hatten; ſie waren correct und gewandt und bald bekam er mehr Aufforderungen von Buchhändlern, als er anzunehmen vermochte. Zugleich gewann er auf dieſe Weiſe ein reichliches Auskommen; aber ich bemerkte mit Mißfallen, daß über den Ueberſetzungen das juriſtiſche Studium gänzlich verſäumt wurde. Ich mußte die Bemerkung machen, daß der ernſt wiſſenſchaftliche Sinn aus meinem Freunde, der übrigens zu ſeiner frühern Lebensfriſche und Liebenswürdigkeit zurückgekehrt, gänzlich gewichen war. Ihn feſſelten nur die Aeußerlichkeiten des Lebens.

In dieſer Zeit unternahmen wir zuſammen eine Vergnügungsreiſe nach Dresden. Wir reiſten mit dem Eilwagen und kamen in eine Beichaiſe zu ſitzen, in welcher ſich

bereits eine verſchleierte Dame niedergelaſſen hatte, welche unter ihrem Mantel ein Päckchen zu halten ſchien. Meinem Freunde wurde der Platz neben der Dame, mir der Rückſitz angewieſen. Ich machte jene aufmerkſam, daß, da ich die letzte Nummer habe, noch Platz für ihr Päckchen neben mir auf dem Rückſitze bleibe, erhielt aber nur ein Kopfſchütteln zur Antwort. Das Poſthorn blies und wir fuhren ab. Als wir ins Freie gekommen waren, ſchlug die Dame den Schleier zurück und ließ ihr jugendliches und wunderſchönes Geſicht ſehen, in welchem mir jedoch ein beinah feindlicher Zug um die ſchönen Lippen mißfiel. Ich dachte bei mir, die ſchöne Frau müſſe ſchon ſehr trübe und ihr Gemüth bis zum Lebensüberdruß aufregende Erfahrungen gemacht haben, und die Folge beſtätigte meine Vermuthung. Sie würdigte uns nur eines ſehr kalten, ich möchte faſt ſagen, verächtlichen Blickes, und brachte dann unter ihrem Mantel das hervor, was ich für ein Päckchen gehalten hatte. Es war ein niedliches Hündchen, auf der Eilpoſt bekanntlich ein verbotener Artikel. Die Fremde liebkoſte das artige Thier, welches in der friſchen Luft ganz munter wurde, und ſetzte es endlich neben mich auf den Rückſitz, wo es ſich luſtig umſchaute. Bald machte es auch mit uns Bekanntſchaft, ſprang auf unſern Schooß und wurde nur durch ſeine Gebieterin wieder auf den leeren Platz des Rückſitzes verwieſen.

Mein lebensfroher Freund ſuchte die Gelegenheit, wel-

che das Hündchen bot, zu benutzen, um unsere schöne Gefährtin in ein Gespräch zu ziehen, erhielt jedoch nur kurz abstoßende und endlich gar keine Antworten. Sie legte sich zum Wagenfenster hinaus und kehrte ihm den Rücken. Ich lachte; er aber konnte seinen Aerger über die Art, mit der seine gefälligen Reden abgewiesen worden waren, kaum verbergen. Nach einer Weile mochte der Dame die von ihr angenommene Stellung lästig geworden sein; sie zog ihren Schleier wieder vor und lehnte sich zum Schlummer in die Ecke des Wagens. Auch das Hündchen machte es sich bequem, indem es seine Schnauze auf meinen Schooß legte und schlief. Es war ein heiterer Sommermorgen, die Luft strich frisch durch unsern auf beiden Seiten offenen Wagen, und S., um seinen Aerger zu verdampfen, zündete eine Cigarre an. Nicht lange, so räusperte sich die Dame, schlug den Schleier zurück und sagte, indem eine flüchtige Röthe über ihr Gesicht zog: „Mein Herr, ich habe das Recht mir das Tabakrauchen zu verbieten." S. sah sie eine Weile ruhig an, warf dann gelassen die Cigarre zum Fenster hinaus und erwiderte, indem sich sein Gesicht dunkelroth färbte: „Und ich habe das Recht, Madame, mir den Hund zu verbieten; Sie werden ihn auf der nächsten Station zurücklassen!" Auf diese Weise war nun der Krieg zwischen meinen Reisegefährten erklärt, und ich als neutrale Macht gab mir Mühe lachenden Muthes eine friedliche Uebereinkunft zu vermitteln. Vergebens! die für mich

wenigſtens ſehr unliebenswürdige Dame ſchien auf unſere Galanterie zu rechnen, daß wir ihr das Hündchen nicht rauben würden, wollte aber nichts deſto weniger nicht erlauben, daß abwechſelnd einer von uns nur ſo lange Tabak rauchte, als der Wind den Rauch nicht rückwärts triebe. Die Schöne war während meiner Unterhandlungen ſehr lebhaft geworden, S. ſchwieg ärgerlich in ſich brütend. Endlich fragte ich die Fremde, ob ihr denn der Rauch beſchwerlich falle? „Keineswegs," antwortete ſie, „aber ich will, daß man mir die Artigkeit erweiſe, die man mir ſchuldig iſt." Nun wurde ich ärgerlich und ernſt, während mein Freund plötzlich laut auflachte und lachend wiederholte, daß in Wurzen, ſo hieß die nächſte Station, der Hund aus dem Wagen müſſe. Die Dame widerſprach; S. betheuerte, während er nichts deſto weniger mit den Hündchen ſpielte und es ſcherzend bedauerte. Endlich ſtimmte die Fremde mildere Saiten: ſie wollte erlauben, daß wir Tabak rauchten, wenn ſie den Hund behalten dürfe; nun aber perſiflirte ſie S. mit ihren eigenen vorher ausgeſprochenen Worten, verſicherte ſehr galant, daß er nicht wagen könne in Geſellſchaft einer ſo feingebildeten Dame an die Cigarre zu denken, daß er glücklich ſei ein Mittel gefunden zu haben, mit ihr in ein lebhaftes Geſpräch zu kommen, und daß er ſchon darum auf Zurücklaſſung des niedlichen Thierchens beſtehen müſſe, um ſie in einer Aufregung zu erhalten, welche ſie ſo bezaubernd liebenswürdig

mache. „Sie müßten," fuhr er fort, „ein Mann sein, um zu begreifen, wie überirdisch erhaben die Schönheit einer schönen Frau leuchtet, wenn ihre Wangen von Zorn glühen!" — „Mein Herr, Sie sind abscheulich, Sie sind grausam!" — „Grausam? ja, aber beim Himmel nicht gleichgültig; — so wenig wie Sie!" — „Ich verachte Sie!" — „Nein, Sie hassen mich! — gestehen Sie, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin." — „Nur um eines Hundes willen nicht," hohnlachte die Schöne. — „Die Ursache ist gleichgültig, Madame, und ich schwöre" — Das Posthorn blies, wir waren in Wurzen. S. sprang sogleich aus dem Wagen, indeß die Dame eilig ihr Hündchen haschte, es in den Mantel wickelte und sich in den Fond des Wagens zurücklehnte. Ich sah zum Wagen hinaus und bemerkte, wie mein Freund eifrig mit einem Postbedienten unterhandelte; er gab ihm Geld und flüsterte ihm noch zu: „Also ich verlasse mich darauf — in der Stadt Wien. Hier meine Adresse." S. ging hierauf in das Posthaus und jener Postbediente trat an den Wagen. Er forderte die Dame höflich aber entschieden auf, den Hund aus dem Wagen zu thun. Sie zögerte; doch in dem Augenblicke fuhr das Hündchen gegen den Fremden pelfernd unter dem Mantel hervor, als ob es die Absicht des Mannes erkannt hätte. Dieser hatte es schnell ereilt und nahm es trotz seinem Widerstreben aus dem Wagen. Unsere schöne Begleiterin fuhr leidenschaft-

lich auf, doch ſich ſchnell beſinnend, fragte ſie ruhig: „Sind Sie hier vom Ort?“ — „Ja, Madame.“ — „Nun ſo tragen Sie für das gute Thier Sorge, in einigen Tagen kehre ich zurück und will Ihnen Ihre Mühe reichlich lohnen. Wie iſt ihr Name?“ — „Haben ſie keine Sorge, Madame, ich ſtehe Ihnen für das Hündchen. Mein Name iſt Bartels; Sie können mich jeden Augenblick in der Poſt erfragen.“ — Gleich darauf ſtieg S. wieder in den Wagen und die Reiſe ging fort. Die junge Frau war wie umgewandelt. Lachend empfing ſie meinen Freund: „Nun Sie haben Wort gehalten; ich danke Ihnen für die Lection. Aber Sie ſollen ſehen, daß ich großmüthiger bin, als Sie. Meine Herren, rauchen Sie, ſo viel Ihnen beliebt!“ Wir thaten es natürlich nicht; aber von nun an hatten wir an der jungen Dame die liebenswürdigſte, freundlichſte Reiſegefährtin. Des Hundes wurde mit keiner Silbe mehr gedacht.

Unaufgefordert erzählte uns die Dame ihre früheren Lebensverhältniſſe. Sie hatte früh ihre Eltern verloren und war von einer älteren Schweſter ihrer Mutter in Leipzig erzogen worden, welche von einer kleinen Penſion lebte, die ſie als Wittwe eines ehemaligen Staatsdieners bezog. Unter ſolchen Verhältniſſen wurde es als ein großes Glück betrachtet, als ſich ein ſehr wohlhabender, ja reicher Mann um die Hand des eben erſt zur Jungfrau heranblühenden Mädchens bewarb. Daß er nebenbei alt, geizig und ein

widerwärtiger Sonderling war, wurde über ſeinen Reichthum von der alten Tante überſehen. Sie ſtellte ihrer Nichte die gänzliche Hilfloſigkeit vor, wenn ſie in ihr, der Pflegemutter, der letzten Stütze durch den Tod beraubt würde; ſie machte ihr bemerklich, daß Männer, die erſt in ſpäteren Jahren ſich vermählten, gewöhnlich die beſten Ehemänner wären, weil ſie durch zärtliche Güte den Reiz der Jugend zu erſetzen ſuchen müßten; genug ſie bewog das junge unerfahrene Kind dem alten Galan die Hand vor dem Altar zu reichen. Bettina, ſo hieß die junge Frau, kannte in dem Alter von kaum ſiebenzehn Jahren noch keine Leidenſchaft als die Eitelkeit; Herr Karch, ſo hieß der bejahrte Freier, hatte aus Liebe ſeinen Geiz bewältigt und erfreute ſie mit den reichſten Geſchenken, und ſo war ſie ihm herzlich dankbar und hielt dieſe Dankbarkeit für Liebe. Während des kurzen Brautſtandes war Herr Karch ſo klug ſeine Zärtlichkeit in ſehr ehrbaren Schranken zu halten, und ſo kam das arme Kind erſt nachdem es zu ſpät war, nachdem die Hochzeit mit großem Glanz vollzogen war, zum Gefühl ihres Elends. Ihr Gemahl, früher Wollhändler, jetzt Gusbeſitzer, zog mit ihr gleich nach der Hochzeit aufs Land, wurde von Tage zu Tage zärtlicher und filziger, erlaubte der jungen Frau niemals, die Grenzen des einſamen Wohngebäudes und des noch einſameren Gartens an demſelben zu übertreten, und machte durch alles dieſes die junge Frau, welche niemand außer ihm und kaum alle

Vierteljahre einmal ihre mütterliche Wohlthäterin zu sehen bekam, grenzenlos unglücklich. Kaum ein Jahr nach ihrer Verheirathung starb die alte Tante, einsam und verlassen von jeder liebevoll pflegenden Hand und mit dem folternden Bewußtsein das einzige Kind ihrer vorangegangenen Schwester aus Unklugheit unglücklich gemacht zu haben. Bettina's Loos war indeß einigermaßen leichter geworden durch die heftigen Gichtleiden, von denen ihr ehelicher Tyrann befallen wurde; sie ertrug jetzt seine Grillen leichter, als vorher seine Zärtlichkeit. Der Arzt rieth den Gebrauch eines Bades während des Sommers, aber Eifersucht und Geiz hielten den Alten zurück, und im verflossenen Herbst war er gestorben.

Bettina hatte ihn bis an sein Ende treulich gepflegt; jetzt athmete sie frei auf. Ihre Tante war so klug gewesen, Herrn Karch, ehe sie seiner verliebten Leidenschaft ihre schöne Nichte zum Opfer gebracht hatte, zu vermögen, diese durch ein Testament zur alleinigen Erbin seines großen Vermögens zu ernennen; aber wie erschrak die jetzt ganz einsam in ihrer Unerfahrenheit dastehende Frau, als sich gleich auf die abgelauerte Nachricht von Karch's Tode entfernte Verwandte aus Dresden erst als Leidtragende zum Begräbniß und bald darauf als Universalerben producirten. Sie hatten schon einen Advocaten mitgebracht, welcher das Testament des Verstorbenen als ungesetzlich angriff. Die habgierigen Verwandten hatten die Beamten

der Güter, ja ſogar den bisherigen Sachwalter Karch's, an welchen ſich die junge Wittwe in ihrer Bedrängniß gewendet, durch Geld auf ihre Seite gebracht, niſteten ſich ohne weiteres auf dem Gute ein und zwangen durch die härteſte Inſolenz Bettina endlich ihr eigenes Haus ganz zu verlaſſen. Selbſt vor Gericht zu treten ſcheute ſich die Unglückliche; ihr Sachwalter zuckte die Achſeln und that nichts, „und" fuhr Bettina fort, welcher über dieſer Erzählung die Thränen in die Augen getreten waren, „ſo habe ich mich denn mit dem einzigen Weſen, welches mir während dieſer Leidensjahre bis heute treu geblieben iſt, aufgemacht, um in Dresden bei einem redlichen und geſchickten Manne, welcher mir von einer Freundin meiner Tante empfohlen worden iſt, Hilfe zu ſuchen."

S. wurde bei den letzten Worten ſeiner Nachbarin blutroth, ſtürzte mit ſeinem Geſicht auf die Hand derſelben und küßte ſie. „Ich bin ein ſchändlicher Verräther," rief er, „daß ich aus Leichtſinn und Muthwillen Sie um das liebe Thierchen gebracht habe! aber — aber Sie ſollen ſehen, daß ich nicht ſo herzlos und ungezogen bin, als ich Ihnen jetzt vielleicht erſcheine." — „Tröſten Sie ſich, mein Herr!" erwiderte Bettina lächelnd, „ich finde das gute Thier bei meiner Rückkehr wieder; es wäre mir ohnedieß in Dresden wohl nur zur Laſt geweſen. Ich bin Ihnen ſogar Dank für die Lehre ſchuldig, welche Sie mir gegeben, und muß Sie um Verzeihung

bitten. Die ſtete Zurückgezogenheit, in welcher ich bisher gelebt, hat mich menſchenſcheu gemacht, und indem mich nun meine hilfloſe Lage plötzlich gezwungen hat, mich in die Welt zu begeben, habe ich den erſten Schritt in ihr recht lächerlich ungeſchickt gethan. Dazu kam noch die gehäſſige Aufregung, in welche ich durch die, mich verfolgenden ſchlechten Menſchen gebracht bin. Ihr Benehmen hat mich zur Beſinnung gebracht; ich werde nun auch meine Geſchäfte in Dresden ruhiger und beſonnener abmachen." Man konnte leicht bemerken, daß die junge Frau, fühlend wie unliebenswürdig ſie ſich uns beiden jungen Männern gegenüber benommen hatte, überdieß durch unſere offenherzige Laune zum Vertrauen angeregt, ihre bisherige Geſchichte uns mitgetheilt, anfangs, um ihr voriges Benehmen zu entſchuldigen, nachher, einmal ins Erzählen gerathen, um ihr von ſo lange zurückgehaltenem Jammer belaſtetes und doch noch ſo junges, daher der Mittheilung bedürftiges Herz zu erleichtern.

Als die beſten Freunde kamen wir in Dresden an, und Bettina nahm auf unſere Empfehlung gleich uns in dem Gaſthauſe zur Stadt Wien ihre Wohnung. Nachdem wir noch in der Gaſtſtube gemeinſchaftlich zu Abend geſpeiſt, trennten wir uns; die Dame auf unſere Zuſprache heiteren Muthes wegen ihrer Zukunft, und S. mit dem unter ſchalkhaftem Lächeln vorgebrachten Verſprechen, daß er ſie morgen auf eine angenehme Weiſe

zu überraſchen hoffe. Ich verſtand ihn ſo wenig wie Bettina, und auf mein Befragen unter vier Augen verwies er mich, ſo wie vorher die junge Frau, auf den nächſten Morgen. S. beſtellte noch bei dem Kellner, daß, wenn morgen Jemand nach ihm frage, man denſelben ſogleich auf unſer Zimmer bringen ſolle.

Wir blieben noch lange munter, denn S. konnte nicht aufhören von unſerer Reiſebekanntſchaft zu ſprechen; er bedauerte noch nicht immatriculirter Advocat zu ſein, um ihr in ihrem Rechtsſtreite mit allen Kräften ſeines Geiſtes beiſtehen zu dürfen. — Als wir am nächſten Morgen bei dem Frühſtück ſitzen, geht die Thür auf und herein ſpringt — das Hündchen unſerer Dame. Es erkannte uns ſogleich und ſprang wedelnd und bellend um uns herum. S. hatte es durch einen Boten nachbringen laſſen; jetzt ließ er ſogleich bei Bettina um Zutritt bitten.

Als S. bald darauf ohne mich, das Hündchen im Arm, in das Zimmer der jungen Frau trat, ſprang ihm dieſe mit einem Ausruf der Freude entgegen; ſie zitterte, Thränen liefen über ihre Wangen, ſie reichte S. die Hand, ſie umarmte, ſie küßte ihn, ausrufend: „Nein, ich habe mich nicht getäuſcht, Sie ſind ein guter Menſch!“ S. wußte nicht wie ihm geſchah; noch eh' er ſich zu ſammeln vermochte, trat Bettina, erſchrocken vor ſich ſelbſt, zurück und bat S. Platz zu nehmen. Sie wies

ihm einen Stuhl am Fenſter an und ſetzte ſich ſelbſt ihm gegenüber, ſo daß ein kleines in der Fenſterniſche ſtehendes Tiſchchen zwiſchen ſie zu ſtehen kam. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, unterhielt ſie ſich nun mit S., welcher auf dieſe Stimmung zwar einging, aber doch zu verwirrt war, um den Faden eines unbefangenen Geſprächs aufzunehmen. Es entſtanden peinliche Pauſen. Bettina fing endlich von dem Zweck ihres Aufenthaltes in Dresden zu ſprechen an. Das war ein ausreichender Stoff; ſie ſprach lange, endlich bewegt durch ihre mißliche, hilfloſe Lage. Ihre Hand lag auf dem Tiſchchen. S. hatte ihr unausgeſetzt in das ſchöne rührend erregte Geſicht geſehen, ohne ſie zu unterbrechen; — jetzt faßte er plötzlich ihre Hand, ſein Geſicht glühte. „Bettina!“ rief er mit unterdrückter Stimme, „Sie bedürfen eines Freundes, nehmen Sie mich als ſolchen an! Ich werde alles gut machen, was die Welt Schlimmes an Ihnen gethan hat; ich werde Ihnen rathend und helfend beiſtehen, ſo lange ich athme; denn, denn — Bettina, ich liebe Dich!“ Mit den letzten Worten neigte er ſich auf ihre Hand und drückte ſie lange an ſeine bebenden Lippen. Sie zog die Hand nicht zurück, aber ſie antwortete ihm auch nicht. Er mußte endlich das Auge in furchtſamer Erwartung zu ihr aufſchlagen. Mit glühendem Angeſichte ſaß ſie da; Thränen rannen aus den niedergeſchlagenen Augen. Endlich ſprach

ſie leiſe vor ſich hin: „Mir wird kein Freund helfen können, und was ich jetzt thue, geſchieht nur im Gefühle der Pflicht gegen mich ſelbſt. Hoffnung habe ich wenig oder gar nicht. Sagt mir doch mein eigener Sachwalter, daß das Teſtament ungültig ſei, und wenn ich ihn für beſtochen halte, ſo thue ich ihm vielleicht Unrecht.“ — „Bettina!“ erwiderte S., „in dieſen Worten liegt ein mich tief verletzender Verdacht. Ich verſichere bei meiner Ehre und kann es beweiſen, daß ich ein, wenn auch ungewiſſes, doch für mich und ein mich liebendes Weib ausreichendes Einkommen beſitze. Meine Liebe iſt uneigennützig, ſo wahr mir Gott helfe!“ — „Vergib!“ flüſterte Bettina noch; dann erſtickten die Küſſe des Geliebten ihre Stimme.

Alles, was ich hier mitgetheilt, erzählte mir S. erſt nach Verlauf mehrer Wochen in Leipzig. Für den Augenblick meldete er mir nur Freude ſtrahlenden Auges und indem er mich mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm umarmte, daß Bettina ſeine Braut ſei, dieß aber noch ein Geheimniß bleiben ſollte, bis ihre Vermögensangelegenheiten entſchieden wären. Wie jedoch auch die Entſcheidung ausfallen möge: ſie werde ſeine Gattin. Wo es zu ſpät iſt zu reden, ſoll man ſchweigen; ſo dachte ich und unterdrückte Alles, was ſich gegen dieſe ſchnell geſchloſſene Verbindung hätte einwenden laſſen.

Wir reiſten einige Tage nachher mit Bettina und

dem Dresdner Advocaten, welcher voll der beſten Hoffnungen war, nach Leipzig zurück; das Benehmen der beiden Liebenden war ohne Rückhalt das zärtlichſte. Bettinas Angelegenheiten nahmen den ſchnellſten, glücklichſten Gang. Die zudringlichen Verwandten mußten noch in derſelben Woche Haus und Hof räumen; nach Verlauf eines halben Jahres war Bettina im Beſitz des ganzen großen Vermögens ihres verſtorbenen Gemahls und vier Wochen darauf die Gattin meines Freundes.

S. war überglücklich; er ſchien das Element gefunden zu haben, in welchem allein er ſich vollkommen behaglich fühlte. Mit Luſt und Eifer nahm er ſich der Landwirthſchaft an. Auch Bettina war glücklich. Sie wollte weder reiſen noch die Stadt beſuchen, wenn es nicht ihres Mannes ausdrücklicher Wille wäre. Auf ihrem Gute ſahen ſie wenige Freunde, aber dieſe oft. Ich war faſt jeden Sonntag draußen und wurde öfter von dem Prediger Drucker begleitet, welcher mit S. und mir in Halle ſtudirt hatte. Derſelbe war eben ſo gelehrt, als in ſeinem Weſen mild, und es ließ ſich daher mit ihm ſehr gut disputiren, wozu S. ſtets aufgelegt war. Nur wenn S. der Religion zu nahe treten wollte, wies Drucker ihn mit würdevollem Ernſte zurück. Bettina war die liebenswürdigſte Wirthin; jede Spur jenes Zuges, der mir bei unſerer erſten Begegnung ſo unangenehm auffiel, war verſchwunden. Ihr Mann, mit

der Literatur aller gebildeten Nationen vertraut, bot ihrem gewandten, leicht und wie mit einer Art von Instinct jedes Gegenstandes sich bemächtigendem Geiste reiche Nahrung, und wenn sie ihn jemals mit ihrem abgelebten ersten Gatten verglich, so konnte dieses nur ihre Zärtlichkeit für den jugendlich frischen, zweiten erhöhen. Ich gestehe, daß mir nie ein so glückliches und so, wie man sagt, für einander geschaffenes Ehepaar vorgekommen ist wie dieses, — ja es war, als ob die Gesichtsbildungen beider, fast regelmäßig schön und daher nur in den leiseren Zügen von einander abweichend, von Woche zu Woche mehr in einander übergingen. Das Einzige, was zu einer Störung ihres ehelichen Glückes hätte Veranlassung geben können, war die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit, welche beiden angeboren war; aber auch diese schien vielmehr den Reiz ihres Zusammenlebens noch zu erhöhen. Die Lebenserfahrungen, welche sie gemacht, hatten Bettina eine Milde des Charakters gegeben, welche sogleich jede Woge des aufwallenden Unmuthes in ihr niederschlug, sobald sie bemerkte, daß S. ihr lebhaft entgegentrat. Es war wunderbar, wie schnell sie sich besann, wenn sie eben noch für eine Ansicht oder Meinung aufgelodert war, sobald ihr S. dieselbe verneinte, und dieß war offenbar nicht eine Schwäche oder Klugheit, sondern die reinste Liebe, welcher gemäß sie sich bemühte, ihre ganze Anschauungs- und Denkweise

der ihres Gatten conform zu machen. In einem ſolchen Falle ward ſie plötzlich ganz freundlich und mild, beſchwichtigte S. mit einem zärtlichen Worte und grübelte dann ſo lange ſtill für ſich nach, bis ſie voller Freude kam und ausrief: „Sieh, S., jetzt hab ichs, jetzt verſteh ichs!“ — und nun rechtfertigte und explicirte ſie ihm ſeine eigene, der ihren vorher entgegenſtehende Meinung oft beſſer, als er ſelbſt es vielleicht vermocht hätte. War es ein Wunder, wenn S. eine ſolche Gattin faſt vergötterte? —

„Alle Seligkeiten meiner Kindheit ſind mit dieſem Weibe wieder in mir aufgegangen!“ ſagte er oft zu mir, vor dem er gewöhnt war, ſein ganzes Innere zu erſchließen. „Wir leben aber auch wie die Kinder, ſo alt wir ſind!“ ſetzte er lächelnd hinzu. „Kannſt du dir vorſtellen, daß ich ſo läppiſch bin, nicht einſchlafen zu können, ohne ihre Hand in der meinen zu fühlen? Kein irdiſcher Genuß, keine Entzückung der Leidenſchaft geht über den ſeligen Frieden, der über mich kommt, wenn ich in ihr liebevolles Auge mich vertiefe, oder wenn ich ihre Hand haltend im Entſchlummern nichts fühle, als die Nähe dieſes reinen Weſens. Ja ich glaube, ſelbſt die höchſten Freuden des Geiſtes, der Seelenjubel über die Entdeckung einer ewigen Wahrheit, reichen nicht an jenen ſeligen Frieden.“

Der Winter war vorübergegangen, ohne daß die

Glücklichen ihn jemals zu lang gefunden hätten. Im Frühlinge fühlte sich Bettina gesegneten Leibes; S. theilte mir diese Nachricht mit freudetrunkenen Blicken mit. An einem schönen Frühlingsabende gingen wir drei zusammen unter den blühenden Kirschbäumen des Gartens. Bettina schien einem schwermüthigen Gedanken nachzusinnen, und als ich sie theilnehmend nach der Ursache dieser trüben Stimmung fragte, gab sie mir erröthend eine ausweichende Antwort. S. aber nahm das Wort: „Bettina, wir brauchen vor unserem Freunde keines unserer Gefühle zu verbergen. Du weißt, Freund, welche Freude mir und meinem guten Weibe in diesem Jahre noch bevorsteht; nun quält sich und mich Bettina mit dem Gedanken, das Leben ihres Kindes werde ihr selbst den Tod bringen.“ Ich sprach Bettina und dem Freunde Trost zu, indem ich bemerkte, daß diese Bangigkeit körperliche Folge ihres Zustandes sei; daß sie nicht dasjenige für eine besondere Ahnung halten solle, was, so viel ich wüßte, alle Frauen in diesen Verhältnissen empfänden. Bettina hörte mir schweigend zu und vermochte nicht die Thränen zurückzuhalten. „Ach,“ seufzte sie, „wäre es mir doch nur noch Ein Jahr vergönnt gewesen mich meines Glückes zu freuen!“ — „Nun,“ sprach S. lebhaft und beinahe hart, — „und wenn es sein müßte, was ich nicht glauben mag und will; willst Du dann Dir und mir noch diese letzten Monate unseres Zusammenseins verbittern durch Sorgen? so fasse doch lieber den Entschluß, keinen

Augenblick ungenossen vorüberzulassen, auf den Du noch rechnen kannst." Bettina sah ihn groß an, lächelte und drückte schnell seine Hand an die Lippen, wie sie öfters that; dann ging sie von uns hinweg dem Hause zu. „Wo bin Bettina?" rief S. „Ich habe noch in der Küche zu thun: kommt nur in einer halben Stunde zum Abendessen!" war ihre Antwort. S. war tiefsinnig ernst. „Es wäre gräßlich!" — sprach er vor sich hin.

Als wir nachher in den Speisesaal traten, hüpfte uns Bettina fast ausgelassen fröhlich entgegen. „Komm, liebes Männchen, laß Dich küssen!" sagte sie zu dem noch ernst Gestimmten. „Sieh, ich hab mir ein Exempel berechnet, ob es besser für Dich sei, wenn ich am Leben bleibe, oder wenn nicht; und da ich nun gefunden, daß Du mich sehr nöthig hast, so glaube ich an den gerechten Gott, daß er uns noch nicht trennen wird!" Sie sank weinend an die Brust ihres Gatten, aber an ihrem selig lächelnden Gesicht sah man, es waren Thränen der Freude.

Gegen den Herbst mußte ich in Familienangelegenheiten eine Reise in mein Vaterland unternehmen und ich blieb länger daselbst, als ich mir anfangs vorgesetzt hatte. Geschäfte der angenehmsten Art hielten mich zurück. Ich bewarb mich um die Liebe eines Mädchens, der ich schon in frühester Jugend herzlich befreundet gewesen war, die ich als Kind verlassen hatte und nun als blühende Jungfrau wieder fand. Ich bewarb mich um ihre Liebe, erlangte sie und

brachte Beatrix als meine Gattin mit nach Leipzig. Ein Brief meines Freundes, geschrieben im höchsten Jubel der Seele hatte mir zwei Tage vor meiner Hochzeit die glückliche Entbindung seiner Frau von einem Knaben gemeldet. Man kann sich denken, wie heiter aus doppelter Ursache meine Antwort war. Bei meiner Ankunft in Leipzig war meine erste Frage die, nach Bettinas und des Kindes Befinden; wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich die Antwort: „Das Kind lebt, aber die Mutter ist vor drei Tagen beerdigt worden."

Noch an demselben Tage fuhr ich hinaus in S. Ich hatte mich auf ein erschütterndes, des Freundes ganze Leidenschaftlichkeit im Schmerz aufflammendes Wiedersehen gefaßt gemacht; ich fand ihn still, wehmüthig, ja träumerisch. Schweigend umarmten wir uns; dann wünschte er mir mit einem Lächeln, welches mein Herz durchschnitt, Glück zu meiner Verbindung, fragte mich nach meiner Frau, nach unserer frühern Bekanntschaft, nach unserer Reise, mich aber ängstlich jeder Erwähnung seines Unglückes aus. Ich durfte kein tröstendes Wort zu ihm reden und — ach ich fühlte auch, daß ich hier doch nur leere Worte sprechen könnte. Wie aber seine Gedanken unausgesetzt mit Bettina beschäftigt waren, davon zeugte die Zerstreutheit seiner Rede und ein fortwährendes Hinflattern seiner Blicke nach dem Bildnisse der Theuren, welches an der Wand ihm gegenüber hing. Nach drei Stunden schied ich;

er begleitete mich nicht wie ſonſt zum Wagen, ſondern blieb wie im Traume verſunken auf ſeinem Lehnſtuhle ſitzen.

Als ich in den Vorſaal trat, traf ich Bettinas Kammermädchen. Sie hatte mich erwartet, trat nun unter heftigem Weinen an mich heran und hieß mich mit leiſen Worten willkommen. „Gott ſei Dank!“ ſagte ſie, „daß Sie, Herr Profeſſor, wieder da ſind. Alle Abende bin ich in die Stadt gegangen und habe mich erkundigt, ob Sie noch nicht da wären. Sehen Sie nur das kleine Würmchen einmal an, es verkommt ganz: die Amme hat nicht Nahrung genug, aber das gewiſſenloſe Frauenzimmer geht es nicht zu, und der Doctor meint auch, es liege am Kinde. Mit dem gnädigen Herrn iſt gar nicht zu ſprechen, es iſt als ob er einem nicht verſtände. Ich bitte ſie um Gotteswillen Rath zu ſchaffen: die gute gnädige Frau hat mir das Kind auf die Seele gebunden: aber ach Gott! ich kann ja jetzt nichts thun, denn Niemand achtet auf mich.“ — Ich folgte dem Mädchen in das Zimmer, in welchem der Kleine dem Verliſchen nahe lag. Hier erfuhr ich nun noch Bettinas letzte Schickſale. Sie hatte ſchon einige Tage nach ihrer Entbindung das Bett verlaſſen, S. ſelbſt und der Arzt hatten ſie dazu zum Theil veranlaßt, weil ſie ſcheinbar ganz wohl war. Es mußte wegen des kleinen Ankömmlings mancherlei in der Anordnung der Zimmer verändert werden; Bettina ſelbſt mit einer bei ihrem Zuſtande faſt unnatürlichen Lebhaftigkeit, leitete dieſe Verän-

herungen, erkrankte plötzlich und wurde noch an demſelben Tage eine Beute des Todes.

Nach Hauſe zurückgekehrt, erzählte ich meiner Frau, was ich gehört und geſehen, und überlegte mit ihr, was zu thun ſei. Das brave Weib war ſogleich entſchloſſen, ſelbſt die Sorge für das Kind meines Freundes zu übernehmen. In der Gewißheit hier eine Pflicht zu erfüllen, weil das Kind weder väterlicher noch mütterlicher Seits Verwandte hatte, hörte ſie auf keine meiner Einreden, die ich, obſchon im Herzen mit ihr einverſtanden, hervorhob, um ihr Alles, was ſie übernähme, in die Vorſtellung zu rufen, damit es unerwartet ihr nicht zu ſchwer falle. Am andern Morgen ſchrieb ich an S. einen eindringlichen, ruhig ernſten Brief. Ich ſtellte ihm vor, welche Pflichten er für Bettinas Kind habe und wie er unter den beſtehenden Verhältniſſen außer Stande ſei, dieſen Pflichten nachzukommen. Er ſolle daher ſelbſt ſammt dem Kinde zu mir nach der Stadt ziehen, wo er die nöthige Zerſtreuung, ſein Kind durch meine Frau die nöthige Pflege erhalten würde. Noch an demſelben Tage kam der Wagen, welcher das Kind, die Amme und jenes Kammermädchen brachte, aber ſtatt S. ein Brief, der nur die Worte enthielt: „Du haſt Recht. Möge Gott Deine Freundſchaft lohnen! Ich brauche — ich will keine Zerſtreuung.“

Am nächſtem Morgen kam S., um ſich nach ſeinem Kinde zu erkundigen. Als ich ihn zur Wiege deſſelben

führte und ihm der Knabe schwach entgegenwimmerte, begann er laut schluchzend zu weinen und stieß einige schmerzliche Ausrufe aus, welche anzeigten, daß er jede Hoffnung auf das Leben des Kindes bereits aufgegeben habe. Ohne sich von mir zurückhalten zu lassen, eilte S. gleich darauf wieder fort. So kam er nun täglich, umarmte mich jedesmal mit großer Zärtlichkeit und einigen Worten des Dankes, aber ohne daß er je auf meine Reden und Ermahnungen in Bezug auf ihn selbst einging. Er sah mich dann wohl starr an, ließ mich halbe Stunden lang reden, aber alle meine Worte schienen wie leichte Pfeile von dem Panzer abzugleiten, mit welchem der Schmerz sein Herz überzogen hatte. Für das Kind sorgte meine Frau als Mutter; eine Amme war angenommen worden, und der kleine Karl wurde mit jedem Tage lebenskräftiger. Dagegen betrübte es mich zu bemerken, wie S. von Tage zu Tage bleicher und magerer, dabei nachlässiger in seinem Anzuge wurde. So sehr war sein ganzes Wesen verändert, daß er sich durch keine heftige Ein- und Gegenrede, die ihn sonst leidenschaftlich entflammt haben würde, aus seiner weich milden Stimmung bringen ließ. Eines Tages hoffte ich ihn endlich einmal ergriffen zu haben. Ich hatte alle Vernunftgründe der Philosophie in einer heftigen Expectoration gegen ihn geltend gemacht; ich hatte ihm zum Schlusse gesagt, daß ich mit Schmerz bemerkt hätte, wie er mit dem Prediger Decker, jenem schon erwähnten Universitätsfreunde, einen

immer vertrauter werdenden Umgang pflege, während er mich von sich abstieße; daß ich ihn warne, der Stimme jenes zwar frommen, aber auch seiner Frömmigkeit die Vernunft, das Beste und Edelste, was der Mensch besitze, zum Opfer bringenden Mannes ein zu williges Gehör zu leihen, indem er dadurch verführt würde, seinem Schmerze mit weichlicher Tändelei nachzuhängen, statt sich männlich von dem Schlage emporzuraffen, der ihn daniederstreckt hatte. — „Gott behüte Dich!“ — sagte S. aufstehend. „Doch Du hast ein heiliges Recht auf Vertrauen, und es soll Dir zu Theil werden, stützt auf die Gefahr hin — auch Dich, auch Dich noch zu verlieren.“ Damit schied er.

Zwei Tage ließ sich S. nicht sehen, dann erhielt ich folgenden Brief:

„In der schneidenden Kälte meines durch Eure Philosophie gebildeten Verstandes ist das lebens- und liebeswarme Herz meiner Bettina erfroren. Was ist diese Philosophie? — das mordende Gift des Cynismus! An ihm ist Bettina gestorben. Mit Deinen scharfsinnigen Vernunftgründen, die ich in schändlicher Eitelkeit so klar aussprach, wie Du sie denkst, habe ich das Herz des besten Weibes unnatürlich emporgeschraubt, bis es schwindelnd herabstürzte und zerbrach. Dieses süße Lamm ist dem Götzen Philosophie, geopfert worden — und was hat nun dieser Götze für einen Trost? O ich habe Dir aufmerksam zu-

arbeit, wenn Du mir den Trost der Philosophie predigst hast! Es ist ein erbärmlicher Trost! Oder kannst Du mir etwa beweisen, daß jenes ihre Leben, welches mir wie das Licht meiner Tage erlöschen, dereinst wieder aufflammen wird in Jahrhunderten, in Millionen von Jahren? — ich will ja gerne warten! — und zwar so, genau dasselbe wie es war? Verstehe mich recht: Kannst Du mir beweisen, daß meine Bettina mit diesen Augen, diesem Munde, dieser Nase, diesen Locken, mit diesem ganzen Leibe, so einzig geschaffen ihre geliebte Seele auszudrücken, daß sie so aus dem einst vom Worte des Geistes geöffnetem Grabe lebendstrahlend hervorgehen wird? — Du kannst es nicht; — und sprichst vom Trost der Philosophie? Laß ihn doch schwer! Der Gedanke ist ewig, sagst Du, darum kann ein gedankenvolles Wesen nicht zerstört werden. Ja doch! das ist die Unsterblichkeit von $2 \times 2 = 4$. Freund — die Philosophie hat mein Weib ermordet! — darum hasse ich sie; sie hat nicht einmal einen Trost, geschweige einen Ersatz für den, in seinem heiligsten Eigenthume von ihr Verletzten — darum verachte ich sie."

„Aber glaube nicht, daß ich mit der Philosophie mich selbst aufgebe, daß ich der Verzweiflung zum Opfer werde. O nein, da ist Gott für! In meiner allerbittersten Stunde ist in meinem zerrissen vom Gram und Schmerz ganz zerrissenem Herzen eine Blume aufgegangen, die mein ganzes Inneres mit himmlischem Troste durchduftet. Ein

Freund Gottes und meiner Seele hat das Blümchen in mir gepflegt, und meine Thränen haben es begossen, daß es fröhlich gedeiht: — es ist die Blume des Glaubens. Dein Herz ist noch gefühllos durch die Philosophie; aber Gott wird es auch noch zu erweichen wissen, wenn es ihm Zeit dünkt — in der Glut des Schmerzes oder der Wonne. Der Freund wünscht Dir diese. Dann bist Du selig wie ich; denn ich weiß, daß Bettina, mein süßes Weib, lebe, wie ich lebe, wie Gott in uns beiden lebt: daß sie jetzt nur schlummert und süße Träume von unserer Liebe und von unserem Kinde träumt; daß sie einst mit unsterblichem Jubel, allein groß genug eine Ewigkeit zu erfüllen, mich umfange, denn sie findet dann in mir einen, den die Gnade Gottes gerettet hat."

Der Brief des Freundes war weit entfernt, diesen meinem Herzen zu entfremden; ich freute mich vielmehr über ihn. E. hatte niemals Philosophie und Religion vermitteln können; so lange er jene zu besitzen glaubte, hatte er diese verachtet. Vergebens hatte ich ihn öfters darauf hinzuleiten gesucht, daß die Philosophie nur in allgemeinen Gedankenformen dieselbe Wahrheit ausspreche, welche die Religion in individuellen Gestalten warm an das Herz des Individuums lege; — er hatte mich mit der krämerhaften Aeußerung zurückgewiesen: Wie als einem öffentlichen Lehrer der Philosophie möge es wohl gerathen sein, für die schwachen Seelen meiner Zuhörer eine solche Vor-

mittlung zu erfinden; aber ich belüge mich selbst, wenn ich meinte, daß es Ernst mit derselben sei. Aus diesem Briefe schöpfte ich nun die Hoffnung, der Umgang meines Freundes mit der Religion würde ihm selbst, nachdem er erst Beruhigung seines Schmerzes erlangt hätte, zu einer tiefern Auffassung der Philosophie hinführen; er würde dann erkennen, daß er bisher nur einen oberflächlichen Schein der Philosophie für diese selbst gehalten habe und, wenn wir dann gemeinschaftlich ernsten Studien nachgingen, würde noch einmal die erste und in Wahrheit die schönste Zeit unserer Freundschaft, noch verklärt durch das Andenken an die verstorbene Freundin, zurückkehren. In diesem Sinne antwortete ich ihm, obwohl für den Augenblick mehr nur andeutend, die Beruhigung seines Gemüthes abwartend.

Ich hatte mich in meinen Hoffnungen getäuscht. Nach jenem Briefe verbat sich S. ausdrücklich jedes philosophische Gespräch. Sein Umgang mit Drucker wurde immer inniger, und indem er den Schmerz um die verstorbene Gattin mit geheimer Wollust in seinem Innern täglich aufregte, erlangte er nie eine Beruhigung seines Herzens, welche ihn der Besonnenheit wiedergegeben hätte. Von der Verurtheilung der Philosophie, oder wie er sagte, indem er die Wissenschaft mit der dünkelhaften Meinung des Weltmenschen verwechselte, der Bindung des Verstandes unter den Glauben, fand er leicht den Uebergang dahin, daß er in alle jemals da gewesene Formen des Glaubens seinen Geist zu

zwängen suchte, ohne zu bedenken, daß der fortschreitende Geist jene veralteten Formen längst durch vollkommner seinen ewigen Inhalt ausdrückende Formen ersetzt habe und noch zu ersetzen im Begriff sei.

Unter solchen Verhältnissen, nachdem mein redlichstes Bestreben ihn zur Besinnung zu bringen gescheitert war, wunderte mich nicht, daß mir endlich S. ankündigte, er sei mit den ihm gleichgesinnten Freunden entschlossen, das Vaterland, wo ihr Glaube verläugnet und verachtet würde, zu verlassen, um in Amerika eine Gemeinde zu begründen, welche freudig und ungestört Gott nach ihrer Weise anbeten könne. Ich eilte zu Drucker, den ich bisher aus einer gewissen Eifersucht um des gemeinsamen Freundes willen, gemieden hatte, und wollte ihn mit Vorwürfen über das, was, wie ich meinte, sein Werk war, überschütten. Mit Staunen vernahm ich, daß S. seit Monden auch von ihm sich zurückgezogen, ja ihn förmlich als einen solchen verdammt habe, der den Geist verläugne, der ihn erleuchte. „Der Glaube," sagte Drucker, „den ich als lindernden Balsam rein und lauter in sein Herz träufelte, ist ihm zum Gifte geworden; denn sein durch die Eitelkeit der Verstandesbildung verführtes Herz läßt ihn sich nicht dabei begnügen, ein Gläubiger zu sein, sondern will ihn ohne Berufung zum Märtyrer oder Propheten machen!"

Ich mußte Drucker vollkommen recht geben und fand so auch praktisch bestätigt, daß wahre Religiosität und

wahre Philoſophie, wenn auch ohne es von einander zu wiſſen, ſtets mit einander übereinſtimmen. Ich überlegte nun mit Drucker, was zu thun ſei. Dieſer ſagte: „Laß ihn und die Gleichgeſinnten, welche die Bildung unſerer Zeit in ſich nicht zu überwinden vermögen, in Gottes Namen in das ferne Land ziehen. Ich bin überzeugt, Gott ſelbſt hat ihnen dieſen Gedanken eingegeben. Sie ſollen den Ernſt des Lebens kennen lernen, der ganz etwas anderes iſt als die Leidenſchaften, welche in ihren Herzen wühlen, damit ihnen die Demuth zu dem Eifer komme; und den Ernſt des Lebens werden ſie drüben finden, im Kampfe mit einer üppigen, aber roh wilden Natur, entfernt von allen Illuſionen Europas, welche ihre ſchwachen Herzen zur Eitelkeit aufblähten. Gott gebe ihnen Segen, und uns theile er von ihrem Eifer für das Ewige mit, ſo wird es fernerhin auch um uns hier in Europa beſſer ſtehen!“

Jene Verwandten in Dresden, welche ſchon einmal auf Bettinas Erbſchaft Anſprüche gemacht, haben S.'s Entſchluß, ſein und ſeines Kindes ganzes Vermögen mit in die neue Welt zu nehmen, vereitelt. Im Falle, daß der kleine Karl ſterben ſollte, haben ſie Anſprüche an dieſes Vermögen; und durch dieſe Einrede ſo wie durch Druckers und meine Ermahnungen haben wir S. dahin gebracht, das Kind bei mir zurückzulaſſen. Wir ſtellten ihm vor, wie er das zarte Leben des Knaben muthwillig in Gefahr brächte, wenn er ihn mitnähme. Drucker hat gelebt für

eine ächt chriſtliche Erziehung des Kindes mit mir Sorge zu tragen; S. verſprochen, wenn der Knabe zehn Jahr alt ſein wird, ſelbſt nach Europa zu kommen, um ihn abzuholen. Ich hege im Stillen die Hoffnung, S. werde, zum Frieden mit ſich ſelbſt gelangt, dann ſelbſt bei uns, bei ſeinem Kinde, bei dem Grabe ſeiner theuren Bettina in Europa bleiben.

Beſprechung zum Frieden

von

Leopold Schefer.

Deutſche Bulle:

„Intactus atque placidus.“

„Unberührt und gelaſſen“ ſag' ich mit wahren einfachen Worten, daß, mich meinend, eine Verfälſchung der Acten des Lateiniſchen, das heißt Römiſch-Katholiſchen Kloſters zum heiligen Grabe in Jeruſalem vorgenommen worden iſt. Der zuverläſſigſte wahrheitliebendſte Mann hat, in Geſellſchaft mehrer Zeugen, zu Jeruſalem an Ort und Stelle mit Erſtaunen die Acten geleſen und aus Tiberias am See, s. d. 26. Febr. 1838, mir die treu abgeſchriebenen Worte in einem Briefe mitgetheilt, den ich zu meiner Beglaubigung „hochwürdigen“ Männern vorgelegt, und ich bewahre ihn noch. Die mir fälſchlich untergeſchobene Abſchwörung meines Proteſtantiſchen Glaubens lautet ſo:

„Leopoldus Schefer, nachdem er ſeine bisherigen „Irrthümer bekannt und bereut, gebeichtet und die Ab„ſolution empfangen, iſt in den Schooß der allein ſelig„machenden Kirche hier zurückgekehrt, mit der Vergün„ſtigung des Geheimniſſes und der Verſtattung ketzeriſch „Lutheriſchen Ceremonien ferner beizuwohnen ꝛc. ꝛc.“

Gegen dieſe Richtigkeit ſage ich einfach: es iſt mir in meinem Leben nicht eingefallen Katholiſch zu werden. — lebte die Katholiſche Kirche Gottes Gnadenwahl-Recht, auch nur vermeintlich, ſo hätte ich mich für die Geſinnung zu bedanken: mich mit der Katholiſchen Seligkeit zu begaben, mich ſelig zu machen; wie ich denn dieſer Tage erſt einen Mörder an meinem Tiſche gehabt, eines guten Freundes reuigen Sohn, mit den gutmüthigſten glühendſten ſchwarzen Augen, der bekanntlich auch ein altes Weib ſelig machen wollen. Dafür hätte ich die genannte „Vergünſtigung" z. B. nur ſchon in meinem „Weihnachtsfeſt in Rom" — in der „Pflegetochter" (gedruckt bei Appun) — in „armen Dſchem", im „Gekreuzigten", höchlich gemißbraucht. Wer aber das „Laienbrevier" kennt, wird inne geworden ſein, daß es bis aus meiner Kindheit herauf im Herzen gewachſen, und daß es gewiß nicht Katholiſch, ſondern gewiß „allgemein" menſchlich iſt. Die Römiſch-Katholiſche Kirche ſagt aber gern nach dem Tode von Autoren und Andern, die ihnen „Cardinäle der neuen geiſtigen Macht" ſind und ſcheinen könnten: „Sie waren doch unſer! Seht hier haben wir ſie. Sie waren alſo Heuchler im Leben." Jeder billige Menſch, und die uns ſo lieben Deutſchen, die aus Bann noch Katholiken heißen, um ſo mehr aber die Unſern und unſre Beſchützer, werden alſo als mir zuſtändige Nothwehr billigen, daß ich rathe, das durch die zu frühe Entdeckung mehr als nichtig gewordene Blatt

in aller Stille herauszuſchneiden, und daß ich auch den eiſeſten Schein der geringſten Falſchheit mit Nachdruck zerhauche. Zu dieſem Zwecke vorzüglich theile ich folgende, oft nur referirende:

„Beſprechung zum Frieden“

mit, nach deren Leſung mich Niemand durchaus für einen Katholiken halten wird noch kann, ſo wenig als für einen Renegaten der eigenſten Lehre Jeſu. Denn die Sittenlehre iſt keine Mythologie, und Gott hat keine Geſchichte; und ſo iſt meine tiefſte Ueberzeugung, daß Jeſus alſo nun erſt recht auferſtanden iſt, daß aber den Menſchen nun auch das Meſſer an der Kehle ſteht: Das zu thun, was er gelehrt und gewollt hat; um zu beweiſen, daß ſie nicht von ihm glauben, ſondern ihm. Die Welt iſt erwacht, und göttlicher Sinn glaubt Gott.

Uebrigens in dieſer Sache, umgekehrt: der Sache Feind, und dem Menſchen Freund! Denn, ich ſpreche aus redlichem Herzen, käme aus aller Welt vertrieben, der Pabſt zu mir — ich wollte ihn pflegen und auswarten wie einen Freund, und ihm meine Kinder auf ſeine Kniee ſetzen, daß er menſchliche Freude hätte. Denn in dem vermeinten Amte bindet Eid und Amt, und die Luſt und der Drang in der Welt zu pfuſchen. Der Menſch iſt beſſer als der Amtmann.

Und nun nie ein Wort mehr hievon, als „intactus atque placidus.“

Leopold Schefer.

Besprechung zum Frieden.

1.
Wegscheider.

Wahrheit und Dichtung scheiden sich jetzt wie die Nacht und der Morgen:
Dichtung wird zum Mond, Wahrheit zur Sonne der Welt.

2.

Alle die Hütten gelöst, und die purpurnen Schaalen zerschlagen —
Findet mit langem Gesicht ihr nun — den Menschen, und stutzt.

3.

Doch nun den Menschen erforscht! Von auf der Kapelle gelautet —
Findet ihr weinenden Augs, stumm, in dem Menschen — den Gott!

4.

Stumm? — Nein, preist ihn laut! greift Alle in euren Busen,
Fühlet! Dasselbige Herz regt derselbige Gott!

5.

Und so hättet ihr Gott nun gefunden in Eurem Herzen,
Und das Orakel von Gott hättet ihr — stäubend erfüllt.

6.

Vernunft der Deutschen.

Daß sich, die baar-fuß gehn, die so armen Kinder der Erde,
Nicht mehr die Dornen in Fuß treten und hinken — deshalb
Wandelt das gütige Weib auf den Pfaden derselben, und bückt sich
Oefter, sie sammelnd, zerstichet selbst sich die Füße! die Hand!

7. A.

Die Neugeborenen sprechen:

Strauß! Du verbirgst nicht im Sande den Kopf vor den Feinden! — die Ritter,
Die Du verfolgest — im Sand bergen den Kopf sie vor Dir.
Strauß, du Krone von Luther, du Reformation-Ender,
Auf! auf, ende sie auch! ende die rasende Welt!
Auf nun nach Augsburg! Auf nun nach Worms! Auf, thuet nun Rom aus!
Herrn Churfürsten ihr, auf! Kaiser und Pabst, aus dem Grab!
Aber was seh' ich? .... Du stehest allein! .... Still bleiben die Fürsten
Stumm in den Gräbern? und stumm bleiben die Völker im Grab?
Von den Lebendigen auch will Keiner für Dich in das Feld ziehn? —
Sieh, für die Dichtung nur ziehet das Volk in den Kampf;
Doch für die Wahrheit regt sich das Volk nicht — ist doch die Wahrheit
Selber allmächtig! es kämpft nicht: daß die Sonne da scheint'
Gegen den Irrthum .... bleiben beschämt sie zuhaus;
Schaut zum Fenster hinaus: wie sich die Wolken verziehn.
Die es so lange geschreckt, die Gespenster und Geister ihm dünkten,
Und nur die Magd mit dem Kind findet es noch auf dem Markt
Hin zu der Leichnamsprozession, zu den Osterkanonen,

Hin zu der Himmelfahrt, heut noch die Puppe zu ſehn;
Bis nur ein altes Weib mit dem letzten der Pfaffen zu Grabe
Geht, ihr Beichtiger einſt, als noch das Weltgericht galt.
Chriſtbrot bäckt man dann noch; Weihnachten erſcheint noch das Chriſtkind
Klang wie ein Kind aus dem Grab', aber den Kindern noch lieb,
Aber den Aeltern noch lieb, denn Geben und Nehmen erfreut ſtets,
Und der Maria Bild hängt auf dem Boden beſtaubt.
Dann iſt das Hirten-Gedicht aus den Herzen der Menſchen verſchwunden,
Und auf S. Peters Schutt brennet dann: „LUTHER. UND. STRAUSS."
Droben am Himmel jedoch brennt Gottes Namen in Sternen,
Und in dem ärmeſten Kind wird er geboren der Gott!
Und als Menſchengeſchlecht lebt Gott ſelbſt freundlich und lieblich —
Gott kam ſelbſt! und Gott hat nur die Götter geſtürzt.

7. B.

Dieſelben.

Neu nun ſei uns begrüßt, du Heros ſittlicher Schönheit!
Gott! gieb Jedem ſo reich göttliches Auge und Herz!

7. C.

Das Meſſer an der Kehle.

Keine Verzweiflung! Menſchen, doch alt mehr keine Verzauberung
Nun gilt fordernd der Gott! göttliches Fühlen und Thun!

8.

Römiſche Klage.

Deutſche! Ihr nahmt es doch nur zu genau! wie die Kinder — mit Kindern!
Hermann nahm es ſchon ſo! Luther! und Blücher! .. nun Ihr!

9.

Deutſcher Beſcheid.

Eins nur nehmen wir ſcharf —: Frei muß uns der denkende Geiſt ſeyn!
Frei uns unſere Herrn! Frei uns der Boden! die Luft!

10.

Desgleichen.

Ob dir die Lehren abſurd ſind, kümmert dich, Autorität, nicht;
Rechtlos iſt die Vernunft. Aber Uns ſei ſie das Recht!

11.

K. Schmitthenner, Recht des Regenten.

Herrſcher! gewährt nur, und ſichert Gewiſſensfreiheit den Menſchen;
Ueberflüßig alsdann habt Ihr die Kirche gemacht.
Dieſen Spiegel nur hält ſie Euch vor! — Doch halten ihn ihr vor —
Und wie der Baſilisk ſticht ſie vom eigenen Bild.

12.

Emeer Punctation der Deutſchen Biſchöfe.

Ehret den König, die wachſende Macht! und die ſteigende Größe!
Denn Er ſteiget mit Euch ſtets in die reinere Welt.
Ehret Ihn höher, als Theren den Pabſt — die vernagelnde Macht — ſonſt,
Sie in vernagelter Welt, dümmer und kleiner, verlacht.

13.

Rückenhalt.

Griechiſche Kirche, du wareſt die Erſte, du bleibſt auch die Letzte!
Frei iſt der Herrſcher allein, den nicht der Pabſt — molestirt

Rußland kennt nicht den Pabſt, Jeſuiten nicht; käme der Pabſt hin,
Würd' er mit Gunſt, ſo wie ſie, über die Grenze gebracht.

14.

Die heilige Schaar.

„Wir Pietiſten, wir halten am Luther! Wir ſetzen ſein Werk fort!
Feindſchaft mit Teufel und Pabſt! Chriſten, verlaßt Euch auf Uns!"

15.

Fauſt.

Jung-Goetheiſch verliebt noch ſchloß dich der Alte —: „Das ewig
„Weibliche zog dich hinan." — Glückliche Reiſe! — Das mahnt
Uns an „den wüſten Traum, und den ſchrecklichen Baum!" —
Doch was Kukkuk
Rettet die Weiber nun? Was ziehet die Engel hinan?
Fauſtiſche Weiber, ſo liebende, ſchön und beredt wie Bettina?
Rahel? ach, was Jean Pauls Göttin Maria? was Dich,
Treuſte Charlotte? — „Das Männliche!" — Holet der Teufel nun einen
Mann, da hängen ſich Zehn Weiber — gerettet — an Ihn!

16.

Die kluge Alte ſpricht:

Schlimm! wenn Etwas in Einem nur einzigen Menſchen dahin iſt;
Das iſt das Zeichen: es kann .... wird bald in Allen vergehn!
Als mein — ſeliger — Mann ganz ſtill erſt merkte: ich ſei alt —
Merkten und ſangen es bald Sperlinge laut mir vom Dach.

Ach, daß ich jung und frisch, wahrhaftig noch schön sei, das ließ sich
Selbst mein Mann nicht mehr auf-zwingen, geschweige das Volk.

17.

Cerberus, ein geborener Deutsche.

Cerberus letztes Geheul erbarm' Euch! Winternd nur heult er:
„Römischer Tartarus, nun stürzest du über mich ein!"

18.

Edelmuth des deutschen Ivanhoe.

Laßt mir den Görres! — daß Er den Napoleon einstens gestürzt hat,
Schmerzt ihn; nun kämpft er beschämt für den Gefallenen, Pabst.
Wahrlich so mein' ich, ich meine es so. Für die Kirche-Rebecca
Kämpfet der Ivanhoe, bleich für die Ehre — und fällt.

19.

Römischer S. Peter, mit den „Pforten der Hölle."

Ein Erdbeben nun langt „S. Peter" in Schutt zu begraben
Samt — in der Kuppel — der Schrifft. Keiner dann schreibt sie mehr an.

20.

Die Pforten des Himmels.

Richtig! — Ihr Pforten der Hölle, Ihr habt nicht S. Peter besieget —
Pforten des Himmels, doch Ihr! Pforten des Himmels, ihr doch!

21.

Durchreiſender Omar ſpricht:

Was ſich die Deutſchen doch martern mit alten Geſchichten der Juden!
Werft Euch doch neu in den Gott! Werft Euch in ſeine Natur!
Friſch iſt der Gott! und friſch die Natur! friſch ſeid Ihr aus ſeinem
Geiſte, ſo friſch wie die Luft! Athmet und hauchet nur Ihn!
Lebte der Gott nur in alten Papieren — ich möchte den Gott nicht;
Lebt er in mir und im All — mag die Papiere ich nicht.

22.

Derſelbe.

Niemals gilt der Prophet; das glaubet, das wiſſet von allen;
Gott muß immer ihm erſt Würde und Ehre verleihn.
Mahomet war nur ein Menſch, das verkündet' er laut; er bewies auch
Durch kein Wunder, daß Er Keines vermöge zu thun!
Doch warum herrſcht' er ſo ſchnell, viel ſchneller als alle Propheten
In Drei Theilen der Welt — ſiehe: Er ſchrieb ja das Wort,
Welches der Engel vom Himmel ihm brachte, von Gott denn ihm brachte!
Nur durch die Feder allein ward er dem Volke zum Gott.
Nicht war das ihm ein Raub noch ein Mangel ihm: daß er ein' Menſch war,
Daß er begraben und todt liegt in Medina, und Staub.
Siehe, da haſt Du das Volk, das ſchon göttlich-weiſe es einſah:
Daß fürwahr nur ein Menſch möge uns ſagen von Gott.

23.

Alte Prager Disputation.

„Konnte auch Gott als Kürbis geboren, erſcheinen und lehren?
„Meiſter der Facultät, fragt doch bei Jonas um Grund.“

24.

Einſchränkung der Milden.

Seid nur gerecht; auch die Mahomedaniſche Religion iſt
Nicht aus dem eigenen Keim treu nur entwickelt! o ſeht:
Mönche und Alles was Mahomet ſtreng und deutlich verboten,
Hat doch des dichtenden Volks Sinn in die Wurzel gepfropft!
Alſo von Keinem ſprecht: an den Früchten nur ſollt ihr ihn kennen,
Denn ſonſt wär' auch die Frucht Chriſti — das Früchtchen der Pabſt!

25.

Die Executoren.

„Nun iſt das Teſtament eröffnet! Wir ſchauen hinein — und Univerſal-Erb' iſt wieder der Vater vom Sohn.“

26.

Die Kritiker.

Jeſu eigene Worte nun gelten allein nur. Ein Neunzig
Jähriger Greis hat ſie uns noch aus der Jugend erzählt.

27.

Immanuel Schwarz, Targumicus.

Liebet das Vaterland ſo! Helft Drei Jahre ſo allen
Armen und Kranken, und lehrt Gott ſo, dann ſeid ihr von Gott.

28.

Juſtinus Kerner.

Wollt Ihr, bedürft Ihr noch Wunder, ſo will ich die größten Euch zeigen,
Größer als alle nur wo je in den Köpfen geſchehn!
Schlaget das Buch der Natur auf! Denn ſie iſt Gottes Natur ſelbſt;
Wie Gott iſt, Gott wirkt, ſtehet da glaubhaft in ihr.
Fortan iſt nur das Wiſſen, die Wiſſenſchaft iſt das Wunder,
Selber die Scheidekunſt, Kunſt die Geſtirne zu ſchaun!
Schon Ein Tropfen der Waſſer und Eine der Flocken des Schnees
Schon verſchneit und erſäuft alle Mirakel der Welt.
Siehe, die Wiſſenſchaft, nur das Wiſſen zerſtörte die alte
Welt, und das Wiſſen erbaut neu nun die ewige Welt.
Ewig hat ſie an Gott nun zu thun, zu erſtaunen, zu lernen!
Glaube iſt Wiſſen; nun wächſt ewig der Glaube mit ihm.
Heilig iſt unſer Gott! Nicht greift er uns mehr von dem Himmel
Manchmal auf Erden herein! Nein, er ergreift uns das Herz,
Hält es und füllet es aus mit ſeinen Gedanken und Wollen,
Seinem Seligſein, Lieben und Wirken und Ruhn.

29.

Deutſche Katholiken.

„Was aus dem Pabſt ſoll werden, dem luſtigen Traditions-Mann?
Wenn nicht Verrätherei, nun denn nur — Tradition.
War kein Pontifex maximus einſt? — und iſt noch der kleinſte?
Was iſt die Pythia heut —: Mademoiselle le Normand!“

30.

Lützelberger spricht:

Schämt ihr Euch? — Zieht nach Amerika; dort iſt geſetzlich erlaubt: auch
Keine Kirche zu baun. Bauet dort Schulen dem Kind,
Schulen dem tauſendfältigen Kinde, das göttlich zur Welt kommt,
Daß es von Liebe, vom All lerne, von Leben und Gott!
Daß es den Gott dann im Leben verehre durch göttliches Leben,
Nicht durch in Tempel zu gehn, Räuchern und Knieen und Schrei'n.

31.

J. Th. Spaan (vom Cölibat).

„Nein! Bleibt hier! Sind Euere Fürſten doch klüger, als Ihr ſeid!
Sind ſie doch Euer. Sie gehn mit Euch „den heiligen Weg!"
Väterlich führen Sie Euch, nur ſicher und treu, wo Ihr hin wollt.
Was ihr Alle nicht wollt, wahrlich, das wird nicht geſchehn;
Und was ihr Alle denn wollt, wahrhaftig, das wird auch geſchehen!
Seid nur einig und klar. Wirklich zu wollen iſt ſchwer."

32.

Der Beruhigte.

Schulen ja habt ihr genug — was ſchaden die Glocken, der Thurm dran?
Seid nicht Spanier, nein, bleibet ihr Deutſchen auch deutſch!
Lehrer auch habt ihr genug, ehrwürdige Männer und weiſe,
Welche das wiſſen was Ihr! welche das wollen wie Ihr.
Auf, ſo erlaubet denn ihnen vom Herzen zu reden, noch zwingt ſie
Euch zu heucheln, ihr wißt Beide nicht länger, warum?

— „Aber der Segen kommt von Oben!“ — Ja, wahrlich von Oben
Kommt er, er segnet Euch still selber die Obern! Nur still!

33.

Deutsche! Ihr Männer, verfeindet Euch nicht! Ihr Guten, Ihr Besten,
Seid doch die Besten, seid gut! Wollt Ihr das Gute doch all'.

34.

Dringet hindurch! ihr Deutschen, zum völligen himmlischen Tage!
Nacht und Gespenster zerstreut! reint und erleuchtet die Welt.
Tapfer zerstöret den Wahn! mit der Wahrheit heraus an die Sonne!
Ist doch das Wahre erst recht wunderbar! zauberisch! schön!
Muß auch die Sonne ja kämpfen! Doch herrlich belohnt sich ihr Walten,
Denn klar schaut sie zum Lohn: göttlich das göttliche Haus.

35.

Richtenden und vernichtenden Werth nun habt ihr den höchsten,
Sturm und Gewitter sie sind wahrlich auch göttliche Kraft.
Aber Das selbst nun, was da vernichtet und was da zerstört hat,
Hebt es hervor und schafft bildend zu Leben es schön.

36.

Selbst zu seyn und zu gelten, aus eigener Kraft und Bestimmung,
Gottes Sclave sogar nicht, das ist Leben! und Tod!
Tod dem erbärmlichen Wahn, und Leben der heiligen Wahrheit:
Wer da zerstört, Der schafft, Einer, der göttliche Geist.

37.

„Lieber verlaſſ' ich die Erde! und meide den Himmel! das Daſeyn!
„Als ein Sclave von Weß anderem Geiſte zu ſeyn.
„Lieber verlaſſ' ich die Erde und meide den Himmel! —" Die Menſchheit
Thut es mit Freuden, und iſt lieber nicht da, als Ein Narr.

38.

Fußfällige Bitte.

Setzet, ihr Veſten, nicht Einer dem Andern „die Mütze des Huß" auf!
Oder das Volk dann verbrennt Sie, nach der Reihe, und Euch!
Wollt Ihr das Vaterland vor dem Volke beſchimpft und vor Nachbarn —
Hänget die Schelle des Narr'n Einer dem Anderen an!
Wollt Ihr das Vaterland von dem Volke geehrt und von Nachbarn —
Ehrt Euch ſelbſt! und was gut, Untereinander an Euch!

39.

Nach-Hall.

Selber der Löwe iſt edel! bedacht! Er reizt zum Erwürgen Andere nicht! Er zerreißt frei! Er verklagt nicht den Raub! —
Aber .... Sokrates trank doch den Schierlingsbecher gelaſſen!
Aber .... Anytus bleibt ewig mit Schande bedeckt!
Aber .... die Götter, die Sokrates läugnete, ſind doch vergangen!
Aber .... zu Richtern fehlt heut das unſinnige Volk!

40.

Was es auch war, was Sinn nicht mehr hat, das nennet nun Unſinn:

Nennet es — ſchattet es nicht, daß ihr kein Herz mir verletzt!
Duldet das Unrecht nicht und die Unwahrheit, o nur duldet
Den ſelbſt, welchen ſie drückt! Löſet ihn ſanft von der Laſt.

11.

Teleologiſche Windpredigt.

Erſter Theil: Wo der Wind herkommt? — Dann der Zweite: Wohin er
Fährt? — und der Dritte: Daß wir Beides nicht wiſſen! — Amen!

12. A.

Euer abſcheuliche Wind war das Geld werth, das er gekoſtet —
Nämlich: Nichts! denn es bläſt franco der Wind in der Welt.

12. B.

Conto.

— Franco? — frustra, vielleicht; doch gratis mit nichten! denn rechnet:
Was in Ellora nur koſten die Tempel im Sumpf?
Was — Pyramiden im Sand, und die Rieſenpaläſte der Götter?
Was in Griechenland koſten die Tempel in Schutt?
Was die zerſchlagenen Marmorgebilde? die Feſte? die Bilder?
Was nur die Beſen, den Kram täglich zu reinigen! zählt!
Was einſt Salomons Haus in Ruin, nur die Tauben, die Lämmer,
Welche das ſühnende Volk alle geopfert. O ſeht,
Nur für den Weihrauch, welchen die Bonzen den Gecken verräuchert,
Nährt ihr die Armen im Land reichlich ein heiliges Jahr.

Für die vergoldeten Lichter erleuchtet ihr Hunderte Städte,
Für das Gefäßgold kauft Tausende Sclaven ihr frei.
Theurer nichts als Thorheit und Sünde und menschliches Unrecht,
Denn sie kosten der Welt Leben und Glück und Verstand.

43.

Weise Braminen die hießen „Germanen"; das wißt ihr, Germanen!
Wißt es lebendig! Ihr seid heut noch Germanen auch hier.
England nennet Euch so; und Frankreich nennt Euch: die Männer
Aller Welt; und nur Rom fehlet der Namen für Euch *).

*) Tedeschi bedeuten Oesterreicher.

44.

Die Hindu-Germanen sprechen:

Nein! — wir Indier, nein! wir Deutschen erwarteten schriftwahr
Keinen Messias. Darum haben wir Deutschen den nicht.
Selber die Juden, sie haben ihn nicht, wie sie einst ihn bedurften,
Heut noch bedürfen — nun kommt Gott! ja der Gott nun erscheint!
Gott nun erlöset die Welt von Erlösung und allen Erlösern,
Fallet euch froh an die Brust! Jauchzet: Er ist, Er ist da!
Er war da! wird da seyn immer in Allen, in seinem
Menschengeschlechte. Die Zeit war nur Orakel von Ihm!

45.

Erlebte Judenfreude.

Freut euch nackend, damit ihr das Hemd nicht zerreißet, ihr Brüder;
Weinet im Sacke, damit Keiner das Kichern erräth.

46.

Jetzt zur Bekehrung geneigte Juden sprechen:

Alles das, was Uns gehört, was von Unſern Propheten
geſchrieben war,
Nehmen wir uns nun zurück: Was aus der Kabbala quoll,
Selber das Vaterunſer, den Vers: das Geſetz und Propheten:
„Liebe den Nächſten wie Dich.“ Dazu bekennen wir uns,
Denn das iſt unſer! von unſere Leut! So bleiben wir unſer,
Und Wir werden nun das ehrenvoll, was ihr verſaat;
Selber den Mann, den ihr Eueren Herrn — uns zum Ruhme —
genannt habt,
Nehmen wir alſo zurück! Denn er war unſer, und ſei's!
Jezzo errichten Wir ihm die erhabenſte Säule zum Denkmal
Und aus gediegenem Gold ſtrahle ſein Bild in die Welt.

47.

Jeſus der Menſch.

Wer jetzt Jeſum verläßt, der wollte nur eine geſchmückte
Eſelsbrücke; und wer Dieſe noch hält — ſei in Rom!
Wer ihm erſt jetzt zufällt, der will, was der Göttliche lebte,
Bitter und ſchwer, und doch lebte! Der thut nun den Gott.

48.

Einzige ſichere Rettung.

Fühlſt Du Dich ſelbſt als den Geiſt der da iſt, dann biſt Du der Mitherr!
Thuſt Du Dein eignes Geſetz! — Göttlich und frei das iſt Eins.

49.

Wer glaubt Fetiſch-Menſchen? und Fetiſch-Kaſten und Monſtra — ?
Todt vor dem „Kaſten mit Gott“ fällt auch kein Jude mehr um.

30.

Das war der Dichtung ſchrecklicher Wahn: nur in Einem den Gott ſehn.
Schrecklicher kann und wird keiner auf Erden mehr ſeyn.
Wird nur der Eine zum Gott — zu Geſpenſtern nur werden dann Alle,
Glaubet die Welt nicht genug, **das** iſt der Schaden der Welt!

31.

David Schulz. Vom Glauben.

Wer die Geſchichte von Schlang' und Apfel und Eva gedichtet,
Und von des Sündenfalls grauslicher Strafe, dem Tod,
Wahrlich der ſchläft ſchon lange, der ſchaurige Dichter, der längſte!
Und ſo verzückt er auch war, hat er im Traum nicht geträumt —
Was Er da Alles erfunden, dem ängſtlichen Kinde, dem Menſchen:
Arche und Sündfluth, Kreuz, ſelbſt auf der Kuppel zu Rom,
Rom ſelbſt hat er erfunden, das zweite, das ſchrecklichere Rom,
Kloſter und Nonne und Mönch, Bullen und Tetzel und Pabſt,
Selber das Haus von Loreto, und Oel, Monſtranz und Geklingel —
Aber auch Luther und Huß! Aber Reimarus und Strauß.
Lebe nun wohl, mein Dichter, auf immer! Die redliche Welt will
Nicht mehr ihr Paradies — hinten! Sie ſuchet es vorn.
Jetzt, du Erfinder des Märchens „die Apfelnäſcherin" wanderſt
Du als Dichter gehrt — in das poetiſche Fach!
Aber als Bibliothek mit den Commentaren und Bildern —
Wie zu Homeros-Geſang Griechen gemalt und gebaut.

32.

Erlöſetes Epos.

Epiſche Muſe, nun biſt du erlöſt! denn der dich gefangen
Hielt, tritt ſelbſt nun zurück in die erfriſchte Natur.
Wieder erſcheinſt du, Natur, nun ſelbſt! ſtatt Eines Gedichtes
Treten nun Tauſend hervor, kommt mit den Blumen der Lenz.
Dichteriſch faßt die Natur! die Geſchichte! So faßt ihr die Wahrheit!
Und in dem Grabe geheim freuet ſich, lächelnd, Homer.
Wahrere Dichter nun werden wir haben, nicht Zweifler und Grübler,
Wieder Gedichte — nicht nur Dichter, zu dichten die Wuth.

33.

Dr. Wünſchers u. A. Dogmengeſchichte.

Ehe die Raſenden hin nach Nicäa gezogen, da war ich
Beſſer am Platze als jetzt, da — von Nicäa ſie ziehn!

34.

J. Stücker.

Tauſendmal mehr mit der Sünde gelitten hat jeglicher Sünder,
Durch ſie Tauſende mehr — als Ein ihr Ferner darum.

35.

Die Predigt „Chriſto-Idolatrie" von Dr. Reinhard.

Wie ſich ein Schatt doch lang' in der Kirche verhält, wie gefroren!
Jetzt erſt thauet dein Wort auf mit gewaltiger Macht.

56.

Friedensbedingung sine qua non ist.

Nur Drei Dinge verbietet dem Pabst bei Verluste des P. P. *)
— : Inquisition, — : Bücherverbieten, und — : I. H. S. **)

*) Patrimonium Petri. **) Jesuiten.

57.

Zwei-Siedler.

Eine ist Einem ein Engel! doch Zehn sind Einem der Teufel;
Hole dir Eine! o laß Eine dich holen, du Mönch!

58.

Coelebs. J. Th. Spaan spricht:

Könnt ihr nicht einmal, und konntet ihr keinmal weihen, so nehmt doch
Alle das P. P. jetzt wieder in Menschenbesitz.

59.

(Vergleiche No. 15 und No. 57).

Weh! Wen die Weiber geholt! und ihn holen, die Seele und Alles!
Eben so richtig ist Der wie von dem ††† geholt.
Wehe dem Weib, das viel Männer geholt, und die Seele und Alles!
Eben so richtig ist Die wie von dem ††† geholt.

60.

Die Zwei Dinge verbietet dem Teufel bei gleichem Verluste:
Daß er nie weiß kommt! Nie ohne den kenntlichen Fuß!

61.

O. F. Gruppe. Römiſche Elegie.

Bleibt die verroſtete Uhr, die das Gehe-Gewichte verloren,
Stehn, o ſo ſtehet ſie recht ... aber ſie geht nicht mehr recht.

62.

Zeitungsſprache von Joſeph II.

Sprecht nur beleidigend nicht von hohen Perſonen „ſie dürften!" —
„Seiner K. K. Majeſtät dürfte die Klöſter erſtehn."
Seht doch, die Allerhöchſten, die Allermächtigſten können —:
„.... Dürfte der Menſchen Vernunft ſiegen" .... Sie kann, und ſie wird.

63.

Hegels Schüler ſprechen: Hegel, kein Wunder.

„Sitzt ein unſterblicher Schneider am Tiſch, und nähet an Einer
Naht Zwei Tauſend Jahr, lernt er nicht beſſer die Naht?
Sitzt der unſterbliche Geiſt und brütet er über dem Geiſte
Auch Zwei Tauſend Jahr, lernt er nicht beſſer den Geiſt?
Brütet ein alberner Ofen mit gleichſter Wärme nicht Hühnlein!
Sollen wir klüger nicht ſein, als wie ein Jude von I?"

64. A.

Die bisher ſogenannten Pantheiſten.

„Redliche Weiſe! erfindet für Uns, wie wir ſind, nun den Namen!
Was Ihr uns nanntet, das war Jeder ein wenig, auch Chriſt.
Das Uralte, das Neue, das Ewige klaré nur ſind wir;
Wir ruhn feſt, wie das All feſt, auf dem Anker, dem Gott!
Als Geiſt ſind wir unſterblich wie Gott, wenn ſelber in Euren
Heiligſten Schriften veraus — nur iſt das Leben — geſetzt!

Selber der Gott! O ihr Kleingläubigen! — Was Ihr erſchaffen
Nanntet, das nennen wir ſei'd. Jeden erkennen wir an!
Alles was lebt! Nun flieg' es, nun ſchwimm' es, nun ſchiff' es
als Sterne,
Wahrlich nur Uns lebt Gott ſichtbar der leuchtende Geiſt!
Wir nur kennen die Ruhe, die Sicherheit, kennen den Frieden,
Kennen die Freude, das Glück. Seid Ihr, auch ſträubend,
doch Wir.
Auch den ſich eignen perſönlichen Gott, der da Euch nur das
Heil ſcheint,
Dieſen auch haben wir klar, klar wie die Sonne! das Licht!
Iſt doch das Licht in jeglichem Glas, von ihm leuchtend und
Glas erſt,
Und doch neben ihm wallt funkelnd der heilige Strom!
Sehet, die magnetiſche Kraft durchdringt die Geſtalten erfüllend,
Iſt in Jedem, und iſt auch noch daneben ſie ſelbſt.
Eben erſt weil ſie in Allen iſt, iſt ſie die Ganze! die Eine!
Und als Aller Gefühl ruhet ſie ſelig in ſich.
Nennt Euch ... nennet uns Menſchen! Da habt ihr's getroffen! Das ſind wir
Menſchen ſo lang' Gott will, iſt Er, ſo lange wir ſind.

64. B.

Gnoſis von Bauer.

Eins iſt gewiß: Kann Gott in Einem erſcheinen — geboren
Werden, in Allen alsdann kann er es eben ſo leicht.
Aber unwandelbar iſt er, und Gott thut immer das Gleiche
Gleich vernünftig, und ſo hat er das immer gethan.

64. C.

Jeden erkennen wir an.

„Jeſus — meinet ihr — hat von Unſterblichkeit gar nicht geſprochen,
„Nur ein Gleichniß bis zwei hat er ſo leicht hin erzählt!" —

Haltet Ihn heilig in Ehren, dieweil er davon nicht geredet!
Durch und durch und durch lebt' er unſterblich und war's.
Wer da das Gute vollbringt, wer göttlich das liebet, was da iſt,
So ganz göttlich iſt der, daß er von Sterben nicht weiß,
Daß er von Leben nicht weiß, nur weiß von göttlichem Daſeyn,
Göttlichem Lieben! und das zeuget den ewigen Gott.
Weil nur Gott lebt, Alle im All lebt, darum hat Jeder
Nur ein weſentlich un-ſterbliches inneres Seyn;
Wer klar weiß: daß er iſt, der weiß unmittelbar Gott ſelbſt;
Schaut er die Andern, das All, ſchaut er die Größe von Gott. —
Fühlet den Gott ſo in Euch, das göttliche Regen und Drängen
Euch ſo gegeben wie ihm, wirket dann Gleiches in Euch.
Jeglicher Liebende reine ſich an Ihm, jeglicher Schwache
Stärke ſich durch Ihn, von Ihm lerne den Vater das Kind;
Bis es Ihn ſelber entdeckt in der Bruſt, bis es rufet: „Du Großer,
„Lebeſt in mir! und du ſollſt leben als Menſch wie der Gott:
„Hülfreich, liebend und rein, wohlthätig umher, wie die Sonne,
„Segnend den Feind, wie der Quell! froh wie die Lerch' in der Luft.“ —
Sage dem Kinde: „Du biſt ein Engel“; ſo haſt du das Alte
Fromm an das Neue geknüpft, hie ihm bereitet den Gott.

61.

Leben vermagſt du göttlich zu leben, o Menſch! den verrufnen
Eſſenkehrer, den Geld-Wechsler, den .... Henker — ?
Den nicht!
Siehe denn alle, was aufhört, wenn du, o Menſch, nun ein Menſch wirſt:
Alles ungöttliche Thun, Heißen und Reden und Seyn.

Siehe denn also, was da bleibt, wenn du, o Mensch, nur ein Mensch wirst:
Alles und Jedes! was nur göttlich verrichten sich läßt!
Acker pflügen und baun, heirathen und Kinder sich groß ziehn,
Alles Menschliche! — nur göttlichbewußt als ein Mensch. —
Siehe nun also, warum noch die Menschen sich sträuben: den Gott nur
Anzuerkennen — aus Wahn nichtige Menschen zu seyn!
Siehe, warum sie auch heiliger Wahn zu den Pfaffen noch hinzieht —:
Weil sie ihr Göttliches mahnt in der verrufensten Brust.
Nur von dem irrigen Seyn, von dem Irrsein zehrt der Pabst noch
Wie ein Bedlams-Arzt, bis er durch Werden vergeht.

61. E.

Die Vermengung, von Dr. Stephani.

Juden, der Pabst ist euer! der Hohepriester, so wie er
Lebt' und lebte! Darum nehmet ihn ehrlich von uns!
Vaterländisch gesinnt, und seit dem zerrissenen Verband
Abergläubig, und seit Titus Eroberung Brand,
Schlug er in Rom den gepolsterten Stuhl sich zum zitternden Sitz auf,
Alles rettend vom Volk, was es zu Tage gebracht
Bis in den äußersten Tag, von Abraham her, ja noch Davids
Letztes königlich Kind selber, Maria und Sohn.
Glaubet nun nicht, er sei kein Jude! Denn kauft ihm zum P. P.
Palästina, da zieht froh der Wohlmeinte mit Euch.
Nehmt ihm Eure Geschichte, und nehmt ihm Eure Geschichten,
Euren Credit — bankrott macht er dann gleich vor der Welt.
Keine Bekehrung braucht Er! und Ihr braucht keine Bekehrung,
Nichts, als: erkennet Euch nur Beid' als Lebendige an.

64. F.

Dank des Deutschen.

Gott! Das dank' ich dir: daß ich Homerus und Christus gefunden,
Frei mein Vaterland! frei [illegible] o Gott!

64. G.

Die ächten Philologen = die Freunde der Vernunft.

Denkt noch: „das Himmelreich ist in Euch." — Wo ist es da sonst noch?
Fegefeuer — ade! Himmel und Hölle — ade!

64. H.

Schlußfolge derselben.

Auch inwendig in Euch ist das Weltgericht — vor dem Himmel
Dies irae — ade! große Posaune — ade!

64. I.

Requiem dem Requiem.

Berlioz! [illegible] die Welt nur in [illegible] macht Höllenspektakel!
Hört Ihn! — Ihr hört doch nur [illegible] Lärmen am [illegible]!

64. K.

Schon im Augenblick durchschaut sich der Gott, und das All durch,
[illegible], und das Weltgericht [illegible] mit dem Gotte schon an!
Und mit dem Gotte nur [illegible] — In welchem der Gott lebt,
Der [illegible] mit zu Gericht, mit an der [illegible] der Welt.

64. L.

Materielle Interessenten.

Nicht auf die Dauer nun richtet euch ein! denn der täglich gebesserte
[illegible] schiebt sich ins Blaue hinaus.
Wird Ein Apfel auch einmal faul, von der Made zerstochen,
Haut der Gärtner nicht gleich um den gewaltigen Baum?

64. M.

Wiederkunft.

Jeder vernünftige Mensch, der göttliche Lieb' und Vernunft hat,
Kann da sagen: Ich bin wiedergekommen! Ich bin's!
Liebe ist da als Vernunft, und wo sie erscheint, da ist sie!
Keinen Tag je fern [illegible] dem Menschengeschlecht.

64. N.

Menschen, die Seligkeit glaubet und schaut! Sie ist wahrlich
Euch nah! ... da!
Gott nur ist selig, und Gott machet nur selig was lebt.
Selig lebet nur Gott, und in welchem Menschen der Gott lebt
Klar und liebend und gut, selig ja lebt der, und ist's!
Darum erkennet den Gott in Euch, sein Lieben es lebe
Aus Euch, und sein Schauen schaue in Klarheit das All.

64. O.

Gott ist die Auferstehung und das Leben.

Menschen, ihr steht euch auf! nur lebt nicht, sondern lebendig!
Nicht erst nach der Welt! [illegible]
Was ist Auferstehung? ... Das Leben. — Wir sind die
Erstandenen!
Wir, die Lebendigen sind's, mitten im ewigen Sein!
In das Menschengeschlecht steht Gott auf! auf in die Kinder —
Und ein jeglicher Mensch stirbt — und bewahrt — in den Gott.

64. P.

Cicero's Täufling.

Was ist „Religion" — Wir Deutsche verstehen das Wort nicht.
Findet die Sache erst klar! Klar dann auch nennt sie sich selbst.
Gotteserkenntniß, Gottesverehrung, soll sie vereinen,
Und so heißt sie dereinst —: „menschliches Leben" gewiß!

64. Q.

Der größte Entdecker.

Der, wer zuerst es gesagt: „Gott ist", der hat Alles verkündet!
Alles meinte das Wort! fand in dem Worte die Welt.
Nur Nachbeter von ihm sind große wie kleine Propheten.
Der ist der Größte, wer Ihm betet „den Einzigen" nach.
Und so verliert sich der Dank in das Herz und das Auge des ersten
Menschenkindes! verliert sich in das göttliche Seyn!

64. R.

Friedensschluß der Philologen.

Habt ihr Menschen denn Alles, was Einer und Alle sich träumten
Aus dem Geist und dem All, lebt doch begnüget im Geist!
Alles was da ist im All, das müßt ihr ja haben, als Leiber,
Oder als Geister! Darum lebt doch als Menschen begnügt.

65.

Gegen das Einzige stemmt sich der Geist mit Gewalt, mit Gewalt rings:
Nicht selbstständig zu seyn, nur ein geschaffener Weich!

Eisen nur, und eisernes Eisen, bedürftig des klugen Magnetstrichs,
Daß er als Mensch nach dem Pol auch so mit weise, auf Gott!
Gegen das Einzige strebet der menschliche Geist mit Gewalt an,
Daran erkennt sich der Mensch, daran im Menschen der Gott.
Nichts vom Alten mehr gilt, Nichts wird vom Neuen mehr gelten,
Als was Selbstkraft giebt, selber ein Wesen zu seyn!
Denn dieß einzig bedarf nur der Mensch und Alles was da ist,
wirklich, unsterblich zu seyn, frei und selig und gut.

66.

Glaubst du von Jemand, glaubst du nicht recht, und glaubst du an Jemand,
Glaubst du nicht recht; glaub' Ihm! glaube das, was er geglaubt!
Jeder was Gott glaubt, thut selbst Gott; drum glaube was Gott glaubt:
Bist du göttlich, so glaubst deinen Propheten du recht.

67.

Nun verstehst du das Wort: ich glaube von keinem Propheten,
Glaube an keinen, ich glaub' allen, mit allen den Gott.

68.

Amerikanische Freistaaten an den Kirchenstaat.

Leibliche Sclaven, die warfst Ihr uns vor, gar farbige, schwarze —
Kirchensclaven wie Euch: geistige, weiße und faul.

69.

Griechen und Römer. Alte.

Gut ist der Hund, und gut ist die Katze. Da treffen sich Beide —
Hui! da ist Hundegebell! Pfui! da ist Katzengeschrei!

70.

Dieselben noch einmal. Neue.

Todt ist der Hund, und todt ist die Katze. Nun ruhen sie Beide
Aus von Katz' und von Hund! Beide bedeckt sie Ein [illegible].

71.

Das, was nur Einer erfindet und findet, das fand er für Alle —
Sieh' nun: Prometheus schlägt Feuer an jeglichem Heerd!
Griechen! und Römer! an Euch auch schrieben die neuen Episteln
Unsre Apostel, es bringt rings um die Erde ihr Wort.

72.

„Alles wiederholt sich nur im Leben."

Schiller.

Ja, ihr Griechen, ihr habet „die Flucht der Götter" schon Einmal
überstanden, und todt haben sich [illegible] geweint.
Wir, wir Deutschen auch wir! Heil Wittekind, du besprachst es,
Der du den Zorn aus der Gruft jetzt mit den Barden [illegible].
Aber wir Deutschen wir lieben ja doch! und ihr Griechen, ihr liebtet
Schönes ja doch, wie ihr sagt, bis zum [illegible] Tode.
Irdischen alles und Himmlischen alles das muß ja die Menschheit
Suchen und überstehn, Wechsel und Wandel und Tod!
Aber der Geist, der vernichtet, der schafft und schwebt das neue
Leben, das Bessre zu schaun! Liebe nur macht ihn so stark!
Wer kann sagen, was hinter uns steht als schönes Geheimniß? —
Das, was Jeder schon einst trägt in der schlagenden Brust.

72.

Menschenkind und Menschenmann.

Immer wird das Gedicht aufblühen mit jeglichem Kinde —
Immer wird es vergehn, so wie das Kind in den Mann.

73.

Die Krämer sprechen:

Immer haben die Buden so länger, als selber der Jahrmarkt
Blühet, und noch, wenn das Volk längst sich nach Hause verlief.
Dann ist der Lärm erst groß mit dem Bretterzerwerfen, dem Klopfen
Krachen, und Papiere dann viel liegen am Tage herum.
Betteltinder kommen und suchen sich Dreier und Pfennig,
Selbst für den Hadernlump sammeln sie jedes Papier.
Wenn er nun kommt um zu tauschen, und pfeift! Dann vertauschen sie fröhlich
Für Ein neues Bild händevoll altes Papier;
Fröhlich eilen sie fort mit dem Bilde: „dem fliegenden Niemand",
Nageln den Niemand dann sichtbar und bunt an die Thür.

74.

Der Mystagog von Kork.

Kork: Du berühmtester Reisende, reich und Zurückgekehrter,
Wanderer im Geiste mit Geist! Denker mit reinem Gefühl!
Du hast glücklich den Mantel im Morgenlande gefunden,
Den um jeglichen Sohn Gottes geworfen das Volk.
„Aber ist er geflickt — mit den Leiden und Freuden der Menschheit,
Reich mit den Räthseln der Welt, Hoffen und Bangen und Thränen.
Ja, ist der heilige Stern, der Israelitern bei der Geburt strahlt!
Ja, ist der heilige Geist, welcher die Guten erzeugt!

Hier, ist die ewige Mutter, die alle Geschlechter zur Welt bringt,
Lieblich vom Monde bekränzt, hält sie ihr Kind auf dem Schooß.
Da, ist die Dornenkrone, die jeder sich selbst auf das Haupt drückt,
Welcher der Menschheit Schmerz fühlt und glaubet und liebt;
Dort, ist die Höllenfahrt! Hier, weckt der Mensch sich die Todten,
Der mit forschendem Geist still die Entschlafenen befragt;
Hier, ist die Auferstehung, die jedem Gestorbenen gegönnt wird,
Dessen erweckendes Wort zu den Lebendigen hallt!
Da, ist die Himmelfahrt —! und die staunenden Menschen, die nachschaun:
Wie ein jeglicher Mensch in die Geheimnisse — Siehe!
Alles prangt auf dem Mantel! Das Kreuz selbst, wie es am Himmel
Glänzt, zwei Halme des Strohs selbst schon es bilden — da prangt's!
Wer nun im Volke heraustrat, mächtig in Worten und Werken,
Um Den hing nun das Volk jauchzend den Mantel, zum Schaun!
Viele schon trugen ihn einst, doch herrlich auch sieht er noch aus —
Aber der Mensch der ihn trug, ward, ach, zu Asche bereits.

76.

Theodicee.

„Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz!" .... Für die sittliche Schönheit
Giebt es Begeisterte nur, von dem Begeisterten Gott.

77.

Theophanie.

Wo du den wirkenden Thätigen siehst, da siehst du den Gott selbst,
(Denn Gott thut ja im All) aber den Gott nur nicht ganz.

78.

Dupuis; Creuzer; Conformité des Cérémonies des Anciens etc.

Alle Menschheit war nur das Heidenthum, alter Geheimkram;
Alter Geheimnißkram war nur der Pabst, Mosta-Gog!
Magier-Magog. — Wissenschaft nennen wir's, Religion nicht;
Weder Pantheist kann es noch Heide seyn, noch Christ.

79.

Tödtliche Waffen.

Einzig mit Deutschlands geistigen Waffen noch wehrte der Pabst sich
Italien, wie Napoleon, die — gegen Ein jeder sie trug.
Herr', hochstirniger Hector, so laß in den Waffen Achilleus,
Sieh'! das schmiedet' Hephäst neu! .... Nun läufst du ....
und fliehst!

80.

Schon bewiesen.

Selig lebte das Volk von Italien, Böhmen und Bayern,
Als in Europa kein Pabst, nur in Ravenna — wie war!
Selig lebten die Menschen! das Obst und die Saaten gediehen!
Selig starben sie auch! — Gott war indessen mit uns!
Wiederum bleiben die Völker in Ruh', von den Herrschern geweidet,
Wenn auf der Erde sogar Keiner vom Pabste mehr weiß.

81.

Spuk mit dem Mantel und der Krone.

Etwas war an dem Papſte: Die Meinung, daß er die Meinung
Aller ſei. — Alle wohlauf meinen die Meinung hinweg.
Sah ich die dreifache Krone: der Hölle? ... des Himmels? ...
der Erde!
Ward mir todtenſchlimm, glaubt' ich die Hölle allein.
Wahrlich es war ein entſetzliches Märchen! Das Märchen
vom Papſt
War Europa! Nun heißt's: „Kriche zurück in den Teufel!"
— Streitet nicht mehr um den Teufel! laßt ruhig ihn ſtehen im
Winkel,
Bis er da ſelber zerfällt, oder ihn einer zerſtößt.
Sagten doch evangeliſche Väter: „Noch muß ſo ein Teufel
„Brüch' er, dann müßten ihn Wir brechen aus unſerm
Thon."
Nein! die Vernunft braucht nicht ihr Gegenſpiel, Gott braucht
nicht den Teufel;
Könige haben Vernunft, Völker den Gott, nun allein.

82.

Die Kaffern.

Kaffern hörten erſtaunt und bezaubert die himmliſchen Klänge
Eines Dudelſacks bei dem „brummenden" Freund.
Nachts dann ſchlichen ſie glühend zum Baum', an welchem der
Sack hing,
Beteten, nahmen ihn ab, ſchnitten den Bauch dann ihm auf,
Um in dem Weſen die himmliſchen Klänge zu finden, zu rauben's
Aber der Bauch roch dumpf, leer nur erfanden ſie ihn.
Zitternd nähten die Hände ihn zu, dann ſchlichen ſie angſtvoll
Bieder nach Haus — doch früh tönte der Sack wie zuvor!
Zauberklänge! und nun erſt war er der Zauberer ſelbſt recht. —
Deute verſtändig dir nun Meiſter und Kaffern und Sack.

83.

Strauß iſt aus — wie der Strauß, der die Eier der Senne gelegt hat ..
Doch nun Geſchlecht nach Geſchlecht wird er, und wird er ſo fort.
Strauß iſt ein Blumenſtrauß — aus Kant, Reimarus, Arius, Paulus und Jean Paul, Goethe und Schiller und Krug,
Herder und Fichte, voll himmliſchen Hauch's aus der Wahrheit Aperſtein,
Selber aus Jeſus klar-eigenen Worten gepflückt!
Ein Vergißmeinnicht-ſtrauß, Immortellen darinnen!
Feſt mit dem Bande „Vernunft" feſt für die Erde gebunden.
Jeſus reicht ihm die Hand, und drückt ſie dem Freund, der zum Leben
Ihn aus dem Märchenbuch, göttlich zu wirken, erlöſt.
Nun iſt Chriſtus erlöſt! Nun iſt er erſtanden! nun ſeiner Würdig, der Menſchheit hoch-würdig, und würdig dem Gott.

84.

Petrus Grab.

Petrus Grab entdeckten die Franken. — Doch weil er in Rom ſeyn Soll, ſo verſchlugen ſie Ihn .... um nicht zu ſchaden — dem Papſt.

85.

„Am Tor Libertas."

Chriſti Grab auch findet ihr jetzt — da es möglich geworden, Und wir pilgern mit Euch, ſeine Gebeine zu ſehn!

86.

Reliquien — des Glaubens.

„Dann ſind alle Reliquien aus. Denn die Eine — ſie Alle „Macht ſie zu nicht." — Nein, dann giebt es Reliquien erſt.

87.

Have, Maria! anima pia.

Einigen ist sie in Himmel gefahren — den Andern begraben,
Und aus Himmel und Grab zerrt sich die Todte das Volk.

88. A.

Die Erwartungsvollen.

Gfrörer! Freudig an's Licht! voll Muth! ein geharnischter Riese,
Bring' aus der heiligen Welt, welche geglänzt dem Sohar,
Bringe die Zeichen und Worte herauf von den leuchtenden Steinen,
Welche ein göttliches Herz liebend gelesen und treu.
Bringe die leuchtenden Steine! Vergiß nur das göttliche Herz nicht ....
Nimmer vergiß du den Gott, der mit dem Finger sie schrieb!
Sag' uns: Alles ist alt! Uralt! Aus dem Gotte ist Alles!
Mehr wie der Gott je die Welt, will nun die Welt nur den Gott.
Orpheus sei uns! der letzte, der wahre! die Schrecken des Orkus
Schrecken nicht Dich! noch Gesenkz klagender Schatten! Bedrohn!
Eulenflug um das Haupt, und Geheul und Gebelle der Hunde,
Schrecke dich selbst nicht der Tag! Aengstliches Rufen —: „Zurück!
„Heros, zurück in die Nacht!" — o damit Du das Himmelsgebild uns
Lebend ein Lebender bringst! Bleibend das Bleibende lehrst!

88. B.

„Laßt mich erathmen! mich ruhn! ausruhn! O des schrecklichen Ganges!
„Laßt die Gespenster mir all' erst vor den Augen verziehn!

„Flirrend blendet der Tag mich! ... die rosenrothe .... die Sonne!
„Jauchzen möcht' ich — und Schlaf senkt auf das Lager mich hin!
„Hier, hier steht nun das Himmelsgebild, das ich glücklich herauftrug,
„Trug wie ein Kind ein Kind; fraget es, fragt es nun selbst!
„Wenn ihr die Sprache versteht des verschleierten Bildes der Urwelt,
„Mehr, wie der Mumie Wort, die ihr im Sarge erweckt.
„Fragt sie nur leise! berühret sie nur leise! Nach Erde und Rosen
„Duft' ich wie sie, die ich trug; schlummr' ich schon, wie sie noch träumt." —

Caetera desiderantur. —

89.

Die Festbegründeten.

Nun, du beweisest aus der Geschichte .... vergiß die Geschichte
Erst zu beweisen nur nicht! Nur durch das mögliche Was!
Göttliches wird nicht Geschichte! Nur Einer beweiset sich selber,
Und das ist: Gott- und „Vernunft" heißt er uns andern — und Dir!
Bringe nun was dir gefällt in dem „Heiligthum und der Wahrheit",
Bringst du uns Wahrheit nicht .... wirst du ein Heiliger seyn?
Tausend Schwerter sind auf dich gezückt! .... doch bringst du das Alte,
Abgelebte — da fällt Allen das Schwert aus der Hand.

90.

„Die Unduldsamkeit der christlichen Confessionen."

Nürnberg bei Schrag.

Freilich ist Euch aufregend, empörend sogar ist Euch selber
Das was die Euren gethan in der vergangenen Zeit!

Daß Ihr das Buch nun verbeten, iſt Euere eigne Verklärung!
Aber Ihr ſeht ſie nur nicht, aber Ihr glaubt es nur nicht.
Schämt Euch nicht der Geſchichte! und macht ſie zu keinem Geheimniß!
Schämt Euch der Scham, denn Ihr ſeid meinen Geſichten ſchon heut.

91.

Neuer Apollonius von Tyana.

Du, Apollonius, weckteſt vom Tode die Römiſche Jungfrau:
Freucht noch vom Raum, erhob ſie aus dem Sarge ſich friſch.
Du nur wußteſt: Sie iſt nicht todt, das bedeutet ihr Dunkelſein.
Retten vom Leben im Grab, beſſer als Todte vom Tod!

92.

Probleme der Naturforſcher
zu neuen Preisaufgaben.

„Faßet das Räthſelwunder feſter, nachdem es verſchwunden,
Tiefer und höher nur auf, bis dann wie auch es Euch ſchwillt!
Saget von Goethe nur: Wo er geweſen vor ſeiner Geburt? Wo
Er vor Jahrtauſenden war, eh' er das Goethekind ward!
Sagt auch von jeglichem Dichter: woher er ihm ſcholl? und wohin fort?
Goethe der Ganze nun iſt? Was er in Exiſtenz iſt?
Was für ein Geiſt ſein Geiſt und ſeine Geſichte geweſen?
Ob ſein Fauſt nun nicht Er iſt? — Daran habt Ihr genug
Hundert Jahre zu forſchen, und zehnmal Hundert zu rathen.
Macht Euch die Gans auf dem Tiſch nun für das Forſchen zum Ziel.

Und viel Ewiges bringt Ihr heraus, ſo daß Alle verblüfft ſind.
Nehmt auf den Martertiſch auch nun ein neues Subject.
Aber begrabet das alte, den glattgegriffenen Schädel.
Was Ihr ergreift von Natur, wird Euch zum göttlichen Seyn,
Wird Euch zu Religion! Denn Alles hat göttlichen Inhalt.
Eßt Ihr als Braten die Gans, habet Ihr wieder die Gans.
Schneidet den Menſchen den Bauch nicht auf, noch kreuziget, ſpießt ſie
Erſt, denn im Menſchen ja weht Gottes lebendiger Hauch.

93.

Die wahre Lebensfrage.

„Was iſt das Göttliche?" nun? —— Das Gemein, das Allgemeine,
Schauen, erkennen und ſeyn, wollen, erfaſſen und thun.
Haß und Mord iſt der Teufel; die niedrigſte Tugend iſt Schonung,
Schonung von Allem was lebt, Duldung von Allem was glaubt.
Beſſer ſchon: Unwahrheit, Unrecht und Irrthum bekämpfen,
Denn kein Menſch iſt beglückt, der da im Irrthum noch lebt.
Edler iſt: Wahrheit ſagen, und Recht und Freiheit erſiegen
Helfen, und unterliegen lieber im heiligſten Kampf;
Aber noch herrlicher iſt: was da iſt, Alles zu ehren,
Alles zu lieben; das heißt: ſich das erſchaffen was lebt.
Endlich am göttlichſten iſt: ſich ſelber göttlich bewußt ſeyn,
Wiſſen, daß Gott uns lebt; ſelig für immer iſt das.
Nicht aus Liebe zu Gott — aus göttlicher Liebe nur Liebe,
Kannſt du nur lieben! Dir lebt Liebe und Gott in der Bruſt.

94.

„Aber das sagten die Alten ja nicht!" — Sie wußten es selbst nicht.
Denn ihr dichtendes Herz sahe nur draußen den Gott.
Darum war es ihr Höchstes, und doch zum Erstaunen ihr:
„Liebt Gott!"
„Liebet den Nächsten!" — Da, da trate sich nahe der Gott!

95.

Verlegtes Wort.

„In ihm leben und weben und sind wir", sagten die Alten —
Immer noch dichtend, noch nicht wissend im Herzen den Gott.

96.

Letztes Wort.

In uns lebt er und webt er und ist — Gott lebt uns! Er webt uns!
Er ist Wir! So thut nun was er thäte und thut.
Nicht aus Liebe zu Gott, nein, selbst aus Gott, der die Liebe
In Euch ist und der Mensch, liebet was lebet und schwebt.
Also das Glauben los und im Wissen lebend, o wißt nur,
Denket und fühlet und zeigt: daß Ihr das Göttliche seid.

97.

Was ist es, das da kommt?

Was soll kommen? den sehnend zum Himmel auf schauenden Menschen!
Was Un-Neues? .... O Nichts, was nicht der Mensch schon ahnt!
Was kann kommen? ... das Höchste! das Wunder —: der Gott! und der Wunder
Wunder: Klarheit! Vernunft! Menschliches Leben aus Gott.

98.

Sonnenſtrahlen weiſen auf Dich! und die Strahlen der Sterne!
Klar, wie mit Fingern, weiſt jegliche Blume auf Dich!
Jeglicher Blüthenzweig, und die Knospe an jeglichem Zweige —
Alles bedeutet nur Dich! Alles nur deutet Dich an.
Jegliche gute That, nur ein Wort von der Mutter zum Kinde
Kann nur von Dir ſeyn! Du kannſt es nur ſagen und thun.
Jedes geborene Kind, die erkaltete Hand noch des Todten
Weiſet im Sarge auf Dich: „Vater, Du lebeſt! Du biſt! —
Komm' nun! Komme Du ſelbſt! — Doch wie Du nun ſelbſt zu den Menſchen? —
Laß ſie erkennen: Du biſt Sie! und Du biſt ſie! das All!
All' Ihr Fühlen iſt Deins, und all' Ihr Leben iſt Deins nur,
Alles Ihr Wiſſen iſt Deins, wiſſen ja Alle nur Dich!
Ueber Dich kann Keiner hinaus! und neben Dir iſt Nichts!
Dich allmächtig durchdringt Alles, der Menſch ſich als Dich.

99.

Allgemeine Fürbitte.

Der Menſch (ſingt in Dur).

Arm Rothkehlchen! Du willſt hier den Kopf an den ſchimmernden Scheiben
Nicht einſtoßen? .... Du willſt Scheiben zerſchlagen gewiß?

Rothkehlchen (antwortet in Moll).

— „Ach! ich habe die Scheiben ja nicht! .... nun ſterb' ich! .... ich wollte
Leben nur, wie ich gelebt draußen in himmliſcher Luft! —“

Der (klagend, dann bittend).

Alſo ſprach es. — Da ſtarb es! Da quoll ihm das Blut aus den Augen! —
Wer dann, wer frei ſein will, Fenſter zerſchmettern und ſich?

dem Menschlein? bedenke doch Du den gewaltigen Menschen
Anderes vom Menschen! — Als Geist sprich wie die Mücke
Verachte!

zwei.

Der Grönländer.

Einst bei Frost, daß der Halm fror, ging an dem Strande von Seeland
Ein Grönländischer Mann ruhig mit Weib und mit Kind,
Die er sich hier in der Fremde erworben, beim Glanze der Sonne
Schweigend, die Müt' in der Hand, denkend der Heimath am Pol.
Eben knöpft er die Weste sich auf um den Busen zu kühlen,
Siehe, da fällt ihm der Stock plötzlich aus starrender Hand;
Freudig erstaunt, wie ein Kind, das den Christbaum wieder erblicket,
Starrt er, und weinet dann laut, sinkt auf die Kniee bewegt,
Wirft sich über den Freund aus der Heimath, welchen die Wogen
Todt, doch kenntlich, ihm treu hier an das Ufer gespült. —
„Seh' ich Dich wieder" — so ruft er — „Du Freund und Gespiele der Jugend!
„Ach, Du kommst von da, wo ich im Himmel gelebt!
„Daher, wohin ich nimmer mehr komme, in ewiges Eisland —
„Seehund! einziger Freund! Himmelsgesandter an mich!" —
Lächelnd und weinend steht ihm die Frau, und sieht ihm das Kind zu,
Wie er den Hund nun umarmt, wie er an Busen ihn drückt.
Aber sie stehen erstaunt, als er jetzt mit seligem Munde
Aus dem Freunde den Thran saugt, daß die Zunge ihm schnalzt
Laut wie dem Kind' an der Brust! — „Steh' auf! Mann!" ruft die Mutter,
„Schäme Dich! Siehe, da nah'n Männer und Weiber der Stadt.

„Alle ſo feſtlich geſchmückt, denn heut iſt chriſtliches Oſtern!“ —
Aber er hörte nicht mehr, ſelig geſtorben und heim!
Heim in den ewigen Schnee, zu dem Seehund heim und dem Eisbär,
Aber die Sonne beſchien freundlich den Todten auch hier,
Und den Gekommenen die Thränen in Augen, ſie weinten
Redlich mit Weib und mit Kind, ehrend das eigene Herz.

•

Den Mann lacht mir nicht aus! Denn Jeder hat ſeine, die eigne
Heimath! eigenes Glück, eigenen Himmel und Gott.
Und ſo lacht auch den Mann mir nicht aus, nein, ehret auch Den mir,
Der da ſaget: Ich bin dort an dem Sinaï heim!
Lacht mir den Menſchen nicht aus, der bei uns hier noch ſaget: Ich bin dort
In Galiläa heim, bin dort aus Nazareth heim!
Lacht mir den Mann nicht aus, nein, ehret ihn ſo wie den Todten,
Der da ſaget: Ich bin heim — mit Erlaubniß — in Rom.
— Ich bin heim in Medina! nach Mekka zieh' ich: nach Hauſe! —
— Ich bin in Wittenberg heim. — Ich bin zu Hauſe in Genf. —
Sprecht nur bei Euch ſtill: „Das iſt der Mann aus dem heiligen Grönland!“
Und dann ehrt Ihr ihn treu. Lebt er, ſo thut Ihr ihm wohl.
Iſt er geſtorben, begrabt Ihr ihn ehrlich, und gönnt ihm die Erde,
Welche mit Muttertreu' Euere Todten umfängt.
Dulde die Türken, o Chriſt! und dulde die Juden, o Türke!
Duldet Euch Alle, ſo wie Kinder im ſelbigen Haus;
Duldet die Chriſten, ihr Menſchen, und die ihr es werdet von nun an,
Ihr ſeid Allen erſt recht „Menſchen“! So heißet! Das ſeid!

101.

Galilei'scher Schluß.

„Weil Er Gott nicht glaubte, verbrannte der Pabst — den Vanini! —

Wer „nur Gott" glaubt, Der wird nicht vom Teufel verbrannt."

Unſterblichkeit.

Ein Sonettenkranz

von

Oswald Marbach.

Thema:

Im irdſchen Leib ein ewger Geiſt geboren,
Vertändelſt du die kurzen Erdenſtunden;
Sag an, was dir zum Heile du gefunden? —
Du haſt, o Armer, ja dich ſelbſt verloren! —

Du ſagſt, ein Ideal haſt du erkoren? —
Wie du auch rangeſt — immer iſt's entſchwunden,
Nichts ward dem Herzen als der Täuſchung Wunden,
Niemals erſchien, was glühend du beſchworen! —

Sei was du biſt — und bald wirſt du geneſen!
Sei Geiſt und Leib — und ſei nicht Eins von beiden:
Der Himmel iſt nicht jenſeit dieſer Erden!

Der Leib, der Geiſt iſt, der wird nicht verweſen —
Der Geiſt, der Leib iſt, kann nicht Sehnſucht leiden —:
Fühl klar in dir den Gott zum Menſchen werden.

Im irdſchen Leib ein ewger Geiſt geboren
Biſt du ein Herr und König dieſer Welt.
Dein Eigenthum nimm hin, was dir gefällt;
Genieße alles, was dein Herz erkoren!

Entbehren laß die überſinnigen Thoren.
Das friſche Leben, das die Bruſt dir ſchwellt,
Genieße froh, was es umfangen hält —
Vergiß bei neuem Glück was du verloren. —

Dem Todten ziemte, daß um den Tod er klage! —
Weit iſt die Welt und reich an jungem Leben,
Und Beſſres winkt, wenn Gutes dir entſchwunden!

So fließen fröhlich deines Lebens Tage;
Und froh im Nehmen, unverzagt im Geben,
Vertändelſt du die kurzen Erdenſtunden.

Vertändelſt du die kurzen Erdenſtunden,
Und drängt ſich nie der Ernſt in dein Gemüth,
Pflückſt du die Roſe, weil ſie eben blüht,
Und ſorgeſt nicht, ob morgen ſie geſchwunden:

So wird es wohl auch kaum von dir empfunden,
Daß Alles, Alles, was noch eben glüht,
In ſchnellem Fluge mit der Zeit entflieht,
Dahin, wo du es nimmer magſt erkunden?

Es eilt die Zeit — die Zeit iſt dein —: genieße!
Denn deine Zeit iſt's, die vorüber eilet, —
Bald iſt ſie da, die letzte deiner Stunden.

Du nahmeſt Viel, damit dir Glück entſprieße;
Nun, todesmatter Menſch, was jetzt dich heilet,
Sag an, was dir zum Heile du gefunden! —

Sag an: was dir zum Heile du gefunden?
Worin, wenn dieſes Leben dir wird ſchwinden,
Ein neues, ſchönres Leben du wirſt finden;
Wodurch dem finſtern Grab du wirſt entwunden? —

Was du erworben — war ein Raub der Stunden;
Nicht anders ward es dein; in Grabesgründen
Wird ſich aus ihm kein Leben dir entzünden:
Dein Leben wird nur aus dir ſelbſt gefunden.

Nur aus dir ſelbſt! — ha, fürchterlicher Spott! —
Die Welt, die du zerſtört, biſt du geweſen:
Weil in der Welt der Geiſt ſich ſelbſt geboren!

Kein Retter lebt für dich, nicht Welt, nicht Gott! —
Vernichtung iſt das Loos, das du erleſen! —
Du haſt, o Armer, ja dich ſelbſt verloren.

Du haſt, o Armer! ja dich ſelbſt verloren —
Als Blum um Blume dir in's Nichts verſanken.
Weil du an keiner feſthieltſt ohne Schwanken,
Verlorſt du auch den Geiſt, der ſie geboren.

Der Geiſt, der zur Unſterblichkeit erkoren,
Erhebt ſich über menſchliche Gedanken,
Weit über deines Ichs beſchränkte Schranken:
Er iſt's, der aus dem Nichts die Welt beſchworen. —

Doch nein! Dir war der Erde Luft zu klein;
Drum nahmeſt du mit Recht den Tand als Tand:
Dein Hoffen hat ein höhres Unterpfand.

Hier nicht, im Jenſeit ruht das Erbe dein:
Und darum, hofft du, biſt du nicht verloren —
Du ſagſt, ein Ideal haſt du erkoren.

Du ſagſt: ein Ideal haſt du erkoren —
Weit ſchöner als der Erde Blumen blühen,
Für das allein ein edles Herz mag glühen,
Da irdiſche Freuden allzu ſchnell verloren.

Ihm haſt du ganz zu eigen dich geſchworen,
Und haſt gekämpft nach ihm mit harten Mühen:
Wird dir dies Schönſte, Herrlichſte verliehen,
Dann biſt du neu ein Geiſt vom Geiſt geboren. —

Wohlan! kennſt du das hehre Ideal
Mit ſeiner Schönheit überirdiſchem Strahl:
So zeige mir, wo du es aufgefunden!

Sieh: du haſt es nicht, du ahnſt es nur;
Es ſelber ſuchſt du nicht, nur ſeine Spur:
Wie du auch rangſt, immer iſt's entſchwunden!

Wie du auch ranagſt — immer iſt's entſchwunden!
Wenn du es faſſen wollteſt — war's zerronnen;
Und wollteſt du in ſeinem Licht dich ſonnen,
Haſt du es nie trotz ſeinem Glanz gefunden.

In deines Lebens allertrübſten Stunden,
Da haſt du Tröſtung nie von ihm gewonnen;
Du haſt dein Leben mühſam abgeſponnen,
Und was du ſuchteſt, konntſt du nie erkunden. —

Du haſchteſt nach dem Schatten nur der Wahrheit!
Sie ſelber ſahſt du nie in ihrer Klarheit:
Du träumteſt, weil dein Auge du verbunden.

Kein Jenſeit gibt es für dein Ideal!
Es lebte nur in dir, von deiner Qual:
Nichts ward dem Herzen als der Täuſchung
Wunden.

Nichts ward dem Herzen als der Täuſchung
Wunden,
So oft es ſuchte noch ſein Ideal.
Du hatteſt Freunde, viele wohl an Zahl,
Doch keiner ward vollkommen je erfunden.

Ein heißgeliebtes Mädchen hat umwunden
Mit ſüßer Liebe dich — ſie iſt's! — Ein Strahl
Von Hoffnung dämmert dir; doch, o der Qual! —
Sie ward dein Weib — die Göttin iſt entſchwunden.

Woran dein Herz am Innigſten gehangen,
Da haſt die tiefſte Kränkung du empfangen:
Du ſuchſt das Glück und haſt die Qual erkoren.

Dein Buſen, er iſt leer; dein eitles Sehnen
Ließ in dem Nichts dich eine Welt nur wähnen:
Niemals erſchien, was glühend du beſchworen.

Niemals erſchien, was glühend du beſchworen
Denn jenes Traumgeſpinſt von eitlem Meinen,
Weil es ein Nichts, kann nimmermehr erſcheinen:
Das Eitle hat die Eitelkeit geboren.

Dein Sehnen war der Wunſch der eitlen Thoren,
Die übermüthig dieſe Welt verneinen,
Weil ſie zu rieſig groß iſt für die Kleinen,
Die Endlichen im Ewigen verloren. — —

Rufſt du: wo iſt noch Rettung für mich Schwachen?
Wo iſt um meinen heißen Durſt zu ſtillen,
Der Quell, aus welchem ſtrömt unſterblich Weſen? —

Hier iſt der Spruch, lebendig dich zu machen;
O ſinne nach und wiſſ' ihn zu erfüllen:
Sei, was du biſt, und bald wirſt du geneſen.

Sei, was du biſt, und bald wirſt du geneſen
Forſch in dir ſelber nach dem Aechten, Wahren.
Dich ſelber mußt du vor dir offenbaren —
Von aller Welt erkennſt du dann das Weſen.

Nicht trenne frech, was ſtets nur Eins geweſen.
Das Weſen ſieh im Schein, das Licht im Klaren;
Dann wirſt du auch im Weſen Schein gewahren,
Und eins im andern — ſo die Wahrheit leſen.

Wer dieſe Welt verſpielt, verſpielt ſein Leben;
Wer ſie verachtet, hat den Geiſt verachtet:
Urquell des Böſen iſt das freche Scheiden.

Willſt du die Frucht nach mühevollem Streben,
Willſt du, daß nicht Vernichtung dich umnachtet:
Sei Geiſt und Leib, und ſei nicht Eins von beiden.

Sei Geiſt und Leib, und ſei nicht Eins von beiden
Der Geiſt, der in der Sinne Luſt verſunken,
Er iſt es, der in Eitelkeit ertrunken,
Sich ſelbſt verlor, und ſo den Tod muß leiden.

Der Geiſt, der frech des Leibs ſich will entkleiden,
Mit einem eitlen Jenſeit ſtolz zu prunken,
Dem iſt die Wahrheit in das Nichts geſunken;
Denn in der Welt muß er ſich ſelber meiden.

Es hoffe keiner einſt noch zu erwerben,
Was er im frevlen Spiele hier verloren,
Er wird gerichtet, nicht gerettet werden.

Es kann kein Gott dich retten von dem Sterben,
Wenn du, als Gott, dir ſelbſt den Tod erkoren:
Der Himmel iſt nicht jenſeit dieſer Erden.

Der Himmel iſt nicht jenſeit dieſer Erde
Hier, dieſer Welt entkeimen deine Freuden,
Hier, dieſer Welt gebören deine Leiden,
Kein Jenſeit lohnt für dieſer Welt Beſchwerden.

Das Jenſeit ſelber muß zum Dieſſeit werden,
Wenn du an ihm ſollſt deine Augen weiden,
Willſt du gerettet ſein; mach, daß die beiden
Als Eins und nicht als zwei ſich geberden.

Dann wird dein Geiſt nicht haltungslos verſchweben
In eitlem Hoffen, Wünſchen, Wähnen, Streben;
Nur das, was ſich bethätigt, das iſt Weſen!

Dann wird dein Leib dir nicht zum Jammergrauen;
Du wirſt ein ewig Leben in dir ſchauen:
Der Leib, der Geiſt iſt, der wird nicht verweſen.

Der Leib, der Geiſt iſt, der wird nicht verweſen!
Getroſt kannſt du in's Grab den Leichnam legen;
Und wie der Sämann auf des Himmels Segen,
So hoffe ſicher einſtens zu geneſen.

Der unſcheinbare Keim verhüllt ein Weſen,
Das treu der Erde Schooß wird in ſich hegen,
Bis Auferſtehungskräfte einſt ſich regen,
Und ſchöner es erblüht als es geweſen.

Dies Eine alſo, Menſch, mußt du beſorgen,
Willſt du nach dieſem Heut ein neues Morgen,
Das dich mit neuer Hülle ſoll bekleiden:

Den Keim des Ewigen in dir zu nähren! —
Dies wird dir heitre Zuverſicht gewähren;
Der Geiſt, der Leib iſt, kann nicht Sehnſucht leiden.

Der Geiſt, der Leib iſt, kann nicht Sehnſucht leiden
Unſterbliches umgibt ihn nah und fern,
In irdſcher Schal erkenn den ewgen Kern,
Genieße froh der Erde reine Freuden.

Bringt dir auch jede Stunde bittres Scheiden
Von einem lieben, ſchönen Lebensſtern:
Auf kurze Stunden miſſeſt du ihn gern;
Denn ſchönern Leib wird ſich der Geiſt bereiten.

Du weißt es klar: nur andre Form geſtaltet
Der Geiſt für ſich, der jede Form durchwaltet,
Und klagſt nicht über Täuſchung mehr auf Erden.

In dieſer Welt fühl dich als Herr und Meiſter,
Als einen Ausfluß von dem Geiſt der Geiſter:
Fühl klar in dir den Gott zum Menſchen werden.

Fühl klar in dir den Gott zum Menſchen werden —
Und Seligkeit iſt dein entzückend Loos!
Für aller Täuſchung Leid biſt du zu groß,
Zu groß ſelbſt für des bittren Todes Beſchwerden.

Der Himmel iſt dein Theil auf dieſer Erden;
So biſt du reich, ob ſcheinbar arm und bloß:
Du ruheſt in der Liebe ſüßem Schooß —
Dich Geiſt vom Geiſt, was könnte dich gefährden! —

Du ſiehſt den Geiſt ſich ſelig offenbaren,
Froh im Genuß des Ewigen, des Wahren.
Die Zeit entſchwindet, Trübes weicht dem Klaren.

Nichts iſt für dich vergangen und verloren;
Du biſt — du haſt dich ſelbſt dazu erkoren —
Im irdſchen Leib ein ewger Geiſt geboren! —

Hans Preller von Lauffen.

Eine Schweizer Sage.

Erzählt

von

W. Alexis.

In sehr alten Zeiten, ehe die Schweiz eine Republik war, und die Engländer daselbst reiseten, lebte, just wo der Rhein um die Ecke biegt, ein Ritter — ein so biederer als je einer zwischen seinen vier Pfählen oder vielmehr vier Mauern gelebt hat. Aber eben seine Biederkeit war sein Unglück. Er hatte ein treues Herz, eine redliche Gesinnung, aber nichts zu beißen und zu brechen. Sein Territorium war Stein und Wald; es gab kaum Hafer für seine Pferde; der Wein dort herum war in jenen Tagen noch sauerer als heut — und mit der Flußschiffahrt war es so wenig, als jetzt, etwas, wegen des unangenehmen Einfalles, welchen der Rhein schon damals hatte, gerade an der Burg unseres Ritters einen Fall von mehreren Klaftern zu machen. In der rohen Sprache jenes ungebildeten Jahrhunderts hatte man daher einen Vers auf ihn gemacht, den ich nicht ohne Erröthen und nur in der Absicht

mittheile, ein Monument von der Denkart und Volkspoeſie meinen Leſern nicht vorenthalten. Die witzigen Buben ſangen nämlich:

„Hans Preller von Laufen
Hat nichts zu freſſen und ſaufen!“

Letzteres war buchſtäblich unwahr; denn Niemand hinderte ihn, nach der Freiheit jener glücklichen Zeiten, ſo viel Becher und Humpen aus dem Rheine, der ihm ja ſelbſt in die Burg geſprungen kam, zu ſchöpfen, als ihm beliebte. Sonſt lebte er von Forellen und Heilen, mit deren Fang er ſich oft Tage lang beſchäftigte. Leider aber machen beide vielleicht ſatt, aber nicht ſtark; und alle Vorurtheile des männlichen Rittertums und alter deutſcher Biederkeit hatten den Verdruß, zu ſehen, daß Einer aus ihrem Orden lang, hager und ſchmächtig war.

Wie oft ſtand Hans Preller auf dem Söller ſeiner Burg und ſah den Rhein hinunter, und die reichen Schiffe und Flöße auf ſeinen Wellen, und die hochbeladenen Karren auf ſeinen Straßen, und die lauernden Ritter und Reiſigen unter den hohen Burgportalen! Und dann zuckte es wie ein jäher Schmerz ihm durch die Bruſt, und er biß ſich in die Nägel, und der böſe Geiſt murmelte ihm ins Ohr: „Sieh, Hans, das könnteſt Du auch haben!“ — War nicht ſein Vetter, der noch magerer war, als er, vom dicken Trierer Biſchof zum Vogt in einer jener neuen Rheinburgen beſtellt worden! Und als er demüthig bei

der Bestallung erfragt: „Aber, bischöfliche Gnaden, wovon leben?“ — hatte da nicht der weltberühmte Prälat lächelnd gramwortet und sich auf seinen Bauch geschlagen: „Lieber Getreuer, links fließt der Rhein und rechts geht die Straße nach Frankfurt!“ Und war nicht sein Vetter seitdem fett so dick geworden, wie sein Lehnsherr, der Bischof von Trier! Und brachte sich nicht Tag aus Tag ein bei ihm der Spieß am Rheine! Und konnten die Mönche genug Fässer schlagen für all den Rheinwein, der quartaliter in der Keller der Burg gefahren wurde! — „Ja, ja, so geht's!“ hatte Hans Peller damals zu seinem mageren Vetter gesagt, als er von ihm Abschied nahm, um sein Glück in der Welt zu suchen, und war von seinem Pferde nicht aufgestanden; und: „Ja, ja, so geht's!“ hatte jetzt der wohlgenährte Vetter zu ihm gesagt und war nicht aufgestanden aus seinem Armsessel, als Hans Peller ihm einen Besuch gemacht. Immer fort brummte der böse Geist dem Ritter in's Ohr: „Siehst Du, so machen sie's in Deutschland! willst Du nicht auch klug werden?“

Aber Hans Peller war ein biederer Schweizer und schüttelte den Kopf. Ein Wahrheit liebender Chronist, wie alle Schweizer sind, vergißt indessen nicht hinzuzufügen, daß es dem guten Ritter Hans damals etwas schwer gefallen wäre, es gerade so zu machen, wie in Deutschland: denn es gab zwar dicke Bischöfe in der Schweiz, und Burgen und Reisige und Keller und auch den Rhein, — aber

sehr wenig reiche Reisende; und obgleich jene Zeiten viel reicher an Wundern waren als unsere, wollte doch kein Fischerschiff das versuchen, wie sich der Rheinfall bei Lauffen passiren lasse; und an Landstraßen mit Mautgittern war noch weniger zu denken.

Es ging dem armen Hans Trüller wirklich spottschlecht. Mit Jahr zu Jahr wurden die Grillen bitterer, und die Forellen (meinte sein Magen) kleiner, und für ihn spielte jeder schweizerische Kuhhirt Morgens und Abends die Melodie:

„Hans Trüller von Lauffen
Hat nichts zu fressen und saufen."

Da — eines Nachts — als der Mond auf sein einsames großes Bette schien, und er an der Wand seinen Schatten sah, der kaum noch ein Schatten war, und er daran dachte, was für einen Schatten er ehedem gewesen — überkam ihn eine Stimmung, welche in der Schweiz zu den größten Seltenheiten gehört und, wenn sie jetzt daselbst zu finden, nur von den Engländern hingebracht sein kann, — er wischte sich nämlich eine Thräne aus dem Auge und sprach: „Es ist doch ein hundsföttisches Leben!" — Dann trat er angekleidet auf den kleinen Fenstersöller, welcher gerade über dem Rheinfalle angebracht war, und dachte zum letztenmal etwas bei sich, was in die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts übersetzt, etwa so lauten würde: „Was hilft mir nun,

daß ich ein alter Edelmann bin, ein Ritter und außerdem noch ein freier Schweizer? Was hilft mir, daß ich ein Gutsherr bin mit Erbgerichtsbarkeit — und hängen, spießen und verbrennen lassen kann, wenn ich selbst nichts hängen habe am Nagel und nichts am Spieße, und nicht einmal, was ich besitze, verbrennen kann, weil Alles Wasser und Stein ist! Was helfen mir alle meine Wälder, wo jeder Nachbar eben so viel hat, als ich? Was helfen mir alle meine kostbaren Steine, da man keine Chausseen baut! Was hilft mir all' mein Vorrath an Wasser, da wir in keiner afrikanischen Wüste sind! — Was hilft mir das Tageslicht, da die Sonne mir meine Armuth zeigt, und was hilft mir die Nacht, wo ich nicht einmal meine Noth verschlafen kann, da der tobende Wasserfall sie mir immer in derselben Weise vorbrummt! — Und was hilft mir endlich, daß ich ein so grundehrlicher Ritter bin, der nirgend einen Einfall gethan und gehabt, wenn Niemand drum weiß, und es mir nicht einmal einen Orden, geschweige denn eine Schüssel Linsen einbringt!" —

Und nachdem er so zum letztenmale gedacht, weil es auch in jenen Zeiten, wo man wenig dachte, der Schicklichkeit für angemessen erachtet wurde, einmal wenigstens zu denken vor dem Augenblicke, wo alles Denken aufhört, beschloß er, sich in den Rhein zu stürzen.

Schon war der eine Fuß über dem Geländer, und

der andere kam ihm nach, und er brauchte nur aufzustehen — und das schäumende Wasserrad faßte ihn; und nichts wäre von Hans Theiler übrig geblieben — ich zweifle selbst, ob sein Name, — als plötzlich etwas einwarf, was ich eine Pause in der Natur nennen möchte. Die Wolken am Himmel standen still; die Wipfel der Tannen beigleichen; das Mondenlicht glitzerte nicht mehr auf dem Wasserschaume; der Rhein stand und sein Fall standen still, wie plötzlich zu Eis erstarrt — und Ritter Hans Theiler, der sich eben einen Schwung gegeben, hing auch fest am Geländer, wenn gleich nur der äußerste Theil seines hintern Körpers und seine beiden Hände es berührten. Aber just in derselben Stellung, als er, hoch auf der Schwelle des Wasserfalls ein ungeheures Wesen — die Beine herunterbaumelnd, mit den Händen auf dem Wellenbruch sich schaukelnd —. Die Stellungsmaschine brauchte nur wieder loszugehen, und er lag — schneller, als ich es denke — da unten, wohin sich noch eben der Ritter stürzen wollte. Es wäre eine Beleidigung gegen Hans Theiler's Scharfsinn, anzunehmen, daß er nicht sogleich gewußt, wer der alte Mann sei mit dem silberweißen Barte und den kleinen rothen Augen. Es war nicht die Nymphe des Rheines, noch der Genius der Flußschiffahrt, sondern nicht mehr und nicht weniger, als der Geist oder Kobold des Rheinfalls.

Es wäre dabei nichts Sonderbares; denn Kobolde, die wackern Rittern erschienen, gehörten damals zur Tagesordnung; aber daß der Rhein still stand und das Wasser nicht fiel, und der Wind erfroren und es so still einsam war, daß der Ritter im Schloß Laufen — wo man sonst nichts hört, als das Getöse des Falls — das Niesen des Bürgermeisters von Schaffhausen hätte herüberhören können, — das war sonderbar und deutete auf eine Irrung der Natur. Daß der Geist ein mächtiger sein mußte, läßt sich unschwer aus seinen rothen Augen entnehmen, und daß er es auf die Seele unseres Ritters abgesehen hatte, weiß man aus dem Contrakte, der noch vor der französischen Revolution im Laufener Archive im Original zu lesen war. Die Schweizer Gelehrten leugnen jetzt, wenn auch nicht den Contract, doch die Verbindlichkeit, welche Hans Preller eingegangen; aber etwas muß er doch dem Teufel für so große Anstrengungen versprochen haben, wenn dem auch gerade nichts an seiner Seele gelegen war. Wie gesagt, hierüber herrscht ein Dunkel, und wir wissen nur mit Bestimmtheit von einem Auftritt, welcher bald darauf Statt fand und eben so schrecklich, als er in seiner Erscheinung, von so großen Folgen für Hans Preller war.

Die Wolken zogen nämlich wieder am Himmel, die Winde wehten, die Tannen rauschten, der Rhein floß, der Wasserfall brauste, und ein Schwarm von Raben

drüben über dem Silberthurme, auf dem Hans Perker sitzend fand — vor ihm im glänzendsten Gefieder das Ungethüm des Rheins! Was aber das Schreckliche für unsern Ritter machte, war, daß dies Ungethüm bald drohend aufschwoll, bald zu einem kleinen Zwerge zusammenschrumpfte, bald neben ihm stand, bald auf dem Wasser schwamm und sich den Wasserfall hinunterstürzen ließ, bald im finstern Waldesdickicht auf einem Steine zu kauern schien; aber immer gleich deutlich sah Hans Perker seine rothen Augen, den breiten Mund, die lächelnden Winkel darum, und immer gleich deutlich hörte er die heisere Stimme.

„Machen will ich, daß die Steine Brot werden und all' das grüne Flußwasser rother Wein für dich — machen will ich, daß die Käfer und das Ungeziefer liebe Kinder werden, die Mücken in der Abendluft Schnepfen und Fasanen, die Nesseln und Disteln Kohlköpfe; die Forellen und Lachse sollen zu dir den Wasserfall heraufschwimmen, daß du nur die Hand entgegenstrecken brauchst; das Moos auf deinem Dache soll Kopfsalat liefern, und stets voll sollen deine Keller und Speicher sein, und der Spieß sich immer am Feuer drehen!" —

„Aber auf wie lange?" wagte der Ritter einzuwenden, der selbst in einem so schrecklichen Augenblicke die Geistesgegenwart behielt, einem Gaule auf den Zahn zu

fühlen: ob das nur so ein gewöhnliches Geschenk sei, wo aus Geld Herz wird.

Aber der Geist antwortete mit großem Pathos: „So lange als der Rhein von hohen Felsen stürzen, der Schnee der Jungfrau im Sonnenlichte glänzen, und bis das Eis der Gletscher zu Thau schmelzen wird!"

„Und was willst du dafür haben?"

„Nichts, was dir vom Werth sein kann."

„Meine Seele?" — fragte ängstlich Hans Preller.

„Nur die Unschuld deiner Enkelsöhne"; entgegnete der Geist. —

Gegen so äußerst billige Bedingungen konnte unser Ritter füglich nichts einwenden, und seine etwaigen Gewissensbisse wurden völlig durch die Versicherung des Geistes beschwichtigt, daß seine Enkel nichts desto weniger brave Schweizer bleiben sollten. Nun kam es nur auf das wie an, und Hans Preller schien zu meinen, nachdem der Contract in Richtigkeit war: der Stein, auf dem er stand, müsse sogleich Weizenbrot, der Wasserfall Burgunder, der Gischt an den Klippenwänden Spargel werden, und die ganze Luft duften von Bratengeruch und Weindust. Aber dem war nicht so; der Stein blieb Stein, das Wasser Wasser und die Bäume Bäume; nicht einmal die Raben über dem Abgrunde wurden Fasanen. Der Geist, der seine Gedanken errieth, lächelte: „Ein ächtes Wunder bleibt immer innerhalb der Gesetze der

Natur, und Alles, was ein Geist, der über seiner Zeit steht, vermag, ist, daß er diese Zeit etwas vorwärts rückt, oder zurückschiebt. Einer, der in Fleisch und Bein einquartiert ist, wird dies höchstens für ein Paar Jahrzehnde vermögen; wir aber, die wir in Wasser und Luft leben, können dies schon auf ein Paar Jahrhunderte. Urtheile selbst, wie thörig es überdies wäre, wenn Alles, was du besitzest, sich auf Einmal in das, was ich dir versprochen, verwandelte; denn, abgesehen davon, daß ich nicht wüßte, was du mit all' den Schnepfen und Kohlköpfen anfangen wolltest, wie würde das Gold plötzlich an Werth verlieren, wenn alle Steine auf einmal Gold würden! Auch will ich gar nicht davon reden, daß dich deine unaufgeklärten Mitbürger als Zauberer verbrennen müßten; ich will dich nur daran erinnern, ein wie süßes Gefühl es ist, was wir besitzen, unserer eigenen Betriebsamkeit zu verdanken, wiewohl du den ganzen Stolz, der die Brust eines industriellen Menschen berauscht, erst dann begreifen kannst, wenn ich dir mein Geheimniß mitgetheilt habe. Dieses besteht nämlich darin, daß ich dir, Hans Preller, einem Ritter aus dem frühen Mittelalter, die Ansichten und Ideen späterer Jahrhunderte mittheilen und einimpfen will. Noch ahnet deine Blindheit nicht, mein guter Ritter, was ich dir damit schenke, und wie gering das bezahlt ist mit der Unschuld deiner Nachkommenschaft, welche überdies in jenen Zeiten, wo sie leben wird, etwas ganz Ueberflüssiges ist.

Aber wenn du geimpft biſt, wirſt du erſtaunen über meine Großmuth, und erkennen, wie all' die gewöhnlichen Teufelsverſchreibungen von Silber, Gold und Edelgeſteinen, und die Freuden dieſer Welt dagegen Bagatell, oder, in der Sprache unſerer Zeit, Hexel und Strob ſind. Denn ſelbſt jene Geſchichte vom König Midas iſt dagegen nichts. Er machte zwar Alles, was er anrührte, zu Gold; aber war das Gold darum ſogleich geprägt und hatte es Courswerth? Und es bleibt noch immer zweifelhaft, ob auch Luft und Waſſerſchaum Gold werden konnten, was doch vermöge meines Geheimniſſes dir möglich werden ſoll, und es ſoll ſolches Gold werden, was in aller Herren Ländern gilt; denn es kommt eine Zeit, wo das Gelten viel mehr Werth hat, als das reine Gold des Königs Midas ſelbſt."

So ſprach der Geiſt, und was weiter darauf geſchah, weiß man nicht, denn hier ſchweigen die Chroniken von Schloß Lauffen. Die von Schaffhauſen melden nur gelegentlich unter jenem Jahre, daß in der darauf folgenden Nacht der Rhein ein Getöſe gemacht, als ſolle die Welt untergehen. Ueber dem Schloſſe ſah man gräßliche Lichter und in den Wolken fürchterliche Geſtalten ſchweben. Aus dem tiefſten Keller dröhnten aber ſolche Schmerzenslaute, als wolle eine Welt eine andere gebären. Der Hauptthurm des Schloſſes ſtürzte darüber ein, und man nimmt an,

daß der philanthropiſche Geiſt in jener Nacht an dem Ritter die Impfung vollzog, welche, da Hans Preller bereits einigen Mondſchein auf dem Scheitel hatte, ſchmerzlicher auszufallen pflegt, als bei Säuglingen auf dem Arme der Amme.

Die Schweizer-Chroniken verlaſſen uns überhaupt hier gänzlich; es ſcheint, als habe man gefliſſentlich manche Pagina radirt, und was wir jetzt noch mitzutheilen haben, iſt aus einer alten Nürnberger Chronik entnommen.

Von der Burg Lauffen und ihrem Ritter hatten ſich weit umher ſchreckliche Gerüchte verbreitet, und das Schreckhafteſte war, daß man eigentlich nicht wußte, was es war. Die Reiſenden kreuzten und ſegneten ſich, und die Landleute ſprachen nur mit Schaudern Hans Preller's Namen aus. Wenn man ſie fragte, ſo wollte Keiner mit der Sprache heraus, und wenn Einige ſprachen, ſo geriethen ſie in ſolche Sprachverwirrung und redeten ſo kauderwelſches, ſchreckliches Zeug, daß man an einen böſen Geiſt glauben mußte, der in ſie gefahren. Kein Wegelagerer in den Ardennen und Karpathen konnte ſolchen Schreck verbreiten, als der Name Hans Preller's, von dem doch noch kein einziger Zeuge vor den Schöffen von Zürich und Baſel ausgeſagt, daß er einem ehrlichen Manne ein Haar gekrümmt, oder auch nur einen rothen Heller geraubt hätte.

Es war um jene Zeit, daß ein reicher Krämer aus Nürnberg, Peter der Holzschucher genannt, weil sein Geschäft war, deutsche Holzschuhe den Italienern zu verkaufen, aus Welschland heimkehrte. Zum Vergnügen reiste damals Niemand über die Alpen. Außer Schnee und Lawinen, Hunger und Noth, warteten des Wanderers in den Bergschluchten Bären, Wölfe und Raubgesindel, mit denen sich Jeder abfand, wie es ging; denn Taxen gab es dazumal in der Schweiz noch nicht, und der ehrliche Peter Holzschucher war seelenfroh, als er die niedrigern Berge und die wirthlicheren Ufer des Rheines mit seiner noch ziemlich vollen Geldkatze erreicht hatte. Er war ein wohlgenährter und starkbeleibter Mann, und wollte sich eben an einem schattigen Abhange, mit der Aussicht auf den Bodensee, von dem erfrischende Kühlung herüberwehte, lagern, als zwei halbnackte Gestalten athemlos auf ihn zugerannt kamen. Kaum vermochte er sie zum Stehen zu bringen, denn sie mochten auch ihn mit seinen reisigen Gesellen für Wegelagerer halten.

„Liederliches Volk!“ schmauzte er sie an — denn er erkannte in ihnen ein Paar Schneidergesellen aus seiner Vaterstadt — „wo habt Ihr Euere Nänzel und Wämmser gelassen? verfetzen, oder verspielt?“ —

„Ach, daß Gott erbarm, Herr Peter Holzschucher —“ schrien sie, erst jetzt ihn erkennend — „man hat uns Alles geraubt!“ — und sie machten solche Bewegung, als sei der

böſe Feind noch hinter ihnen: denn ein gewöhnlicher Räuber kann einem Menſchenkinde nicht ſolche Angſt einflößen, ſo ſchlotterten die Glieder, ſo ſchlug das Herz, und Blutstropfen rannen aus den Augen über das angſtverzerrte Geſicht.

„Was muß das für ein Lump von Raubkerl geweſen ſein, der nach Euerem Sparſack ausgeritten iſt!“ ſprach der Krämer, und die beiden armen Schelme fielen faſt zu Boden und ſchielten nur mit gekreuzten Armen rückwärts nach Burg Lauffen. Den ſchrecklichen Namen hätte ihnen nichts erpreßt.

„Gebenedeite Jungfrau Maria!“ rief endlich der Eine, dem ein Schluck aus Herrn Holzſchuchers Lederſchlauch etwas Beſinnung zurückgegeben: „Gott ſchütze jeden Chriſtenſohn vor dem, was uns da begegnet iſt!“

„In drei Teufels Namen!“ rief der reiche Handelsherr ungeduldig aus: „Ihr ſeid doch noch mit heiler Haut davon gekommen! Ihr ſeid doch nicht geſchunden, gebraten und geſpießt! Was hat Euch denn nun der Wegelagerer gethan?“ —

„Ach, das läßt ſich gar nicht ausſprechen!“ ſtöhnte der eine Athemloſe, und während ihm der Andere beiſprang, kamen folgende abgebrochene Sätze heraus, welche den Nürnberger Herrn nicht klüger machten: „Er hat uns nicht geplündert, aber viel was Aergeres! Er hat uns nicht gebunden und geſchunden und nicht geſpießt

und nicht verbrannt; aber das wäre Alles nichts! Er hat uns bei lebendigem Leibe gerädert — aber das iſt es auch nicht! Glühendes Blei in die Kehle gießen — das wäre gar nichts!" Und ſo ging es weiter.

„Hat er Euch zu Juden gemacht, oder dem Propheten Muhammed ſchwören laſſen?" ſchrie der Meiſter.

„Ach, wenn das nur wäre!" jammerten die Schelme.

„So zwang er Euch, dem Gott ſei bei uns Euch zu verſchreiben?"

„Ja!" ſtöhnten Beide und nahmen plötzlich Reißaus über Stock und Block, daß ſelbſt die nachgedonnerten Flüche des Handelsherrn ſie nicht mehr erreichten.

Peter Holzſchucher kauete unter dem Schatten eines Nußbaums an ein Paar wälſchen Nüſſen und meditirte an der, welche ihm die geplünderten Burſchen hinterlaſſen. Reputirliche Leute, wuſte er wohl, ließ der Teufel ſich angelegen ſeyn zu verführen, und er hatte ſelbſt manchen Bekannten, von dem man nicht begriff, wie er ſo ſchnell reich geworden; aber daß er ſich um ein Paar lumpige Schneidergeſellen incommodiren ſollte, war ihm noch nicht vorgekommen, und ſtörte des ehrbaren Herrn Peters Vorſtellung von der Würde des Höllenfürſten. Auch pflegt der Teufel die, um deren Seele es ihm zu thun iſt, mit irdiſchen Gütern auszuſtatten und ihnen nicht das Hemde auszuziehen. Die Kerle möchten alſo wohl geſchwindelt haben, war das Reſultat

von Herrn Peter Holzschucher's Nachdenken, welcher Alles gern in der alten Ordnung und also auch dem Teufel ließ, was des Teufels war — als er jetzt neben sich unter demselben Nußbaum und auf demselben Rasen einen ältlichen Herrn von wohlbeleibter Gestalt und mit kahler Platte gewahrte.

Derselbe wischte sich mit dem Schweißtüchlein die Stirn, holte tief Athem und sprach alsdann: „Könnt Euch wohl auch nicht satt sehen, werthlauber Herr, an dieser entzückenden Aussicht?"

„Bin — was meine Person betrifft — schon satt;" antwortete Herr Holzschucher, — „wenn ich Euch aber diesen kann mit einem Stück Gemsfleisch und Ziegenklo, so steht's zu Befehl."

„Wer kann an Essen denken, wenn man solch' ein Schauspiel vor sich hat!" sagte der Andere.

„Was braucht Ihr denn an's Essen zu denken, wenn Ihr essen möget?" replicirte Herr Peter. „Wann ich esse, hab' ich vollauf zu thun mit Kauen und Schmecken; vorher bin ich hungrig und nachher satt; und das ist meine ganze Verrichtung, so gut vor sich geht, ohne daß mir je in den Sinn kommen wäre, drei zu denken. Demnächst aber, liebwerther Herr, was kann dann das für ein Schauspiel vor uns sein, so Euch, wenn Ihr hungrig wäret, am Essen hindern möchte? Ist doch kein Hanswurst aus Constanz hier, noch fromme Patres.

welche uns einen Acms aus den heiligen Büchern vorsagiren könnten."

Der Andere lächelte: „Ist das kein großes Schauspiel da unten vor Euch?"

„Nein, lieber Herr, das nennen wir bei uns in Nürnberg einen See."

Wieder lächelte der Andere: „Ich meine das große Ganze, die Natur, den landschaftlichen Eindruck, die Harmonie und — bei der lebhaften Farbengebung — die Perspective.

Peter Holzschuher sah ihn groß an: „Lieber Herr, verzeihet, Ihr sprecht da in einer welschen Sprache, die ich nicht kenne, da ich zufrieden bin, wenn ich das bischen Mailändisch klein kriege, um mit den Herren meine Rechnung abzuschließen."

„Die Sprache, welche ich rede, sollte in der ganzen Welt verstanden werden, wenn Euch auch die Worte fehlen. Ergreift Euch denn nicht ein gewisses unnennbares Gefühl, wenn die Luft über die Blütenwälder streift, der grüne See des Himmels Bläue wiederspiegelt und die fernen Ufer im Nebelduft verschwimmen?"

„Wenn's heiß ist," sagte Herr Peter, „ist's recht erquicklich, wann der Wind übers Wasser streift."

„Nun und was habt Ihr dann gedacht, als Ihr zwischen den Eisfirnen, hin an den starrenden Gletschern zogt, und die Lawinen von den Bergwänden niederdonnerten?"

„Wieder denken!“ murmelte Peter Holzschucher; „aber so Ihr's absolut wissen wollt: Ich habe gedacht, wenn die Eisberge Zucker wären und die Gletscher Weizenmehl und die Lawinen Grütze, die aus der Mühle fällt, — dann wäre das ein glückliches Land!“

„Hm, hm!“ murmelte nun der Andere und nickte mit dem Kopf nicht ganz ungefällig „das läßt sich schon hören, wenn nur der rechte Sinn dabei ist. Euch ist da gewiß eine Thräne ins Auge getreten; Ihr habt gezittert und keine Worte finden können für das Großmächtige des Gedankens.“

„Nein, lieber Herr! Da's denn doch nicht Zucker, Mehl und Grütze werden kann, machte ich, daß ich fortkam.“

„Ihr müßt jetzt den majestätischen Rheinfall dort bei Schaffhausen sehen; da werdet Ihr stehen bleiben, da werden Euch die Augen aufgehen, da werdet Ihr Worte finden!“

„Das wäre ein häßlicher Umweg, und zudem hat's mich immer in der Seele verdrossen, wenn ich den alten Musikanten gesehen, warum er unnütz so viel Lärm macht; und dann dachte ich — was sonst, wie gesagt, nicht meine Sache ist — wie die Kölner Schiffe bis Constanz und Lindau fahren könnten und noch weiter, wenn das Wasser nicht den tollen Fall machte.“

„Mit einem Male schoß es, wie Zorn und Flammen,

in dem Manne mit dem Mondschein auf; er blickte den Kaufherrn, als wollt' er ihn auffressen, an und schrie: „Was, du Heide, willst mir meinen Rheinfall ruiniren?“ Aber, schnell sich besinnend, lenkte er ein: „Ein Lehrgeld muß Jeder zahlen, eh' er klug wird, und es ward Keiner zu einem weisen Menschen geboren. Aber ich seh' es Dir an, Du empfindest eine so rechte innerliche Lust, Gottes schöne Natur kennen zu lernen und sie so recht aus vollem Herzen zu bewundern. Darum invitire ich dich hier freundlich, mich auf meiner Burg zu besuchen, und du sollst dich satt sehen, das versprech' ich dir!“

Herr Peter Holzschucher lehnte freundlich die Einladung ab, was ihm aber nicht mehr half, als ob er in den Wind gesprochen hätte; denn der Andere that, als sei so etwas nicht möglich, und, was er gesagt, nur ein Compliment. Als nun aber Beide aufbrachen und es zur ernsten Verständigung kam, daß der Eine rechts und der Andere links wollte, machte der dicke Herr eine sehr zornige Miene und sagte: „Noch hat mir Niemand abgeschlagen, meinen Rheinfall zu bewundern, wenn ich ihn darum ernstlich ersuchte, und soll mir's auch nicht abschlagen, so wahr ich Hans Preller heiße. Darum lieber Herr, setzt Euere Weigerung nicht fort, die mir nur beweisen würde, wie ungebildet Ihr noch seid, und mich in die Verlegenheit versetzte, Euch zu Etwas zu zwingen, wozu jeder gefühlvolle Mensch sich von selbst drängt.“

Herr Peter hatte gut proteſtiren, daß er kein gefühlvoller Menſch ſei und ſeyn wolle; der Andere ſchmalzte mit den Fingern: ſo was verbiete ihm die Menſchenliebe zu glauben. Als nun aber Herr Peter — im Vertrauen, daß ſeine eigenen Fäuſte und die ſeiner Nürnberger Knechte der Zumuthung, ihm Gefühl beizubringen, ſich erwehren könnten — aufbrechen wollte, erfuhr er leider, wie ſchwach alle Kraft iſt, die nur von uns kommt. Hans Preller pfiff — und aus Buſch und Schlucht ſtürzten ſo viel kräftige Schweizer hervor, daß ihre Fäuſte ganz andern Geſchöpfen, als den drei Nürnbergern, Gefühl für alles Mögliche beigebracht hätten. Herr Peter war ein ſolider, aber ein reizbarer Mann. Er ſchlug um ſich; aber das Ende vom Liede, obgleich ſie keins geſungen, war, daß er auf einem Leiterwagen, ſammt ſeinen zwei Knechten, nach Burg Lauffen transportirt wurde. Hans Preller ritt neben her, und, nachdem er weidlich geſchimpft, wobei es Peter Holzſchucher, trotz ſeiner mißlichen Lage, nicht an Gegenſchimpfen fehlen laſſen, expectorirte er ſich in ruhigerm Ton: „Iſt's nicht eine Sünde und Schande, wenn Menſchen von Euerer Conduite und Erziehung ſich noch auf ſolche Weiſe müſſen nöthigen laſſen? Wenn ich den Profoß bei dem armen Geſindel ſpielen muß, das, weil es nicht ſchreiben und leſen kann, auch nichts von Gottes großen Wundern weiß, ſo ſollten Menſchen Eueres Schlages und Standes mir doch die Mühe leichter machen.

Bin ich denn ein Wegelagerer? Bin ich nicht ein freier Schweizer, der jedem Menschen gern seine Freiheit läßt, wenn er sie nur vernünftig anwendet? Thu' ich's etwa um mich? Kostet mich's nicht Schweiß und Nachdenken und Geld und Holz? Und, hol' mich der Geier, wenn ich schon eine Seele gefunden, die mir's recht gedankt hätte!" —

Herr Peter Holzschucher war ein heftiger, aber auch ein pfiffiger Mann. Er dachte, man muß den Menschen ihren Willen lassen, dann kommt man am wohlfeilsten davon. Also lag er ganz still und schwieg, und erst, als ihn Ritter Hans höflichst vom Wagen zu steigen einlud (sie waren nämlich schon in der Burg), fragte er, was er denn nun solle?

„Meinen Wasserfall sehen, oder — so Euch beliebt — nehmen wir vorher zur Stärkung einen Imbiß ein."

Peter Holzschucher dankte für den Imbiß, weil ein dunkeles Gefühl ihm sagte, daß er ihn bezahlen müsse, und wollte gleich, was doch nun einmal nicht zu vermeiden war, schnell abthun. Wasser, dachte er, kostet kein Geld — und schritt getrost nach der Eingangspforte. — Als nun Hans Preller die Thür aufschloß, sprach er lächelnd: „Hätt' ich doch bald vergessen, Euch, nach der eingeführten Ordnung, im Voraus die Kleinigkeit abzufordern, — Ihr müßt hier sieben Batzen zahlen, und dann könnt Ihr so viel und so lange sehen, als Ihr wollt."

„Was, ſieben Batzen?“ ſchrie der Nürnberger, „wofür?!“

„Für den Waſſerfall,“ antwortete der Ritter.

„Sieben Batzen für pures Waſſer?“

„Ei, lieber Herr Holzſchucher, das Waſſer hat der liebe Gott gemacht, aber die Geländer, Treppen und Stege habe ich gemacht, und glaubt Ihr, daß die Unterhaltung mich kein Geld koſtet, von den Zinſen fürs Capital gar nicht zu reden?“

„Ich zahle keinen rothen Heller!“ ſchrie Peter Holzſchucher.

„Ihr werdet doch ſieben Batzen zahlen,“ entgegnete lächelnd mit freundlicher Stimme der Ritter. „Wollt Euch doch nicht weigern, Ihr ein reicher Handelsherr aus der reichen Stadt, wo noch eben ein Paar arme Schlucker, Schneidergeſellen, auch aus Nürnberg, mit großem Vergnügen für das majeſtätiſche Schauſpiel ihren Frank entrichteten. Es that mir ordentlich Leid, den armen Teufeln ihren Sparpfennig abzunehmen, aber es war zugleich eine Freude, den friſchen, lebendigen Drang zu ſehen, mit dem ſie's hergaben.“

„Heiliger St. Sebald!“ ſchrie der Holzſchuhhändler. „Ich kann in Nürnberg Alles ſehen, was ich will, und brauche keinen Deut für zu zahlen — Springbrunnen und ſchöne Brunnen, — und hier für einen ordinairen Waſſerfall ſoll ich ſo viel zahlen, daß ich ſieben Tage

davon Wein trinken könnte! — Heiliger Sebald, Königssohn aus Dänemark! Du haſt gefrorenes Waſſer wie Kienſpähne verbrannt, daß die armen Leute ſich dabei gewärmt haben, und haſt nichts dafür verlangt, als einen Gotteslohn; und ich ſoll hier für das natürliche Waſſer ſieben Batzen zahlen!" —

„O du unverbeſſerliche Krämerſeele! Du Pfefferkuchenmann aus Nürnberg! Du gedrechſelte Menſchenpuppe! Was vergleichſt Du ſolche Spielſachen-Wunder, wie ſie euer Drechsler-Heiliger, der Bönhas und Pfuſcher im Gebiete des Wunderbaren, für Euere Jämmerlichkeit fabricirte, mit meinem großen Naturwunder! — Hätte St. Sebald für ſeine brennenden Eiszapfen einen rothen Heller genommen, ſo müßte ich eine Tonne Goldes für meinen Waſſerfall fordern. Eigentlich biſt du nun gar nicht werth, ihn zu ſehen, aber nicht um mich, um Dich ſollſt Du ihn ſehen und die ſieben Batzen zahlen!"

Da wurde Peter Holzſchuher's Geſicht kirſchbraun; die Augen verdrehten ſich; er ballte beide Hände, und der Schaum ſtand ihm vor dem Munde. Aber er konnte nicht ſprechen vor Wuth.

„Willſt Du?" fragte trocken und kurz der Ritter.

Der Handelsherr ſchüttelte den Kopf. Er war auf Alles gefaßt, ſogar darauf, daß ſie ihn bei Händen und Füßen nach dem Waſſerfalle ſchleppen würden. Er wußte, was er dann zu thun hatte. Aber nein! der Ritter

sprach mit ruhigem Tone: „Fern sei es von mir, daß ich Jemand durch Anwendung roher Gewalt zu etwas nöthige, wozu er keine Lust hat. Freiwillig sollst du wollen, und bis dahin soll dir meine Burg Schutz und Sicherheit und nebenbei Gelegenheit zum Nachdenken gewähren."

Gesagt, gethan. In ein kleines Körbchen wurde der gewichtige Leib des Nürnberger Holzschuhhändlers, so gut es ging, gepackt; einen Strick gab man ihm in die Hand; eine Rolle schwirrte; das Tageslicht wechselte mit Dunkelheit, und ein plötzlicher empfindlicher Stoß auf den Theil seines Körpers, der zuerst den Boden erreicht hatte, sagte ihm, daß er an dem zu seinen Meditationen bestimmten Orte angelangt sei. Nachdem er sich losgehaspelt, schwirrte der Korb in die Höhe, die Klappe schloß sich, und Herr Holzschuher war allein im Burgverlies von Schloß Lauffen. Feuchtes Stroh, Ketten, Spinnen, Molche und Eidechsen — kurz alles das, was der Roman von einem guten Burgverliese fordert, war hier zu finden. Indessen würde ein Held, wie ihn der Roman fordert, zuerst nicht an sein Schicksal, sondern an das seiner Leidensgefährten gedacht haben; Peter Holzschuher dachte jedoch — ich muß es bekennen — an nichts weniger, als an seine Knechte, sondern war nur erbost, daß ihm so was passirte. Er biß sich in die Nägel; er schlug gegen die Wände; die Thränen traten

ihm aus den Augen, und er ſchwor Tod und Rache. Solche Unbill müſſe Kaiſer und Reich ahnden. Er wollte ſein Alles, was er hätte, dran ſetzen, um beim Reichskammergericht zu klagen, oder — wenn das noch nicht exiſtirte — beim heimlichen. Er war ordentlich ärgerlich, als er noch ſeine Geldkatze am Leibe fühlte. Wenn man ihm die genommen, wüßte er doch, daß er es mit einem ordentlichen, ehrlichen Ritter und Wegelagerer zu thun gehabt, ſtatt mit einem Seelenſchinder, der von einem rechtlichen deutſchen Bürger Dinge verlange, vor denen das Haar ſich ſträube. Ja er that das Gelübde, lieber ſein Lebelang hier zu bleiben und bei lebendigem Leibe zu vermodern, ehe er dem Ritter ſeinen Willen thäte.

Vorläufig verſchmachtete er noch nicht, ſondern friſtete mit einem Stück Gerſtenbrot ſein Leben bis auf den andern Morgen. Den Waſſerkrug ließ er unberührt ſtehen, vermuthlich, weil er dachte, es ſei aus dem verwünſchten Waſſerfall geſchöpft. Er fand, daß es ſich auch auf feuchtem Stroh und naſſem Steine ſchlafen ließ, wenn Einen der Aerger müde gemacht hat; und der Kuhreigen am Morgen weckte ihn aus einem geſunden, herzhaften Schlafe. Da öffnete ſich eben der Schieber, und Hans Preller's Geſicht neigte ſich über den Rand.

„Guten Morgen, Herr Holzſchucher, wie ſteht's mit Eueren Naturempfindungen?"

Herr Holzſchucher antwortete nicht.

„Nun, nun — ich habe keine Eil'; der Geiſt wird Euch ſchon aufgehen, wie er manchem Andern aufgegangen iſt."

Die Klappe ſchloß ſich wieder; es war wieder Nacht; die Eidechſen und Kröten hüpften wieder um ſein Lager; dieſelben Gedanken und Grillen beſuchten den Ehrenmann, und er verbrachte den Tag, wie geſtern — ausgenommen, daß er heute das Brot trockener fand und und darum einen Schluck aus dem Kruge nicht verſchmähte. Er dachte, was kann das arme Waſſer dafür, daß es vom Felſen fällt; die Natur hat ihm einmal den Weg gezeigt, und es gehorcht ihr nur!"

Wenig ahnete wohl Herr Peter Holzſchucher da unten, was in Hans Preller's Seele eben vorging, und daß der Mann im Freien nicht weniger litt, als er im Kerker. Oft ſaß er ſtundenlang in ſeinem ledernen Stuhle — das Geſicht in den Händen geſtützt — und ſeufzte: „Warum hat mich nun gerade die Natur mit einem Empfindungsvermögen ausgeſtattet, welches ſie ſo vielen Millionen verſagt, oder es für ihre Enkel aufſpart. Warum kann ich nicht gleich in jener erleuchteten Nachwelt leben, wo die Engländer von ſelbſt kommen werden und die moskowitiſchen Großen und die deutſchen Studenten — und die ganze Schweiz wird ſeyn, was jetzt der kleine Waſſerfall von Lauffen!"

Siebenmal hatte Herr Peter Holzſchucher den Reigen

des Kuhhirten in seinem dunkeln Verlies vernommen, und als sein Wirth zum siebenten Mal den Schieber aufthat und zum siebenten Mal die erste Frage an ihn richtete, antwortete er:

„Ja!"

Der Korb schwirrte herunter, und die Stricke stöhnten, als er wieder hinaufgewunden wurde; doch bemerkte der Werkmeister, er sei um ein Viertel leichter gewesen, als vor sieben Tagen. Gerührt umarmte der Wirth seinen Gast. Jetzt gab er es nicht zu, daß er in diesem Zustande zum Schauspiel ginge. Er mußte sich stärken, er mußte sich erfrischen bei einem Morgenimbiß: Knackmandeln aus Italien, Rosinen, Pfefferkuchen und Dragees und dazu Schaffhäuser Rheinwein. Herr Holzschucher hatte lange so was nicht genossen, nämlich sieben Tage lang; und so weit ging die Rührung des biedern Ritters, daß er ihm diesmal gleich die Pforte aufschloß und nachher erst bezahlen ließ. Es wird nun von den Schweizern behauptet, der Holzschucher habe mit fest zugemachten Augen am Geländer gestanden und den Rheinfall wohl gehört und sich von ihm bespritzen lassen, ihn aber nicht gesehen. Jedoch ist darin den Schweizern nicht ganz zu trauen. Wenn einer Seits auch die Erbitterung noch immer groß war, so läßt sich doch nicht gut annehmen — sagen die Deutschen —, daß ein Nürn-

berger Kaufmann anderer Seits einen Kaufschilling werde fortgegeben haben, ohne die Waare zu besehen.

Herr Peter griff beim Hinausgehen in den Seckel und langte sieben Batzen vor: Hans Preller nahm das Geld, wog es aber lächelnd in der offenen Hand: „Das ist für Euere Person ganz gut, lieber Freund, aber Ihr wollt doch, als guter Herr, für Euere Leute auch bezahlen?"

„Was — die Kerle haben sich unterstanden?" schrie Peter Holzschucher. „Was brauchen denn die zu sehen?" — fügte er einlenkend hinzu.

„Ei, mein lieber Freund und wackerer Handelsherr," versetzte der Ritter, „Ihr wollt doch nicht gar so hochmüthiger Art seyn, daß Ihr Euere Knechte nicht für würdig achtet, das zu genießen, was Ihr selbst eben genossen habt? — Die Natur ist ein groses Gut, das der Schöpfer für alle Welt geschaffen hat; Arm und Reich, Hoch und Niedrig hat gleiches Recht darauf, — woher auch der Name Naturrecht kommt, das bei allen Völkern und unter allen Himmelsstrichen — wie Euch die Gelehrten sagen werden — dasselbe ist; und da ich, der ich ein freier Ritter bin, Euch, der Ihr nur ein gezünfteter Bürger seid, frei zugelassen habe, so werdet Ihr, als ein christlicher Mann den Genuß doch auch Eueren Knechten gönnen."

Herr Holzschucher griff brummend in die Tasche: Domestiken brauchten doch nur die Hälfte zu bezahlen? worauf der Ritter lächelnd entgegnete: das fände nur Statt, wo

Standespersonen nach Belieben zahlten; hier in der Schweiz aber wären alle Menschen gleich — beim Bezahlen. — Wie aber erschrack der Handelsmann, als er nicht mal mit zweimal sieben Batzen ausreichte; denn seine undankbaren Knechte hatten nicht allein alle sieben Tage die unbegreifliche Lust empfunden, den Wasserfall zu sehen, sondern waren des Tags mehrere Mal hingelaufen, und für die Kreidenechnung an der Thür hätten die Schufte seinen Weinkeller an der Lorenzkirche halb austrinken können! — Die Thränen standen ihm im Auge, aber er war ganz lustig und lachte, und wollte nun auch Alles genießen. Er ließ sich hinunterführen und überschiffen, um den Fall von der andern Seite zu sehen. Ein Mann hatte die Güte, ihm ein Paar Stückchen gefärbtes Glas hinzuhalten, und er sah den Rhein grün, gelb und blau und gab dem Mann mit dem Glase so viel Batzen, als er forderte, und dem Schiffer auch und dem Burschen, der den Verschlag aufmachte, auch. Nun hielt ihm Einer eine Büchse für die Armen hin und er opferte mit Vergnügen, was ihm Hans Preller sagte. Der Kuhhirt zog die Mütze und erinnerte an den großen Dienst, den er ihm erwiesen, und als er den nicht gleich begriff, erklärte ihm der Ritter: „Das ist der fröhliche Naturſohn, der Dir alle Morgen mit seinem Kuhreigen den Aufgang der Sonne angekündigt hat. Du würdest es gewiß verschlafen haben."

„Aber ich habe ja die Sonne nicht gesehen," brach der Unwille noch einmal von seinen Lippen, „und ich hab's ihm nicht befohlen, mich zu wecken, wenn ich schlief."

„Was kann denn der gute Mann dafür, daß Du sie nicht gesehen hast," sagte der Ritter; „er wollte durch seine ländlichen rührenden Töne dein Herz erweichen und Dich aufmerksam machen auf ein Wunder, was der nicht gewarnte Mensch nur zu leicht übersieht, oder für gewöhnlich achtet. Ueberdies ist es Sitte bei mir, daß alle Reisende dem guten, fröhlichen, uneigennützigen Burschen für seine Gefälligkeit, bei der er an keine Belohnung denkt, etwas mit gerührtem Herzen geben, und ich will nicht, daß eine so alte ehrenwerthe Sitte außer Gebrauch kommt."

Als der Nürnberger mit gerührtem Herzen die Batzen für die Sonne, die er nicht gesehen, entrichtet hatte, meinte er, doch nun Alles gethan zu haben; aber wie erschrack er, als Hans Preller nunmehr mit seiner kleinen Rechnung für gehabte Unkosten, Zehrung und Logis zum Vorschein kam, und, statt der Batzen, Reichsgulden und Brabanter Thaler ausgeworfen waren.

„Was ist das," rief er, „für eine Fuhre, von der ich nichts weiß, eine Summe, wie sie der König von Böhmen nicht bezahlt!"

„Die Fuhre, mein Lieber," sagte Hans Preller, „ist die, welche ich miethen mußte, um Dich hierher zu führen.

da Du dich bekanntlich außer Stand ſetzteſt, herzugeben; die Schweiz aber iſt nicht Böhmen, und während dort eine Ebene iſt, ſind hier Berge; natürlicher Weiſe alſo iſt das Fuhrlohn höher, und Du mußt ſehr zufrieden ſeyn, daß ich nur überhaupt einen Wagen für dich auftrieb. Ueberdem ſehe ich, daß mein Schreiber noch die Rückfuhre vergeſſen hat; denn es iſt nicht anders, als billig, daß Du dem Manne den Schaden erſetzeſt für die Zeit, wo er keine neue Fuhre annehmen konnte. Eigentlich zahlt man daſſelbe; aber weil Du es biſt, wollen wir mit der Hälfte zufrieden ſeyn, die ich Dich noch zuzulegen bitte."

Endlich war in der Burg Alles abgemacht und freier klopfte dem Holzſchucher das Herz, als er die Zugbrücke hinter ſich aufraſſeln hörte, wiewohl er vorausſah, daß er dem Ritter noch für ſein Geleite und dem Boten, der voraus lief, ihnen den Weg zu zeigen, Geleitsgeld und Führerlohn und außerdem Retour-Geld würde zahlen müſſen. Hans Preller war aber noch aufgeräumter; er ſcherzte viel in der heiteren, derben Art, wie man es von Naturſöhnen gewohnt iſt, und die Niemand beleidigen kann, weil ſie aus einem geſunden, uneigennützigen Herzen kommt.

Noch kamen ſie unterweges an einem kleinen, zierlichen Häuschen vorbei, wo ein Schweizermädchen wohnte, welches vor mehreren Jahren ſehr hübſch geweſen war, und doch einmal den Nachſtellungen eines reichen Wollüſtlings widerſtanden hatte. Alle Reiſende ſprachen hier an, um

ſich an der Sittſamkeit des Mädchens zu erfreuen; und das Mädchen erzählte Jedem gern, wie die Nachſtellungen geweſen, wofür man ihr eine Kleinigkeit gab. Hans Preller bemerkte, wie rührend dieſe bewußtloſe Naturunſchuld ſei, und daß das arme Mädchen für ihre Tugend ſchon mehr Geſchenke bekommen, als der Wüſtling ihr geboten. Ja ſie habe ſich das Häuschen dafür erbaut, was für die allgemeine Moralität von ſehr günſtigen Wirkungen ſei.

„Wollt Ihr vielleicht," ſprach er, endlich, wo der Weg ſich theilte, „hier einen kleinen Umweg machen, ſo kann ich Euch etwas ſehr Merkwürdiges zeigen. Es wohnt da ein alter rechtſchaffener Landsmann von mir. Der hat vor langen Jahren als Portier bei einem vornehmen Herrn in der Nachbarſchaft gedient. Für dieſen Herrn hat er ſich eines Nachts, als Räuber ins Haus einbrechen wollen, ſo wacker herumgeſchlagen, daß alle Welt die Schweizertreue gerühmt hat. Nun hat er ſich zur Erinnerung daran — denn er iſt noch als Krüppel davon gekommen — einen Löwen aushauen laſſen, der ihn vorſtellen ſoll. Der Löwe liegt in einem Felſen, und er ſelbſt hat ſich eine Hütte davor gebaut und iſt nun ſo gut, jedem Fremden, der es ſehen will, den Löwen — nämlich ſich — zu zeigen, und ihm dabei zu erklären, wie er ſich in jener Nacht tüchtig geſchlagen hat. Für die Gefälligkeit zahlt man dem wackern Mann dann ein Douceur."

Peter Holzſchucher war jetzt auf dem Punkte, daß er Alles glaubte und bewunderte, was man von ihm verlangte, und griff eiligſt in die Taſche, ohne den Löwen und den Invaliden geſehen zu haben.

Hans Preller lächelte und nahm das Geld für den braven Mann an.

Nun waren ſie am Scheidewege. Alle Rechnungen waren berichtigt. Sie drückten ſich die Hände, als der Nürnberger ſich beſann, daß er ja noch nichts für die Knackmandeln und den Scheppen Schaffhäuſer gezahlt hätte. „Sagt mir, werther Herr, was ich dafür ſchuldig bin; denn ich könnte es nicht über mein Gewiſſen bringen, in Eurer Schuld zu bleiben.“

Da wurde der Ritter ſehr bös: „Wäret Ihr nicht mein lieber Freund, ſo antwortete ich Euch anders auf dieſe Frage. Ich bin ein ſchlichter Mann und ein biederer Schweizer und will nie mehr ſeyn. Denn die Schweizer ſind in aller Welt wegen ihrer Treue, Redlichkeit und Gaſtfreundſchaft bekannt. Pfui über mich nun, wenn ich mir von einem Gaſte bezahlen ließe, was ich ihm vorgeſetzt. Was Ihr genoſſen habt, davon iſt keine Rede mehr. Ein Schelm giebt mehr, als er hat. Komm' ich einmal nach Nürnberg, ſo thut mir desgleichen und damit Gott befohlen!“

„Wenn ich das nur könnte,“ ſeufzte Peter Holzſchucher, als er ſich überzeugt, daß der Ritter fort war

und auch ſeine Seufzer nicht mehr hören konnte. Er ſchnallte ſeine Geldkatze enger um den Leib, nicht aus Beſorgniß, ſondern weil nichts mehr drinn war, und machte ſich auf den Weg in die Heimath.

„Es iſt doch nur gut, Meiſter,“ ſuchte ihn der eine Knecht, als er ſeinen Herrn ſo traurig ſah, zu tröſten, daß das kein Raubritter war, wie ich anfangs glaubte, ſondern ein ſo rechtſchaffener Herr, und man weiß doch nun bei ſich, wofür man ſein Geld gegeben hat.“

Es iſt nichts davon bekannt, daß Peter Holzſchucher durch Erzählung deſſen, was ihm um Schaffhauſen begegnet, die abergläubiſche Furcht beim Volke genährt hat, vielmehr weiß man, daß er andern reichen Handelsherren gerade dieſe Straße empfohlen, und auch ſie ſchreckten Niemand mit ihren Nachrichten zurück. So iſt anzunehmen, daß Jeder dem Andern gönnte, was ihm ſelbſt begegnet war, und wer davon Vortheil zog, war — Hans Preller und ſeine Nachkommen. Die Zeiten verbeſſerten ſich indeſſen immer mehr, und ſchon er ſelbſt hatte, als Greis, die Freude, daß Reiſende ungeknebelt nach Schloß Lauffen kamen, um den Rheinfall zu ſehen. Gerührt ſprach er auf ſeinem Sterbebette zu ſeinen Kindern das prophetiſche Wort: „Bewahrt, was Euch die Natur gab, und Ihr werdet, trotz aller Umwälzungen, reich und glücklich

bleiben!" — Seine Familie prosperirte zusehends; die Hans Preller verbreiteten sich über die ganze Schweiz und, nachdem sie ihren Adel aufgegeben, der sich bekanntlich mit den Institutionen einer Republik nicht verträgt, leben ihre männlichen und weiblichen Nachkommen noch jetzt in den Gastwirthen und Fuhrleuten Helvetiens fort.

Es war auf einer Reise durch die Schweiz im Jahre 1833, auf dem Felsen von Schloß Lauffen selbst, wo die Lüfte, das Rauschen des mächtigen Wassersturzes und die Gesichter der Menschen dem Dichter diese Sage vertrauten. Ich theilte sie schon damals Schweizer Freunden mit. Sie lächelten, und sagten, alles sei durchaus wahr. Sie hatten auch nichts dagegen, daß ich sie niederschriebe; aber sie baten mich, einmal wieder zu kommen, und die reinen alten Schweizer-Geschlechter in den vom Fremdenstrom minder berührten Thälern zu studiren. Es sei noch eine große, alte, ehrenwerthe Schweizerfamilie vorhanden, welche sich bis heute unvermischt gehalten mit der allerdings weit verbreiteten Familie der Preller. Dort würden Lüfte und Menschenantlitze mir andere Sagen vertrauen; auch auf die möchte ich horchen, und um der Gerechtigkeit willen sie aufzeichnen. Da nun Umstände mich daran bis jetzt verhindert, stand ich an, obige Sage, um ihrer Einseitigkeit willen, dem Publikum allein mitzutheilen.

Es waren aber noch andere Bedenken, welche mich bewogen, sie fünf Jahr im Pulte liegen zu lassen. Damals rauchten die Ufer der Birs noch vom eben vergessenen Bruderblute. Auf dem Rigi übernachteten mit uns die Occupationstruppen, entsandt gegen die Sarner Conföderirten. Europa's Augen wurden in anderer, peinlicher Art in den nächstfolgenden Jahren auf die Schweizer Verhältnisse gelenkt. Ich hielt es nicht für schicklich, während eines Kampfes, wo mächtige Geschütze gegen Brust und Haupt aufgerichtet wurden, kleine Pfeile gegen — die Leichdörner am Fuße (man verzeihe das Gleichniß; mir fiel kein besseres bei) abzuschnellen. Das ist nun vorbei; die Handwerksburschen singen keine Europa gefährdenden Lieder mehr. Geflügel und Gemüse passiren frei die Savoyer Gränze, und auch die Puppe von Straßburg droht nicht mehr die Gletscher mit Blut zu färben. Also kein Grund mehr, meine Sage zurückzuhalten, und indem ich sie der Oeffentlichkeit übergebe, wünsche ich, daß ein glücklicherer Sammler, als ich, in den Thälern, die ich leider nicht kenne, die Sagen noch lebendig finde, welche ein treffendes Gegenstück zu der vom Hans Preller von Lauffen abgeben. —

W. H.

Der neue Orpheus.

von

Karl Eitner.

Gepuste Leute wandeln vor das Thor,
Sabbath und Lenz zieh'n sie ans Licht hervor,
Das glänzend warm ob Flur und Dörfern liegt, —
Es grüßt der Wald, vom Frühlingshauch gewiegt.

Und hart am Pfade sitzt auf kahlem Stein
Ein blinder Fiedler mit dem Knaben sein;
Entblößten Hauptes sitzen beide da —
Die Sonne wärmt des Alten Scheitel ja.

Wie unverdrossen der die Fiedel streicht —
Noch Keiner hat ihm einen Deut gereicht;
Umsonst der Knab' zu Dem und Jenem geht
Und mit erhobnen Händen klagend fleht:

Ein Jeder nur mit sich beschäftigt ist,
Darob er gern des And'ren Noth vergißt;
Ein liebend Paar selbst schmält das blonde Kind
Und eilt davon, als scheucht' es fort der Wind.

Manch zartverwöhntes Mädchen, dessen Sinn
Für solchen Laut längst im Concert hin,
Beklagt sich, gegen den Satan gewandt,
Daß nicht die Polizei solch Volk verbannt.

Da rollt unter'm geschloss'nen Augenlid
Sein Aug' der Greis, wie wer zum Himmel sieht;
Doch unverdrossen er die Fiedel streicht —
Ob Keiner auch noch einen Deut gereicht.

Und aus der Wandelnden gedrängter Schaar
Stellt dicht beim Bettler flugs ein Mann sich dar;
Schlank war sein Wuchs, sein Kleid war schlicht, doch fein,
Ein Jeder rieth erstaunt: Wer mag das sein? —

Der nahm dem armen Fiedler aus der Hand
Die Geige, schlecht und dürftig nur bespannt;
Stimmt ruhig sie — nimmt dann den Bogen auch,
Der wenig Haare zählt, nach Bettler-Brauch.

Und wie er ihn nun fröhlich angesetzt —:
Was ist's, das jeglich Aug' und Ohr ergötzt? —
Stets dichter schaaret sich der Hörer Zahl,
Wie sich die Thier' um Orpheus drängten all'.

Wie lockt er aus dem schadhaft morschen Bau
Tonwellen, unbegreiflich, die so lau —
Ja wärmer noch, als Lenzeshauch durchwehn
Die harten Herzen, die ihn rings umstehn!

Seht, wie in manchem Aug' ein Tropfen blinkt,
Auf manchem Antlitz Stolz mit Rührung ringt!
Wie selbst manch eisern Kärnerangesicht
Von sonsten nie bewußter Milde spricht! —

Und als der Künstler nun geendet hat,
Winkt er dem Kind, das jetzt der Menge naht;
Er selber legt, damit der Geiz nicht spürt,
Die Geig' ins Gras .... drauf er sich still verliert.

Noch in sich selbst geschau'rt der Blinde ruht,
In über'm Knie gefalt'ner Hand den Hut;
Kein Beifallsruf weckt ihn aus seinem Traum —
Es athmet selbst die stumme Menge kaum.

Und als der Knab', mit Gaben reich beschwert
Und frohen Blicks, zurück zum Alten kehrt:

[illegible] dieser noch kein einzig Glied gerührt
[illegible]um, daß der Wind sein Silberhaar bewegt.

[illegible] rüttelt ihn der Knab' — und in das Gras
[illegible]nkt hin der Greis, das Antlitz toderblaß. —
[illegible]in Geist, des Druckes fall, den er erlebt,
[illegible] unter ungeahnter Wonn' entschwebt! .....

Das säcularisirte Testament.

Karl Eitner.

Dort zu Würzburg an dem Dome
Zeigt man eine Grabesstätte,
Die wohl einem edlen Sänger
Dient zum kühlen Ruhebette.
Walther von der Vogelweide,
Spricht die Sage, ruhet hier:
Er, der Frau'n und Fürsten Freude,
Er, der Minne Ruhm und Zier!

Kampfespreis und Liederkränze
Zeigten schon des Jünglings Adel,
Bis der Mannheit schöne Stärke
Ihn bewährte sonder Tadel.
Sänger in dem Wartburgkriege,
Kämpfer im gelobten Land,
Uebt' er stets zu freud'gem Siege
Dort wie hier so Wort als Hand.

Doch als ihm das Alter nahte,
Reckte sein gutes Schwert,
Und des Lebens alle Mühe
Hielt er keines Lauts mehr werth;
Schloß sich fromm in seine Zelle,
Brünstig betend für und für,
Daß er aus der Ird'schen Welle
Bald einzöh' zur Himmelsthür.

Aber in dem tiefsten Herzen
Ruht', ihm selber unbewußt,
Noch versteckt ein Liederfunken
In der alten Liederbrust.
Und als nun das Stündlein kommen,
Wo sein Siechen fand ein End,
Schrieb er, selbst im Tode frommen
Eifer, noch dies Testament:

Solches ist mein letzter Wille:
Daß man einen Grabstein baue,
Und zu Füßen mir und Häupten
Drauf vier tiefe Gruben haue,
Drein man täglich Wasser gießen,
Hell und frischen Weizen streu'n,
Daß die Vöglein Kost genießen
Und sich meines Trank's erfreu'n!

Lange sangen auf dem Grabe
Vöglein zu des Dichters Preis,
Der, der ihrer Lust gedenkend,
Ihnen schenkte Trank und Speis.
Doch die Oberherrn sah'n mit Neide
Dieses Völkchens Muthwill' an,
Dachten, ihnen nur zu Leide
Hab' der Sänger dies gethan.

Drauf der Alte: Das läßt sich schlichten
— Ist's doch kaum der Rede werth —,
Daß uns förder den [illegible]
Noch mit Harm und Müh' beschwert.
Jetzt, da längst sein [illegible],
Und sein Glück [illegible] ist,
Mißfällt ihm der [illegible],
Wenn ihn wieder Sorge [illegible].

Drum, was er in [illegible]
Thöricht angerichtet hat,
Wandelt zu der Kirche Frommen
Um die Kirch' an seiner Statt.
Nicht zu Lieb' macht [illegible]
Seit dem Weizen man [illegible],
Nein, wir wollen bloß, den Dichter
Ehrend, seiner Gab' uns freu'n.

Und am [illegible] Jahrestage —
„De profundis" [illegible],
Drauf verspeiste man in [illegible]
Armer Waisen Zahl[illegible].
Doch die Jungen [illegible]
Ihres Dankes [illegible]
Immer noch aufs Grab hernieder;
Denn der Herr ermahnte sie.

Roland's Tod.

Oswald Marbach.

In einem Walde grün und frisch,
Da sitzt der Kaiser Karl zu Tisch,
Und um ihn sitzen allsammt
Die tapfern Pettern, zwölf an Zahl;
Nur Einer, nur der Beste fehlt:
Das ist Roland der starke Held. —

Zehn Meilen fern zu Roncevat,
Da steigen nieder in das That
Zehntausend Heiden bei der Nacht,
Und mit dem Tag entbrennt die Schlacht;
Ein Häuflein bock im Thale hält:
Das ist Roland der starke Held. —

Es schallt Musik, der Becher klingt,
Als Kaiser Karl vom Sessel springt,
Er winkt, und die Trommete schweigt.
Der Kaiser horchend vor sich neigt:
„Der Hörnerschall! — Was mich befällt!
Das ist Roland der starke Held." —

Im Thale fließt ein Bach von Blut,
Das Häuflein kämpft, noch frisch an Muth,
Die Rosse waren alle todt,
Die Kämpfer alle blutig roth;
Ein Mann, der funfzig Heiden fällt,
Das ist Roland der starke Held. —

Was träumt Herr Karl vom Hörnerschall!
Und wieder hebt sich heller Schall,
Es nimmt die [illegible] [illegible] Land.
Doch wieder springt der Kaiser auf:
„Das Horn! das Horn! [illegible] aller Welt:
Das ist Roland der [illegible] Held!“

Der tapfre Haufe — er [illegible] zur [illegible],
Doch schlug der Held noch tapfer drein,
Bis Einer nach dem Andern sinkt
Und nur noch mit dem [illegible] ringt.
Ein Einziger das Schwert noch hält:
Das ist Roland der [illegible] Held.

Am Tische Karl's, da ist es still,
Weiß keiner, was der Kaiser will? —
Er bricht mit [illegible] [illegible] [illegible],
Und Alle hören's nun mit Grauen:
Ein Schlacht durch die [illegible] [illegible] —
Das ist Roland der [illegible] Held.

Der Kaiser eilt — er kam zu spät,
Er sieht nur, wie der Tod gemäht.
Ein Held liegt da, das Schwert zur Hand,
Das Horn an bleicher Lippen Rand,
Das Horn war mitten durch gespellt. —
Das war Roland der [illegible] Held.

Nachtgemälde.

Von

Oswald Marbach.

I.

Nacht der Liebe.

Umschlinge mich, es [illegible] die Zeit,
„Das Herz ist mein, das Morgen weit.
„Der Zeit Gesetzen folgt, der schlägt
„Die Uhr, die sich im Herzen regt.
„Heut bin ich dein in [illegible] Stunden.
„Schon morgen hat die [illegible] mich fortgetrieben.
„Ich [illegible] und [illegible], keinen Traum
„Wie durch die [illegible]!
„Umschlinge mich und laß uns fröhlich wagen,
„Was wohl [illegible] und das Schicksal will tragen!"

[illegible] spricht's und hält das schöne Weib
Umarmt, umfangend ihren süßen Leib,
Und preßt sie fest an seine starke Brust,
Daß sie ein Ach [illegible] in Schmerz und Lust.
Ihr dunkles Haar, in seinen Locken wallend
Und vom [illegible] Haupt [illegible],
[illegible] verhüllend die Glut und Wuth,
In welcher Lipp auf Lippe ruht.

„[illegible]," flüstert sie, „o du bist mein!
„Ich halte dich, so muß es ewig sein!
„Es gibt kein Scheiden, keinen Tod.

„Die Ewigkeit kennt keine [illegible],
„Im [illegible] Augenblicke [illegible]
„Verschwindet aller Schmerz und [illegible] Lust!"

Jetzt [illegible] [illegible] [illegible],
An seiner Brust Gefangne liegt,
Mit beiden Armen hält sie ihn umfangen,
In dunklem Purpur glühen ihre Wangen,
Ihr Busen wogt, die Augen sind geschlossen,
Von heißem Schauer ist der Mund umflossen,
Der halb sich öffnet, flüsternd, ohne Wort,
Die sich [illegible] bei dem [illegible] [illegible].
So ruht sie regungslos — und [illegible] schaut
[illegible] Auge unverwandt
In Seligkeit und Trunkenheit
Des holden Weibes [illegible] [illegible] [illegible].

II.

Nacht der Verschwörung.

„Ja, sie ist mein — [illegible] [illegible] ist mein!
„[illegible], die Becher füllt mit [illegible] Wein:
„[illegible] lebe! — und die [illegible] sterbe!
„Die Freiheit wurde [illegible] [illegible] Erbe,
„Das, [illegible], wir theilen.
„Die Zeit [illegible] heilen
„Allein durch Blut!
„Drum frischen Muth!
„Mir schuf die Liebe jetzt ein [illegible],
„Doch für die Freiheit [illegible] [illegible] [illegible],
„Ist es mein Blut,
„Das Roth ihr [illegible]!"

„... Und meins! — Und meins! — Und meins vor
Allen! — “ “
Da hört Lorenzo sich [illegible].

Ein Dutzend Männer an der Tafel saßen,
Der unter ihrer Hüte Krempen blitzen
Die Augen wie der flammensprühenden Pracht
Durch ihrer Angesichter dunkle Nacht.

Ein Jüngling ruft: „Lorenzo habe Acht,
„Daß nicht die Liebe dich zum Zweiläufling macht
„In unserm Bunde zum [illegible]!“

Kaum war verhallt das Wort —
Da springt Lorenzo auf, den Dolch gezückt,
Sein Auge Flammen blitzt,
Er schwingt den Dolch empor:

„Wer,“ ruft er, „ist der Thor,
„Der noch Lorenzo also wenig kennt,
„Daß er ihn einen Zweiläufling nennt?
„Die Liebe habe ich, nicht mich die Liebe!
„Ich bin der Herr von jedem meiner Triebe:
„Kein Joch erträgt mein unbeugsamer Nacken;
„Mein freiheitsglühend Herz wirft aus die Schlacken
„Und windet nicht wie jene Jammerseelen,
„Die sich mit alten [illegible] quälen,
„Die ihre Pflicht dem Glücke [illegible]
„Um an der Liebe [illegible] sich zu laben —
„Weg über sie! Die Pflicht ist hoch! —
„Durch jenen Wurf, [illegible] vom [illegible] bei!
„Es lebt der Welt mit ihrer [illegible] Blumen,
„Es [illegible] der [illegible] in jenem Heiligthume! —
„Seht diesen Schild! — Nun — noch diese Nacht
„Wird unser Werk von mir vollbracht!
„[illegible] öffnet mir die Thüren,
„Die mich zur Liebe, die zum Glücke führen.

„Noch heut fällt der Tyrann! — und ist er todt,
„Begrüße ich der Freiheit Morgenroth
„In seiner schönen Nichte holden Armen,
„Vom kalten Werk des Mordes zu erwarmen.
„Merkt auf —: sobald ihr seht das Licht im Erker,
„So ist gesprengt der Freiheit Kerker;
„Triumphgeschrei erfülle dann die Luft!
„Es steigt die Göttin aus der Gruft!
„Ihr tragt sie jubelnd durch die Vaterstadt,
„Die sie so lang entbehret hat.
„Mit euren Schwertern müßt ihr sie beschirmen,
„Wenn gegen sie der Schergen Haufen stürmen.
„Ein Freiheitslied empor zum Himmel schalle:
„Die Freiheit siegt! wer wider sie — der falle!"

III.

Nacht der Rache.

Die goldne Ampel schwebet
An seinem Band und bebet;
Ein rothes Glas umhüllet
Die Flamme, und es füllet
Ein wenig Dunkel das Gemach.

Es wehen Blumenhüfte
Hin durch die reinen Lüfte;
Auf seidnem Kissen lieget,
Das Haupt sanft angeschmieget,
Costanza träumend, aber wach.

Vom Nachtgewand umflossen
So ruht sie hingegossen;

Auf ihres Athems Rauschen
Scheint horchend sie zu lauschen,
Und eine Rose hält die Hand.

Ihr Finger blättert lose
Ein Blättlein von der Rose;
Sie schaut ihm nach im Falle, — —
Die Blätter sinken alle
Und flattern hin auf ihr Gewand.

Da horch! — sie hebt das Haupt — sie springt empor, —
Sie fliegt zur Thür — sie legt ans Schloß das Ohr.
Er ist's! — Lorenzo ist's — der Riegel fliegt;
An des Geliebten Brust Costanza liegt.

Lorenzo, stumm und bleich, drängt sie zurück;
Es irrt umher sein fieberhafter Blick.
Sein Mantel sinkt hernieder, und er streckt
Empor die starke Hand, die blutbefleckt
Den blanken Dolch noch hält umklammert.

Costanza bebt zurück; — „Lorenzo! jammert
Das aufgeschreckte Weib: „O, sage,
„Was ist geschehen? — Lorenzo — ich verzage —
„Blut — du bist schwerverletzt! —
Sprich — ich beschwöre dich! —
„Mensch — ist — dies — Mord?"

„„Tyrannenblut! —""
Er sprach's, und dunkle Glut
Flog durch sein Angesicht.
Costanza stumm zusammenbricht.

Er schleudert Mantel fort und Waffen,
Um die Geliebte aufzuraffen;
Er trägt sie zu dem Lager, reißt in Hast
In Stücken ihr Gewand, in wilder Hast

Bedecket er mit Küssen ihren Mund,
Bis der erblaßte roth und wund.

Costanza wachet auf und strecket wehrend
Die Arme gegen ihn, das Antlitz kehrend.
Da plötzlich gellt ein lauter Schrei
Durch den Palast — man ruft — man eilt herbei;
Costanza hörts —: „Lorenzo, flieh, entfliehe!
„Es ist entdeckt — ich hasse dich — ich glühe
„In Rache! — doch ich kann dich nicht verrathen; —
„Fluch mir — Fluch dir — Fluch deinen Thaten!“

Lorenzo stand, das Antlitz bleich, und Schaum
Quoll aus dem Munde ihm und kaum,
Daß ers vermag und stammelnd spricht:
„Du hassest mich — ich fliehe nicht! —
„Der Liebe und der Freiheit sei mein Leben
„Zum Opfer hingegeben!“

Das Mädchen ringt die Arme — stürzet hin —
Umfaßt Lorenzo rufend: „Ja ich bin,
„Bin dein! — weh mir — ich liebe dich! —
„Lorenzo, du — errette dich — für mich!“

„Mein Weib — mein stolzes Weib —
„Für dich eh ich!“ — Er rufts und ihren Leib
Umschlingt er noch einmal und preßt den Mund
Auf ihre Lippen —: „So zu ewgem Bund
„Im Licht der Freiheit bist du mir geweiht!
„Bald ists geschehn — die Freunde sind bereit —
„Bald ists geschehn — Messina ist befreit!
„Dieß ist der Morgen einer neuen Zeit!

IV.

Nacht der Freiheit.

Hoch in die Nacht erhebt sein zürnend Haupt
Der Aetna, welcher grollt und Flammen schnaubt:
Blutrothes Licht in schauerlicher Pracht
Zeigt nur wie furchtbar schwarz die Nacht,
Die schweren Fittige auf Sicilien drücket,
Die kein Vulkan verscheucht, wie er auch wüthet.
Ein Feuerstrom tobt von dem Berg hernieder,
Die Erde bebt — das Wetter braut wieder.

Auf steigt mit Macht,
Das Schiff, es kracht,
Und seine eichnen Rippen
Zersplittern an den Klippen!
Der Sturm braust auf,
Hemmt Ström' im Lauf,
Die Erde wankt, empor als wär'
Auch sie ein Meer;
Gebäude krachen — stürzen
Hin in den Staub sie sinken!

Heißer als des Aetna Glut
Rache flammt im Herzen,
Lauter brüllet sie nach Blut
Brüllt in Todes-Schmerzen

Die in Messina trifft nicht,
Es Erdenball zusammenbricht.

Freiheit und Mord!
So heißt das Losungswort.

Nach dem sich die Parteien trennen,
Die sinnlos durch einander rennen.

Das Ohr, in welches Freiheitslieder schallen,
Das höret nicht das Beben der Natur;
Die Augen, die im Tod zusammenfallen,
Die blendet nicht das Flammen der Natur;
Wer seinem Todfeind in das Auge blicket,
Der siehet nicht das Brechen der Natur;
Wem auf sein Herz des Gegners Dolch gezücket,
Der merket nicht das Zucken der Natur!

Freiheit, Freiheit!
Rachegöttinnen,
Nimm die Opfer,
Schlachte du sie hin!

Daß ihr Blut dir
Das Gewand färbet,
Todeszucken
Dir das Aug erhellt!

Schreitet vor uns
Mit dem Siegeskranz,
Führt uns kühnlich
In den Waffentanz!

„Auf für die Freiheit!“
Schallet es hier —:
„Helfet zu uns!
„Freiheit bringen wir!“

„„In Schutz und Rettung!“
Schallet es dort —:
„„Helfet zu uns!
„„Acht der Brüder Mord!““

„Frei und gleich!
„Aus der Knechtschaft Ketten —
„Eilt herbei! —
„Wollen wir euch retten!“

„„Todt und bleich
„„Liegen sie erschlagen;
„„Eilt herbei,
„„Rache zu erjagen!““

Es klirren die Schwerter, es strömet das Blut,
Und nur mit dem Leben entschwindet der Muth.
Die Morbenden dürsten, nach Blute sie lechzen;
Die Lebenden brüllen, die Sterbenden ächzen;
Es wimmern die Kinder, es heulen die Weiber,
Umklammern im Wahnsinn Gefallener Leiber,
Und werden zertreten vom Fuße der Krieger; —
Verderber sind Alle und Keiner ist Sieger.

V.

Nacht des Gerichtes.

Mit schwarzem Sammt bekleidet war die Wand
Des Saals, in dem des Fürsten Leiche stand
Im schwarzen Sarkophag, der in der Mitte
Erhaben stand. Und nieder an dem Tritte
Ist hingesunken eine Frauengestalt —
Sie ruhet regungslos. — Die Thüre schallt, —
Und feierlich, in abgemessnem Gange,
Umweht von schwarzem Flor die blasse Wange,
Tritt stumm ein langer Zug von Männern ein
Und ordnet rings sich um den Todtenschrein.

Sie alle halten Fackeln in den Händen,
Die rings ein flackernd grelles Licht entsenden;
Rauchwolken wälzen schwermuthvoll sich fort,
Und machen trüber noch den trüben Ort.
Da — leis ertönen feierliche Klänge:
Ihr mildes Wort verleihen die Gesänge
Dem Schmerz, der Allen bang die Brust beengt,
Und Seufzer nun sich lösend sanft entdrängt.

Tönet, tönet leise
Harmonien fort,
Tönt in frommer Weise
An dem Trauerort.

Herz, von Gram zertheilet,
Mit harmonisch klingt,
Und so lindet, heilet,
Holde Tröstung bringt!

Auf der Töne Schwingen
Ueber Lebens Tand
Seelen aufwärts dringen
In der Tröstung Land.

Aus den Augen fließen
Thränen mildiglich,
Und damit ergießen
Unsre Schmerzen sich.

Das Haupt gehüllet in des Mantels Kragen,
Die Arme auf der Brust ins Kreuz geschlagen,
Wankt durch die Pforte nun Adolphs ein,
Des todten Fürsten Sohn; er tritt zum Schrein,
Darin sein Vater ruht, und schauet lange
Ins bleiche Angesicht; dem frommen Drange
Gehorchend strömen heiße Thränen nieder
Und sinken auf des Todten Augenlider.

Adolpho winkt — verstummet sind die Töne —:
„Messinas Väter und Messinas Söhne,
„Ihr alle klagt mit mir an dieser Leiche.
„Der Erste fiel zuerst, als in dem Reiche
„Empörung wild ihr blutig Haupt erhoben.
„Es ziemt mir nicht den edlen Vater loben:
„Ihr selber rieft ihm, Euer Fürst zu sein.
„Weil er gerecht und streng — darum allein
„Traf ihn des frechen Mörders blutge Hand,
„Aufruhr zu stiften in dem Vaterland.
„Er hat Euch oft geführt zum blutgen Streite;
„Die Kraft, der Muth, der Sieg war sein Geleite.
„Wie oft hat er gewagt sein theures Leben,
„Und hätt es gern fürs Vaterland gegeben!
„Seht hier die Narben! seht, es waren Wunden,
„Die er für Euch im Kampfe hat gefunden.
„Seht diese Wunde hier! — noch blutig roth —
„Sie traf sein Herz — das Eure — traf zum Tod! —
„Und eines Mörders Hand hat sie geschlagen.
„Hier stehe ich, sein Sohn, nicht meine Klagen
„Sollt ihr vernehmen — nein, ich fordre Recht!
„Zum Blutgericht vereint — das Urtel sprecht! —

„Messinas edle Männer Ihr!
„Zum Blutgericht versammelt hier —
„Vor dieses Todten bleichem Angesicht
„Frag ich: was das Gesetz Messinas spricht?“

„Wer einen Mann im Schlaf ermordete,
„Wer seines Landes Fürsten mordete,
„Und gegen die Verfassung, die begründete,
„Damit des Aufruhrs blutgen Brand entzündete:
„Welch eine Strafe ist dem zuerkannt?“

„„Der Tod durch Henkers Hand!““

„Gesprochen ist das Urtel, — nun wohlan! —
„Es werde auch vollstreckt,
„Ich sag Euch des Verruchten Namen an —
„Verrath hat ihn entdeckt —:
„Der edle Fürst, mein Vater, fiel —"

„„durch mich!""

Gostanza schreits und springt empor,
Reißt aus der Brust den Dolch hervor
Und schwingt ihn hoch — ihr Auge bricht
Hervor aus bleichem Angesicht,
Starrt auf den Leichnam unverwandt
Es bebt der Dolch in ihrer Hand.

Es bebt in Entsetzen den Männern das Herz;
Adolpho schreit in Jammer und Schmerz:
„Gostanza, Geliebte, o kehre zurück!
„Dir hat umnachtet das Mißgeschick
„Das Auge des Geistes — o, fürchterlich —
„Der Gottverfluchte — er mordet auch dich!"

„„O nein, ich sehe klar! —
„„Und was ich sprach, ist wahr!""

Gostanza spricht es fest,
Den Dolch sie fallen läßt:

„„Taucht dieses Eisen in des Leichnams Wunden,
„„Und es beweist — der Mörder ist gefunden!"" —

VI.

Nacht des Elends.

Tief am fahlen Himmel blutroth
Steht die Sonne völlig lichtleer,
Und die weite Ebne ruht todt,
Lebend Weſen wagt ſich nicht her.
Jeder Vogel eilig fortflog,
In der Höhlen kühlen Ort zog
Sich das Wild; und ſelbſt der Mann flieht,
Wenn Sirocceos Glut heranzieht.
Schon drei Stunden hat geglüht er,
Wehend aus dem heißen Süd her.
Von des Windes giftgem Anhauch
Sind verwelkt die Bäume; wann auch
Wo geſchützt ein Blümchen ſtand noch,
In des Markes Hülle fand doch
Der Sirocco endlich Zugang.
Jeden Tropfen Saft, im Nu trank
Ihn des Fürchterlichen Glut aus,
Wie ein Vampyr ſaugt das Blut aus.

Da, — Unglückſeliger! — wankt ein Menſch daher;
Sein Auge irret wild umher.
Er ſpäht vergebens wohl nach einem Quelle,
Der ihn erquickt mit ſeiner kühlen Welle,
Den trocknen Gaum, die dürre Zunge netzt;
Vergebens — und er ſchwankt und ſinkt zuletzt
In eines Baums erquickungsloſen Schatten:
Der Arme ſcheint im Tode zu ermatten.
Sein Auge würd' in Thränen übergehen,
Wärs nicht vertrocknet von Sirocceos Wehen;

Die Lippe ſpringt ihm auf, es fließt kein Blut —
Schon iſt erſtarrt es in des Windes Glut;
Er ſtöhnet nicht, er ſpricht kein Wort,
Der Mund der Hals, die Lungen ſind verdorrt —
Nicht einmal eines Sterbenden Gewimmer —:
Lautlos vergeht des Lebens letzter Schimmer.

Es ſinkt die Nacht — der Glutwind zog vorüber
Und aebet ſchnell in kalten Nordwind über;
Ein friſcher Hauch belebet die Natur,
Und reicher Thau ſinkt auf die durſtge Flur;
Die Blumen heben wiederum ihr Haupt;
Es ſcheint, der Baum wird neu belaubt;
Auch in des Todtdahingeſunknen Glieder
Kehrt Leben wieder.

Er hebt die Hand — ſie fällt auf einen Stein;
Gott! — er iſt feucht; gierig zum Munde ein
Führt er den Stein, — er rauft das feuchte Gras
Und ſaugt mit Wolluſt das erſchnte Naß.
Er ſeufzt — er ſtöhnt — er ſpricht ein Ach! —
Beſinnung kehrt zurück — er blicket wach
Zum Himmel auf; der Mond, die Sterne,
Sie glänzen freundlich aus der blauen Ferne.
Jetzt richtet er ſich auf — ſinkt wieder nieder;
Noch ſchmerzen ihm die ausgedörrten Glieder.
Er ruht — nicht lange; eisge Kälte rüttelt
Ihn aus dem Schlummer, und ein Fieber ſchüttelt
Ihm das Gebein. Er müht ſich und erhebt
Sich endlich; ſiehe — freundlich winkend hebt
Ihm fern ein Licht entgegen; mühſam ſchwankt
Er nach ihm hin und — endlich, endlich langt
Bei einem Meierhof er an:
Nach ſchwerer Mühe er dies Ziel gewann.

Geſtärkt durch Speis und Trank, am wärmenden Kamin
Streckt ſich Lorenzo nun zur Ruh aufs Lager hin.

Sein Wirth, der brave Mann, er hat ihn nicht gefragt,
Woher und wer er sei; doch mitleidvoll beklagt
Er seinen Gast, daß er dem Südwind nicht entrennen:
„Auch ich, fügt er hinzu, hab kaum mein Haus gewonnen,
„Bevor er sich erhob; denn von Messina kommen —"
„„Wie? von Messina?"" ruft Lorenzo schwer beklommen.
„Ja wohl," versetzt sein Wirth, „da gibt es Neuigkeiten,
„Wenn ihr sie noch nicht wißt; ein schwarzes Fest bereiten
„Zu Morgen sie, es wird die Mörderin gerichtet." —
„„Welch eine Mörderin? —"" „Wie? ward euch nicht berichtet
„Von dieser blutgen That, gräßlich und unerhört,
„Vor welcher die Natur entsetzend sich empört.
„Den Mord, durch den der Fürst im Schlaf ward umgebracht,
„Den hat ein junges Weib, ihm blutsverwandt, vollbracht.
„Costanza heißt sie — Herr, ihr werdet blaß! —
„Was ist euch? fasset euch! — Gott, was bedeutet das!" —

„„Entsetzlich, o entsetzlich! — Nimmermehr! — ""
So heult Lorenzo, irrend wild umher
Im Zimmer: „„Nein, es darf nicht sein! —
„„Bist du ein Mensch — begreife meine Pein —:
„„Erfülle mir, warum ich dich beschwöre! —
„„Costanza ist unschuldig! — ich, o höre,
„„Ich kenn den Mörder! — Schnell! gib mir ein Roß,
„„Das beste, was du hast; dein Lohn ist groß!
„„Ich fliege hin, ich rett' ihr schuldlos Leben,
„„Und will den rechten Mörder übergeben
„„Frau nicht, — schnell nur das Roß herbei!
„„Gott lohnet dir! — Gott steht mir bei!""

Auf dem Renner schnell durch die Nacht dahin
Lorenzo jagt, daß den Tod er gewinn.
Es triefen dem Rosse die Seiten von Blut,
Es flieget — zu langsam für Reiters Glut.
Dahin, dahin der Renner braust; —
Dem Reiter vor nichts als dem Leben graust.
Er reitet, als gälts zu erjagen die Welt,

wär er dem Mond zum Begleiter geſellt.
ſchäumet das Roß, ermüdet vom Lauf,
h raſtlos treibt es des Reiters Sporn auf.
ort, fort! — halt aus! — entfleuch! geſchwind —
wärſt du ein Vogel! o wärſt du der Wind!" —
n Reiter länaſt der Hut entflog,
Kometenſchweif ſein Mantel nachzog.
Wohin durch die Nacht, o Reiter, ſo jach?"" —
m Grabe zu, dem Tode nah!" —

VII.

Nacht des Todes.

Ein eiſern Lämpchen ſchwanket
An einer Kett und wanket;
Ein rother Qualm umhüllet
Die Flamme, und es füllet
Ein ſchaurig Dunkel das Gemach.

Es weht ein Hauch der Grüfte
Hin durch des Kerkers Lüfte;
Auf feuchtem Strohe lieget, —
Das Haupt ſie raſtlos wieget, —
Coſtanza, ſchlafend nicht, nicht wach.

Vom Sünderkleid bedecket,
So liegt ſie hingeſtrecket;
Und zu des Holzwurms Picken
Scheint horchend ſie zu nicken,
Und ihre Kette hält die Hand.

Durch ihre Finger nieder
Rollt sie der Kette Glieder;
Sie starret sinnverwirret,
Und Glied um Glied erklirret
Und sinkt herab auf ihr Gewand.

Da horch! — der Riegel klirrt — sie hört es nicht;
Die Thür geht auf — sie hebt nicht das Gesicht;
Der Kerkermeister kommt — sie sieht ihn nicht;
Er löst die Ketten ihr — sie fühlt es nicht.

Noch herrscht die Nacht; des Mondes bleiches Licht
Durch Wolken bricht.
So oft das Licht hell durch die Wolken dringt,
Ein Fallbeil blinkt
Auf einem Blutgerüst. Und ein Gedränge
Von Menschen wogt ringsum; doch ist die Menge
So lautlos wie das Grab. — Ein Glöcklein gellt
Jetzt plötzlich durch die Stille, und es fällt
Ein leichter Schimmer an der Häuser Mauern;
Man hört ein leises Flüstern und ein Schauern:
Sie kommen! — Näher wallts; Laternen schimmern;
Die Gasse bildet sich und bald, es flimmern
Laternen von dem Blutgerüst hernieder —
Gestalten schweben oben hin und wieder.
Jetzt stehn sie still — nicht lang; drei treten vor;
Die Mittelste hebt beide Arm empor,
Steht eine Weile so — der Mond scheint hell —;
Dann kniet sie zu dem Blocke schnell. —

Es verlöschen die Laternen;
Wolken ziehn vor Mond und Sternen; —

Das Fallbeil klappt. — —

Dunkel ist des Schicksals Kettung
Für des Menschen trüben Blick;

Oft iſt ſeines Elends Rettung
Ach — ſein allerhöchſtes Glück.
Doch der Himmel bietet Rettung.
Leitet liebend das Geſchick,
Daß es ſelber aus Gemeinheit
Uns verklärt zu Geiſtesreinheit.

Nicht ja kann der Menſch ergründen
Eines andern Menſchen Bruſt,
Ob er ſeine offnen Sünden
Heimlich ſchwer nicht büßen muß,
Ob im Unglücke nicht finden
Reinigung verheerter Luſt.
Gott mißt mit gerechter Wage
Was verhüllt und was zu Tage.

Was kein Sonnenlicht beſchienen,
Schaut doch Gottes Angeſicht.
Jeden Frevel wird Er ſühnen,
Zieht den Sünder ins Gericht;
Doch zur Rettung ſoll es dienen,
Denn verderben will Er nicht.
Was Er ſchuf, iſt nie verloren
Schmerz und Qual machts neugeboren.

„Halt ein! Halt ein! Macht Platz! Zurück!“ —
Schreit eine heiſre Stimm' im Augenblick,
Wo regungslos und ſtarr die Menge ſtand,
Und Schreck und Schauder jede Zunge band.
Jetzt hebt ſich ein Gemurmel, und ein Schrei
Gellt durch die Luft, — man drängt, man eilt herbei.
Ein dichter Haufen ſteht um einen Mann,
Der ſich am Boden windet, heult und dann
Hervor die Worte winſelt: „Weh! — aeſchehn —
„Es iſt aeſchehn — nein, es iſt nicht aeſchehn!

„Es kann, es darf nicht ſein'
„Coſtanza lebt, und mein,
„Mein Blut wird fließen!
„Nehmt mich, es zu vergießen!
„Ich bin der Mörder! ich!
„Unſchuldig iſt ſie, nehmet mich!
„Führt mich zum Blutgericht —
„Coſtanza tödtet nicht! —
„Ihr mordet ſie!
„Ihr zaudert, wie?
„Lorenzo bin ich — ſeht mich an —,
„Durch mich fiel der Tyrann!"

Er ſpringt empor, will fort, und ſcheu entweicht
Die Menge vor ihm; bald hat er erreicht
Das Blutgerüſt. Soldaten ſtehn davor;
Er ſchleudert ſie zurück und ſpringt empor
Die Treppe; ſieht ein Weib
Am Blocke knien; packt ihren Leib,
Reißt ſie empor — ein todter Rumpf —,
Statt eines Haupts ein blutger Stumpf —
Vor ſeinem Angeſicht!
Er ſieht, er ſchwindelt, ſinket hin —
Ihr Blut ſtrömt über ihn —
Sein Auge bricht.

Der Tag bricht an; die erſten Sonnenſtrahlen
Im Purpurlicht Meſſinas Mauern malen. —

Was kein Sonnenlicht beſchienen,
Schaut doch Gottes Angeſicht.
Jeden Frevel wird Er ſühnen,
Ziehn den Sünder ins Gericht;

Doch zur Rettung ſoll es dienen,
Denn verderben will Er nicht.
Was Er ſchuf, iſt nie verloren —
Schmerz und Qual machts neugeboren.

Ein neuer Tag wird unſs Leben
Den Todten geben.

Gegenwart und Zukunft
der
christlichen Religion.

Von

Oswald Marbach.

Die Form der Religion ist die einzige, in welcher den meisten Menschen die ewigen Interessen des Geistes aufgehen; aber auch diejenigen, welche sich philosophisches Wissen, selbst das vollendetste, angeeignet haben, können der Religion nicht entbehren, so wie auch der allergelehrteste Physiologe nicht eines Herzens entbehren kann, das in ihm seine Pulsschläge unwillkührlich und unabhängig von den wissenschaftlichen Forschungen über den Blutumlauf vollbringt. Dem unwillkührlichen, individuellen Menschen gehört die Religion an: er kann des Hauses, das er bewohnt, er kann aller Wissenschaften, auch der Philosophie entbehren; aber er kann nicht existiren ohne Herz und ohne Religion, — nämlich nicht auf eine menschenwürdige Weise. So ist es kein Wunder, wenn der tüchtige Mensch für die Religion, wie für sein Leben kämpft, wenn Zerwürfnisse über religiöse Gegenstände mit der Wuth der Verzweiflung ausgekämpft werden. Wer meine Religion nicht anerkennt, der greift meine höchste Persönlichkeit an; das ist viel ärger, als wenn er gegen mein Eigenthum

und Leben feindlich auftritt; wer meinen Glauben verachtet, der erklärt mich für einen Wahnsinnigen, denn mein Glauben ist meine höchste Vernunft. Höchstes Wissen macht demüthig, denn in ihm beugt sich der Verstand des Menschen unter die Weisheit Gottes, geringes Wissen bläht auf. Menschen von geringem Wissen kommen leicht auf die Meinung, in ihrem Wissen ein selbständiges Dasein zu besitzen, welches sie in Stand setzt, auch der Religion entbehren zu können; sie betrachten die Religion Anderer als eine Thorheit und freuen sich sogar, wenn man ihnen selbst jede Art von Religiosität abspricht. Diese werden nicht begreifen, warum der unmittelbare tüchtige Mensch Haus und Hof verläßt, ja Blut und Leben daran setzt, um seiner religiösen Ueberzeugung Anerkennung zu verschaffen; aber es geschieht eben doch, wie wir jetzt täglich sehen.

Wie es aber dem Individuum daran liegt, daß sein Glaube respectirt werde, so ist es andrerseits eine Frage, welche dem denkend die Grenze der Individualität überschreitenden Menschen zusteht: wie es doch komme, daß gerade in dieser Zeit, unter diesen Umständen diese bestimmten Streitigkeiten über die Religion sich herausstellen, und welches Ende ihrer Natur nach diese Streitigkeiten nehmen müssen? Die Beantwortung dieser Frage gewinnt an Begründung und Interesse, wenn man sie von jenem Standpunkte unternimmt, von welchem aus

nichts, was die Allgemeinheit berührt, ein blos Zufälliges, Willkührliches iſt, ſondern in der allgemeinen Entwickelung Grund wie Zweck haben muß.

Es gibt dieſem gegenüber noch einen andern Standpunkt, auf dem das Muckerthum als eine Folge niederträchtiger Sinnlichkeit einiger Böſewichter, die Union als ein Einfall des Königs von Preußen, das Auswandern der Altlutheraner als eine im Hirn einiger pfäffiſchen Geiſtlichen entſprungene fixe Idee, die Streitigkeiten mit der katholiſchen Kirche als Sucht eines Prieſters nach der Märtyrerkrone erſcheinen. Es iſt dieſes derſelbe Standpunkt, von welchem aus ſich das Urtheil rechtfertigt: Göthe habe ſeinen Fauſt geſchrieben, um für denſelben Geld zu beziehen, und Hegel philoſophirt, um ſich der preußiſchen Regierung angenehm zu machen. Auf dieſem Standpunkte kann man nur verſtändig über Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen ſprechen, nicht aber vernünftig über religiöſe Gegenſtände, und wer weiter keinen Standpunkt kritiſirender Betrachtung kennt, als dieſen, der ſchlage dieſes Buch zu, welches keinen andern Standpunkt anerkennt, als den vorhin erwähnten.

Eine Betrachtung von unſerem Standpunkte muß, wenn ſie gelingt, vielfach beruhigen und verſöhnen. Wenn ſie auch nimmermehr die Verkehrtheiten des Individuums als ſolche zu rechtfertigen vermag, und daher auch die individuelle Entrüſtung über dieſelben nicht aufhebt: ſo zeigt

ſie doch den Kampf der Maſſen gegen einander als einen nothwendigen Gährungsproceß, und lehrt, wie aus der indifferenten Vergangenheit dieſe heterogenen Stoffe ſich ſondern mußten, ſobald das Ferment hinzukam, welches den Gährungsproceß einleitete, und wie aus dieſem unerquicklichen, unruhig in ſich arbeitenden Gebräu der Gegenwart nach vollendeter Gährung der klare erfreuliche Wein der Zukunft ſich als Reſultat ergeben muß, indem ſich zugleich alle individuellen Verkehrtheiten, ja Verbrechen, als caput mortuum niederſchlagen.

Zu der indifferenten Vergangenheit müſſen wir zurückkehren, um das gährende Treiben der Gegenwart ſeinem Grunde nach zu begreifen. Alle, welche dieſe Zeilen leſen und verſtehen, haben dieſe Vergangenheit ſelbſt mit durchgemacht; es war jene, in welcher man öffentlich als beſten Gedanken moderner Bildung den ausſprach, daß jeder Menſch, wie er ſeinen eigenen und ſeiner Geſtalt angemeſſenen Rock trage, ſo auch ſeine eigene, der individuellen Ausbildung angemeſſene Religion und Philoſophie ſich zurechtmachen müſſe; und wie man niemand der Taille ſeines Rockes wegen anfeinden dürfe, ſo dürfe man auch keinem dieſe ſeine Religion und Philoſophie verleiden. Dieſer Satz ſpricht den Indifferentismus auf das Entſchiedenſte aus; und es konnte nicht fehlen, daß diejenigen, welche ihn am lauteſten als das Heil der neuen Welt verkündeten, ſelbſt auf den naheliegenden Einfall kamen:

daß, weil doch die Wahrheit ihrer Natur nach nur Eine ſein könne, jegliche vermeintliche Wahrheit des Individuums nichts anders ſei, als ein partieller Wahnſinn. Jener Satz verurtheilte mithin die Menſchheit zu einem unauflöslichen und tauſendköpfigen Wahnſinn und vernichtete damit das ganze Geiſterreich, an dem Jahrtauſende gearbeitet worden war, ja vernichtete ſogar ſich ſelbſt; denn auch er ſelbſt war ja wieder nur der Einfall einer eigenthümlichen Geſtaltung des Wahnſinns. Die Geſchichte der Philoſophie und die Geſchichte der Religion wurde durch jenen Satz geſtempelt zur „Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes.“ Indeſſen ſchien jener in der That troſtloſe Satz ſeinen praktiſchen Nutzen zu haben; denn durch ihn war allen Religionsſtreitigkeiten und Meinungskämpfen, welche das meiſte und beſte Blut gekoſtet haben, wie es ſchien, für immer ein Ziel geſetzt; und indem man Jeden in ſeinem partiellen Wahnſinn billiger Weiſe ließ und ſich an ſeinem eigenen begnügte, gewann man an Zeit und Kraft, um andern fruchtbarern Beſtrebungen ſich zuzuwenden. Allgemein wendete ſich der menſchliche Geiſt auf die Induſtrie, und ſomit war es gekommen, daß ein Schriftſteller, welcher über ewige Geiſtesintereſſen redete, förmlich um Verzeihung bitten mußte, und wenn er nur einigermaßen über das Niveau der erbärmlichſten Seichtigkeit ſich erhob, ſchon befürchten mußte, von den übrigen, welche an dem Evangelium des partiellen Wahnſinns feſthielten, für einen ſolchen

erklärt zu werden, deſſen Wahnſinn unbequem würde, und der daher katerochen als Wahnſinniger zu bezeichnen ſei.

Das eben erwähnte Schickſal hatten am meiſten Schelling und Hegel, als Philoſophen. Dieſe, namentlich Hegel, hatten die Arrogans, zu behaupten: die Philoſophie ſei nicht ein individueller Einfall, ſondern ſei ein Gewächs, welches mit dem Menſchengeſchlechte durch Jahrtauſende erwachſen, welches in Ariſtoteles geblüht habe und nun in ihnen zur Frucht reife. Den allgemeinen Wahnſinn zu verleugnen, galt für den gefährlichſten Wahnſinn, und ein gelehrter Profeſſor erwarb ſich das Verdienſt, Hegels Wahnſinn außer allen Zweifel zu ſetzen, denn er bewies aus deſſen Schriften, daß derſelbe einen Kalbsbraten für eine vernünftige Kreatur halte. Das war allerdings ein bedenkliches Zeichen, und da überdieß Millionen fanden, daß ſie von Hegels Schriften gerade eben ſo wenig verſtanden, wie von einer arabiſchen Handſchrift, trotz dem, daß ſie deutſch geſchrieben waren, ſo zweifelten Millionen nicht an Hegels Verrücktheit. Ich hatte auf der Univerſität das Unglück gehabt, als ich die hegelſche Philoſophie ſtudirte, um mich über ſie luſtig zu machen, von ihr angeſteckt zu werden. Als ich nun nach Hauſe kam, mußte ich mich einem dicken Conſiſtorialrathe verſtellen, der mich fragte, welcher philoſophiſchen Richtung ich mich angeſchloſſen habe. Ich erröthete und ſagte ſtockend: „Mit Erlaubniß, der hegelſchen" — und der dicke Conſiſtorialrath trat drei Schritte

zurück und bemerkte erst jetzt, daß er ganz allein mit mir wäre, welches in Betreff meines Wahnsinns gefährlich sei. Seitdem hat mich das Unglück verfolgt, vollends seitdem aus dem dicken Consistorialrath ein ganzes Publicum geworden ist, das sich vor meinem Wahnsinn entsetzt.

Wenn die Männer des behaglichen Indifferentismus sich der hegelschen Philosophie entgegenstemmten und sie zu vernichten suchten und noch jetzt in diesem Streben nicht erschlaffen, obschon ihnen der Gegner täglich höher über den Kopf wächst: so handel sie damit nach einem sehr richtigen Takte. Denn allerdings ist die hegelsche Philosophie der Sauerteig, welcher in die Zeit geworfen diese in den gewaltigen Gährungsproceß versetzt hat, der nur täglich mächtiger wird, und wirklich das stolze Gebäude der Industrie umstürzen kann, in welchem bisher so gute Geschäfte gemacht worden sind. Aber man thut der hegelschen Philosophie großes Unrecht, wenn man sagt, daß sie die Gegensätze, die wider einander streiten, geschaffen hat; sie hat sie nur hervorgerufen, und dies ist ein wesentlicher Unterschied. Bekanntlich besteht das Wasser aus zwei Luftarten, und wenn ein electrischer Strom durch einen Wassertropfen geleitet wird, so scheiden sich alsbald die beiden Luftarten und treten im Kampfe gegen einander auf; wie so ein electrischer Strom, wie ein mächtiger Blitz ist die hegelsche Philosophie in das Zeitalter der Behaglichkeit des partiellen Wahnsinns hineingefahren. Ich werde

zeigen, wie in dem angegebenen Lehrsatze des geistigen Indifferentismus alle die Gegensätze bereits lagen, welche die hegelsche Philosophie geweckt hat, indem zugleich mit dem einen auch der andere hervortreten mußte, so wie man auch aus dem Wasser den Wasserstoff nicht gewinnen kann, ohne zugleich den Sauerstoff zu erhalten.

Zur Zeit der schönsten Blüte des Indifferentismus mußte ein philosophischer Schriftsteller sagen: „Geehrtes Publikum! obschon ich, wie alle Welt, weiß, daß niemand die Wahrheit zu erkennen im Stande ist, so habe ich doch meine einfältige Meinung über dieselbe niedergeschrieben und lege sie dir vor, ob du meinst, daß unter den obwaltenden Umständen, in deinen Verhältnissen, deinem Gewerbe u. s. w., dir diese Erscheinungsgestalt unter den unzähligen möglichen und wirklichen Erscheinungsgestalten der Wahrheit nicht als eine solche erscheinen dürfte, welche am brauchbarsten wäre, um deine Phantasie, die doch einmal ohne eine solche Puppe nicht existiren kann, hinreichend und angenehm zu beschäftigen, während dein Verstand sich auf nützliche Dinge wendet?“ Eine solche Philosophie war eine Kleinkinderbewahranstalt, wo die Leute ihre Phantasie, d. h. ihr nach dem Ewigen dürstendes Herz unterbringen konnten, wo es sich langweilte und endlich vor langer Weile einschlief, indeß sie selbst mit ihrem Kopfe nach der Börse liefen, um dort in Actien zu speculiren. Als nun aber die hegelsche Philosophie kam und sagte: ich mag eure

Phantaſie nicht, ihr ſollt zu mir in die Schule kommen mit Kopf und Herz und nicht in Actien ſpeculiren, ſondern in ewigen Gedanken, denn ich lin keine Pappplöffelphiloſophie, ſondern eine ſpeculative Philoſophie; — da konnten auch die Philoſophen des Indifferentismus nicht mehr bei ihrer höflichen Rede gegen das Publikum bleiben. Wenn ſie nämlich ihre eigene Philoſophie auch nur für einen partiellen und ſich durch nichts als ſeine Behaglichkeit und Brauchbarkeit auszeichnenden Wahnſinn erklärten: ſo konnten ſie gegen den Rigorismus eines Hegel gar nichts ausrichten, denn ſie hatten ſich von vorne herein jedes Rechtes der Negation begeben. Jetzt alſo hieß es ſo: „Wir Menſchen können freilich die Wahrheit nicht erkennen; aber während jeder Menſch ſeine eigne Wahrheit hat, d. h. ſein eigenthümliches Trugbild derſelben, und dieſes von jeher der Fall geweſen iſt, obſchon ſich die Thoren ein anderes weißzumachen geſucht haben: ſo müſſen wir doch die Bemerkung machen, daß unter allen jenen Trugbildern von jeher eine gewiſſe Familienähnlichkeit exiſtirt hat; und haben wir nun die charakteriſtiſchen Züge der Wahrheit in allen ihren ephemeren und individuellen Erſcheinungen heraus: ſo können wir uns endlich ein Bild von der Wahrheit machen, welches zwar auch nicht die Wahrheit ſelbſt iſt, aber doch ein Bild derſelben, welches allgemein menſchliche Gültigkeit haben wird.“ Nun hatte man eine Waffe gegen Hegel; denn man durfte nur noch be

weisen, daß die hegelsche Wahrheit keinen Zug von Aehnlichkeit mit jenem allgemein menschlichen Bilde der Wahrheit habe, um jene für immer als schändlichen Wechselbalg verurtheilt zu haben. Aber nicht nur gegen die hegelsche Philosophie hatte man damit eine Waffe, sondern auch gegen die geoffenbarte Religion, welche als Kirchenglaube sich consolidirt hatte, — und man wandte sie mehr und scheinbar glücklicher gegen die christliche Offenbarung, als gegen die hegelsche Philosophie an. Solches geschah durch den Rationalismus, welcher nichts anderes war, als eine Untersuchung, ob und wie weit die christliche Kirchenlehre in Uebereinstimmung sei mit dem allgemein menschlichen Bilde der Wahrheit. Was nicht übereinstimmte, wurde verworfen, und während der Kirchenglaube auf solche Weise vernichtet wurde, suchte man zugleich zu zeigen, daß in der Bibel eigentlich, wenn man sie recht verstände, nichts anderes liege, als eine Schilderung jenes allgemein menschlichen Bildes der Wahrheit. Das rechtverstehen der Rationalisten aber bestand darin, daß sie alles dasjenige, was ihnen in der Bibel nicht gefiel, für nur um der dummen Juden willen bildlich, oder von den Aposteln, die eben keine Gelehrte, sondern nur schlichte Handwerksleute waren, ungeschickt gesagt erklärten und darauf drangen, daß man im 19. Jahrhundert nicht mehr so dornirt sein sollte, an diesen bildlichen und ungeschickten Ausdrücken zu hängen. Der faule Fleck des Rationalismus

war nur der, daß man jenes allgemein menschliche Maß der Wahrheit, die Elle, an welcher die Offenbarung gemessen wurde, nie und nimmer zu sehen bekam. Die Forderung lag nahe, es doch erst herzustellen und aufzusuchen, ehe man nach ihm ein Urtheil über die Offenbarung spreche, — und diese Forderung sprach die deutsche Philosophie aus. Aber wie hätte es geschehen mögen? Durch Denken, durch speculatives Denken! Das aber war ja grade, was man nicht wollte, ja dessen Möglichkeit man von vornherein abgeleugnet hatte.

Mit dem Rationalismus war aber auch der Mysticismus gegeben, wie rechts mit links, wie hinten mit vorn. Die Mystiker stimmen auch das Volkslied des Indifferentismus an: „Der Mensch kann die Wahrheit nicht erkennen"; aber dann fahren sie fort: „eben deswegen hat ihm Gott die Wahrheit offenbart, und trotz dem, daß er sie nicht erkennen kann, soll er dieser geoffenbarten Wahrheit doch anhangen mit ganzem Herzen, ja nur um so mehr, je mehr sie abweicht von dem Zerrbilde, welches die lügenreiche Menschenvernunft ihm vorspiegelt als die Wahrheit." Mit diesem Mysticismus ist gar nicht zu streiten; denn was man auch gegen ihn vorbringen könnte, das ist schon vorurtheilt im voraus als Lüge und Satanswerk. Indeß erwidert nicht nur der Verstand, sondern auch jedes wahrhaft fromme und dabei gesunde Gemüth auf diese Rede des Mystikers, daß in ihr eine schmachvollere Gotteslästerung

entbehren ist, als in dem krassesten Rationalismus. Wenn nämlich der Mensch gar nicht im Stande ist, ewige Wahrheit zu begreifen — wie doch mag sich Gott offenbaren? wie mag nach den Worten der Schrift und dem Bekenntniß aller christlichen Kirchen Gott selbst ein Mensch werden, d. h. aus dem Stande höchster Selbsterkenntniß in den der Blindheit für alles Ewige, also auch für Gott selbst, treten, und dann als Mensch eine Offenbarung von sich geben? Oder wenn man sich damit hilft, daß man die Menschwerdung Gottes nur formell annimmt (wodurch man ihm aber dieselbe Unehre anthut, wie die Heiden ihrem Jupiter, den sie einen Ochsen — auch ein wahrheitfindendes Vieh — werden ließen): wie mag der blinde Mensch das Licht der Wahrheit, welches der Herr von ihm anzündet, überhaupt wahrnehmen und anerkennen? Nennt man einen Menschen verrückt, welcher einen Affen an eine menschliche Mutterbrust nimmt und ihn später in den Lehren der Mathematik unterrichtet: wie sollte man den Herr nicht verurtheilen, wenn man ihn anklagt, er habe sich mit seiner Weisheit eines für diese Weisheit erkenntnißunfähigen Wesens angenommen?! Die Schrift sagt: „Er hat dem Menschen von seinem Geiste gegeben!“ Was ist das Eigenthümliche des Geistes, wenn nicht Erkenntniß?

Rationalismus und Mysticismus sind der erste Widerspruch, in welchen der Indifferentismus auseinander gefallen ist, als er von der Philosophie bekämpft wurde

Seichen verfehlenden Einfluß hat die Philosophie von jeher auf die Theologie gehabt; es hat durch den Einfluß der Philosophie von jeher Rationalismus und Mysticismus gegeben, aber zu keiner Zeit noch hat dieser Gegensatz in dieser abstracten Form existirt. Der alte Rationalismus gab sich Mühe, die Schrift- und Kirchenlehre als höchste Fülle der Weisheit aufzuzeigen, indem er in ihr die tiefste Weisheit menschlicher Erkenntniß nachwies: der alte Mysticismus that dasselbe, indem er bewies, daß in ihr eine unergründliche Tiefe der Wahrheit sei, welche kein Verstand völlig ermesse, welche er aber anerkenne und immer mehr erkenne, je mehr er sich in sie versenke. Auf diese Weise wurde vom alten Rationalismus und Mysticismus die Religion erfüllt, wogegen der neue sie auslert, jeder in seiner Weise. Die bunte Farben- und Gestaltenwelt der Religion hebt der Rationalismus auf in das farb- und gestaltlose Weiß, der Mysticismus in das eben so farb- und gestaltlose Schwarz. Der Grund dieser auf beiden Seiten stattfindenden Vernichtung ist der, daß beide hervorgegangen sind aus jenem Satze des Indifferentismus: daß der Mensch die ewige Wahrheit nicht zu erkennen vermöge.

Amalgamirt hat sich die hegelsche Philosophie weder mit dem Rationalismus noch mit dem Mysticismus; sie blieb gegen beide ganz in derselben Stellung, in welcher sie gegen den Indifferentismus stand. Nur in so fern

hatte sich das Verhältniß geändert, als in dem Hertzen der Gegner der Philosophie selbst ein Zwiespalt ausgebrochen war, dessen beide Parteien erbitterter gegen einander kämpften als gegen die Philosophie. Dadurch kam diese zu immer größerer Macht, und es konnte ihr wenig verschlagen, wenn sie von den Rationalisten Mysticismus, von den Mystikern Rationalismus gescholten wurde. Da indeß der Streit auf das Gebiet der Religion gezogen worden war, so wäre überhaupt die hegelsche Philosophie nach, daß in der Religion alle Wahrheiten einer Jahrtausende alten, nur zu immer größerer Innerlichkeit bei sich gleichbleibendem Inhalte erwachsenen Philosophie enthalten sind, etwa wie der Astronom zeigt, daß die Wissenschaft der Mathematik, auch seit Jahrtausenden zu immer größerer Vollendung erwachsend, in der Wirklichkeit ein vollkommenes Dasein habe. Dieses ist einzig Sache der Wissenschaft, und der hegelschen Philosophie fiel es eben so wenig ein, etwa eine neue Kirche zu stiften, wie es der Astronomie einfällt, ein neues Weltgebäude zu erbauen. Aber vom Standpuncte des Indifferentismus als Rationalismus hieß es: „Wo wir die indifferente Leere sehen, da wollt ihr eine Fülle der Weisheit erblicken; so seid ihr Mystiker!“ — und vom Standpuncte des Indifferentismus als Mysticismus hieß es: „Wo wir eine indifferente (gestaltlose) Fülle erblicken, da wollt ihr mit eurem Verstande bestimmte Gestaltungen unterscheiden; so seid ihr Rationalisten!“

In ihrer Weise hatten sie beide Recht, aber auch die Philosophie in der ihren.

Wiederum Mysticismus und Rationalismus haben das mit einander gemein, daß sie eben nicht, wie die Philosophie, und wie auch die Kirche, insofern sie eine Dogmatik aufstellt, bestimmte Gestaltungen der Wahrheit anerkennen; und so war es eine natürliche Folge beider Richtungen des Indifferentismus, daß man die dogmatischen Bestimmungen für etwas unzuverlässiges, nur Menschenwerk in Gottesdienst und damit zugleich für etwas erkannte, woran fernerhin nicht mit der alten Starrheit festzuhalten sei. Nicht etwa nur innerhalb des lutherischen Protestantismus hatte sich der Indifferentismus in jenen beiden Weisen geltend gemacht, sondern auch in der reformirten und in der katholischen Kirche. Die Dogmen sind es, durch welche sich die Kirchen unterscheiden, und waren jene aufgehoben oder aufgegeben, so war von selbst die Union der verschiedenen Kirchen erfolgt. Innerhalb der beiden evangelischen Kirchen wurde die Union im preußischen Staate förmlich ausgesprochen, und in andern protestantischen Ländern näherte man sich derselben. Von einer Union mit der katholischen Kirche träumte man wenigstens, und hätte der Hermes'sche Rationalismus nur noch Zeit gehabt in die Ausbreitung zu gewinnen, so lag auch die Möglichkeit nicht mehr fern. Um so mehr konnte, ja mußte die Union zu Stande kommen, als auch von Seiten der wahrhaft philosophisch

Gebildeten dieselbe als endlich nothwendig erkannt wurde, wenn auch aus ganz entgegengesetzten Gründen als von Seiten des Indifferentismus.

Indem nämlich die Philosophie die Dogmen der Kirche nach ihrem speculativen Gehalte erkennt, fällt in ihr von selbst der Unterschied der Kirchen weg; denn alles was eine solche Differenz begründen könnte, muß wegen der Einigkeit der ewigen Wahrheit als eine bloße Karikatur des Ewigen erscheinen. Der Philosoph sagt: daß es verschiedene Kirchen gibt, beruht einzig auf Mißverständnissen der Offenbarung; wenn Alle die Offenbarung recht verständen, so würde es auch nur Eine Kirche geben wie Eine Offenbarung, Eine Philosophie, Eine Wahrheit. Wollten also die Philosophen die Union wegen der einzig möglichen, der Wahrheit gemäßen Bestimmtheit der Gestaltung derselben; so wollte der Indifferentismus dieselbe wegen der vermeintlich völligen Unbestimmtheit aller und jeder Gestaltung der Wahrheit. Es gab keinen größeren Widerspruch, aber die Union der protestantischen Kirche kam zu Stande. Man hatte dem Volke über ein Jahrzehent den Indifferentismus gepredigt, und darum ließ es sich dieselbe gefallen, oder vielmehr es war ihm ganz gleichgültig, ob es Lutheraner, Reformirte oder Unirte fernerhin gäbe.

In der Union feierte der Indifferentismus seinen höchsten Triumph; aber nun hatte er auch seine Spitze erreicht, und die in ihm schon lebendig gewordenen Gegensätze nah-

men die bestimmte Gestaltung an (hörten auf abstract zu sein, wurden concret), kristallisirten gleichsam, welches den Indifferentismus in sich selbst vernichtete.

Da nämlich die Union keinesweges vom Indifferentismus ausgegangen, sondern nur durch ihn so leicht möglich geworden war, so traf es sich, daß in der preußischen neuen Agende, welche die Grundlage der Union zu bilden bestimmt war, auf einen bestimmten dogmatischen Gehalt gedrungen wurde, welchen man bisher auch im öffentlichen Gottesdienste, dem Zeitgeiste huldigend, von sich abzuhalten gewußt hatte. Rationalismus und Mysticismus traten alsbald gegen diese Agende in Opposition, indem sie jener für mystisch, dieser für rationalistisch erklärte, und so ging es der Agende ganz ebenso, wie bisher der Philosophie. Die Philosophie hatten die Theologen als etwas Fremdes ignoriren können, dieß ging aber nicht mit der Agende, die sich ihnen aufdrängte. Am leichtesten fügten sich die Rationalisten; denn am Ende war es gleichgültig, mit welchen Worten das doch nun einmal auf keine Weise zu erkennende bezeichnet wurde, und ein berühmter Theologe sprach bestimmt aus, daß man sich unter den altdogmatischen Redensarten ja etwas anderes denken könnte. Ein Theil der Mystiker fügte sich auch: aber ein anderer unternahm es, das vermeintlich Rationalistische in der neuen Agende und damit auch die Union von sich auf das bestimmteste abzuweisen. Um dieses jedoch zu können,

wußte von ihnen auf das strenge Dogma der lutherischen Kirche zurückgegangen werden, so auch allein konnte ein bedeutender Anhang in dem Volke gewonnen werden, denn man sagte diesem, daß es sich darum handle, für um die Freiheit ihres Bekenntnisses zu ringen. Dieses war insofern eine Täuschung, da durch die Union das Prinzip des Protestantismus: „Anerkennung seiner Autorität in Glaubenssachen außer der Bibel" keineswegs verletzt worden war.

Die neue preußische Agende war die erste Veranlassung zunächst zu mehreren kirchlichen Streitigkeiten geworden, welche sich innerhalb der protestantischen Kirche erhoben. Nachdem aber zunächst im preußischen Staate durch die Partei der an das strenge Glaubensbekenntniß der lutherischen Kirche haltenden der religiöse Indifferentismus entfernt worden war, war es nicht blos der Streit um Agende und Union, welcher aufgehört wurde, sondern überhaupt der um den Inhalt des Glaubens; wie sich gleich dadurch unterscheidet, daß sich jene Partei auch in solchen Ländern geltend machte und absonderte, wo es keine Union und keine Agende gab, sondern nur deutlichen Indifferentismus, der die allgemeine Annahme der Union im Preußischen möglich gemacht hatte.

Man hat die Partei, von welcher hier zunächst die Rede ist, die der **Altlutheraner** genannt, und zwar insofern mit Unrecht, als die lutherische Kirche, wie sie durch

niemals anders gedacht und angenommen hat, nicht sowohl auf gewissen unterscheidenden Glaubenssätzen, als der alleinigen Berufung auf die in der heiligen Schrift ausgesprochene Offenbarung ihr Dasein verdankt. So wie sich aber jene Partei aus- und absonderte von der übrigen protestantischen Kirche, ist für diese das Bedürfniß erwachsen, sich auf sich selbst, auf ihr wahres und einziges Prinzip zu besinnen, auch auf das bestimmteste in das Bewußtsein sich zu rufen, welches die von der Schrift selbst aufgestellten Glaubenslehren sind, und damit dem Indifferentismus für immer zu entsagen.

Dem Indifferentismus ist es ein unauflösliches Räthsel, wie in einer so aufgeklärten Zeit, wie die gegenwärtige, Menschen das Vaterland verlassen und in fernen Wildnissen eine bessere Heimath suchen können, blos darum, um öffentlich ein Bekenntniß aussprechen zu dürfen, in dessen Verehrung ihnen hier bei uns niemand ein Hinderniß in den Weg gelegt hat. Man hat jene Auswanderer von vielen Seiten der schwärmerischen Unvernünftigkeit angeklagt und gemeint, weil ihnen in dieser Beziehung die Freiheit hinderlich in den Weg getreten sei, hätten sie sich zur Auswanderung entschlossen; aber wenn man auch einzelnen Personen und einzelnen Handlungen Schwärmerei und Unvernünftigkeit nachsagen kann, so wird man doch nimmermehr im allgemeinen dieses Urtheil zu rechtfertigen vermögen. Nein, tausendmal schwe-

rer, als polizeiliche Verfolgungen, drückt diese Menschen eben der noch rings um sie herrschende Indifferentismus. Dieser lastet auf ihrer Seele wie ein Alp, der durch keine Kraftanstrengung abgewälzt werden kann. Nicht, daß man ihnen verwehrt, ihre Kinder nur von einem ihnen gleichgesinnten Geistlichen taufen zu lassen, und daß man sie in Strafe nimmt, wenn es dennoch geschehen, — nicht dieß ist das zur Verzweiflung empörende, sondern dieß, daß ihre Richter, daß sogar ihre Freunde, kein unparteiischer Mensch begreifen kann, wie es ihnen auf so eine Aeußerlichkeit nur im geringsten ankommen kann. Es steht für sie nicht im Streit Bekenntniß wider Bekenntniß, welches bis zum Märtyrerthum vertheidigt werden könnte, sondern Bekenntniß gegen völlige Gleichgültigkeit; sie müssen sich selbst sagen, wenn sie verfolgt werden, daß man sie verfolgt, nicht weil sie dieß oder jenes glauben, sondern weil sie überhaupt glauben; ja man verfolgt sie nicht einmal — und dieß ist das Gräßlichste — man verachtet sie blos. Diese Verachtung, diese Gleichgültigkeit können sie nicht ertragen, weil ihnen dasjenige fehlt, wodurch sie allein auch diesen schauerlichen Scheintod des Geistes überwinden könnten: eine der Bildung des lebenden Menschengeschlechts angemessene Erkenntniß oder Gewißheit ihres Glaubens.

Den Philosophen geht es genau eben so wie den Altlutheranern: der Indifferentismus verhöhnlächelt sie und

sagt ihnen höchstens nach, daß sie verrückt wären; aber der Philosoph kann dadurch nicht zur Verzweiflung weder an sich noch an der Welt gebracht werden, weil ihm seine Bildung die Selbstgewißheit gibt. Nicht die wissenschaftliche, sondern die religiöse Gewißheit müßten die Altlutheraner besitzen, um unter uns ausdauern zu können; denn hätten sie diese, nun so könnten sie keinen Augenblick daran zweifeln: daß der Gott, welcher in ihnen lebendig ist, alle Welt in die Wahrheit führen will, kann und wird, und so würden sie echt christlich demüthig harren, dulden, stets bereit ihren Gegnern beizustehen, eifrig thätig im Worte Gottes, bis es dem Herrn gefiele zu sagen: jetzt ist es Zeit. Warum verzweifeln sie, warum fehlt ihnen diese christliche Demuth bei so viel Eifer? Weil sie selbst aus einem indifferentistischen Mysticismus hervorgegangen sind und das alte Bekenntniß nicht als lebendige Erkenntniß, sondern als eine todte Reliquie in sich aufgenommen haben, für die sie nur schwärmen aber nicht freudig dulden können.

Charakteristisch für den modernen Mysticismus ist das Conventikelwesen, und die Auswanderungen nach Amerika sind nur die letzte entschiedenste Ausbildung desselben. Man hat nicht mit Unrecht dem öffentlichen Gottesdienste der protestantischen Kirche den Vorwurf einer zu großen Magerkeit, ja der Unschönheit gemacht, indem alles in ihm verabsäumt werde, was das Gemüth anre-

gen und ihm eine andächtige Beschäftigung gewähren könne. In der That ist bei unserem öffentlichen Gottesdienste der Gesang der Gemeinde in der Regel das einzige, was das Herz anspricht und zur Andacht stimmt; allein auch dieser wird nicht selten durch die widerwärtige Weise, in welcher sich einzelne Gemeindeglieder hervorzuthun suchen, verunschönt, und dazu kommt noch in den Dorfkirchen häufig ein recht bengelhaft ungezogenes Geschrei der Chorknaben, welches ganz geeignet ist, jede Spur von Andacht zu vernichten. Der Hauptbestandtheil des Gottesdienstes ist bei uns die Predigt, und diese ist, wenigstens bei rationalistischen Predigern, mehr ein Werk des Kopfes als des Herzens und spricht daher nicht sowohl dieses als jenen an. Die Ansprache an den Kopf, den Verstand, fordert immer die Kritik beim Hörer heraus; wo aber Kritik ist, da ist keine Andacht. Die nächste Folge ist, daß der gebildetere Theil des Publikums den öffentlichen Gottesdienst vernachlässigt; denn theils ist er wirklich an Verstande gebildeter als der Redner, theils bildet er sich es ein, und zwar dieses um so mehr, je anfänglicher in der That seine Bildung ist; in beiden Fällen nimmt er an der Predigt nur ein Aergerniß, und statt ihn zu begeistern und unter Gott zu demüthigen, bläht sie ihn nur noch mehr auf. Der pfäffischen Ohnmacht des katholischen Klerus haben wir Protestanten uns entledigt; aber das auf Verstandeseitelkeit gegrün-

dete Pfaffenthum vieler proteſtantiſchen Geiſtlichen iſt noch viel unerträglicher und gefährlicher. Der katholiſche Pfaffe beruft ſich darauf, daß es die heilige Kirche und damit Gott ſelbſt iſt, der aus ſeinem Munde redet; der proteſtantiſche Pfaffe verkündet ſeine eigene Weisheit, welche er weit über alles Anſehen der Kirche ſo wie der Philoſophie ſtellt. Wie hat es anders kommen können! Auf den Univerſitäten, wo die rationaliſtiſche Theologie dominirt, da hört ja der künftige Prediger, daß zunächſt an der Philoſophie nichts als ein purer Unſinn ſei, und daß er nur ſeinen wie Füße und Hände ihm angeborenen Verſtand brauchen dürfe, um klüger als der klügſte Philoſoph zu ſein. Mit einem rohen Verſtande, der nicht einmal über die in ihm liegenden Widerſprüche zum Bewußtſein gekommen iſt, geſchweige denn, daß er gelernt hätte dieſe und damit ſich ſelbſt zu überwinden, wird nun ſogleich friſch das Allerheiligſte, die Offenbarung angetaſtet, gehofmeiſtert, zerſtört, und die dünkelhafte Meinung, welche den Sieg über das Evangelium davon getragen hat, beſteigt dann die Kanzel, um eigene Weisheit zu predigen. Das Dogma benutzt ein ſolcher Redner höchſtens noch zuweilen, um mit ihm, als mit einem von ihm ſelbſt verachteten Geſpenſte, wie alte Weiber die Kinder mit dem Popanz, ſeine Zuhörer zur Moral zu ſchrecken, zur Moral, die jeder Heide, Jude und Mohammedaner, ja jeder nur kluge Menſch auch predigt. Ein ſolcher Pfarrer — übrigens ein unter Tauſenden ſeines

gleichen durch Geist und Gemüth ausgezeichneter Mann — gestand mir noch vor kurzem ganz naiv, daß Christus nur gut sei zur Firma, unter welcher doch der Welt nichts weiter gepredigt werden könne und solle, als was Seneca für alle Gebildeten weit einleuchtender und besser gesagt habe. Ist es wohl ein Wunder, wenn ein solcher Prediger keine Zuhörer hat, da ja jeder Schuljunge den Seneca und Cicero jetzt in der Ursprache liest und wahrlich auch versteht, also das Mittel an der Hand hat, den Herrn Pastor zu kritisiren?

Die Predigten der mystischen Geistlichen sind aber in der Regel nicht minder leer als die der rationalistischen. Wird dort todte Moral gepredigt, so findet hier ein leeres Herr, Herr! sagen statt, denn eine das Herz erhebende Einsicht in den Gehalt der Offenbarung kann nicht von dem bewerkstelligt werden, welcher selbst eingestandener Maßen keine Einsicht in denselben besitzt. Die Rede ist gemacht zur Erkenntniß, und nur durch diese kann jene auf das Gemüth wirken; der blos zur Andacht im Gefühl aufgeregte Mensch hebt stumm Hände und Herz zum Himmel, oder stammelt Worte, welche nur von denen gewürdigt werden können, welche sich in gleicher Erregung befinden. Niemals geben diese Worte eine Rede; sie werden als solche nur Unsinn sein. Dieß ist es, was die Mystiker gar wohl gefühlt und warum sie sich dem Auge der profanen Menge entzogen haben, um ihre Gefühlser-

clamationen nicht deren Urtheil preiszugeben. Innerhalb des Katholicismus kann das Conventikelwesen nicht aufkommen, weil hier der Gottesdienst die andächtige Erhebung des Gemüthes im Gebete gestattet, welches nicht aus oratorischen Floskeln besteht, sondern aus Ausrufungen zu Gott und den Heiligen. Diese interpretirt sich ein jedes Herz in seiner stummen Sprache, wie es die besondern Verhältnisse des Individuums mit sich bringen, durch welche es in die Stimmung der Andacht versetzt worden ist.

Nach dem Gesagten könnte es scheinen, als ob der protestantische Cultus gegen den katholischen einen Mangel habe, welcher das Conventikelwesen fast nothwendig mache; — aber keineswegs ist dieß der Fall. So der Mensch beten will, soll er sich in sein Kämmerlein verschließen, wo er ganz allein ist mit seinem Gott — das ist die Lehre des reinen Christenthums; nicht aber soll er sich vor die Andern hinstellen und seine Andacht zur Schau tragen — das ist Pharisäismus, ist die der wahren Frommigkeit direct entgegenstehende Eitelkeit, und diese ist es auch, welcher die Conventikel ihren Ursprung verdanken. In den Conventikeln geschieht nichts, als daß sich die Andächtigen gegenseitig an ihrer Andacht erbauen, einer dem andern versichert, wie fromm er ist, einer den andern darum bewundert, und so alle einen wohlthuenden Seelenkitzel empfinden, welchen sie für göttliche Begeisterung

halten, während er doch gar nichts anderes iſt als Eitelkeit, und zwar die frechſte, ſündhafteſte Eitelkeit, weil ſie nicht irdiſche an ſich verächtliche Dinge, ſondern das Heiligſte zum Mittel macht. Der wahrhaft fromme und vor Gott innig demüthige Menſch verhehlt mit keuſcher Schaam ſein andächtiges Gefühl, und nicht an ſeinen Worten, am Augenverdrehen und Händeringen, ſondern an der Ehrbarkeit ſeines Wandels und dem Adel ſeiner Thaten wird man merken, daß der Geiſt Gottes in ihm lebendig iſt. Zu allen Zeiten ſind das endliche Reſultat des Conventikelweſens die Geburt viehiſcher Sinnlichkeit geweſen, die natürliche Frucht der blühenden Eitelkeit. Das Gebet, wie es bei den Katholiken in den kirchlichen Gebäuden ſtattfindet, artet nicht aus wie das Conventikelweſen: aber es iſt überflüſſig für den, welcher Gott dienet in ſeinen Herzen; denn da, nicht in Tempeln von Menſchenhänden gemacht, wohnet der Gott. Wie der ganze Katholicismus iſt ſolches Gebet für den Menſchen, welcher zum Chriſtenthum erſt noch heranreift, ihm noch nicht gewachſen iſt, welcher es daher immer noch als ein äußerliches nimmt, während es ſelbſt und beſtimmt ausgeſprochen im Proteſtantismus für ein nur innerliches ſich gibt, welches nicht in einer beſtimmten Weiſe der Anbetung Gottes ſondern in der geheiligten Reinheit der Geſinnung beſteht. Unſere proteſtantiſchen Kirchen ſollen ſein und bleiben Orte des allgemeinen freudigen

Bekenntniſſes und Orte, in denen durch den Geſang die ernſte feierliche Stimmung erregt wird, in welcher eine ächte Predigt, welche ein würdiges Bewußtſein über den Gehalt der chriſtlichen Offenbarung ſchafft, nachdrücklichen Eingang in die Herzen der Hörer findet. Das Gebet aber verrichte der rechte Chriſt in ſeinem Herzen und in der Einſamkeit oder auch wohl mit ſeiner Familie, welche, wenn ſie tüchtig iſt, zu Einem Ganzen organiſch ſich zuſammenſchließt, Ein Leid und Eine Freude hat, und in ihrer Geſammtheit zum Gebet ſich abſondernd, in keuſcher Einſamkeit bei ſich ſelbſt iſt, wie ein einzelner Menſch.

Zu allen Gräueln des Conventikelweſens iſt es in der höchſten und letzten Ausbildung des modernen Myſticismus gekommen, in dem ſogenannten Muckerthum. In demſelben iſt der Myſticismus aber auch, wie es nicht anders ſein konnte, in ſein abſtractes Gegentheil, den craſſeſten Rationalismus umgeſchlagen, und aus dieſer Ineinsbildung von Myſticismus und Rationalismus, nicht in der beiden zu Grunde liegenden Wahrheit, ſondern in ihren die vollendete Lüge darſtellenden Extremen, iſt eine Karikatur der Wahrheit, der Idee, entſtanden, in welcher ſich dieſe ſelbſt wie die Sonne im Schatten erkennen läßt.

Der Myſticismus iſt an ſich, wie in der Theorie die völlige Geſtaltloſigkeit des Glaubens, ſo in ſeinen Bekennern die völlige Thatloſigkeit, weil die That aus der Selbſtbeſtimmung des Geiſtes hervorgeht; ein Geiſt aber, welcher

mit dem gestaltlosen Glauben seiner dieſem Schwüle des Gefühls sich erfüllt, kein Motiv hat, nach welchem er sich selbst bestimmen könnte, so wie ein unendliches und in sich unterschiedloſes Meer sich nicht selbst bewegen könnte, sondern nur von außen in Bewegung zu setzen wäre. Die dem Mysticismus äußerlich entgegenstehende Richtung, indem sie jenen negirte, setzte ihn in eine Bewegung, welcher er seiner Natur gemäß entgegenstreben mußte, und hieraus ging für ihn die Forderung einer Selbstbestimmung, einer That durch sich selbst hervor. Diese That haben die Mystiker im Muckerthum unternommen; da aber der Mysticismus wie gesagt zur Selbstbestimmung schlechthin unfähig war, so mußten sie zu einem rationalistischen Raisonnement ihre Zuflucht nehmen, indem sie sich selbst überredeten, dasſelbe gehe von dem Mysticismus aus. Rationalistisch nämlich ist jedes Raisonnement, welches Ursache und Wirkung, Mittel und Zwecke unterscheidet, während die That der ächten Reflexion wie der wahren Vernünftigkeit in jedem Augenblicke jene Gegensätze identificirt, daher nicht um eines Zweckes willen sondern einzig um ihrer selbst willen geschieht.

Des Mystikers Selbstbewußtsein ist kein anderes als das des fortwährenden Grames über seine Sündhaftigkeit, welche eben in nichts anderem besteht, als darin, daß er mit jeder That, zu welcher ihn doch nun einmal das Leben bestimmt, und zu der er sich aus sich selbst niemals bestim-

men kann, ſich ſelber untreu wird und zugleich einen Abfall von Gott begeht. Einen Zuſtand der fortdauernden Beſeligung würde es für ihn nur dann geben, wenn er, wie in den Augenblicken ſchwärmeriſch andächtiger Verzückung, keiner That mehr bedürfte, wenn es alſo für ihn kein Aeußerliches gäbe, welches als ein ihm Fremdes auf ihn beſtimmend einwirkte. Um nun dieſes ſelige Leben auf der Welt, dieſes Himmelreich zu verwirklichen, muß darauf ausgegangen werden: daß der Menſch als ein ſolcher hergeſtellt werde, der kein ſeinem geiſtigen ſelbſtbewußten Weſen an ihm ſelbſt Aeußerliches mehr habe. Gelingt es nämlich auch nur einem Einzelnen an ihm ſelbſt, das ſeinem geiſtigen Weſen Aeußerliche als ſolches zu vernichten, ſo iſt dieſer Einzelne damit auch jeder von außen kommenden Beſtimmung entrückt; denn das Aeußerliche kann auf uns nur dann wirken, wenn wir ſelbſt ein unſerm geiſtigen Weſen Aeußerliches an uns haben, das doch auch als wir ſelbſt von uns gewußt wird. Mit andern Worten: Es kommt darauf an, unſere eigene Leiblichkeit als eine Macht gegen unſere Geiſtigkeit zu vernichten, und dieſes kann nach den Muckern nicht anders geſchehen, als indem die Leiblichkeit ſo erklärt wird, daß ſie ſelbſt Geiſtigkeit wird, oder indem die Geiſtigkeit dahin gebracht wird, ſich ſo weit ſelbſtbewußt zu werden, daß ſie die Leiblichkeit in ſich aufzehrt, alſo auch in alle demjenigen, was jetzt noch dem Geiſtigen als Leibliches gegenüber ſteht, ſich ſelbſt nicht fernerhin aufgibt,

ſondern ſich in ihm feſthält, dann iſt das Leibliche ſelbſt zu einem Geiſtigen geworden. Das Leibliche muß zunächſt aufhören eine Macht zu ſein. Nun iſt aber jedem Einzelnen das Leibliche als eine Macht angeboren, und weil es ihm ſo angeboren iſt, kann er es nicht überwinden, iſt daher unheilig, dem heiligen Chriſtus unähnlich. Warum war Chriſtus aber die Leiblichkeit nicht als Macht angeboren? Weil er urkundlich nicht durch einen Act gezeugt war, in welchem die Leiblichkeit als Macht aufgetreten, wie dieſes mit uns lebenden Menſchen allen der Fall geweſen iſt. Selig, heilig, Chriſto gleich, ein zweiter Meſſias wird erſt der Menſch ſein, welcher auf eine ähnliche Weiſe gezeugt iſt, wie Chriſtus, nämlich ſo, daß bei ſeiner Zeugung die Leiblichkeit nicht als Macht thätig war. Ehe es dieſen zweiten Meſſias gibt, iſt folglich die Verwirklichung des Himmelreiches auf Erden nicht möglich, auch nicht in einzelnen Menſchen; exiſtirt aber dieſer zweite Meſſias, ſo wird durch ihn zuerſt, in welchem nun bereits die Leiblichkeit keine Macht mehr iſt, ein Geſchlecht gezeugt werden können, das eine wahre Gemeinde der Heiligen, ein Staat aus Bürgern des wahren Himmelreiches ſein wird. Was können, ſollen, müſſen wir nun als gotterleuchtete Geiſter thun? Nichts anderes, als danach ſtreben, jenen zweiten Meſſias ins Leben zu bringen! Und wie kann es geſchehen? Einzig dadurch, daß wir alle Mittel anwenden, an uns allmälig

die Leiblichkeit, welche ihre Macht in der ſinnlichen Erregung zeigt, ſo zu ſchwächen und abzuſtumpfen, daß endlich eine Zeugung ohne Macht der Leiblichkeit vorzunehmen. Dieß iſt das Raiſonnement, der Katechismus des Muckerthums, und es iſt bekannt, wie die Mucker ihm nachgelebt haben.

Wir werden noch ſehen, wie der Rationalismus in ſeiner Weiſe zum Myſticismus überſchlagend einen ganz ähnlichen Ausgang genommen hat; hier intereſſirt uns zunächſt die Aufzeigung des ganzen Raiſonnements als Karikatur der Wahrheit.

Zunächſt hat das Muckerthum ganz recht und ſtimmt in dieſer Beziehung mit Chriſtenthum und Philoſophie überein, daß nämlich der Geiſt nicht durch den Leib beſtimmt werden müſſe; aber Chriſtenthum und Vernunft lehren, daß der Geiſt den Leib beſtimmen müſſe, während das Muckerthum den Leib als ſolchen vernichten will. Unterthan iſt nur das, was ein Anderes iſt gegen dasjenige, durch welches es beſtimmt wird; wenn alſo der Mucker den Leib als ein Anderes gegen den Geiſt aufheben will, ſo will er auch dem Chriſtenthum zuwider die Unterthänigkeit des Leibes aufheben. Der Gedanke des Chriſtenthums iſt dadurch zur Karikatur verzerrt, daß der Mucker, wie geſagt, keine Selbſtbeſtimmung des Geiſtes, noch weniger alſo eine Beſtimmung des Leibes durch den Geiſt kennt. Der Katholicismus geht im

Mönchthum und in den Kasteiungen wie das Muckerthum auf Vernichtung des Leibes als einer Macht aus und ist hierin auch eine Karikatur des Christenthums; aber er will nicht das Leibliche selbst zum Geistigen machen, sondern es schlechthin vernichten. Dabei geht der Katholicismus von der aus dem Alterthum überkommenen Ansicht aus, daß der Leib das schlechthin Unwirkliche, nur Scheinende sei, daher vor der Wahrheit und Wirklichkeit des Geistes in ein bloßes Nichts zusammensinken müsse. In dieser Ansicht ist das ganze Griechenthum und Römerthum befangen, die griechische Philosophie spricht sie als Bewußtsein aus. Das Muckerthum gehört dem Protestantismus und der modernen Bildung an, und hat daher jene verkehrte Ansicht in sich überwunden, indem es den Leib nicht als ein schlechthin Nichtiges, nicht als einen bloßen Schein auffaßt, sondern als einen Schein, der seine Wahrheit und Wirklichkeit selbst in dem Geiste hat. So kommt es darauf an, im Menschen die Leiblichkeit nicht zu vernichten, sondern zu dem umzusetzen, was sie wirklich ist, zur Geistigkeit. Der Grundgedanke der modernen Welt, den das Muckerthum involvirt, daß die Leiblichkeit (in ihrer gegenständlichen Gesammtheit: die Natur) ihre Wirklichkeit im Geiste habe, liegt auch im Christenthum, ja ist mit diesem und durch dieses in die Welt gekommen; denn die Menschwerdung Gottes drückt nichts anderes aus als

dieſen Gedanken, und das Chriſtenthum macht von der Erlöſung des Menſchengeſchlechts die aller nach Erlöſung ſeufzenden Kreatur abhängig. Das Muckerthum hat dieſen Gedanken aber wieder zur Karikatur verzerrt. Wenn es nämlich heißt, daß die Natur (das Leibliche) ein Schein ſei, welcher ſeine Wahrheit und Wirklichkeit nicht in ſich, ſondern im Geiſte habe, ſo liegt hierin eben auch, daß ſie nur ſo lange Natur iſt, als ſie ſich als Schein, das heißt als Anderes gegen das Wirkliche, den Geiſt, hält, und daß ſie nicht in ihrem Scheine ſelbſt die Wirklichkeit hat, noch haben kann. Indem die Mucker den Leib ohne ihn zu vernichten zur geiſtigen Weſenheit machen wollen, unternehmen ſie es, den Schein als Wirklichkeit zu ſetzen; und ſo geſchieht ihnen gerade das Gegentheil von dem, was ſie wollen: ſie verſinken in eitel Schein, ſtatt in lauter Wirklichkeit zu kommen — ihr vermeintlicher Gottesdienſt iſt ſinnlichſte viehiſche Gemeinheit. Der Grund auch dieſer Verirrung iſt wieder die geiſtige Impotenz des modernen Myſticismus, der ſich des Leiblichen nicht anders annehmen kann, als indem er es auch impotent macht, und ſo vernichten die Mucker ſelbſt phyſiſch die Möglichkeit des zweiten Meſſias, wie es ihnen geiſtig unmöglich iſt ihn herzuſtellen.

Ein Mann, welcher ſelbſt die Verirrung des Muckerthums als Gedanken durchgemacht, aber mit einer wahren Religioſität überwunden hatte, drückte ſich über daſſelbe mit religiöſen Worten trefflich aus: „Die Mucker ſün-

digen, weil ſie die Gnade Gottes nicht abwarten, ſondern erzwingen wollen.“ Die Gnade iſt das Lebendigwerden des göttlichen Geiſtes im Menſchen; hat er dieſen Geiſt, ſo hat er auch die freudige, in ſich ſelbſt beſeligende Befriedigung tragende That. In den Muckern iſt der Geiſt Gottes nicht lebendig geworden; ſie wollen ihn, die Gnade erzwingen, indem ſie mit einem weltklugen Verſtande — die Liſt des Satans — ein Mittel erdenken, um den vermeintlichen Feind, den Leib, zu Geiſt zu machen, ohne daß er aufhören ſoll, Leib zu ſein. Der Gott, welchen ſie in ihrem Geiſte nicht haben, den wollen ſie in ihrem Leibe, und ſo verfallen ſie anſtatt Gotte dem Satan.

Der Leib hat ſeine Wahrheit am Geiſte, und darum ſoll es der Geiſt ſein, welcher ihn beſtimmt, und der Geiſt iſt in ihm, und weil er in ihm iſt, beſtimmt er ihn und ſo iſt er ein lebendiger Leib. Iſt der Geiſt aus dem Leibe, ſo iſt dieſer nichts als ein faulender ekelhafter, in ſich ſelbſt ſich vernichtender Leichnam; in der ganzen Natur iſt es der Geiſt, welcher ſie friſch und lebendig erhält. In der Natur iſt der Geiſt unbewußt, im Menſchen weiß der Geiſt von ſich ſelbſt, erfährt er von ſich ſelbſt; aber er iſt zugleich auch unbewußt da, und ſo hat der Menſch einen lebendigen Leib. Dieſe Doppeltheit des Menſchen, als ſelbſtbewußter Geiſt und lebendiger Leib, iſt nicht zufällig und willkürlich, ſondern nothwendig. Denn dadurch unterſcheidet ſich der Menſch von Gott,

daß er nicht der vollendet ſelbſtbewußte Geiſt iſt, ſondern der Geiſt, welcher ſich ſelbſt bewußt wird, alſo ſich unterſcheidet in den, welcher von ſich weiß und in den, welcher nicht von ſich weiß. Indem aber ferner das Bewußtſein ein ſich fortwährend weiter entwickelndes iſt, ſo iſt das Geſammtleben des Menſchen nichts anderes, als eine Verklärung ſeines lebendigen Leibes, welche als endliches Reſultat das Daſein des Menſchen in Gott, als vom Geiſte verklärter Leib, iſt. Der Geiſt kann nie den Leib miſſen, denn ſonſt würde er aufhören, ſich ſelbſt gegenſtändlich zu ſein, und dieß wäre nicht die Erfüllung des höchſten Bewußtſeins, ſondern die Vernichtung alles Bewußtſeins, eine in ſich verfaulende Natur. Vor Gott ſelbſt gibt es eine Natur, aber nicht eine zeitliche wie für den Menſchen, in welcher eben, um ſeines Werdens willen, noch der Schein des Todes und der Sünde waltet, ſondern eine ewige Natur, ohne Tod und Sünde, in welcher ſich Vergangenheit und Zukunft zu lebendiger Gegenwart zuſammenſchließen: — das Unglück, die Strafe des Sünders iſt keine andere, als daß er nicht vor das Auge Gottes kommt: ewige Vernichtung.

So haben wir zunächſt den Myſticismus in der folgerichtigen Entwickelung ſeiner Einſeitigkeit bis zur Selbſtvernichtung verfolgt und haben geſehen, daß die Momente dieſer Entwickelung auch hiſtoriſch ſich dargeſtellt haben. In derſelben Weiſe hat nun aber auch der Rationalismus

bereits alle Stufen ſeines Scheindaſeins bis zu der declarirten Vernichtung in ſich ſelbſt hiſtoriſch herausgeſtellt. Der Rationalismus, welcher von der Annahme ausgeht, daß dem Menſchen eine Vernunft angeboren ſei, welche mit den Jahren komme wie der Bart, und die jeder brauchen könne, welcher ſie nicht künſtlich an ſich verſtümmelt, oder durch eine in der verkehrten Erziehung liegende Verkümmerung in verkrüpelter Geſtalt beſitzt, — der Rationalismus, welcher ſich hierdurch berechtigt meint, über die ewige Wahrheit, in welcher Geſtalt ſie ſich ihm bieten mag, als Poeſie, Philoſophie oder Religion, ein negirendes Urtheil auszuſprechen, indem er ſie an demjenigen ermißt, welches ihm ſeine eigene Vernunft als dieſe Wahrheit angibt: — dieſer Rationalismus iſt an ſich gar kein wiſſenſchaftlicher Standpunkt, auch kein ſolcher, auf welchen erſt moderne Bildung erhoben hätte. Er iſt der Standpunkt alles anfänglichen Denkens, und iſt zu allen Zeiten, ſeit man überhaupt zu denken angefangen hat, dageweſen. Platon läßt ſchon den Sokrates über dieſen Rationalismus ſich luſtig machen, während Andere, namentlich Xenophon, denſelben Sokrates als rechten Prototyp und Altvater deſſelben hinſtellen. Bei Platon beſchwert ſich der Sokrates darüber, daß die jungen Leute, wenn ſie nur eben erſt angefangen hätten zu denken, ſich gleich was rechtes dünkten, Geſetze und Religion hofmeiſterten, am meiſten aber die Philoſophie,

indem sie Wunder meinten was gethan zu haben, wenn sie gewisse Widersprüche aufgezeigt hätten, — während sie doch gar nicht wüßten, worauf es eigentlich ankäme; nämlich nicht die Widersprüche und Gegensätze aufzuzeigen, sondern zu beweisen, daß jeder einzelne Gegensatz consequent durch- und ausgeführt umschlage in nichts anderes als eben in seinen Gegensatz. So war schon bei den Alten in dieser Beziehung tout comme chez nous. Aber was den uralten Rationalismus gegenwärtig zu einer Macht gemacht hat, welche er niemals noch gewesen ist, das ist der Umstand, daß er in der modernen Welt zum erstenmal eine Berechtigung gefunden hat durch die Philosophie selbst, nachdem innerhalb der Philosophie der Satz ausgesprochen worden war, daß der Mensch die ewige Wahrheit, als solche, nicht zu erkennen vermöge. Als mit dieser Berechtigung ausgestattet, haben wir daher auch gleich zu Anfange dieses Aufsatzes den Rationalismus betrachtet.

Der Anfang des Denkens ist kein anderer als der, daß der Mensch dem Reiche des Geistes, welches ein gegenständliches Dasein für ihn in Staat, Kunst, Wissenschaft und Religion hat, sich gegenüberstellt mit der Gewißheit seiner selbst. Sich selbst versteht er, oder meint er doch zu verstehen, aber jenes gegenständliche Reich des Geistes versteht er nicht; und zunächst gibt ihm die Emannung zum Denken das Vertrauen, daß nicht er

im Irrthum ſei, ſondern das ihm unverſtändliche Daſein des Geiſtes ihm gegenüber: er dünkt ſich alſo klug und hält dieſes für unklug, ſpricht über daſſelbe ab, ſchulmeiſtert es, ja unternimmt, im guten Glauben für die heiligſte Sache zu ſtreiten, daſſelbe zu reformiren. Erſt wenn er inne wird, theils, daß das objective Daſein des Geiſtes eine Macht in ſich trägt, gegen welche alle ſeine Beſtrebungen vergebens ſind, ja nur zu ſeinem eigenen Unglück ausſchlagen, theils, daß ſeine eigenen Ideen, wenn er ſie verwirklichen will, zu ganz anderem werden, als er beabſichtigte, ſo wie ſie aus ihm herausgetreten ſind, als eine häßliche Thorheit neben dem Reiche des Geiſtes, wie es längſt da war, ſich ausnehmen — erſt dann kommt er allmählig zur Beſinnung, wenn er nicht an ſich und der Welt verzweifelt. Dieſe Beſinnung beſteht nun aber darin, daß er merkt, daß nicht die Welt, ſondern daß er im Irrthume war, daß es zunächſt nicht darauf ankommt, die Welt zu reformiren, ſondern ſich ſelbſt, daß man nicht ſo naiv denken und die Wahrheit packen könne, wie ſich einen Bart wachſen laſſen, ſondern daß eine Zucht des Gedankens ſtattfinden müſſe, durch welche derſelbe erſt in Stand geſetzt werde, die Welt des Geiſtes zu begreifen. Auf ſolche Weiſe kommt der einzelne Menſch dahin, die Philoſophie als Wiſſenſchaft zu erkennen und zu betreiben und damit zugleich in ſich den Standpunkt des anfänglichen Denkens, des Rationalismus, zu überwinden.

Auch nun auf dem Gebiete der Religion hat der moderne Rationalismus, welcher ſich ſelbſt zur Wiſſenſchaft aufblähte, keine andere als dieſe Entwicklung im allgemeinen genommen. Man mußte endlich einſehen, daß man mit dem Rationalismus nicht zu einer vernunftgemäßen Auffaſſung der Offenbarung, d. h. der ewigen Wahrheit komme, ſondern zu gar nichts. Indem jeder ſich bei ſeinem kritiſchen Verfahren auf nichts weiter, als auf ſich ſelbſt berief, wie er eben nur dieſer Einzelne, nicht ein ſolcher war, der ſich durch die Zucht des Denkens eine Allgemeingültigkeit verſchafft hatte; mußte, da die Einzelnen unendlich verſchieden ſind, eine unendliche Verſchiedenheit der Anſichten und Meinungen ſich herausſtellen, von deren jeder doch mit gutem Ernſte behauptet wurde, daß ſie und nur ſie das wahre unverfälſchte Bild der Wahrheit ſei, wie es Gott in die Bruſt des Menſchen gelegt hätte. Hatte man erſt eingeſehen, daß nun doch die Philoſophie nicht ein Ding ſei, was ſo jeder wie Arme und Beine am Leibe habe, ſondern daß ſie, wenn auch keine Erkenntniß der Wahrheit, doch eine gewiſſe und allerdings nöthige Zucht des Denkens ſei: ſo war man damit auch ſchon der Philoſophie ſelbſt verfallen und mußte ſich bald jeder Oppoſition gegen ſie begeben, indem man mit fliegenden Fahnen zu ihr überging. Man wollte zwar die Philoſophie nur als Bildungsmittel; aber bildete man nun den Geiſt wirklich durch die Philoſophie und zwar bis zu demjenigen Grade, welcher der gegenwärtigen Stufe der

Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft gemäß war, ſo konnte man ja zu keiner andern Ueberzeugung kommen als zu derjenigen, welche die Philoſophie ſelbſt nicht als Meinung und Anſicht, ſondern als einzig mögliche Frucht der Erkenntniß ausſprach. Man ſah ein, daß der Satz des Indifferentismus eine bloße einſeitige Auffaſſung, eine Karikatur eines von der Philoſophie ausgeſprochenen aber auch fortgebildeten Gedankens ſei. Der Menſch kann die ewige Wahrheit nicht erkennen, weil er in der Zeitlichkeit befangen iſt — ſagt die Philoſophie, wie der Rationalismus; aber während dieſer nun mit aller Erkenntniß fertig zu ſein meint, fährt die Philoſophie fort: nun iſt aber alles Ewige in das Zeitliche befangen, und im zeitlichen Menſchen ſelbſt ruht das Ewige; er darf alſo nur ſeine eigene Befangenheit überwinden, um damit im Zeitlichen das Ewige ſelbſt zu erſchauen und zu erkennen. Es gibt folglich doch für den Menſchen eine Erkenntniß der ewigen Wahrheit, nur nicht für ihn inſofern er in der Zeitlichkeit verſenkt iſt, alſo inſofern er nicht dieſer beſtimmte Einzelne iſt — denn nur als ſolcher iſt er zeitlich, — ſondern ein ſolcher, der ſich zur Allgemeinheit des Geiſtes erhoben hat. Auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft hat der Rationalismus dieſes Ende genommen, daß er ſich ſelbſt aufgebend in Philoſophie übergegangen iſt.

Aber das anfängliche Denken iſt leicht und angenehm, weil es der Eitelkeit des Einzelnen ſchmeichelt, Gott und

alle Welt in die Schule zu nehmen, dagegen das philosophische Denken, das gezüchtete, schwer und unbequem; mit jenem ist man sogleich, allzeit fertig, mit diesem erst nach einem langen Streite mit sich selbst. Aus diesen Gründen war nichts natürlicher, als daß die Rationalisten zum Theil, nachdem sie einmal mit der Philosophie sich eingelassen hatten, auf den verschiedensten Entwickelungsstufen derselben stehen blieben und ohne in Wahrheit die Anfänglichkeit des Denkens und die mit derselben engverbundene Arroganz der Meinung überwunden zu haben, die Philosophie nur äußerlich auffaßten, um aus ihren flüssigen Gedankensätzen eine Dogmatik des Verstandes zu bilden, welche sie der Dogmatik der Kirche entgegenstellten.

Wie der Mysticismus, um zu einem Inhalte zu gelangen, seiner eigenen indifferenten Leere die Form der göttlichen Offenbarung gibt und so in letzter Instanz als das Streben nach der zukünftigen Verwirklichung eines Vernunftreiches auftritt: so mußte nun auch der Rationalismus, zum Extrem gediehen, die offenbarte Religion des Christenthums entschieden und ausdrücklich aufgeben und es unternehmen, an die Stelle derselben eine vermeintlich philosophisch begründete Vernunftreligion zu setzen. Rationalismus und Mysticismus traten nun unter der Form der Philosophie und der Religion gegen einander in die heftigste Opposition; aber es ist leicht einzusehen,

daß jener eben so wenig Philosophie wie dieser Religion ist.

Der letzte Gedankengang des Rationalismus ist nun dieser. Die ewige Wahrheit als solche schaut ja der Mensch, welcher immer nur als ein zeitlicher da ist, nicht; aber in seiner Vernunft besitzt er eine ihm angemessene Art, in welcher die Wahrheit für ihn existirt. Wie nun jeder Einzelne sein eigenthümliches Dasein in jeder andern Beziehung hat, so auch in Hinsicht der Vernunft, und es läßt sich folglich auch nicht aus der Vernunft eine Wahrheit herstellen, welche in gleichem Maße für alle Menschen Gültigkeit hätte. Es ist anzuerkennen, daß die wesentlich Eine Vernunft in jedem Einzelnen eben so in einer bestimmten Modification vorhanden ist, wie auch der allgemeinen Menschentypus in jedem Einzelnen seine eigenthümlich modificirte leibliche Erscheinung hat, ohne sonst in seiner Allgemeinheit irgendwie zu existiren. Es existirt folglich das Allgemeine nur im Einzelnen, ist gar nicht vorhanden, denn außer in diesem. Eben so verhält es sich nun auch in Bezug auf das gegenständliche Dasein des Geistes, die Welt; auch in ihr sehen wir den Geist, wie er einzig und allein Dasein hat, nämlich in der unendlichen Mannigfaltigkeit zeitlicher Erscheinungen. Der Irrthum und der Unsinn besteht nur darin, daß jeder Einzelne in dem Wahne befangen ist: der Geist wie er in ihm ist, wäre der allein Wahrheit und Wirklichkeit

habende, und dieſen Geiſt müſſe er überall wieder erkennen und deßhalb die ganze Mannigfaltigkeit der Welt der Einzelnheiten, ja ſogar ſich ſelbſt als einzelnen negiren. Durch dieſen Wahn kommt der Menſch dahin, ſich ſelber die Qual aufzuerlegen, ſich als ein nicht leiblich Einzelner zu verhalten, und da er doch nur als ſolcher da iſt, ſich mithin um alle Luſt ſeines Daſeins zu bringen. Vielmehr müſſen wir der Wahrheit gemäß in uns, den leiblich Einzelnen, und in der zeitlichen Natur die einzige Wirklichkeit des Geiſtes anerkennen. Das Chriſtenthum hat eine nichtige Welt abſtracter Gedanken an die Stelle der wirklichen, in unendlicher Manigfaltigkeit vor unſern Augen blühenden Welt geſetzt und aus dem Menſchen, welcher mit Luſt dieſe unendliche Mannigfaltigkeit auf ſich zu beziehen vermag, ein abſtractes Gedankenunding, eine Lüge gemacht. Damit folglich die Wahrheit herrſchend werde in der Welt, iſt eine Wiedereinſetzung des leiblichen Menſchen in ſein göttliches Recht: eine Rehabilitation des Fleiſches Aufgabe der zur Erkenntniß gekommenen Menſchenwelt. Der ächte und dem endlichen Menſchen einzig mögliche Gottesdienſt iſt kein anderer, als daß er die Zeit ſeines Daſeins in möglichſt allſeitiger Beziehung zu der Mannigfaltigkeit, in welcher der Geiſt um und neben ihm auch da iſt, erfülle, und ſein großer Vorzug vor allen Geſchöpfen der Welt iſt dieſer, daß dieſe allſeitige Beziehung mit Bewußtſein geſchieht, alſo wahrer Genuß iſt. Es iſt Unſinn, ja vermeſſener

Frevel, ein Laſter, wenn der endliche Menſch in dieſer Welt unendlicher Endlichkeit, welche das einzige Daſein des Geiſtes iſt, irgend wie Ewiges zu erſtreben unternimmt: die Treue iſt ein Laſter. Zunächſt im Umgange der Menſchen untereinander iſt es das größte Laſter (die Sünde gegen das heilige Fleiſch!), in den großen Werdeproceß des nur im Einzelnen daſeienden Geiſtes, wo ſich Einzelnes und Einzelnes im entzückenden Gefühle der Wirklichkeit zur Hervorbringung des Einzelnen verknüpfen — dahinein die Abſtraction der Treue zu bringen: die Ehe iſt ein Laſter. Die Männer entziehen ſich factiſch längſt dieſem Laſter, die geſellſchaftliche Stellung des Mannes wird nicht mehr durch das Vorurtheil der Treue verkümmert, aber von dem Weibe fordert man noch die Treue, man zwingt das Weib zur Sünde der Natur; darum iſt die erſte Forderung der Religion des Fleiſches: Emancipation des Weibes. Wir Lebenden ſind ein Geſchlecht Menſchen, gezeugt in der langwierigen Sünde wider das heilige Fleiſch, uns klebt durch Geburt und Erziehung in ſündlichſtem Vorurtheile der Fluch der Treue an; erſt dann wird die Religion des Fleiſches, der Freude, der Luſt an der Natur und am Natürlichen fröhlich blühen und ein heiteres Menſchengeſchlecht beglücken, wenn nach Generationen die Mehrzahl, ja die Anzahl der Menſchen der durch die Treue unverkümmerten Umarmung von Mann und Weib, dem nur zeitlichen Genuß der entzückend-

ſten Sinnenluſt — heiligen Opfern auf dem Weihaltare der Natur — ihr Daſein verdanken wird.

Das Muckerthum und die Religion des Fleiſches, der moderne Myſticismus und Rationalismus in ihrer letzten und höchſten Ausbildung, ſtimmen mit einander in der Praxis der Unſittlichkeit überein. Der neue Meſſias der Mucker und das ſelige Menſchengeſchlecht der Rehabilitatoren des Fleiſches ſind daſſelbe. Die ungetheilte, gegenſatzloſe Einheit von Natur und Geiſt iſt das gemeinſame Ziel, nach welchem beide entgegengeſetzte Parteien hinſtreben; die Einen wollen die Natur zu Geiſt, die Andern den Geiſt zu Natur ſchlechthin machen; aber das Reſultat muß daſſelbe ſein, weil es gleichgültig iſt, ob die ununterſchiedene Einheit mit dem Namen Geiſt oder Natur bezeichnet wird.

Die Religion des Fleiſches iſt, wie das Muckerthum, eine Karikatur ewiger Gedanken und als ſolche zu erkennen. Zunächſt hat ſie ganz recht, und ſelbſt das Chriſtenthum ſtimmt mit ihr überein: daß das Reich des Geiſtes nicht ein blos jenſeitiges ſei, denn Gott hat in das Nichts ſeinen ewigen Willen gelegt nach der Bibel! und ſo iſt die Welt nichts als Geiſt Gottes, und was das Menſchengeſchlecht betrifft, ſo beſteht eben die Erlöſung des Chriſtenthums darin, daß die Menſchen nicht außer Gott, ſondern in ihm erhalten ſein ſollen: Gott will in ihnen ſein, und das Himmelreich iſt in die Welt gekommen. Eben ſo ſetzt

die Philoſophie, wie alle Wiſſenſchaft, ſchon voraus, daß der Geiſt ſubjectiv im Menſchen und für dieſen objectiv in der ihm vor Augen ſtehenden Welt ſei; denn urſprünglich und endlich iſt alles Erkennen auf nichts gerichtet als auf Verknüpfung und Darſtellung dieſer in und außer dem Menſchen liegenden Wahrheit des Geiſtes. Aber dieſer Gedanke wird zur Karikatur dadurch, daß während von dem Geiſte geſagt wird, daß er in den Einzelnen Daſein habe, gänzlich übergangen wird, wie der Geiſt dazu kommt, ſich zu vereinzeln. Dieſe Vereinzelung wird wie ein bloßer Zufall genommen, während ſie doch eben erſt das Weſen des Geiſtes in formeller Hinſicht ausdrückt; die Rehabilitatoren des Fleiſches widerſprechen ſich ſogleich ſelbſt, indem ſie nur im Einzelnen das Allgemeine anerkennen, und doch von dem Allgemeinen nur ſprechen als einem ſolchen, welches eben nur ein unendlich Allgemeines wäre, welches ſich weder als Ganzes, noch in den Einzelnen ſelbſt begrenzte, zuſammenſchlöſſe zur Perſönlichkeit. Daher kennen ſie keinen perſönlichen Gott und auch wirklich keinen perſönlichen Menſchen. Sie ſchauen die Welt an als ein unermeßliches Meer des Geiſtes ohne alle Grenze, in welchem die Einzelnen alle nur weſentlich ununterſchiedene Wellenſchläge ſind, die ſo in die Unendlichkeit wieder zufällig verſinken, wie ſie zufällig emporgeworfen worden ſind. Nicht der Geiſt ſelbſt beſtimmt ſich, denn dazu müßte er perſönlich ſein; noch wird er durch ein Anderes

beſtimmt, denn er iſt ja das Alleinige: ſondern was ihn beſtimmen ſoll iſt das Nichts; ſo iſt der Unſinn vollkommen. Wie die Muſter den Leib, welcher ein Anderes iſt als der Geiſt, ſo ſetzen die Rehabilitatoren des Fleiſches den Geiſt, welcher ein Anderes iſt als der Leib, zum bloßen Scheine herab; und beide begehen denſelben Fehler, daß ſie überſehen, wie eben der Schein ſeinen Grund im Wirklichen als einem Andern hat. Allerdings iſt der Geiſt, feſtgehalten als Anders gegen den Leib, ein Schein, aber doch nur die Erſcheinung der innern Wirklichkeit und Wahrheit des Leibes. Nur als Geiſt genommen, iſt die Natur wahr und wirklich, und die Rehabilitatoren des Fleiſches machen die Lüge zum Princip, indem ſie die Natur als Geiſt nehmen wollen, welcher nicht der Geiſt iſt. Hiermit vernichtet ſich dann offenbar der Rationalismus in ſich ſelbſt; denn ſein letztes Bekenntniß iſt endlich dieſes: Der Geiſt als die Wahrheit iſt Natur; alſo iſt die Natur die Wahrheit, nicht aber der Geiſt —: der leere Widerſpruch in ſich ſelbſt.

Der Indifferentismus in ſeinen beiden nothwendigen Richtungen, als Rationalismus und Myſticismus, hat ſich, indem beide alle in ihnen liegenden Conſequenzen durchmachten, in ſich ſelbſt vernichtet; aber das endliche Reſultat dieſer Selbſtvernichtung iſt nicht die abſtracte Leere, ſondern die Fülle der Wahrheit. Der Indifferentismus iſt zu Grunde gegangen; aber die wahre Religion iſt eben

damit auch gerettet. Wir haben nämlich gesehen, wie der Mysticismus sowohl als der Rationalismus in ihren letzten Phasen Karikaturen ewiger Gedanken sind, welche durch Religion und Philosophie anerkannt werden. Der Widerspruch steigert sich in ihnen zum Unsinn, der aller Welt als Gräuel in die Augen fällt, und fällt dadurch von jenen ewigen Gedanken ab, welche nun in ihrer Lauterkeit anerkannt werden. Diese Gedanken sind es, auf deren allgemeiner nothwendiger Anerkennung die Zukunft der Religion der Wahrheit, des Christenthums, und damit Rettung und Heil des Menschengeschlechtes beruhet; diese Gedanken sind es, welche das Wesen des Christenthums ausmachen, welche es zu dem machen, was es ist: eine Offenbarung des wahrhaftigen Gottes. Alles andere am Christenthume ist nur Folge jener ewigen Gedanken, oder äußerliches Beiwerk, welches mit der Zeit, je nach der Bildungsstufe der Menschheit anders und anders aufgefaßt werden ist und endlich völlig überflüssig werden muß und wird, wenn erst der Menschengeist hinreichend erstarkt ist, um das Christenthum zu begreifen, wie es begriffen sein will, und Gott anzubeten, wie er angebetet sein will, nämlich in Geist und Wahrheit.

Die Anbetung Gottes in Geiſt und Wahrheit iſt die Zukunft der chriſtlichen Religion.

Jene ewigen Gedanken, welche wir ſchon in ihrer Karikatur wiedererkannt; jene Gedanken, in denen das Weſen des Chriſtenthums als Offenbarung des wahrhaftigen Gottes auf das kürzeſte ausgeſprochen ſind, ſind dieſe:

1) Der Geiſt iſt die Wahrheit des Leibes und alles Leiblichen; darum iſt dieſes in Wahrheit unterthan dem Geiſte, und wo es ſich ſelbſt gegen den Geiſt beſtimmen will, da vernichtet es ſich ſelbſt.

2) Der Geiſt hat das Wiſſen von ihm ſelbſt, ſein Weſen iſt Perſönlichkeit; und darum iſt überhaupt alles, als ſeine Wahrheit und Wirklichkeit in ihm habend, weſentlich perſönlich, hat auch nur Wahrheit und unvergängliche Wirklichkeit, in ſofern es in der ewigen Perſönlichkeit des Geiſtes als ſelbſt perſönlich enthalten iſt.

Durch dieſe Gedanken wird das Chriſtenthum nicht aufgelöſt, ſondern recht eigentlich erfüllt, wie es ſelbſt erfüllt ſein will: durch den heiligen Geiſt. Jahrtauſende hat das Chriſtenthum nun ſchon Menſchenherzen, die es gläubig in ſich aufgenommen, beſeligt, und es wird dieſe beſeligende Kraft, weil ſie eine Kraft Gottes, eine Kraft ewiger Wahrheit iſt, behalten in aller Zeit. Aber die Zeit iſt endlich gekommen, wo ſich der Menſchengeiſt wiſſend

Rechenſchaft ablegen kann und ſoll von ſeiner beſeligenden Kraft. Die Liebe zu Gott, Chriſtus und Menſchen ſoll nimmer ſchwach werden in Gegenwart und Zukunft, ſondern ſie ſoll vielmehr noch mächtiger werden, als je zuvor, denn ſie ſoll, wie es endlich würdig iſt des Geiſtes vom Geiſte, ſich gründen auf den Fels der klaren Gewißheit der Erkenntniß des ewigen Inhaltes der Offenbarung. Nicht läßt ſich endlich die Offenbarung auf durch jene Gedanken in eine treffloſe Leere des Denkens oder Empfindens, ſondern ſie erſcheint nun erſt recht als Fülle der Geſtaltung der Wahrheit, welche dem Menſchenherzen die befriedigende Gewißheit ewiger Seligkeit gewähret; alle Vorſtellungen, welche die Offenbarung von Gott und deſſen Verhältniß zum Menſchen und zur Welt gibt, werden durch dieſelben in ihrer ewigen Wahrheit auf das herrlichſte beſtätigt — und darauf will ich noch hinweiſen, ſoweit der Raum dieſer Blätter es erlaubt.

Der Gott, von dem ſie Zeugniß ablegen, iſt der Ewige, welcher aus dem Nichts die Welt erſchaffen hat und ſie erhält, ſo daß ſie gar nicht iſt, außer in und durch ihn, welcher zur Erfüllung des Menſchengeſchlechtes, ja der ganzen nach Erlöſung ſeufzenden Kreatur ſelbſt ein Menſch geworden iſt, und welcher die Pforten der Hölle zerbrochen und die Macht des Todes vernichtet hat. Dieſes Bild des ewigen Herrn und Weltkönigs ſtellen ſie vor die Augen des Geiſtes. Der Eine, von ſich ſelbſt

wissende, darum sich selbst zur Persönlichkeit zusammenfassende und sich selbst bestimmende, also freie Geist, ruht nicht, sondern lebt in sich, selbst nicht befangen in dem Scheine der Zeitlichkeit, daher seinen eigenen Zweck nicht außer sich tragend, sondern in sich selbst, in seiner Fülle habend. Er äußert sich, und diese seine Aeußerung ist die Welt: und da außer ihm Nichts ist, so ist diese Welt selbst ein Nichts, ja für den, welcher sie nimmt als Anderes gegen Gott, selbst das Nichts. So ist sie aber nicht für Gott, sondern für diesen ist sie nur er selbst, eine Aeußerung seiner selbst, die er damit auch ewig in sich zurück nimmt: und diese Zurücknahme in sich, in welchem er zugleich in die Welt eingeht, so daß für ihn der Lüge, ein Anderes gegen Gott zu sein, in sich befreit wird, ist die Erlösung. So ist das Werk Gottes kein anderes, als die Selbstoffenbarung, in welcher das göttliche Wesen sich selbst sich gegenständlich (Schöpfung), um sich selbst in sich zurückzunehmen (Erlösung). Alle Einzelne in der Welt sind nichts anderes, als die einige Persönlichkeit Gottes in ihrer unendlichen Gliederung: daher besteht für sie die Erlösung darin, daß sie sich selbst bewußt werden als Glieder in Gott. Sind sie dieses, so thun sie nicht was sie wollen, sondern was Gott will, und sind doch nicht in der Knechtschaft, sondern erst recht in der Freiheit, weil sie in Gott nicht einen fremden Herrn, sondern ihr wahres wirkliches Selbst haben; geben auch ihre Persönlichkeit

nicht auf, sondern erhalten sie erst recht, wie ja auch die Hand nicht abgehauen vom Leibe ein selbständiges Glied ist, sondern am Leibe; geben auch endlich ihr Selbstbewußtsein nicht auf: denn indem der Geist Gottes in ihnen lebendig wird, indem er sie durch das Erlösungswerk in sich zurücknimmt als seine Glieder, erlangen sie vielmehr das einzig wahre Selbstbewußtsein, welches ist das göttliche — wirkend mit dem Bewußtsein ewiger Wahrheit und Wirklichkeit haben sie Theil an der Seligkeit Gottes. Wenn endlich der Leib wirklich nichts ist als die Aeußerung des Geistes, die Thätigkeit Gottes aber darin besteht, sich zu äußern: so muß alles, was göttlich ist, auch ewig leiblich sein, und der Gott thut nichts anders im Werke der Erlösung, als daß er die Zeitigung des zeitlichen Leibes vernichtet und endlich den in ihm zu Gliedern seiner ewigen Persönlichkeit Wiedergeborenen einen nicht zeitlichen, sondern ewigen Leib gibt. So gibt es keinen Tod sondern nur eine Umwandlung des Zeitlichen in Ewiges, welche vielmehr das Leben ist; und in welchem der Geist Gottes lebendig geworden ist, der ist schon der Macht des Todes entrückt, ist schon zurückgenommen in den Gott als dessen Glied, ja hat auch schon angenommen ewige Leiblichkeit in der zeitlichen Leiblichkeit. Und daß er diese noch fühlt und sieht an sich und um sich, ist nur die fortdauernde Möglichkeit des Aufgebens des in ihm lebendig gewordenen Gottesbewußtseins, von wel-

der er frei wird, wenn sein geistlicher Leichnam im Grabe fault, so daß er in der Auflösung und Vernichtung des geistlichen Leibes, die Reinigung, die Auferstehung des ewigen Leibes feiert, welcher ist nichts als Aeußerung des Geistes, wie er in ihm, diesem Gliede Gottes, persönlich geworden — also ein verklärter Leib. Was aber ist die Sünde? Die Selbstvernichtung des Menschen, welcher sich selbst in dem Bewußtsein der Entfremdung von Gott erhält. Der Unschuldige hat auch sein Wissen von Gott, aber er thut unbewußt das Werk Gottes und ist darum der Gnade Gottes empfänglich, kann (nämlich er kann, nicht Gott, in welchem es kein Können, sondern nur Thun gibt) von Gott in sich zurückgenommen werden — erlöst werden. Der Sünder, der Ungläubige, welcher den Geist verneint, daß er nicht in ihm lebendig werden kann, erhält sich im Bewußtsein gegen Gott, also im Nichts, vernichtet sich selbst. Die Sünde ist nicht eine Macht, aber nur für den Sünder, nicht für Gott; und indem Gott die Welt erlöst, erlöst er sie zu sich selbst, so daß die Sünde zurück bleibt als das was sie ist, — als Nichts. So hat Gott Tod und Teufel im Erlösungswerk überwunden.

Dieses ist das Mysterium Gottes, wie es in der Offenbarung ausgesprochen worden und wie es die Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit begreift. Es ist und bleibt ein Mysterium; denn alle weltliche Erkenntniß über-

windet die Schranken des endlichen Verstandes und ist darum ein Mysterium.

Der Christus, welchen wir als den Gott erkennen und anbeten, indem wir uns selber inne werden als unsterbliche Glieder an ihm, als dem Haupte, — dieser Christus ist nicht der auf Golgatha am Kreuz erstorbene, sondern der ewig gegenwärtige, welcher von ihm selber gesagt hat: Ich bin bei euch bis an das Ende der Welt; ich bin das Haupt ihr seid die Glieder; — nicht der Christus, welcher Zeichen und Wunder that im jüdischen Lande, sondern der, welcher Tod und Teufel bezwungen, vernichtet hat und welcher von ihm selber sagt, daß er Zeichen und Wunder thut, und sogar das höchste Zeichen der Hervorgehung aus dem Grabe nur für die „böse und ehebrecherische Art, welche ein Zeichen sucht," und in Wahrheit nur Ein Zeugniß für sich anerkennt: das Innewerden seliger Gewißheit bei denen, welche ihn in sich aufgenommen haben. Er ist nicht ein Bild, weder aus Stein, noch aus Fleisch; weder gemacht von Menschenhänden, noch geboren von einem irdischen Weibe; sondern der Christus, welcher bei Gott war im Anfang aller Dinge und ist und bleibt derselbe heut und in Ewigkeit. Er ist nicht der, welcher das Brot brach und den Becher reichte und sprach: Nehmet hin! — sondern der, dessen Fleisch das Brot, und dessen Blut der Wein war, welchen jener reichte, und der, welcher aufgenommen wurde

mit Brot und Wein von den gläubigen Jüngern. Diesen Christus sollen wir erkennen und anbeten und keinen andern. Dann hat für immer aufgehört der Streit um die Verwandlung des Brotes und Weines und um das ist oder bedeutet, und er, dessen Wort „Geist ist und Leben", er bedeutet nicht, sondern er ist wahrhaftig das Wasser des Lebens, welches allen Durst löscht; dann geht auf das rechte Licht der Erkenntnis: was wahrhaft sei und was bedeute. Der Christus, welcher das Brot brach, und dessen Leib nachher selbst auf Golgatha gebrochen war, der ist der nun bedeutende; weswegen der in Brot und Wein, als ewiges Leben gewährende Nahrung des Geistes, gespendete Christus der wahrhaft seiende ist.

Dieser Christus, im Christentum, und damit auch in der christlichen Gemeinde zu erkennen ist es, was sich die christliche Philosophie zur Aufgabe gestellt hat, wenn sie sagt: das Christenthum sei als Idee zu erkennen; denn die Idee ist nicht das Jenseitige, Unsichtbare, sondern das, was so sehr diesseitig ist, daß diese ganze Welt erst durch sie zu etwas Bedeutendem wird, nämlich das, was es bedeutet, das ist die Idee. Das Christenthum als Idee begriffen ist dasselbe, wie die Worte Jesu aufnehmen als Geist und Leben. Die Idee ist das Wirkende am Christenthume, alles Andere ist das Verunglückte.

Diejenigen nun aber, welche ergriffen von diesen Wahrheiten meinen: die Philosophie sei nichts anderes,

als das zur einzig seiner würdigen Gestalt verklärte Christenthum, oder die Philosophie sei berufen, die Religion in Zukunft zu erübrigen und zu ersetzen, sind dennoch in Irrthum und Thorheit. Wie der Astronom mit seiner herrlichen Wissenschaft eben so wenig im Stande ist, die Sonne auf- und untergehen zu lassen, als sie in ihrem Laufe aufzuhalten; wie der Physiker, mit aller seiner Weisheit nicht im Stande ist, dem Blinden Licht und Farben zu ersetzen: eben so wird auch die Philosophie niemals die Sonne der Wahrheit in ihrer Wirklichkeit heraufführen über das Menschengeschlecht, niemals dem Auge des Menschen Licht und Farbe des Geistes zu geben vermögen; sondern dieses hat gethan und wird thun allezeit Religion und Poesie. In der Philosophie legt der Geist ihm selbst Rechnung ab von ihm selber; aber in Religion und Poesie erscheint der Geist nach seiner Wirklichkeit vor ihm selber — dort in göttlicher, hier in menschlicher Schönheit. Wie die Philosophie ein Meisterwerk der Poesie, welches durch seine das Menschenherz ergreifende und bewegende Kraft sich kund gethan hat als das, was es ist, vernehmen und an ihm nachweisen kann, warum diese wunderbare Kraft in ihm liege, wodurch es zu dem werde, was es ist: so auch kann die Philosophie die Religion, die Offenbarung zum Gegenstande ihrer Betrachtung machen und an ihr nachweisen, warum jene seligmachende Kraft in ihr liege, wodurch sie das mensch-

liche Herz ſo wunderbar tröſte, indem ſie es über alles Irdiſche und deſſen Täuſchungen erhebt. Allerdings hat die Philoſophie auch ihr ſelbſtändiges Daſein, allerdings iſt ſie auch für ſich eine Fülle der Wahrheit, nämlich als Wiſſenſchaft. Aber ſoviel als es herrlicher iſt, das Weltall zu ſchauen, als das vollſtändigſte Lehrbuch der Mathematik verſtanden, ja ſelbſt geſchrieben zu haben: ſoviel herrlicher ſind Religion und Poeſie als Philoſophie.

Die herrliche Errungenſchaft des menſchlichen Geiſtes, welcher Jahrtauſende über ſich geſonnen hat, iſt dieſe: daß er endlich dahin gelangt iſt, zu erkennen, daß in Religion und Poeſie ihm der Geiſt in der Fülle ſeines Daſeins als derſelbe erſcheint, als welcher er in der Philoſophie ſich ſelber bewußt wird. Wie einſt der menſchliche Geiſt in Galiläi, Keppler und Newton einen herrlichen Triumph feierte, als man erkannte, wie dieſe Welt vor unſern Augen ein vollendetes Daſein der erkannten Wahrheit der Wiſſenſchaft ſei: ſo feiert ſie gegenwärtig einen Triumph, der, ſowie Gott herrlicher iſt als die Welt, den frühern an Herrlichkeit übertrifft. Denn wir ſind dahin gelangt, daß die erhabenen Gebiete, in denen der Menſchengeiſt, nach ſeiner urſprünglichen göttlichen Vollkommenheit ſich verhält, nicht mehr auseinander zu fallen ſcheinen und dadurch dem Zweifel Raum geben, als wären ſie ſelbſt nichts weiter, als nur die erhabenſten Täuſchungen des zu ewigen Irrthume verurtheilten Menſchen; ſondern in

nimmer wieder zu lösender Einigkeit verherrlichen, verklären, bestätigen sie fortan eines das andere und gewähren dem, sich überall heimisch fühlenden und wissenden Menschengeiste, indem er alle Dimensionen der Ewigkeit durchmißt, die selige Gewißheit, daß er in Wahrheit nichts anderes ist, denn ein selbstbewußtes Glied des ewigen Gottes und darum, wie dieser, aller Wahrheit und Wirklichkeit unsterblich versichert ist. Hieraus erkenne man, wie weit die Philosophie entfernt ist, am Umsturze der Religion zu arbeiten. Ein Solches ihr verwerfen, heißt nichts anders, als das ganze Menschengeschlecht für einen gegen sich selbst wüthenden Wahnsinnigen erklären, und nur diejenigen konnten gegenwärtig auf einen so thörichten Einfall kommen, welche selbst zu feig oder zu elend sind, um sich selbst für werth zu halten, daß der Gott sich herablasse, in der Stimme der Vernunft zu ihnen zu reden, wie er durch den Mund seiner Propheten von jeher zu dem ganzen Menschengeschlechte geredet hat; — welche meinen, Gott zu ehren, indem sie ihn, der doch dem Menschen von seinem Geiste gegeben hat, einen Lügner in ihnen selbst schelten. Nicht die Philosophen sind es, welche Gott lästern, sondern sie, ihre Gegner; nicht jene wollen eine neue Religion stiften und das Christenthum zur Thorheit machen; sondern diese, indem sie sich weigern, das Wort Gottes als Geist und Leben, und Christus als das Wort, welches im Anfange war, zu nehmen, vielmehr

für das Wort Gottes einen im Laufe der Jahrhunderte längſt wohrig gewordenen Plunder und für den Erlöſer der Welt einen längſt im Grabe verfaulten Juden aus Nazareth ausgeben.

Wenn je Gott angebetet worden iſt von einem Heiden in dem Zeus, welcher mit den Töchtern der Erde Unzucht trieb, von einem Chriſten in dem an einem Kreuze ſchmachvoll gemarterten Menſchenleibe: ſo iſt dies in Wahrheit kein anderer Gott geweſen, als derjenige, welchen der Menſch anbetet, der das Evangelium als Geiſt und Wahrheit begriffen hat, und jene haben ſich nur ein thörichtes Bild gemacht von dem Heiligen, der ihr Herz in Andacht entzückte. Nichts wird gefordert, als daß der Menſch in Jahrtauſenden endlich ſoweit mündig geworden ſei, daß er ſich von ſeinem Gotte kein thörichtes und lächerliches Bild mehr mache.

Wenn das Evangelium als Geiſt und Wahrheit begriffen wird, ſo iſt das Chriſtenthum anerkannt als das, was es iſt, als Weltreligion: denn nichts haftet mehr an ihm, was dem Individuum, dem einzelnen Volke, dem einzelnen Welttheil angehört. Dann iſt es wahrhaftig in jedes einzelnen Menſchen Bruſt, ob er am Pol oder am Aequator lebt, ſchon vorhanden und war es von je, nur in noch embryonenſcher Geſtalt, wie die Vernunft ſchon in dem Kinde ruht und in dem Negerſklaven, dieſelbe Vernunft, von welcher Ariſtoteles, Kant und He-

gel Zeugniß ablegten, und Christus hat in Wahrheit das Menschengeschlecht erlöst. So, nur so wollen wir fortan bekehren, daß wir den Heiden überzeugen, daß der Gott, den er bisher anbetete, kein anderer sei, als der, den auch wir anbeten, und daß er von diesem Gotte bisher nur thörichte Bilder sich gemacht habe; daß er ein Christ sei, und es selbst nur nicht wisse. So werden wir echt christlich duldsam sein, und an der Liebe wird uns Gott als die Seinen erkennen. Denn wie wir das Kind mit der Puppe, zu der es spricht und sie pflegt, als ob es ein lebendiger Mensch wäre, nicht anfeinden, sondern ihm freundlich entlächeln, weil wir in dem tändelnden Mädchen schon die sorgliche Mutter erblicken, zu der sie heranreifen wird: so werden wir auch nicht fernerhin den heidnischen Wilden mit Schwert und Feuer verfolgen und ihm seinen Götzen zerschlagen — wir lächeln über seine Puppe und lassen sie ihm, denn indem er sie anbetet, redet er ja auch zu unserm Gotte, nur noch als ein Kind am Geiste, und es wird die Zeit kommen, wo er selbst diese Puppe wegwirft und wenn auch nicht inniger doch würdiger zu seinem Gotte redet. Wir werden ihn bekehren, indem wir ihn erziehen. Thörichter sind in der Gegenwart z. B. diejenigen, welche gegen die neuern Bestrebungen im Judenthum eifern, durch welche nachgewiesen werden soll, daß die ewigen Wahrheiten, deren sich die Christen als eines Vorzugs ihrer Religion rühmen, schon im Juden-

thume lügen. Sie haben ja recht! ganz recht! Indem ſie jene Wahrheiten erkennen und nachweiſen, thun ſie ja nichts anders, als daß ſie ſich ſelbſt zu wahren, echten Chriſten bekehren; und wollen ſie trotz dem den Namen ihrer Väter nicht aufgeben, ſo laſſe man ihnen immer noch dieſe Eitelkeit: ſie bezeigt nichts, als daß ihre Selbſtbekehrung noch nicht völlig geworden ſei. Sind ſie ſelbſt erſt zur Wahrheit durchgedrungen, und hat erſt unter uns ſelbſt die Anbetung Gottes in Geiſt und Wahrheit allgemeine Verbreitung gefunden, dann fällt die Aeußerlichkeit des Namens in ſich ſelbſt zuſammen. Nur dagegen eifre man unter Juden, wie unter Chriſten, daß man die bloße Rechtſchaffenheit und Moral, welche mit der Religion gar nichts zu ſchaffen hat, ſondern nur Sache des Verſtandes iſt, für Religion ausgebe. Der Zuſtand des Indifferentismus, welchem dieſe Anſicht angehört, iſt unter uns Chriſten bereits ſo gut wie überwunden; und die Juden, welche jetzt noch faſt ganz in ihm befangen ſind, werden ihn auch überwinden, wenn ſie nur tüchtig fortarbeiten in ſich ſelbſt, ſo gut und auf dieſelbe Weiſe, wie wir ihn überwunden haben.

Die Anbetung Gottes in Geiſt und Wahrheit iſt als Princip anerkannt und ausgeſprochen vom Proteſtantismus; denn mit der päpſtlichen hat der Proteſtantismus alle und jede einem beſondern menſchlichen Standpunkte angehörige und in ihm befangene Auffaſſung des Evangeliums zurück-

gewiesen; wie sich denn Luther auch nicht mit dem Calvinismus versöhnen konnte, weil in ihm die dem bloßen Verstande angehörige Auffassung der Offenbarung zum Principe gemacht war. Die von Luther mit solcher großen Hartnäckigkeit vertheidigte schriftgemäße Lehre vom Abendmahle zeigt, wie er die Worte Jesu als Geist und Leben nahm, weder wie der Katholicismus als kalten Leichnam, noch wie der Calvinismus als leere Formel; und wenn der Protestantismus in seiner äußerlichen Erscheinung auch noch dem Katholicismus sich annäherte, so hat doch eben seine Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte bewiesen, daß er ein eigenthümliches Lebensprincip besitze, welches auch in seiner äußern Erscheinung sich immer mehr geltend machte, so daß er allmälig durch die Kraft des ihm innewohnenden Lebens auch äußerlich zu einem ganz Andern geworden ist, als der Katholicismus und als er selbst in seiner ersten Gestalt. In diesem Augenblicke ist die Zeit gekommen, wo diese seine Umgestaltung und wo sein Princip zur Sprache kommt: der alte Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus ist noch einmal neue geworden, nachdem er so lange geschlummert. Und wahrlich! der Katholicismus wird siegen über alle diejenigen, welche an dem äußerlichen Protestantismus festhalten, nicht aber an dessen Principe: denn da der Protestantismus seine Formen mit der Kraft des Lebens fortwährend gewechselt

hat, während der Katholicismus die Seinen mit der Kraft des Lebens ſättigt: ſo müſſen jene nur an der Form haltenden Proteſtanten zu jener älteſten zurückkehren, welche mit der des Katholicismus noch zuſammen hat, weil ſie das Princip des Proteſtantismus nicht kennen, ſo ſind ſie damit dem Katholicismus gänzlich verfallen. Aber in der Welt wird und muß ſiegen der wahre und echte an ſeinem Princip feſthaltende Proteſtantismus. Denn auf ſeiner Seite ſteht der wahrhaftige Gott, und ſein Princip iſt Anbetung Gottes in Geiſt und Wahrheit. Nach dieſem Princip aber und nach keinem andern will Gott angebetet ſein, wie er ſelber geſagt hat.

Entwickelung des Prinzips der modernen Kunst.

Von

Karl Eitner.

Wie lange iſt es her, daß in Frankreich und Italien zwiſchen den ſogenannten Klaſſikern und Romantikern unter Dichtern, Kritikern und Aeſthetikern der heftigſte Streit obwaltete? Ja laut neueſten Nachrichten aus Frankreich ſcheint ſich hier dieſer Kampf keineswegs entſchieden zu haben, vielmehr der vermeintliche Sieg des Romantismus auf's Neue beſtritten zu werden. Auch in Deutſchland herrſcht eine große Anarchie in Angelegenheiten der Kunſt. Noch ſucht man vergebens nach allgemeinen Normen für Meinungen und Urtheile in Sachen des Kunſtgeſchmacks; wenigſtens hat von den in dieſer Beziehung mit einander kämpfenden Parteien noch keine einen allgemein anerkannten Sieg davon getragen. Ariſtokratiſche Anhänger des alten Kunſtweſens laſſen noch hier und da laut ihre Stimme gegen den vermeintlichen Unfug und die Geſchmacksverwirrung der „Neuerungsſüchtigen" vernehmen, während dieſe ſich demokratiſch auf die beifällige Stimmung des großen Publikums berufen. Enthuſiaſten für die frühere Kunſt, Kritiker nach den Regeln derſelben und Künſtler, welche früher aus den ſogenannten Kunſt-

akademien hervorgegangen, ſchüttein die Köpfe auch bei ſolchen neueren Kunſterſcheinungen, welche den entſchiedenſten günſtigen Eindruck auf die Geſammtheit der Beſchauer hervorbringen. Und wenn ſie auch der öffentlichen Stimmung nicht geradezu entgegen zu treten und ihre Mißbilligung laut zu äußern wagen, ſo ſtecken ſie doch unter ſich die Köpfe zuſammen und munkeln: von Grundloſigkeit aller Begeiſterung der Motive, von Mangel an idealer Auffaſſung, von jenem hohen Stile und erhabenen Schwunge der Phantaſie, welche die Werke der alten Künſtler zu ewigen unerreichbaren Vorbildern für alle Zeiten ſtempelte. Da fehlen ihnen jene Schönheitslinien des allein echten Kunſtſtils, wie ſie in Raphaels und Claude Lorrains Bildern zu finden, jene ſtereotyp gewünſchten Regeln der Kompoſition, jene weisheitsvollen Kontraposte, jene gleichſam wie aus einem Guſſe hervorgegangene Ausführung. Mit einem Worte: es ſcheint ihnen alles das zu fehlen, was man früher unter künſtleriſchem Erfindungsgeiſt und Anordnung und zu höchſt unter der ſogenannten Idealität eines Kunſtwerkes begriff. Und es haben dieſe Stimmen gewaltig autoriſirte Vertreter, welche in ihrer Art der Anſchauung, als von dem End- und Gipfelpunkte einer groſſen, in ſich abgerundeten und geſchloſſenen Vergangenheit herab, ja indem ſie dieſen ſelbſt darſtellten und bezeichneten, wohl berechtigt waren, ſo zu ſprechen. Denn kann man dem in einer zeitlebens gewohnten Anſchauungsweiſe geal-

teten Auge, welches das Große jener Zeit nicht blos in ſich hinein, ſondern ſelbſt aus ſich herausgeſehen und für die Mitwelt zur Erſcheinung gebracht, verargen, wenn es ſich lieber an den letzten Strahlen der untergehenden Sonne einer großen Kunſtwelt ergötzt, als an der Morgenröthe einer neu aufgehenden? In dieſem Sinne ſagt auch Göthe als Chorage jener Kopfſchütteler über die neuere Malerei: „Da malen ſie meinen Fiſcher; als ob ſo etwas überhaupt zu malen wäre!“—Als ob—mag man kurz erwidern — nicht jede Kunſt, wenn ſie von einem andern Kunſtgebiete ihren Gegenſtand entlehnt, berechtigt, ja genöthigt wäre, ein neues, ihr gemäßes Motiv ihrer Darſtellung unterzulegen!

Aber nicht nur auf dem Gebiete der Malerei, ſondern auch auf dem aller übrigen Künſte, inſofern ſie lebendig fortbeſtehen, d. h. ſich zeitgemäß entwickeln, laſſen ſich ſolche Stimmen tadelnd und warnend vernehmen. In der Malerei werden ſie nur am lauteſten und öffentlichſten ausgeſprochen, weil einerſeits die in ihr vorwaltende Technik auf das Aeußerlichſte und Augenfälligſte die Abweichungen der jüngeren Kunſt von der älteren vor Augen ſtelle, andererſeits von allen Künſten die Malerei ſchon am weiteſten in der Ausbildung eines neuen Prinzips gediehen iſt. Dazu kommt, daß in der Gegenwart das Intereſſe für die Malerei auf das Lebhafteſte angeregt iſt, ſo daß von Kunſtvereinen und Privatperſonen jährlich gegen

100000 Thlr. für Gemälde verausgabt werden. Bei einer solchen thatsächlichen Anerkennung muß dann natürlich auch der Kampf der Parteien lebhaft auf- und angeregt werden. Aber, wie gesagt: auch Musik, theatralische Darstellung und Poesie haben zu denselben Klagen über Verfall der Kunst Gelegenheit gegeben. Wäre nicht Beethovens Genius schon eine geraume Zeit lang siegreich über das Widerstreben seiner Kunstgenossen zur allgemeinen Anerkennung, zur weltbezwingenden Autorität fortgeschritten, übte nicht gerade die Musik eine so bemächtigende Kraft über das Gemüth der Hörer aus, daß jeder Zweifel der Kritikaster bauer verstummen mußte, so würden wir wahrscheinlich noch in Menge ähnliche kritische Jeremiaden über ihn zu hören bekommen wie die, in welche sich Zelter in seinem Briefwechsel mit Göthe ergeht. Hat nicht Löwe lange zu ringen gehabt, ehe man seinen gediegenen Kompositionen voll geistigen Charakters allgemeine Anerkennung angedeihen ließ und ihnen ihre Abweichungen von der bisherigen Kompositionsweise verzieh? Wird nicht noch in diesem Augenblicke der lebhafteste Streit über Meierbeer geführt, indem die Einen unzulässige Willkührlichkeiten schelten, worin die Anderen eine neue großartige Fortbildung der Musik erblicken, durch welche diese eine allgemeinmenschliche, die nationelle Eigenthümlichkeit in sich überwindende Gestalt gewinnt? Als dramatischer Künstler steht einzig in seiner Art Seydelmann da, indem er eine

noch nie in dieſer individualiſirenden Weiſe dageweſene Charakterzeichnung zu geben unternimmt, und es iſt bekannt, welchen Widerſpruch, ja welche Anfeindung er, namentlich bei ſeinen Kunſtgenoſſen, gefunden hat. Keine Kunſt aber hat nächſt der modernen Malerei ſo lebhaften Widerſpruch gefunden, wie die ſich neu regende Poeſie. Man muß zugeben, daß dieſelbe aus inneren und äußeren Gründen noch an merklicher Schwäche und Unfruchtbarkeit und daher an Uebernehmung und Forcirtheit leidet; aber nicht dies zu rügen hat man ſich begnügt, ſondern über totale Entartung, Verlöſchen aller idealen Phantaſie, aller höheren Erfindungsgabe und Kunſttechnik hat man geklagt. Kurz nichts erblicken die alterthümelnden Kunſtkenner und Geſchmäckler in der Poeſie, welche ſich nach einem neuen Lebensprinzipe regt und ſich des Beifalls wenigſtens eines kleinen Theiles des Publikums erfreut, als einen wüſten, ſeiner früheren Schönheit beraubten Garten voll wildwuchernden Unkrautes. Das neue Prinzip tritt freilich erſt in der Lyrik hervor, aber mit nicht unwürdigen Beweiſen.

Man wirft der heutigen Poeſie Mangel an Größe des Gedankens, an Fülle und Korrektheit des Ausdruckes vor; ſie entfalte mehr, als daß ſie konzentrire, und es blicke mehr Abſichtlichkeit in der Stellung des Gedankens und der allzubeſtimmten Wahl des Ausdruckes im Einzelnen, als Erfülltſein von Einem Gefühl oder Gegenſtande aus ihr hervor, mehr Bewußtſein als Begeiſterung, mehr ab-

ſtrakter Gedanke als ſchöpferiſche Phantaſie, mehr Sorgfalt für das Einzelne als für das Ganze.

Im Allgemeinen ſtützt ſich die Partei, welche den neueſten Kunſtbeſtrebungen feindlich entgegenſteht, auf das bisher anerkannte Prinzip: daß die Kunſt ein freier Ausfluß der ſchaffenden Phantaſie ſei, welche auf eigenen von der Wirklichkeit unabhängigen Geſetzen beruhend, ſich den Geſetzen der Wirklichkeit nur in ſo weit unterwerfen dürfe, als dieſe gerade die nothwendige Bedingung und Baſis jeder Kunſterſcheinung ausmachten. Sonſt ſei die Phantaſie berechtigt, ja befugt, ſich der ihr bisher unbeſchränkt zugeſtandenen Vollmacht zu bedienen, und den aus der Wirklichkeit entlehnten Stoff nach ihren, ein höheres, als die bloße Wiederſpiegelung der Wirklichkeit bezweckenden Abſichten und Bedürfniſſen umzuwandeln, umzubilden. Dieſes Höhere ſeien aber eben Geſtalten, Gefühle, Geſinnungen, Zuſtände, Begebenheiten und Handlungen, welche, über die Wirklichkeit hinausliegend, nur in dem ſinnenden Geiſte des Künſtlers als Urbilder ruhten, welche zu verſinnlichen dieſer durch einen ſelbſtmächtigen Trieb berufen ſei.

Man ſieht, daß dieſes Prinzip ſehr geeignet iſt, den Erſcheinungen und Geſetzen des Lebens, deren ſich doch der Künſtler als Urbaſis der Darſtellung ſeiner Ideen bedienen muß, will er anders ſeiner Mitwelt verſtändlich ſein, willkürlichen Zwang anzuthun. Die wahrhaft großen Künſt-

ler aller Zeiten haben zwar immer Idee und Leben in ihren Darstellungen so zu vermitteln gewußt, daß weder die Idee herabgezogen erschien, noch der sie versinnlichenden Gestalt des Lebens ein ihre Erscheinungsgesetze verzerrender oder unnatürlich überbietender Zwang aufgelegt wurde. Die Lebensurkräftigkeit ihres eigenen Geistes schützte diese Künstler, trotz jenes bewußten Prinzipes ihres Schaffens, doch unbewußt davor, über die Möglichkeit aller Existenzbedingung hinauszugehen und damit einen pur phantastischen Schwulst in sinn- und lebenswidrigen Unformen zu verrathen, wie dieses in Folge jenes Prinzipes bei Künstlern von unzulänglicher Schöpferkraft und untergeordneten Talenten der Fall war. Ermangelten sie der Schwungkraft der Phantasie und mußten sie sich daher mehr an die bloße Nachahmung der Wirklichkeit halten: so erschien jenes Prinzip in ihren Darstellungen blos als ein Aeußeres, als stereotyp gewordene sogenannte ideale Anordnung, oder gar nur durch die symbolische Beigabe. Da nun bei diesem Prinzipe nicht die Wirklichkeit den im Kunstwerk darzustellenden Inhalt hergab, sondern dieser lediglich in dem Geiste des Künstlers als ein Ergebniß der Anschauung des Ueberirdischen vorhanden war: so konnte jene auch in ihren Erscheinungen für die der Verwirklichung der künstlerischen Idee keinen Maßstab abgeben. Da aber auch das idealischeste Ideal — soll es anders nicht im haltlosen Blauen verschwimmen, ein radicales Unding sein — eine nothwendige

Begrenzung haben muß, so mußte der Künstler auch diese aus sich bestimmen. Der Inhalt nämlich trägt in sich selbst die Bedingungen seiner Erscheinung. Ist er nun ein überirdischer, so wird der eigenstrebende Künstler, natürlich mit Beibehaltung nur der allgemeinsten Gesetze der real vorbildlichen Natur, ohne welche alles sinnliche Verständniß aufhörte, auch die Darstellung des Gegenstandes, seiner Idee gemäß, nach selbsteigenen, in dieser ruhenden Gesetzen ausführen. Dazu kommt, daß der Künstler die Darstellung seines Ideales nicht blos schlechtweg seiner Idee angemessen, d. h. bedeutsam, sondern auch die einzelnen Theile derselben in sich gegenseitig hebenden oder mildernden Verhältnissen, d. h. harmonisch-schön wird erscheinen lassen wollen. Er wird sie also zu einander in eine solche Stellung bringen, daß jeder einzelne Theil zu allen übrigen, sowie zu dem bindenden Mittelpunkte in eine solche Beziehung tritt, daß das Ganze dadurch nicht nur bestimmt, sondern auch sinnlich schön begrenzt erscheint. Erst hierdurch wird die Form zur schönen oder künstlerischen. Schön, insofern sie den Schein, den Eindruck einer Wirklichkeit gewährt, die aber den Abglanz einer höheren Wirklichkeit in sich trägt; künstlerisch, insofern sie ein Produkt des zweckvoll bewußten, freithätigen Menschengeistes ist.

Man kann sich denken, wie bei einem großen Genius die Innerlichkeit der Anschauung der Idee und der ange-

borne Formenſinn ſo gleichzeitig wirken, daß mit der Entwickelung jener, als des Inhalts, zugleich auch die Form als die naturgemäße Folge dieſer Entwickelung hervortritt. Noch leichter läßt ſich aber denken, daß theils derſelbe Künſtlergeiſt in minder warmen, prägnanten Schöpfungsmomenten, noch mehr aber untergeordnete Talente, welche überhaupt nicht mit der Stärke und Innigkeit der Intuition begabt ſind, zum äußerlich nachſchaffenden Verſtande ihre Zuflucht nehmen. Dieſer zieht nämlich aus einer Menge von Fällen, wo ein ähnlicher Inhalt auf eine ähnliche Weiſe ſich kund gab, eine allgemeine Regel aus der Kombination gewiſſer äußerer Verhältniſſe nach gewiſſen inneren Beſtimmungen. So ſind die Regeln der Anordnung, Kompoſition, der Hebung und Ausgleichung der Gegenſtände durch Kontraſtirung u. ſ. w., kurz ſo iſt die ganze ſogenannte Kunſttechnik, das Handwerksmäßige, Berechenbare in der Kunſt, der Kunſtapparat entſtanden.

Dieſe Unterordnung der ins Unendliche ſtrebenden Kraft der Phantaſie unter den maßgebenden Verſtand iſt zwar recht eigentlich der Akt der Kunſtthätigkeit. Es iſt dies die Seite der Nothwendigkeit der Kunſtdarſtellung, welche der Willkür der unerſättlich immer mehr und mehr Stoff an ſich reißenden Phantaſie Zaum und Gebiß anlegt, damit ſie nicht in ungeheuerliche Bildungen ausſchweife. Sie iſt die Baſis des Schönen; denn das Schöne beſteht zunächſt in der Begrenzung, und zwar in der den

Sinnen faßlichſten Begrenzung, d. h. allen Theilen maßgebenden Anordnung. Wie leicht aber kann es geſchehen, daß der Künſtler mit jener nur begrenzenden, ordnenden Macht allen Selbſttrieb der darzuſtellenden Idee, in der Abſicht, ſo erſt ein rechtes Kunſtwerk zu Stande zu bringen, vernichtet. So wird endlich an die Stelle wahrer Kunſt die bloße hohle Technik geſetzt, welche nur ſchlechthin nichtige Geſtalten hervorbringt, Geſtalten ohne Bedeutung, die ſogar nicht einmal als Nachahmung des Wirklichen einen Werth haben, weil dieſes als zu ſchlecht für künſtleriſche Darſtellung übermüthig von vornherein zurückgewieſen iſt.

Dieſes Prinzip nun, welches zu ſeinem Anfangspunkte die Idee als ein Unwirkliches hatte und in ſeinem Ausgangspunkte die Möglichkeit einer von allem wirklichen entleerten Form enthält — war das (freilich mannigfach modifizirte) Prinzip der ſogenannten antiken und der auf ihr baſirten römiſch-chriſtlichen Kunſtwelt. Es war und iſt noch, nach den jetzt noch vorliegenden Documenten, das Prinzip des Südens.

Ihm gegenüber ſtellt ſich das des Nordens, das der altgermaniſchen und germaniſch-chriſtlichen Weltanſchauung. Hier ergreift nicht der Geiſt als abſolute Macht die Wirklichkeit und verzehrt ſie gleichſam, alle Macht und allen Geiſt der Natur abſprechend, oder als ein gegen ſeine Souveränetät Nichtiges betrachtend und bei Seite

werfend, höchſtens ſie als Stoff aufnehmend, um beliebig in ihm zu ſchalten. Hier iſt das Gegebene, vor Geiſt und Sinnen Daliegende das Superiore, in welches der Geiſt des Menſchen ſich mit Liebe und Ergebung als in unendliche göttliche Geheimniſſe zu vertiefen hat, um ſich dem Inhalte derſelben zu nähern und dieſen als den einzig höchſten zum Eigenthum zu erringen. Wenn ſich dort der Menſchengeiſt, allen Naturgeiſt ignorirend, als ſein eigener Inhalt und damit als Machtvollzieher aller geiſtigen Intereſſen hinſtellt, ſo iſt hier gerade die Verläugnung des eigenen Geiſtes, außer inſofern er zur Verherrlichung des Weltwunders diente, der Hauptcharakter der geiſtigen Aeußerung des nordiſchen Prinzips. Das Gefühl, die Phantaſie ſind hier der Reſonanzboden jener Wunder des Draußen, und der entſprechende, reine Widerklang derſelben nur zeugt von dem Wunder in der Menſchenbruſt. Die Natur und die Geſchichte in ihrer Breite und Fülle, die Ereigniſſe und Geſchicke, die den in ihnen lebenden Geiſt verkünden, ſind hier der Inhalt, nicht blos wie dort der Stoff des künſtleriſch ſchaffenden Geiſtes. Hier ſtellt ſich nicht der Einzelne als Gedankenſchöpfer hin, der ſich nur des gleichgültigen Stoffes da draußen bedient, um dieſem Gedanken ſinnliche Wirklichkeit zu ertheilen. Hier ſchöpft vielmehr, in dieſes Wortes eigentlichſter Bedeutung, die allein dem Menſchen zukommt, dieſer an dem Urborn des von höherer Macht Geſchaffenen. Der Dichter, der

Künſtler zieht den darin ruhenden und vom Gemüthe geſuchten Gedanken hervor und läßt ihn als die ſo in dem Chaos der Wirklichkeit nur verborgen geweſene und nun emporgelockte Sonne über jener aufſteigen und mit dem Lichte der Schönheit überſtrahlen. Es iſt hier alſo eine ganz andere Richtung des Geiſtes zur Wirklichkeit als dort vorhanden. Die Wirklichkeit bleibt in ihrer gegenſtändlichen Erſcheinung unangetaſtet; nur was der Geiſt aus ihr herausahnt, herausfühlt und ſinnt, und ſonach an den Geſtalten und Begebenheiten erſcheinen läßt, gilt als das Poetiſche und Künſtleriſche.

Dem nordiſchen Dichter, Künſtler, iſt es weniger um die bloße Erſcheinung, als vielmehr um das, was ſie als ihre Wahrheit ausſpricht, bedeutet, um den Geiſt, der ihr inwohnt, zu thun. Der antike Künſtler drückte in ſeinen Bildungen nur ſeine, höchſtens bis zum allgemein Menſchlichen geſteigerte Natur aus. Alles Uebrige war ihm nichtig oder erſchien ihm höchſtens als ſymboliſches, blos zu menſchlichen Zwecken dienendes Mittel und Werkzeug, die verherrlichte Darſtellung ſeiner damit zu vervollſtändigen. Daher gab er in ſeinen Göttergeſtalten auch nichts weiter als die bis zur höchſtmöglichen Vollkommenheit geſteigerte Natur ſeines Menſchenthums. Da nun aber in der alten Welt das Geiſtige ſich nicht über das rein Menſchliche erhob, noch nicht von dem menſchlich Leiblichen getrennt, ſondern noch unmittelbar mit die-

ſem vorbunden war: ſo konnte es ſich auch völlig gleichmäßig in allen Theilen des Körpers bis zur höchſten ſinnlichen Vollkommenheit ausdrücken. In der römiſch-chriſtlichen Welt erbte dies Prinzip des Alles determinirenden Menſchengeiſtes, die Prävalenz deſſelben vor allem andern Natürlichen fort, denn Letzterem wurde aller und jeder Geiſt abgeſprochen; aber es ragte ein Ueberſinnliches in dieſe Welt hinein, welches als etwas über allem Sinnlichen Schwebendes angeſehen wurde, das ſich nur, um den Menſchengeiſt zu beſeligen, herabließ, und ſich an allem übrigen Natürlichen nur um dieſes Einen Zweckes willen als ein Aeußerliches offenbarte. Das Prinzip der Kunſt blieb hier alſo im Grunde daſſelbe wie in der alten Welt: der Menſchengeiſt, als der einzig würdige Gegenſtand, in ſeinem leiblich vollkommenſten Ausdrucke; und es trat nur noch das neue Element hinzu, nämlich der Ausdruck eines Verhältniſſes der menſchlich-ſchönen Erſcheinung zu jenem Ueberirdiſchen. Jenes Ueberirdiſche ſelbſt wurde, wo es perſonifizirt erſcheinen ſollte, als eine äußere Verklärung der menſchlichen Geſtalt dargeſtellt. Wo dies nicht der Fall war, zeigte das Ueberſinnliche ſich nur in dem Menſchen und den menſchlichen Dingen, entweder als Devotion des Menſchen vor dem unſichtbar Göttlichen, oder als ein himmliſcher Abglanz, der ſich über die irdiſchen Erſcheinungen als ein wunderbares Licht ergoß, oder endlich als ſymboliſches Beiwerk im Lebloſen.

Kurz überall erſchien es als ein dem Reinmenſchlichen blos Aeußeres, das aber zu deſſen Verherrlichung da war.

Wie anders ſtellt ſich dagegen das Prinzip der germaniſch-chriſtlichen Weltanſchauung dar. Da iſt es nicht der Geiſt des Menſchen, welcher die Welt erfüllt. Ein weit größerer Geiſt verkündet ſich in der Natur: Geiſter, mächtiger als der menſchliche, walten beſonders in den verſchiedenen Formen und Lebensäußerungen des Ganzen, was wir unter dem allgemeinen Begriffe „Natur" zuſammenfaſſen. Dieſer Naturgeiſt ſteht dem menſchlichen Geiſte gegenüber; über beiden aber waltet die höchſte geiſtige Kraft: Gott. Die Natur, das Wirkliche, iſt kein Nichtiges mehr, ſondern ein Beachtungswerthes, dem Menſchengeiſte Gleichberechtigtes, das deſſen Zwecken willkürlich förderlich oder hinderlich ſein kann. Der Körper des Menſchen ſelbſt gehört dieſer ſelbſtſtändig willenvollen Natur an; in dieſem am allererſten erkennt der Menſch eine ſeinem unbedingten Willen, ſeiner unbedingten Herrſchaft widerſtrebende Kraft an. Er kann dieſe nur beſiegen, indem er ſich in den Willen der höchſten Macht, Gottes, ergibt. Dadurch, daß der Menſch auch dem Natürlichen einen Geiſt, einen Selbſtwillen zugeſteht, ſondert er ſich in ſich ſelber, ſeinen Geiſt von ſeinem Körper. Der Geiſt kommt in ihm zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt; er geht nicht mehr blos im allgemeinen Natürlichen auf, ſowie im allgemeinen Geiſtigen ſeiner Gattung; ſondern

er wird dieſer ſelbſtſtändige einzelne Geiſt, der ſich ſowohl in ſich von dem anderer ſeiner Gattung als von dem der Natur unterſcheidet: er wird perſönlich, individuell.

Der Germane ging in ſich hinein ſinnend durch die Welt; indem er ſich beſtimmt von dieſer unterſchied, lag das Unendliche ſeines Innern vor ihm aufgeſchloſſen und er fühlte, er wußte, daß dieſes ihm allein angehörte, wie ſo jeder Andere eben auch ſein eigenes unantaſtbares Selbſt habe. Er ſah nicht mehr blos nach außen wie das Kind, der antike, unmittelbare Menſch, der wie das Kind das Alles da draußen für ſein Eigenthum hielt, naiv zu ſeinem Weſen mitrechnete. Im Germanen war die geiſtige Welt zum Jünglinge geworden, der zum Selbſtbewußtſein gelangt iſt und damit wie ſich ſelbſt, ſo auch den Geiſt der Natur in der Berechtigung eines ſelbſtſtändigen Daſeins erkennt und gelten läßt. Auch er ſuchte die Natur zu beſiegen, aber nicht wie der Grieche und Römer, indem er ſie eigenſüchtig blos zu ſeinen Zwecken verbrauchte, ihren Geiſt verſchlang oder ſchlechthin ignorirte: ſondern indem er mit ſeinem Geiſte den ihren, ihre guten und böſen Kräfte zu erkennen ſuchte, um durch ſie, oder trotz ihrer, ſich ſeinem höchſten Ziele, dem göttlichen Geiſte zu nähern, und in dieſen, nach Ueberwindung alles Erdlichen, Sinnlichen, aufgenommen und dadurch der himmliſchen Glückſeligkeit theilhaft zu werden.

Aus dieſer Weltanſchauung entſprang das Prinzip

der romantiſchen Kunſt, das ſeinem Grund und Zwecke nach den reinen Gegenſatz zur antiken bildet und dies folglich auch in ſeiner Erſcheinung ſein muß. Wenn ſonach in der antiken Kunſt Alles, Göttliches und Natürliches, Ueberſinnliches und Sinnliches auf die Darſtellung des blos Menſchlichen bezogen, in die vollkommene Erſcheinung dieſes Einen gebannt wurde; in der römiſch-chriſtlichen Kunſt das Göttliche vom Menſchlichen losgelöſt erſchien, aber um als ein Anderes, ein rein Aeußerliches, wie aus Gnadenwahl auf das damit zu beſeligende Menſchliche wieder zurück zu ſtrahlen: ſo tritt in der germaniſchen Kunſt der Geiſt des Menſchen auf, als im Kampfe mit dem Naturgeiſte und in der Demüthigung und Selbſtüberwindung vor dem geahnten und geſuchten höchſten Geiſte begriffen.

Das Bildungsprinzip hier iſt alſo nicht jener Frohſinn und Uebermuth, nicht jenes heitere Gebaren der Menſchennatur, weil ſie ſich im Beſitz der Alleinherrſchaft fühlt und wähnt. Hier blickt vielmehr der Ernſt und der Tiefſinn des Lebenswiderſpruchs in die auch ſcheinbar heiterſten, freieſten und übermüthigſten Lebensgebilde herein. Nicht wird hier Alles in den Kreis des Reinmenſchlichen hereingezogen und zu einem anmuthvollen Ganzen abgerundet, zum leichtfaßlichſten Ueberblick in die möglich engſte Begrenzung geſchloſſen. Nein, hier iſt Welt und Menſch entzweit; vor dem von der Welt, weil

zu etwas Höherem bestimmt, losgetrennten Menschengeiste liegt diese in aller ihrer Breite und Fülle mit dem Anspruche auf Selbstgeltung da. Sie ist auch ein Werk des Geistes, in ihrer Erscheinung läßt sie sich nicht vernichten; das scheinbar Willkürlichste darf nicht unbeachtet bleiben, denn es gehört nothwendig zum Ausdruck ihres Wesens: — die Erfahrung erweist, daß das, was anfänglich als Zufall erschien, durch die Folge sich als Glied eines großen geordneten Zusammenhanges darthut.

Daher ist in der romantischen Kunst sowohl die Wirklichkeit als die Phantasie freigesprochen. Jene wie diese wird nicht mehr durch ein streng auf Eins konzentrirendes Gesetz bezogen, nicht mehr auf ein bestimmtes Maaß der Erscheinungsform eingeschränkt. Die Willkür jener beiden hat freien Spielraum; es giebt keine unbedingt bindende allgemeine Regel, als den nun vertiefteren Geist des Menschen und den geheimnißvollen der Natur ihrer vollen Innerlichkeit nach, ihren Widerstreit und endlich ihr Aufgehen in dem rein göttlichen Geist als Versöhnung, Ausgleichung, Harmonie des Weltganzen zur Erscheinung zu bringen, ihre Vernichtung durcheinander als ihre höhere, geistig geläuterte Wiedergeburt darzustellen.

Beide hier ihrem inneren Wesen nach dargestellte Arten der Weltanschauung, so wie die daraus hervorgehenden Prinzipe der Kunstschöpfung sind, so großes Kunstverständniß auch in den Leistungen der antiken und römisch-mittel-

alterlichen Künſtler, ſo großartiger Inhalt und Zweck auch in denen der germaniſch nordiſchen ſich zeigt, doch rein naiver Natur. Denn dort iſt der Künſtler ſelbſt ganz in das Wie der Darſtellung, hier ganz in das Was des Gegenſtandes verſunken, ohne daß das perſönliche Bewußtſein überhaupt, oder, wie bei dem Letztern, anders als ganz äußerlich und zufällig auf das Kunſtbewußtſein influirte. Die Phantaſie beſteht bei beiden noch in ihrer Reinheit, noch unangeroſtet von der Reflexion und Einmiſchung der eigenen perſönlichen Zuſtände in ihrer Wechſelbeziehung mit denen der Welt. Daher jene Großartigkeit, Einfachheit und Friſche in der Darſtellung der aufgefaßten Gefühle, Geſtalten, Charaktere, Schickſals- und Weltverhältniſſe. Nur die Naivetät in der Kunſtſchöpfung, wo ſich der Künſtler blos des Gegenſtandes und des Beſtrebens, ihn vollkommen angemeſſen erſcheinen zu laſſen, nicht aber ſeiner ſelbſt, ſeiner perſönlichen Intereſſen und des Prinzipes, nach dem er ſchafft, bewußt iſt, vermag das ſinnlich Energiſche, das Heroiſche zu geben.

Die Naivetät beider Anſchauungsweiſen lag beſonders darin, daß der Einzelne, ſobald er ſich in die Betrachtung eines Höhern vertiefte, ſich ſelbſt als ein Moment, das dabei gar nicht in Anſchlag komme, ganz aufgab. Denn der Begriff der Idee war in beiden ein ſolcher, der, über alle Wirklichkeit erhaben, gleichſam nur in einem Jenſeitigen beſtand, an welchem Theil zu haben das Individuelle,

Wirkliche viel zu unwürdig war. Das Ideal, als die künſtleriſche Verwirklichung der Idee, wurde alſo entweder dadurch hervorgebracht, daß man einerſeits, wie in der antiken oder römiſch-chriſtlichen Kunſt, das Wirkliche alles Individuellen entkleidete, es zu dem Begriffe der Gattung erhob und den Charakterunterſchied nur in den Ausdruck beſtimmter Verhältniſſe legte. Dies ergab die ſogenannten männlichen und weiblichen Heldencharaktere. Oder man tilgte allen und jedweden Unterſchied aus, den der handelnde oder leidende Antheil an der Welt der Wirklichkeit beſtimmt, und gab nur die allerallgemeinſten Formen menſchlicher Erſcheinung, ja oft mit Ausſcheidung des Geſchlechtsunterſchiedes, wie in den Darſtellungen des Bacchus, und dies waren die Geſtalten der Mythe, die Götter, vergöttlichten Heroen, Heiligen und dergleichen. Alles unentbehrliche Beiweſen aber wurde ebenfalls durch die möglichſt allgemeinſten, veredeltſten Formen, ſelbſt in der Gruppirung um jene, ausgedrückt.

Das germaniſch mittelalterliche Ideal andrerſeits beſtand dagegen mehr in dem Streben der Darſtellung, nicht der geſteigerten menſchlichen Erſcheinung, d. h. Verallgemeinerung zur göttlichen, ſondern vielmehr blos des Suchens der Menſchenbruſt nach der überſinnlichen Wahrheit, dem Göttlichen. Die Wirklichkeit erſcheint hier als bloße Wirklichkeit; aller höhere Gehalt bleibt mehr inner-

lich, und zeigt ſich nur in dem Ringen nach dem Ausdrucke einer oft übermäßigen Sehnſucht nach Erlangung des Höchſten. Gefühl und Wille begnügen ſich hier nicht, durch die edelſten Formen ein blos gedachtes Göttliche zu erzeugen; ſondern das lebendige Streben, der Anſchauung eines nur dunkel geahnten Ueberirdiſchen theilhaft zu werden, ſchreitet die Phantaſie zur Erzeugung von Gebilden an, worin ſich die Wirklichkeit, jedoch mit Beibehaltung aller ihrer charakteriſtiſchen Eigenheiten, überbietet und zu phantaſtiſch ſinnlichen Verhältniſſen ausweitet.

In den Zeiten, wo die lebendige Kraft und Friſche jener beiden Prinzipe der Weltanſchauung und Wiederdarſtellung vermittelſt der Kunſt ſich abgekämpft hatte, rächte ſich der mißachtete oder ſchief angeſehene Geiſt der Wirklichkeit in den Erzeugungen der Kunſt um ſo nachdrücklicher. Denn ſtatt daß von der Spannkraft ihres Prinzipes nachließ, ſtatt der Schwung aufhörte, den ſich der menſchliche Geiſt durch das Gefühl der Ohnmacht über die Wirklichkeit angeeignet hatte: alsbald wurde auch jene von dieſer mit der Kraft ſinnlicher Realität überdrängt, welche noch ſtets über den Geiſt, der zu erſchaffen beginnt, den Sieg davon trug. Der Kunſtgeiſt gerieth dadurch in Mißverſtand mit ſich ſelber, daß er von der Gewalt des Stoffes, mit welchem die Wirklichkeit auf ihn eindrang, fortgeriſſen wurde, und doch ſeine, jetzt nur noch nachgeſtaltete Idealität nicht aufgeben wollte. Mit

der Stärke göttlicher Begeistrung, die nur durch den reinen und unangetasteten Glauben erzeugt und erhalten wurde, ging dem Künstler auch die Kraft der Anschauung verloren, und in ihr die Mutter der Einfachheit und Wahrheit in den Gestalten der Kunst. An die Stelle der antiken Kunst, der freien Gliederung eines von einer tiefen Idee beseelten, einfachen Gegenstandes, trat das Vollstopfen einer mager gewordenen Idee mit pur sinnlichem Stoffe. Da dieser aber nach dem damals herrschenden Begriffe von der Idealisation eines Kunstwerks nicht in seiner Natürlichkeit belassen werden durfte: so suchte man nun alle das von der Idee nicht mehr gesetzmäßig zusammengehaltene Einzelne dadurch zu verschönern, daß man ihnen eine fremdartige Gestaltung ertheilte. Hier äußerte sich nun die ungebundenste Willkür der Phantasie, die zugleich die Kraft und Fülle in dem Abenteuerlichen und der Zusammenwürfelung von möglichst großen Massen sinnlichen Stoffes darzuthun versuchte. Das Gefühl kam dabei wenig in Anschlag; man ersetzte den Mangel der Befriedigung desselben durch den Witz der Allegorie, durch den Bombast. Die Kunstwelt der Alten lief in die theils wüsten und leeren, theils barocken Skulpturdarstellungen, und poetischerseits in die soden unnatürlichen griechischen Romane, milesischen Märchen und Ovidischen Verwandlungen aus. Die mittelalterliche Kunst endete auf ähnliche Weise in Verzerrung der Gefühle für Religion

Liebe und Ehre, in Gelüſten nach dem rein Unnatürlichen, Schrecklichen, ja Grauenhaften, oder in dem Süßlichen, Faden, welches beides gleich ſehr einen total verderbten Naturſinn bekundet.

Die Kunſtwelt zeigte ſich allmälig ganz entgöttlicht, der menſchliche Geiſt in ſeiner Phantaſiethätigkeit ganz unfähig, das von jenſeits herübergeholte Ideal nach ſelbſtgeſtellten Geſetzen zu verkörpern. Die verachtete Wirklichkeit hatte nun einmal Wurzel faſſen können und ſchlug dem Künſtler über dem Haupte zuſammen. Er konnte ſich nur durch den Verſtand retten, dieſen Leugner einer höhern Welt, der nur die gemeine Wirklichkeit, und ſelbſt dieſe nur in ihrer Aeußerlichkeit zu erfaſſen vermag. Dieſer bemächtigte ſich nun der Wirklichkeit nach ihrem ganzen Umfange zur Kunſtdarſtellung, indem er das Prinzip der bloßen Naturnachahmung geltend machte. Demgemäß ſtrebte er nach der nackten Naturwahrheit ſeiner Gebilde, und der Grad der Kunſtfähigkeit wurde nach der möglichſt getreuen Kopirung alles Zufälligen der Wirklichkeit, beſonders aber der Nachäffung alles des feinen Details geſchätzt, welches man das Unendliche der Natur nennen kann, und wodurch ſich ein Naturprodukt von dem Produkt der Menſchenhände unterſcheidet. Auf dieſer Entwickelungsſtufe iſt alles Willkür und der Künſtler nur ein Sklave der Natur. Denn in dieſen Gebilden wird nichts, als das Aeußerlichſte, und auch dies nur in

einer ungefähren Anordnung, von der Idee, dieser Fahne der geistigen Freiheit des Menschen zusammengehalten; die Hauptbedingung ist die äußerlich vorgeschriebene Naturnothwendigkeit, denen ins Unendliche gehende Gesetzmäßigkeit und Durchwirkung zu erfüllen, doch nur ein anmaßlich thörichtes und daher vergebenes Bestreben des Menschen bleibt.

Diesem gegenüber machte sich die mehr formelle Thätigkeit des südlichen Geistes geltend, die durch Ergreifung des mittelalterlichen Prinzipes in Verbindung mit dem Formensinne des Alterthums sich mit neuem Inhalte schwängerte und dadurch einige wahre Meisterwerke hervorbrachte, welche von dem wiederauferstandenen Kunstsinne zeugten. Es ist hier besonders von den Werken der Poesie in Italien, Spanien und Portugal die Rede, die sich weniger ausschließlich mit Gegenständen der Religion befaßten als die Malerei und Skulptur, und nicht in dem hohen Grade und Sinne dem römisch-katholischen Prinzipe der Weltanschauung nachkamen oder huldigten. Bald genug aber erlosch auch diese Flamme, so wie der Funke der orientalischen Poesie, der in den Gesängen der Provençalen und in den Fabliaux gewebt hatte. An die Stelle aller dieser Erscheinungen, selbst in der Malerei, trat jenes breite, inhaltlose Formelwesen, das in der französischen Tragödie durch Anwendung der mißverstandenen Aristotelischen Regeln seinen Gipfelpunkt erreichte und sich

durch die Consequenz einer bis auf die Spitze maschinöser Verfeinerung getriebenen Manier Autorität und Nachahmung bei ursprünglich andern denkenden und fühlenden Völkern erwarb.

In dieser kunstdunklen, traurigen Zeit Europa's fand der Ein Genius, durch vorzüglich glückliche Verhältnisse seines Volkes zu seiner Zeit begünstigt, eine neue helle Bahn in der höchsten Gattung der Poesie, der dramatischen an. Alle Kräfte des Menschen- und Naturgeistes hatten sich vereinigt, um in ihm einen Wegweiser darzustellen für neue, für die fruchtreichsten Pfade, welche der damalige Kunstgeist einzuschlagen hatte, um zu dem für ihn würdigsten, inhaltvollsten Ziele zu gelangen. Wie todt, wie geistlos aber jene Zeit für das Interesse der Kunst überhaupt war, bewies sich dadurch, daß Shakespeare damals vom übrigen Europa völlig unbekannt blieb; ja daß er selbst in seinem Vaterlande nur kurze Nachwirkungen hinterließ, deren zum Theil schöne Früchte bald wieder von der Nachahmung der Franzosen von dem öffentlichen Schauplatze verdrängt wurden.

Und doch erblühte aus jenem Samen anderthalb Jahrhunderte später das Reis des Straßburger Vereins, und mit diesem die Periode deutscher Poesie, in welcher das deutsche Genie für Dichtkunst das Erwachen eines erneuten, kräftigen Naturtriebes feierte. Schon früher aber empfing das deutsche Gemüth und dessen Sehnsucht nach Befriedi-

gung höherer Interessen einen, wiewohl mehr mittelbaren Impuls zur Anregung wahrerer Poesie durch die, wenn auch von Shakespeare's Vorgange abweichenden, aber doch immer gefühlstiefen und dabei lebensvollen englischen Dichter. Gegen den, noch dazu deutsch verspießbürgerten steifhohlen Formalismus der Franzosen, welchen Gottsched den Deutschen noch breitgetretener präsentirte, erhob sich der naturkräftigere Sinn zweier Schweizer. Bodmer und Breitinger machen auf die altdeutsche und altenglische Literatur aufmerksam, geben eine Sammlung altschwäbischer und altenglischer Balladen heraus, und kämpfen produzirend und kritisirend gegen die Gottschedische Richtung an. Zachariä übersetzt Miltons „Verlornes Paradies", Ebert Youngs „Nachtgedanken;" Klopstock dichtet im englisch tiefsinnigen Geiste; Lessing zeigt mit Fingern auf Shakespeare hin, als auf das Genie, an dem sich Genies entzünden könnten, und Wieland übersetzt dessen Werke.

Obgleich nun die deutsche Poesie, damals nächst der sich besonders hervorthuenden deutschen Musik fast die einzige herrschende Kunst in Europa, immer größere Nahrung von der englischen Poesie, namentlich dem damaligen englischen Romane zog: so hinderte das doch nicht, daß sie mit dem alles Vortreffliche anerkennenden Sinne des Deutschen sich auch nach andern Richtungen hinwandte, um sich deren Gutes anzueignen. Doch weder durch die Anlehnung an

die Poesie der nach dem Untergange ihrer Tragödie geistestodten und fast nur noch frivoler Witze fähigen französischen Dichter, noch durch die Nachahmung der Römer wurde etwas mehr als Formengewandtheit gewonnen. Gessners unnatürliche Natur und seiner Hirten läppisch schönthuerisches Gefühlsgewinsel nach Art der französischen Idyllik, und Ramlers Oden à la Horaz konnten wenig wirken. Daß sie es aber trotz dem thaten, das war das deutliche Merkmal einer nach Gefühlsbefriedigung durch die Poesie dürstenden Zeit. Wie viel edler und höher stehn gegen diese Gellert und Brockes mit ihrer verständig nüchternen Anwendungspoesie da, weil diese in der That ein tieferes Sehnen nach Befriedigung der Religiosität im Gewande der Dichtung erfüllte, dem Klopstock in seiner Messiade und in seinen schwungvollen Oden den inhaltreichsten Becher der Sättigung darbot.

Der deutsche Sinn wandte sich also, vermöge seines Tiefsinnes, der immer nach der Darstellung einer Idee strebt, sehr leicht von der blos stoffartig niederländischen Genauigkeit so wie von den Spielen mit bloßen Kunstformen der südlichen Richtungen ab. Und doch konnte er nicht sobald zu einem Gleichgewichte zwischen Form und Stoff in seiner Darstellung gelangen; hier oder da war immer ein Mehr vorhanden, je nachdem das Gefühl oder der Verstand bei der dichterischen Thätigkeit überwog. Ja, es war meistens nicht sowohl ein Schwanken zwi-

schen überwiegender Form oder überwiegendem Stoffe, sondern vielmehr ein unentschlossenes Schweben über beiden zugleich bemerkbar, dem nur wenige Geister und in wenigen ihrer Werke glücklich entgingen.

Der Grund davon aber war der, daß die Fassung der Idee noch immer einseitig blieb, daß sie noch immer als ein blos vom Jenseit herüber Waltendes, als Ueberweltliches betrachtet, und demgemäß die Einheit des Menschen- und Naturgeistes noch immer in einen Gegensatz zerklüftet wurde. So lange der Gott noch blos als da droben wohnend angeschaut wird, wie er das Firmament als Ring um seinen allmächtigen Finger laufen laufen läßt: so lange stehn auch Mensch und Natur, Idee und Wirklichkeit einander getrennt gegenüber. Denn indem der Mensch die Idee nur als eine besondere Erleuchtung von ebenher, oder als einen momentanen, begeisterten Aufschwung von der Erde nach dem Jenseit betrachtet, sie also nur seinem Geiste vindizirt: so kann er die Wirklichkeit auch nur als ein Schlechteres, Niederes, und als den Verbannungsort ansehen, wo der Geist einen Prüfungsakt zu bestehen hat, durch welchen gelähmt er erst nach seinem Abscheiden vom Diesseit der Aufnahme in das ersehnte Jenseit, als dem Schauplatze der ewigen Glückseligkeit, würdig wird. Diese Betrachtungsweise erzeugte auch jene Lazarethjammerpoesie, welche den menschlichen Geist in aller seiner Schwäche und doch zugleich in allem Hoch-

muthe darthat. Die Schwäche ging so weit, daß er die Natur um ihr bewußtloses Wesen und ihre Dauerbarkeit beneidete und sich nur mit dem Hochmuthe trösten konnte, daß er doch etwas Besseres sei, und daß er einst in eine blaue Glückseligkeit werde aufgenommen werden, in welchem ihm dieses Jammerthal nur als ein Haufe trüben und vergänglichen Wustes erscheinen werde.

Dieser völlige Krankheitszustand mußte seine Endschaft erreichen. Er erreichte sie in der Vernichtung des Uebersinnlichen durch die bloße Verstandesoperation der sogenannten Aufklärungs- und Popular-Philosophie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der unbedingte Glaube und damit die Hingebung an übernatürliche Dinge war dahin, und an die Stelle trat eine Art von Naturreligion. Die große Wunde, die der hier seines eigentlichen Berufes sich überhebende Verstand der gebildeten Welt geschlagen hatte, mußte jedoch wieder zugenarbt werden, sollte sich jene nicht auf eine entsetzliche Weise verbluten. Und dies geschah durch die Poesie. Die sogenannte Sturm- und Drangperiode deutscher Literatur, welche sich von dem Straßburger Vereine datirte, den Herder, Lenz, Goethe, Klinger und Andere bildeten, zog das Göttliche, Uebersinnliche ganz in den menschlichen Geist herab: das Genie war das Göttliche einzig. Dafür drang man andrerseits um so mehr auf Anerkennung der Wirklichkeit der Natur; denn wie anders sollte sich das Genie offenbaren — da es sich selbst als

etwas Göttliches, als eine göttliche Wirkung, das Göttliche aber als in der Wirklichkeit waltend anſah — als dadurch, daß es dieſe in die ihr zuſtändigen Rechte einſetzte: Geiſt und Leib waren jetzt verſchmolzen; beides von einander abhängig: der Leib, ein Theil der Natur, deren Geſetzen unterworfen; der Geiſt deſſen höchſte Blüte, die nur durch höchſte Fülle der Natur ihre eigene Fülle, Schönheit und Kraft erhielt. Daher der Drang, ſich in die vollen Fluten der Wirklichkeit zu ſtürzen, als in das erfriſchende Bad, worin der Geiſt ſich ſtärke und woraus er ſeine höchſte Würze ziehe. So geht „Werther" durch die, wiewohl unausgeſprochene, doch aus ſeinem ganzen Weſen herauszufühlende Skepſis an dem Uebernatürlichen, Ueberſinnlichen, wodurch ſein Geiſt einen Zuſammenhang mit Lotten, auch unter noch mißlicheren Zuſtänden, wenigſtens fortempfunden hätte, ſowie an dem Gefühle der Ohnmacht, die Natur „lebendig zu erkennen," d. h. geiſtig zu durchdringen, unter. So brechen die Hauptgeſtalten der Erzeugniſſe jener Periode meiſtens unter der Ueberfülle ihrer Lebenskraft und deren Aeußerung zuſammen.

Die Idee iſt alſo jetzt keine beſondere Erleuchtung mehr von obenher, noch ein Aufſchwung nach oben; nichts Außerweltliches mehr, ſondern ein Welt-Einheimiſches: ſie iſt das Band, welches den Geiſt mit der Natur verbindet. Aber leider immer noch nur ein Band, eine Brücke, der Leiter, welcher die Kraft der beiden Gegenſätze, der bei-

den Pole in einander überſtrömt, aber noch nicht die volle, den Unterſchied in ſich überwindende Einheit beider. Der Geiſt kann zwar die Geſetze, die ewig in der Natur auf- und abwogenden Kräfte als ſeine eigene Wurzel nicht ableugnen; aber zum Selbſtbewußtſein herausgeblüht, traut er ſich vermöge deſſelben Übermacht genug zu, aus ſich ſelber nach eigenen Geſetzen ſchaffen und bilden zu können. Die Wahrheit der Natur iſt ihm noch nicht aufgegangen als die Selbſtbeſtimmung des freien Geiſtes, und ſo iſt ihm die Natur noch ein Gegenſtand, deſſen er ſich zu bemächtigen, den er zu behandeln hat, um ihn zum Ausdruck, des freien Geiſtes zu machen.

Göthe und Schiller ſahen daher nicht ſowohl das Schöne, als die Erſcheinung des Wahren, aus der Wirklichkeit heraus, ſondern ſie ſahen vielmehr jenes in dieſe hinein. Darum wandten ſich auch beide Dichter in der Kulminationsperiode ihrer Schöpfungen nach den Grundgeſetzen der Alten zurück. Wie dieſe legten ſie an die, freilich nun weiter und reicher aufgeſchloſſene, Wirklichkeit den Maßſtab ihres Schönheitsgefühles und achteten es für keine Beeinträchtigung, ſondern für eine Verherrlichung derſelben, die wuchernden Nebenſchößlinge davon wegzuſchneiden, ſie kunſtgemäß zu lichten, ja das faktiſch Beſtehende nach vorbeſtimmten Motiven zu modifiziren.

Durch die ſogenannte neuere romantiſche Dichterſchule wurde der Wirklichkeit ein weiterer Spielraum und grö-

ſere Gerechtſame eingeräumt. Den zufälligen Erſcheinungen derſelben wurde weit mehr geſetzliche Bedeutung zugeſtanden; man betrachtete ſie mit mehr Pietät, als Göthe und Schiller dies thaten. Damit wurde jener doch durchaus noch nicht volle ſelbſtſtändige Geltung ertheilt. Indem man das Individuelle anerkannte, und dadurch der Geiſt reichere Beziehungen zur Wirklichkeit gewann, ließ er ſich doch die beſtimmende Obergewalt im Großen und Ganzen noch nicht von ihr entwinden. Dadurch wurde einerſeits das feſte Band von Kunſtgeſetzen, welches Göthe und Schiller mehr durch Schaffen als durch Forſchen aufgeſtellt hatten, gelockert, ausgeweitet, ja aufgelöſt, und doch andererſeits die Wirklichkeit aus dem Banne des dem Schaffenden eigenen Geiſtes noch nicht entlaſſen, noch nicht ganz freigegeben. Denn man wandte ſich ihr zwar mit Liebe und Sehnſucht zu und befreite ſie von dem bis dahin ihr gewaltthätig aufgelegten Zwange; that dies jedoch nur ſo weit, daß man ihr immer noch ſeine eigene Innerlichkeit, ſeine äſthetiſchen Intereſſen unterſchieben konnte. Dies ſieht man recht deutlich daraus, daß, ſolange die Romantiker ſich in die bloße Natur mit ihren ſehnſüchtigen Empfindungen verſenkten, ſie volle Befriedigung ihres poetiſchen Intereſſes fanden; ſobald ſie aber auf den moraliſchen Komplex der Wirklichkeit ſtießen, ſie ſich in ihrem Streben getäuſcht fanden und zur Ironie, als der Ausgleichung der Profanität und Trivialität der Erſcheinungen der Wirklichkeit

mit ihrem idealen Interessen im Gedanken, ihre Zuflucht nehmen mußten. Hiermit wurde folgerecht zugleich dem dargestellten moralischen Individuum aller unbedingte, selbstständige Werth benommen; denn so gefaßt, hatte es keine Zurechnungsfähigkeit mehr, sondern stand unter dem Spruche und Banne einer unbekannten Größe. So war es natürlich, daß diese neuere Romantik keine eigentlichen Helden, keine eigentliche Tragik hatte, und daß sie zu keiner festen normalen Kunstform gelangen konnte, weil ihre Darstellungen, wie das Leben selbst, unendliche Beziehungen und eine Perspektive in die Unendlichkeit der Idee des Weltganzen zuließen.

Die fast gleichzeitig mit den Romantikern erwachende, durch diese geweckte neuere deutsche Malerei ergriff nach dem Vorgange der altdeutschen und altitalienischen Meister das Individuelle wirklicher Erscheinungen, deren Gehaltstiefe sie durch sorgfältige Individualisation und Charakteristik auf die Oberfläche heraufförderte. Dabei schied sie zwar, nach den mehr auf das Aeußerliche dringenden Schönheitsanforderungen dieser Kunst, die reinen Zufälligkeiten, worin sich die niederländische und altdeutsche Wirklichkeitnachahmungssucht besonders gefiel, aus und idealisirte dadurch die Gestalten. Was aber die Auffassung des Ganzen anbetrifft, so gelingt es auch der jetzigen Malerei noch nicht ganz, die Wirklichkeit aus sich selber verklärt darzustellen, sondern sie schiebt dieser noch gar zu gern die besonderen Absichten,

Stimmungen und Empfindungen des Produzirenden unter und läßt dieſe aus den Gebilden hervorleuchten, mitbümlich, um dem Weſen der Wirklichkeit dadurch einen höheren Glanz und Reiz zu verleihen.

Dieſe Epoche ließe ſich überhaupt wohl die geiſtreiche benennen. Die Beſtrebungen der damals herrſchenden Kunſt und Naturphiloſophie ließen es ſich angelegen ſein, ſo viel Geiſt als möglich in die Wirklichkeit hineinzudeuten. In Alles, auch in die unbedeutendſten Zuſtände und Erſcheinungen der Wirklichkeit, wurde Geiſt hineingelegt, indem man hierin die Verherrlichung der Genialität erkannte. Es fand eine wahre Verſchwendung des Geiſtes ſtatt, nämlich deſſen der Verfaſſer, an die oft unwerthſten Dinge. Daß darunter die Strenge der Auffaſſung und der Form litt, ja eine willkürliche, wiewol für nothwendig gehaltene dafür ſubſtituirt wurde, läßt ſich leicht erachten.

Heine und die Nachfolger und Vervollſtändiger ſeiner Anſchauungsweiſe trieben nun ihre Forſchungsſucht, ob nicht irgendwo in der Wirklichkeit eine Befriedigung ihrer idealen Intereſſen zu finden ſei, in die äußerſten Spitzen der Wirklichkeit, in die untergeordnetſten Lebenszuſtände hinein. Aber, ſiehe da! — nirgend fand ſich eine, jenem entſprechende Stätte. Da wurde ihre Poeſie ein bitteres Hohngelächter über das vergebliche Taſten und Suchen des Geiſtes, und indem man den Geiſt aufgab, wurde die Pracht des Fleiſches, die der Sinnenwelt, als das Höchſte

angesehen, aufgestellt und vergöttert. Der Geist wurde irr, verzweifelte an sich und zerfiel mit sich selber: weil er nicht mehr Befriedigung sogenannter höherer, d. h. seiner eingebildeten Interessen fand, travestirte er das Gefühl überhaupt dafür. In dieser Zerrissenheit, in diesem Wahnsinne, den der verblendete menschliche Geist als den Triumph seiner unbedingten Freiheit und Ohmacht über die Wirklichkeit feierte, setzte er das Schlechteste davon, die Materie, in göttliche Rechte ein. Willkürlich glaubte er dadurch nur sein eigenes Ideal zu verkehren, ohne die Gewalt seines Eigenwillens und seiner Alleinherrschaft aufzugeben. Nichtsdestoweniger aber vernichtete er mit diesem höchsten Akte seiner Willkür diese selbst und machte dadurch dem einseitigen, halben Idealismus ein Ende. Denn, daß er das, für sich allein genommen, geradezu Schlechte, den Pomp des Sinnlichen und des sinnlichen Genusses, auf den Altar der Verehrung stellen wollte, das stürzte und zog, indem es so sich selbst nicht halten konnte, den ganz ausgearteten Geist mit in die Vernichtung hinab.

Was gilt nun jetzt, nachdem der Eigendünkel und die Herrschsucht des menschlichen Geistes mit der gemeinen Wirklichkeit zu Grunde gegangen? —: die Wahrheit! — welche ist: die Uebereinstimmung des freien Selbstbewußtseins des Menschengeistes mit dem Geiste der Wirklichkeit. So ist die Idee nun das Individuelle, begriffen in seiner ihm zu Grunde liegenden geistigsten Bedeutung:

das Ideal aber die Erscheinung der Idee, in welcher die Durchleuchtung und Verklärung des Individuellen von dem ihm innewohnenden Geistigen zur sinnlichen Anschauung gebracht wird.

Die Wahrheit kann nicht *erfunden* werden. So können auch die Idee und das Ideal nicht mehr erfunden werden, wie ehemals, wenn wahrhafte Inspiration und Ekstase ausblieben; sondern sie wollen *gefunden* werden durch liebevolle Hingebung und Versenkung in den Gegenstand. Das Vermögen, den geistigen Gehalt und Kern des Gegenstandes zu finden und damit die äußere individuelle Erscheinung zu durchdringen und zu verklären, dieses Anschauungs- und Darstellungsvermögen ist es, was den künstlerischen Beruf bekundet. Dazu bedarf es aber nicht mehr der Fähigkeit der Begeisterung, sondern der Kraft der Begeistigung. Ein Künstler, der nur zu Zeiten exaltirt ist, dem nicht diese Kraft der Begeistigung in jedem gesunden Momente zu Gebote steht, ja ununterbrochen sein eigenes Leben veredelnd durchwaltet, ihm zum Lebensprinzipe geworden ist, der ist kein Künstler, sondern nur ein Berauschter, ein Mondsüchtiger, der unbewußt Mauern und Thürme erklettert, die er im wachen Zustande nur mit gewaltigen Verrichtungen erklimmen kann, oder ein Handwerksmann, der mit technischer Uebung und aus Gewohnheit solange fortarbeitet, bis er, seiner Beschäftigung ganz uneingedenk, sich in nüchternen Zerstreuungen erholt.

Nicht jeder Moment wird geeignet sein, das wirklich Bestehende in seiner inneren Wirklichkeit, d. h. Wahrheit zu durchschauen, sowie nicht jedes Beliebige Vorwurf höchster Kunstabsichten sein kann. Es wird also auch hier noch ein besonderer Moment der Weihe künstlerischer Anschauung, des glücklichen, genialen Findens konstituiren. Nach dieser Intuition aber wird das in die Gesetze der Wirklichkeit eingedrungene, freie Selbstbewußtsein, das diese als seine eigene Wahrheit erkennen gelernt hat, mit der Vertiefung der Liebe jede Einzelheit des Gegenstandes zu durchgeistigen und auf's Individuellste auszuführen suchen.

Der Künstler gehört also jetzt nicht mehr im Augenblicke des Schaffens, wie man früher glaubte und sagte, einer anderen Welt an; sondern diese Welt, in der er sich allstündlich bewegt, und die er sich durch stetes bewußtes Vertiefen in ihren Inhalt angeeignet hat, gehört dann ihm an, er fühlt sich dann im vollen, ungeschmälerten Besitz derselben. Nicht mehr erobert er sich in stürmischem Fluge der Phantasie ein überirdisches Gebiet und überirdische Gestalten; denn sein Schaffen ist nicht mehr eine willkürliche oder zufällige Steigerung seiner Geisteskräfte zu übernatürlichen Illusionen. Es ist vielmehr das innigste Versetzen der Phantasie in ihren Gegenstand und das liebevollste Entfalten seines innersten Wesens, dessen sich der Künstler als seines eigenen Wesens Kern mit tiefstem Selbstbewußtsein bemächtigt hat. So nur durchdringen

ſich die Nothwendigkeit des Gedankens und die ſcheinbare Willkür der gewöhnlichen Erſcheinung zu der wahren Freiheit der in ihrem allgemeinen weſentlichen Gehalte erſcheinenden Individualität. Die Poeſie hört auf, eine ſchöne Lüge zu ſein, ſie iſt die Wahrheit ſelbſt in ihrer eigenſten Schönheit, nämlich als Wirklichkeit.

Die heutige Kunſt beſchränkt ſich nicht mehr auf Darſtellungen einzelner, vermeintlich ihrer Abſichten allein würdiger und ihren Grenzen angemeſſener Erſcheinungen der Wirklichkeit. Der geſammte Weltinhalt iſt vielmehr auch der ihrige, inſofern ſich geiſtiger Gehalt, Leben an ihm kund gibt, und zwar nicht blos unmittelbares, ſondern auch mittelbares, durch ſeine Beziehung auf den menſchlichen oder allgemeinen Geiſt überhaupt. — So hatte die landſchaftliche Natur für die Alten keinen Werth, und ſie brachten einzelne Gegenſtände aus derſelben nur in unvermeidlichen Fällen in ihren Darſtellungen an, weil ſie keine beſondere Beziehung zu ſich, zu dem Menſchlichen darin fanden. In den früheſten altdeutſchen Gedichten wird ihrer kaum erwähnt, und dann nur durch trockene Benennung der Dinge. In den ſpäteren altdeutſchen Gedichten, ſowie in altdeutſchen und italieniſchen Gemälden dient ſie faſt nur als Rahmen, als unentbehrlicher Hintergrund, und erſcheint auch dann als bloße Nachahmung mit allen ihren Zufälligkeiten. Erſt das Prinzip der niederländiſchen Kunſt bildete ſie als ſelbſtſtändiges

Genre aus. Später verbreitete ſich die Landſchaftsmalerei zwar immer mehr, verlor aber ſelbſt die gemeine Wahrheit dadurch, daß man ſie entweder nach ganz willkürlichen Geſchmacksregeln behandelte und ſich Abänderungen erlaubte, oder indem ſie der Einzelne blos zum Träger ſeiner Gefühle machte. Jetzt iſt ſie, wie Carus ſie nennt, eine „Erdleben-Bildkunſt"; der Geiſt einer Gegend ſoll zur Anſchauung gebracht werden. Daher ſoll nicht alles und jedes Zufällige einer wirklichen Landſchaft nachgepinſelt werden; jedenfalls aber alles das Individuelle, was den beſtimmten Geiſt dieſer Landſchaft charakteriſirt. Denn nur durch die Darſtellung des Individuellen wird ein Gegenſtand aus dem vaguen Element des Allgemeinen, ins leere Unendliche Verſchwimmenden, zur Beſtimmtheit emporgehoben, zu dieſem für ſich beſtehenden und geltenden gemacht; aber das Individuelle daran darf nichts willkürlich für ſich Beſtehendes, ſondern es muß charakteriſtiſch für den Geiſt des Ganzen ſein. Alles muß Leben an einem Gegenſtande ſein, nicht willkürliche, todte Form.

Das Charakteriſtiſche alſo, welches die Erſcheinung der Individualität bedingt und doch zugleich den allgemeingültigen Gehalt derſelben heraushebt, weil es das geiſtig Bedeutende iſt, iſt das Hauptbeſtreben heutiger Kunſt und das Hauptunterſchiedsmerkmal derſelben von der frühern. So können ſelbſt die werthloſeſten Geſtände zu Zeichen des innern Lebens eines dargeſtellten Gegenſtandes dienen. Wenn

in einem Stiche von Holbein unter dem Bette des seine Söhne segnenden Jacob, ohne daß sonst etwas von Hausrath im Zimmer zu erblicken ist, ein Paar Pantoffeln sichtbar sind, so hat das für den Geist des Ganzen gar keine Bedeutung. Im Bilde des kranken Rathsherrn von Hildebrand hat dagegen das untergeordneste Beiwerk, ja bis auf den Staub, der darauf liegt, die tiefste, mit dem größten künstlerischen Bewußtsein dargestellte Bedeutung für das Ganze. Denn wenn es sich auch nicht streng unmittelbar auf die vorgehende Handlung bezieht, so erklärt es doch die Totalität der Situation. Es stellt das dar, was durch die Handlung allein nicht gegeben werden konnte, nämlich die Vergangenheit der Hauptperson; es ist das Prisma, wodurch wir die Daseinsnüancen, die Geschichte ihres innern wie äußern Lebens erblicken.

So in der Poesie. Die Lyrik selbst ist nicht mehr jene ideale Ueberschwänglichkeit des Gefühls, das sich in möglichst schwunghaftem Ausdrucke kund gibt, oder ein beliebiger Gedanke, den man durch eine kontrapunktistisch richtige Form zum poetischen macht; oder endlich jene Zuspitzung eines Gedankens oder einer Empfindung, der man durch eine überraschende Schlußwendung unerwartetes Interesse verleiht. Der ihr zu Grunde liegende Gedanke darf nicht mehr ein über die allgemeinen Intressen des Lebens hinausgehender, keine Fiktion, keine Begeisterung für ein Ueberwirkliches, kein leerer Ausdruck der Sehnsucht darnach sein. Er

muß vielmehr, wie in aller übrigen Poesie ein Lebensgedanke sein, der das wirkliche Leben in seiner Tiefe erfaßt, nicht durch Kampf, Lehre oder Beweis, sondern durch Darstellung. Das Ueberirdische legt sich nur, wie das Licht der Sonne, als eine prachtvolle, glanzhelle, aber doch eintönige Oberfläche über die Gegenstände, insofern es nicht von diesen gebrochen und dadurch modifizirt wird; es ist gleichsam ein Guß darüber, der sie von außen verschönert, ohne die Einzelnheiten daran zu vermehren oder zu vermindern. Der Geist aber, der der Wirklichkeit inwohnt und aus der Tiefe herauf nach der Oberfläche dringt, kann dies nicht thun, ohne wirkliche Zeichen seines Daseins, ohne Veränderungen auf derselben hervorzubringen, ohne sich auf das Mannigfaltigste zu gliedern, körperlich zu offenbaren. Die Tiefe des Geistes besteht in seiner Sonderung. Welche Welt feingetheilter Gefühle und Gedanken haben wir gegen die Früheren, gegen die Alten! Wie reich individualisirt muß also ein Lebensgedanke erscheinen, soll alle seine Innerlichkeit offenbar, körperlich werden! Der Ausdruck der Gefühle in der Sprache reicht für den jetzigen Reichthum jenen nicht aus. Wie wir daher in der Unterhaltung oft mehr und Bezeichnenderes durch unwillkürliche oder willkürliche Geberden ausdrücken, indem wir dadurch den Bezug auf oder zu Etwas andeuten, Den wir durch Worte nicht auszudrücken vermögen: so auch in der jetzigen lyrischen Poesie. Der Geist greift zu allen Mit-

teln, um ſich zu entfalten, um ſeine ganze Innerlichkeit kund zu thun, ſich verſtändlich zu machen. Er läßt ſich nicht mehr wie früher in beſtimmte, nur dieſem Zwecke entſprechende Schranken, in beſondere Gattungen und Kategorien und dieſen allein ſtreng entſprechende Ausdrucksweiſen und Formen bannen; er zieht vielmehr Alles an ſich, was ihn offenbaren hilft: denn inſofern es ſich ſtreng auf ihn bezieht, iſt es ja das Seine, gehört es zum Ausdruck ſeiner Wahrheit. Mehr durch ſeine Beziehungen auf die ihn umgebende Welt als durch das direkte Wort drückt ſich der gegenwärtig ſo reich ausgebildete Geiſt aus. Darum iſt alle neuere Poeſie, alſo auch ſelbſt die Lyrik, anſchaulicher, plaſtiſcher Natur. Charakteriſtiſch durch und durch, ſtellt ſie in der mannichfaltigſten Gliederung, durch die reichſte Individualiſation, durch das lebendigſte, zarteſte Ineinanderſpiel der Bezüge wie des Colorits ſich darſtellen. Gut! — erwidert man; das gibt aber blos das Charakteriſtiſche, das Bedeutende. Was vereint aber dabei die vorkommenden Widerſprüche, die Kontraſte, wie ſie uns die Wirklichkeit bietet, wo ſie nur greller nebeneinander ſtehn? — Die Idee einerſeits und das künſtleriſche Bewußtſein in der Ausführung andrerſeits. Iſt die Idee einfach und lebenskräftig, ſo wird ſie Alles ausſchließen, was ſich nicht ſtreng, d. h. bedeutungsvoll auf ihre Einheit bezieht, alſo alles Ueberflüßige, allzu Individuelle, Zufällige. Daß ſie aber lebensvoll als Leben und nicht blos als Be-

danke hervortritt, dafür muß die Ausbildung eines feinen, künſtleriſchen Gefühls ſorgen. Die einzelnen charakteriſchen Merkmale dürfen nur nicht hart, blos vom Verſtande angeordnet, neben einandergeſtellt, ſondern vom Gefühl durch die leiſeſten Uebergänge in einandergeſchmolzen werden: ſo wird das Kunſtwerk ſchon jene lebensvolle Einheit im Totaleindrucke gewähren, welche wir Schönheit nennen. So erſcheint in einem guten Portrait, flüchtig geſehen, nur die allgemeine Farbe des Fleiſches, während der nähere Anblick tauſend Nüancirungen aller Farbentöne darin entdeckt. Namentlich iſt es Sache des künſtleriſchen Verſtandes, im Verein mit dem Alles mit einander lebendig verbindenden Gefühle, dies charakteriſtiſche Beiwerk nach ſeiner Wichtigkeit für den Hauptgegenſtand oder den Haupteindruck ſo abgeſtuft darzuſtellen, daß dadurch die Wirkung des Weſentlichſten nicht beeinträchtigt wird. Dann wird das Werk, trotz der ſorgfältigſten Ausführung im Einzelnen, den Eindruck eines Kunſtwerks nicht verfehlen, und vermöge jener doch in der Wahrheit des Lebens erſcheinen. Denn es ſollen ſich im Kunſtwerke Idee und Ausführung einander ſo durchdringen und dadurch aufheben, daß weder jene noch dieſe äußerlich hervortritt, weder jene als Abſichtlichkeit, noch dieſe als Zufälligkeit in die Augen ſpringt.

Der heutige Standpunkt der Idee alſo, wie ſie als das Centrum des Lebens ſelber betrachtet wird, bedingt das Prinzip der heutigen Kunſtdarſtellung, welche dahin ſtre-

den ſoll: die innere Wahrheit des Lebens zur vollgültigſten Erſcheinung zu bringen. Das iſt aber der höchſte, weil der wahrſte Schein der Wirklichkeit, nach welchem von jeher alle Kunſt rang — eben, um geiſtig ſinnlich zu wirken. Früher war das nur ein imaginärer Schein, eine Täuſchung, alſo ein Schein des wahren Scheins. Was jene auch und wie ſie es von der Wirklichkeit entlehnte: immer bediente ſie ſich des Entliehenen nur ſymboliſch zur Hindeutung auf einen willkürlich geſchaffenen höheren, unwirklichen Zuſtand, den ſie nach eigenmächtigen Geſetzen konſtruirte. Die jetzige Kunſt aber iſt der Ausdruck des vollſten, vom eignen innern Geiſte durchwirkteſten Lebens ſelber, und wirkt daher als ſolches in ſeiner die eigene Wahrheit herausſtellenden Verklärung.

Aber wo bleibt denn die Architektonik, die künſtleriſch weiſe Anordnung in der Kompoſition, die regelrechte Gruppirung? u. ſ. w., hört man die akademiſchen Kontrapunktiſten fragen, welche die ſeit den Carracci's auskalkulirten Kompoſitionsregeln an den Fingern herzählen und nicht begreifen können, daß ſich ein Kunſtſtil mit der veränderten Weltanſchauung auch nothwendig ändern müſſe. Was waren denn, läßt ſich dagegen fragen, für Regeln im Beginn einer jeden denkwürdigen Kunſtepoche, ehe eure größten Meiſter die Werke ſchufen, von denen ihr eure Theorie abgeſchöpft und die techniſchen Regeln abgezogen habt, die ihr jetzt als ein unſterbliches Erbtheil fortzupflanzt wiſſen

wollt? Bildete ſich nicht allmählig dieſe Kunſtgeſtaltung aus dieſer beſtimmten zeitgemäßen Weltanſchauung heraus? Ja, weichen nicht ſelbſt jene Kunſtregeln in den verſchiedenen Künſten nach der verſchiedenen Natur des Stoffes, worin der Künſtler arbeitet, ab, ſo daß ſich nur ſehr wenige Grundregeln auf alle Gattungen der Kunſt zugleich anwenden laſſen? Wenn hier alſo der Stoff ſchon eine Modifikation jener Kunſtregeln begründet, wie vielmehr ſollte dies nicht eine Wendung der Idee, von der doch alle wahre Kunſtdarſtellung abhängt, ſonſt iſt dieſe nur Handwerk. Aber — vergangene Kataſtrophen der Idee des weltgeſchichtlichen Lebens kennt jetzt freilich jeder Schulknabe, und nur daß wir gegenwärtig auf einer neuen ſtehen, läugnen wir und ſehen die unter unſern Händen vergehende Umwandlung daher blos für Verderbniß an.

Früher wurde die Darſtellung der Idee eines Kunſtwerks, weil es eine eigne Welt für ſich ausmachte und allein von dem beſtimmenden Geiſte des Künſtlers abhing, von dem künſtleriſchen Verſtande architektoniſch angeordnet und begrenzt. Jetzt kommt es darauf an, welche Idee der Künſtler zu ſeinem Vorwurfe macht; dann gliedert ſie ſich in ſeiner Anſchauung lebendig aus ſich ſelbſt und begrenzt ſich ſo auch ſelbſt. Denn ſind alle Theile derſelben nach den obigen Anforderungen, vermittelſt einer richtigen, natürlich entwickelnden Anſchauung in die gehörigen Verhältniſſe zu einander getreten — ſo hat ſich das Kunſtwerk nach ſei-

nem eigenen Geſetz, d. h. mit Freiheit entwickelt und begrenzt. Die nothwendige Conſequenz aber ſolcher ſich mit Freiheit in der Wirklichkeit entwickelnden Idee iſt: die Schönheit.

Aus dem Geſagten ergibt ſich auch, daß fernerhin nicht mehr ein Gegenſtand blos um eines äſthetiſchen Motivs willen willkürlich behandelt, ja daß überhaupt die Durchführung eines Gedankens nach allen möglichen Stimmungen und rhytmiſchen oder kontrapunktiſtiſchen Figuren der Phantaſie, blos um die Virtuoſität darin zu bewähren, nicht mehr ſtatt finden darf. Dieſe Beſtimmungen eines Gegenſtandes nach Situationsabſichten, nach den allmälig feſtgeſtellten Regeln des Kontrapoſtes, dieſe Variationen eines Grundthema's in allen nur erſinnlichen techniſchen Wendungen, dieſe Kapricen einer eingeſchulten Phantaſie waren recht eigentlich der praktiſche Beleg zu der Theorie Kants, welcher das Prinzip der Kunſt in den Spieltrieb ſetzte. Dieſer Anſicht gemäß konnte freilich die Kunſt ihre eignen künſtlichen Touren, Promenaden, Pirouetten und Entrechats machen, welche in nur loſem Zuſammenhange mit dem Hauptgedanken ſtanden. So gab es viele, beſonders italieniſche Opern, die faſt nur um der Bravour-Arien, worin der und der Soloſänger vorzüglich exelliren konnte, komponirt ſcheinen, und bei denen die Worte des Textes eben ſo gut den entgegengeſetzten Sinn beſagen könnten, wenn ſie nur Behufs der Unterlage für die Kompoſition dieſelbe rhytmiſche Form hätten. Hier war der Ge-

danke zur Magd der Form geworden; man wählte diesen Gedanken, um diese formelle Fertigkeit mechanisch daran zu exekutiren.

Dies nun ist das Kreuz der nur noch rückwärtssehenden Künstler, Kunstkenner und Kunstliebhaber, daß dieser formelle Idealismus in der Wahrheit der Natur unterzugehen scheint; dies der wahre Grund aller der im Eingang erwähnten Klagen derselben: daß sich eine große Verwirrung, eine gewaltige Verderbniß in das Gebiet der Kunst einschleiche. War es aber zu andern Zeiten unter ähnlicher Bewandtniß etwa weniger der Fall? Wie wütheten die Picciniſten gegen Gluck als einen Verderber des Geschmacks, dem die Entwickelung der deutschen Musik doch soviel zu verdanken hat! Wie eiferten die Anhänger der französischen Dramatik gegen die Anerkennung und den Einfluß Shakespeare's! u. s. w. —

Hier kann nicht die Rede davon sein, ob die vorliegenden Werke der neuesten Kunst den Meisterwerken der älteren überhaupt der Höhe der Darstellung nach vorzuziehen seien. Eine solche Behauptung wäre eine anmaßliche Thorheit; denn die neuere Kunst steht noch auf den untersten Entwicklungsstufen ihres Prinzips, und es herrscht darum noch viel Irrthum und Verwirrung in der Anwendung und über die erfolgreichste Verwirklichung desselben. Hier ist nur die Rede von der Anerkennung des Prinzips selbst, welches als ein offenbarer Fortschritt erkannt werden muß,

on darum, weil es den bisher immer noch beſtehenden, ob-
on als weſentlich oft geleugneten Unterſchied zwi-
en Wahrheit und Schönheit aufhebt.

Was jetzt nothwendig noch allzuſehr als Genre-Dar-
llung erſcheint, weil es gegen alle frühere Kunſtleiſtun-
n noch zu entſchieden die in den höheren Branchen der
unſt bisher ungewohnte Phyſiognomie der Wirklichkeit an
trägt, wird ſich allmälig zu immer reinerer und höhe-
Geſtaltung entwickeln. Die Kunſt wird alle früheren
unſtanforderungen enthalten, wie ja jeder Fortſchritt das
on Beſtehende in ſich begreift und nur ein Mehr, ein Voll-
mmeneres iſt, das in ſeiner höheren Entwickelung mehr
ensgehalt und Lebensthätigkeit erblicken läßt. Dadurch
heinen zwar die untergeordneteren ſymmetriſchen Verhält-
ſſe aufgehoben; aber ſie ſcheinen es auch nur, weil ſie
in größerer Bewegung unter einander darſtellen. Es
rden ſich bei immer reinerer und einfacherer Faſſung und
ſtaltung der Idee jene als ſchön geprieſenen Proportionen,
wol in individuelleren Beziehungen als bisher, dem das
inzip immer mehr begreifenden und in daſſelbe hineinwach-
den Blicke von ſelbſt wieder herausſtellen; der künſt-
iſche Geiſt aber wird ſich in der Aufgebung jenes früheren,
ſtiſchen Prinzips glücklich fühlen, indem er erſt in dem
nklange des für ſchön und wahr Gehaltenen mit dem als
klich beſtehenden Schönen und Wahren die wahre Frei-
t und Sättigung ſeines Schaffens erlangt.

Druckfehler.

S. XIII Z. 14 v. O. Nicht aber als Philoſophen zu Philoſophen für: Nicht aber als Philoſophen zu Philoſopen.
S. 9 Z. 10 v. O. erhoben für: erhob.
„ 48 „ 2 v. O. teiſeſten für: eiſeſten.
„ 68 „ 2 v. O. ſei'nd für: ſei'd.
„ 70 „ 15 v. U. Vorhang für: Vorhand.
„ 101 „ 1 v. O. Erden für: Erde.
„ 146 „ 7 v. O. Zahl für: Zah.
„ 161 „ 1 v. U. Strecht für: Streckt.
„ 164 „ 10 v. O. Licht für: Lich.
„ 172 „ 7 v. U. ſoweit für: ſomit.
„ 174 „ 10 v. O. handeln für: handel.
„ 196 „ 5 v. U. verklärt für: erklärt.
„ 245 „ 8 v. O. ſo wie für: wie ſo.
„ 245 „ 4 v. U. Endlichen für: Erdlichen.
„ 251 „ 13 v. U. ihm für: ihnen.

Jahreszeiten.

Eine

Vierteljahrschrift,

der

Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen

gewidmet.

Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller

herausgegeben

von

Oswald Marbach.

Sommer, 1839.

Leipzig,
J. C. Hinrichsche Buchhandlung.
1839.

Inhalt.

Sängerliebe. Von Oswald Marbach . Seite 1
Der Schatzgräber. Novelle von Friedrich von Heyden . . . . . „ 25
Das Meeresleuchten. Von August Kopisch . . . . . „ 120
Die Sanddünen. Von Friedrich Rückert. „ 121
Konstanze. Ein Charakterbild von Karl Eitner . . . . . „ 123
Macht der Liebe. Dramatisches Gedicht von Oswald Marbach . . . . . „ 187
Goethe und Tieck. Von Richard Mörning . . . . . „ 212

Sängerliebe.

von

Oswald Marbach.

Entflohn der Hauptſtadt teufliſchem Gedränge
Iſt William Shakſpeare. Noch in ſeiner Bruſt
Ruhn alle faſt die ewigen Geſänge,
Die jetzt bezaubern uns in Weh und Luſt,
Wirr tönen in ihm unbeſtimmte Klänge
Erlöſung fordernd aus des Buſens Duft.
Wohl drängend Leben mag die Bruſt durchwallen,
Die ein umſchloß ſo rieſige Geſtalten.

Er ſelber noch vermag nicht zu erklären,
Was in ihm wogt, ein aufgeſtürmtes Meer.
Des Percy edler Zorn, Ophelias Zähren,
Des Juden Haß und Falſtaffs luſtige Leer,
Prinz Hamlets Schwermuth, Heinrichs weiſe Lehren,
Ja eine Welt von Geiſtern groß und hehr
Wogt in ihm, will ihm faſt das Herz zerſprengen,
Um ſich ans Licht hervor aus ihm zu drängen.

So irrt der junge Sänger und die Stille
Von Windsors Waldung sucht er um zu lauschen
Auf seines Busens ahnungsreiche Fülle.
Er sieht vor seinem Aug vorüber rauschen
Die Schattenbilder, doch vermag sein Wille
Sie nicht zu fesseln, Form um Form sie tauschen.
Sein Auge flammt und seine Wange glüht,
Wenn, was er faßt, ihm wiederum entflieht.

Wer nüchternen Verstandes ihn erblickt,
Der mag Begeistrung wohl für Wahnsinn halten,
Wenn er jetzt vorwärts eilt, jetzt unverrückt
An einer Eiche lehnt, — in tiefe Falten
Legt sich die Stirn, — das Auge strahlt verzückt
Jetzt aufwärts, um gleich wieder zu erkalten, —
Er seufzt — scheint gierig Luft in sich zu trinken,
Er streckt die Arm' empor — läßt matt sie sinken.

„Vergebens, ruft er aus, weh mir, vergebens! —
„Was will ich — wüßt ichs, und es wär geschehn.
„Entrissen ist der schönste Schmuck des Lebens,
„Ich fühls, ich kann nicht, — ich muß untergehn! —
„Und doch — frisch auf! — es muß! — Der Preis des Strebens
„Er ist so schön, — ich muß — ich will ihn sehn.
„Es wird sich Alles sichten und gestalten,
„Sehnsüchtig eil ich nach es festzuhalten!"

So, bald verzweifelnd, muthentflammt dann wieder,
Jetzt tief bekümmert, jetzt zum Gott entzückt;
Eilt fort der Sänger, ahnend ewge Lieder.
Nicht irdsche Speis' und Trank hat ihn erquickt,
Ob schon zum Abend sank die Sonne nieder.
Es ist ein ewig Ziel, nach dem er blickt,
Sein Fuß irrt ohne Ziel. Müd ist er nun.
Er sucht nach einem Platz, um auszuruhn.

Schon freier ward der Blick, die Waldung lichter,
Es wechselt Busch mit üppger Waldung Grün.
Windsors Pallast! Sieh, durch die Zweige bricht er
Hellstrahlend in der Abendsonne Glühn.
In einer Rosenlaube sinkt der Dichter
Auf eine Rasenbank, gar lieblich blühn
Der Liebe Blumen über ihm, und nieder
Schwebt sanfte Ruh auf seine müden Glieder. — —

Nur wenig Monden waren erst verflossen,
Seit William Shakspeare in der Weltstadt weilte,
Der aus der Hütte, welcher er entsprossen,
Hin vor sein Volk zu treten sich beeilte,
Verkündend eine Welt, die sich ergossen
Aus seiner Brust, als Liebesweh sie theilte.
Aus seines Herzens Wunden war entblüht
Von Romeo das süße Liebeslied.

Das Beste, was begeistert dar wir reichen,
Empfängt die Mitwelt ungerührt und kalt.
Sie meint, es gäbe Vieles seines Gleichen;
Zu glücklich sind wir, wenn sie laut nicht schalt,
Den Stümper pries als Meister, dem zu gleichen.
Erschreckt, erkaltet, fliehen wir alsbald
Und lassen ruhn für immer die Gesänge,
Wenn nicht ein Gott zu singen doch uns zwänge.

Romeo, Julia, — o Meer von Liebe —
Ist möglich, daß von solchem Lied berührt
Ein einzig Menschenherz gefühllos bliebe,
Von solchem Liebesleide ungerührt
Ein Kritiker sein kaltes Urtheil schriebe,
Den Kranz versagt' dem Sänger, dem er gebührt?
Und dennoch wars geschehn, Shakspeare erfuhr: —
Vorüber ging Romeo ohne Spur.

Der Dichter zweifelt an sich selbst, die Menge
Gefühllos wie sie ist, ist ihm verhaßt.
Er ringet mit sich selbst; will die Gesänge,
Die neu sich in ihm regen ohne Rast,
Gewaltsam unterdrücken, doch die Enge
Des Busens muß befrein sich von der Last.
So treibt es ihn umher in bangem Schwanken,
Bis ihm ermüdet hin die Glieder sanken. —

Er schlummert tief. Und süße Traumgestalten
Umgaukeln ihn, er sucht sie zu ereilen,
Doch schnell entfliehen sie, will er fest sie halten.
Jetzt hüllt ihn Nacht ein — aber plötzlich theilen
Die Nebel sich — er scheint in einem kalten
Und schaurig feuchten Grabgewölb zu weilen.
Denksteine stehn um ihn mit Sarkophage,
Und goldne Inschrift sagt die Todtenklage.

Da sieh! auf einem schwarzen Todtenschrein
Steht einfach nur die Inschrift: Julia.
Ein kalter Schauer rinnt durch sein Gebein.
Ich bin Romeo, denkt er, und bin da,
Aus dunklen Grabes Schooß sie zu befrein:
„Auf süßes Weib, die Rettung ist dir nah!"
Er lispelt leise, nahet bang dem Sarg,
Hebt auf den Deckel, schaut was er verbarg.

Sie ist's — o Julia — doch starr und bleich.
Er beugt sich über sie, kein Athem weht —
„Weh mir, ich finde dich im Todtenreich,
„Du holde Blume, die zu früh vergeht.
„Nein, nein, du lebst, du wachst — Täuschung entweich! —
„Erwache süßes Weib, dein Gatte fleht!"
Er neigt sein Haupt zu ihrem Mund, mit Beben
Haucht er sie an, um neu sie zu beleben.

Und sieh! — Sie öffnet ihre süßen Augen
Und schaut ihm lange stumm ins Angesicht,
Aus seinen Augen scheint sie einzusaugen
Des neuen Lebens hold erwachend Licht.
Da schweigen beide — keine Worte taugen,
Zu künden was jetzt Aug zum Auge spricht.
Sie ruhen still athmend, süß trunken,
In seinen Himmel jeder Blick versunken. —

Geheimnißvolles Mädchen, Menschenauge:
Verschlossen ruhet in dir eine Welt,
Die jedesmal sich erschließet, daß Liebe lange
Das überirdische Licht, das sie erhellt.
Du heiligstes Heiligthum bist du, o Auge,
Die Ewigkeit ist in die jene Welt.
Das heiligste Schönheit schaut der Geist entzückt,
Wenn liebetrunken Aug in Auge blickt. —

William erhebt sich, reichet ihr die Hand,
An der sie langsam leicht empor sich hebt.
Er sinket in die Knie und ihr Gewand
Drückt schweigend er an seinen Mund und bebt.
Weiß wie ein Engel, den ein Gott entsandt,
Er hebt und leicht die Jungfrau vor ihm schwebt.
Ein Kranz von Lilien und von weißen Rosen
Schmückt sich um ihre Stirn mit sanftem Kosen.

Sie hebt ihn ab den Kranz, der sie geschmückt,
Doch siehe — wie sie ihn der Stirne raubt
Und hält, und auf ihn hin der Sänger blickt,
Erscheint mit grünen Blättern er belaubt.
Ein Lorbeer ist's, sie küßt ihn und sie drückt
Ihn, leise: „William" lispelnd, ihm aufs Haupt.
Er schaudert in Entzücken — seinen Sinnen
Scheint Julia in Duft sanft zu zerrinnen.

Besinnung kehrt zurück, er will ihr nach,
Sehnsüchtig halten liebender Gewalt,
Er springt empor — er träumt nicht — er ist wach,
Und dennoch schwebt noch vor ihm die Gestalt,
Doch fern, schon fern, er eilt — aber ach,
Verschwunden ist sie, und vergebens schallt
Von seinen Lippen schmeichelnd: „Julia
„O weile, sieh, dein Romeo ist da!"

Doch jetzt besinnt er sich und ruft: „O Thor
„Thor, der ich wach mit Träumen mich betrügt! —
„Es war ein schöner Traum, den ich verlor,
„Und ach — mir war so deutlich noch, als biegt
„Sie dort in jenen Gang, es kommt mir vor,
„Als ob mein Haupt den Lorbeer jetzt noch trägt."
Er reibt die Stirn sich zu besinnen ganz,
Und seine Hand — berührt den Lorbeerkranz.

Wie wenn es Feuer wär', fährt er zurück,
Und rühret wieder hin, und zuckt — und faßt —
Und reißt herab den Kranz, — starr ruht sein Blick,
Verklärt auf ihm — sein Antlitz ist erblaßt —
Er faßt es nicht das überirdische Glück —
In seiner Hand liegt centnerschwere Last,
So taumelt er zur Bank zurück, sinkt nieder
Hält fest verschlossen beide Augenlider. — —

Schon sank, ein liebeheißer Bräutigam,
Apollo an des Weltmeers Wogenbrust,
Das glühend ihn in seine Arme nahm
Und hoch aufbebt in süßer Liebeslust.
Die Wolken röthen sich in keuscher Scham,
Die Erd umhüllt geheimnißvoller Duft.
Sanft flüstern durch das Laub die kühlen Lüfte
Und führen mit sich balsamreiche Düfte.

Sehnsüchtig schaut des Mondes bleich Gesicht
Hin auf die Erde in dem Blumenkleid,
Er küßt Wald und Thal mit sanftem Licht,
Als klag er ihr sein ewig Liebesleid.
Die Erde schlummert und erhört ihn nicht,
Die einsam' Nachtigall ihm Stimme leiht —
Aus ihres Busens ahnungsreicher Fülle
Schallt hell ihr schmachtend Lied hin durch die Stille.

Da horch — vom fern Gemäuer leichtes Rauschen —
Es naht mit schwebend leisem Schritt, —
Jetzt zögert es — bleibt stehn — und scheint zu lauschen,
Bis schon aus dem Gebüsch die Jungfrau tritt.
Das Haupt, die Brust vom Flor in weißen Bauschen
Umhüllt — der Busen hebt, der Schleier mit.
Hin nach dem Sänger lauscht sie und im Glanz
Des Mondes sieht sie ihn und seinen Kranz.

Und näher schwebt sie leise, athemlos,
Es schlägt ihr Herz — lauter als Philomele,
Zurück legt sie den Schleier, mächtig, groß
Erglänzt aus ihrem Auge ihre Seele,
Und tiefes Roth ihr Antlitz übergoß,
Daß es des Busens Gluthen nicht verhehle.
Es kündet Adel, Hoheit ihre Haltung
Und Majestät der Ruh' und edlen Gestaltung.

So stand Diana einst vor ihrem Schläfer,
Herabgestiegen von dem Silberthron;
So stand sie lauschend vor dem holden Schläfer,
Vor dir, glückseliger Endymion.
Wohin auch Amor zielte, nimmer traf er
Ein edler reiner Herz — er traf es schon:
Die große jungfräuliche Königin
Neigt liebend sich zum schönen Jüngling hin!

Wie leise durch die Blumen Zephyr rauscht,
Daß Blatt an Blatt mit sanftem Flüstern schlägt, —
Wie sich auf ruhigem See die Welle bauscht, —
Wie sich ein banges Herz im Busen regt.
So flüstert sie jetzt: „William" — und dann lauscht
Sie zitternd hin, ob sich sein Aug bewegt.
Noch einmal haucht sie: „William" — siehe da,
Er flüstert liebeschmachtend: „„Julia!""

Er schlägt nicht auf die Augen, aber sehnend
Hebt er den Arm empor, streckt aus die Hand,
Und langsam Haupt und Arm zurücke lehnend,
Berühren seine Finger ihr Gewand;
Doch immer noch in süßem Traume sich wähnend,
Zieht er zu sich, die einmal schon entschwand:
„O eile, eile, holdes, süßes Leben!"
So flüstert er und seine Pulse beben.

„„Erwache William!"" — Und er sieht und spricht:
„Du bist es, Julia, — wach ich, ist's ein Traum?
„Ich halte dich — ich seh dein Angesicht —
„Geliebtes Weib — vorüber Zeit und Raum —
„Ich halte dich, und du entschwindest nicht —
„Die Wirklichkeit blüht an der Dichtung Baum!
„O rede, rede, sag ob ich gestorben
„Und dich und einen Himmel mir erworben?"

„„Nimm nur für einen Traum, was du erblickst,
„„Für eine Schöpfung deiner Phantasie:
„„Daß nicht, wenn du's in Zeit und Raum entrückst
„„Es fort von dir als leere Täuschung flieh.
„„Wie du mit deiner Dichtung mich entzückst,
„„So meine Seele in dich, William, zieh:
„„Und Eins im Andern soll herniederschweben
„„Laß uns beglückt in süßem Traume leben!““ —

„Mit meinem Liebe hab ich dich bezwungen,
„Du sagst es selbst — o süßer Siegespreis,
„So hab ich denn gesiegt, so ihm gesungen,
„So trag ich würdig dieses Lorbeerreis!
„Sieh, Wirklichkeit ist was ich hier errungen!
„Ich bin ein Dichter! selig, daß ich's weiß!
„Das Wirkliche, das Phantasie ersonnen,
„Ich habe es beschworen und gewonnen!“

Er schlingt den Arm um ihren Leib und zieht
Sie an sein Herz, sein Auge voll Verlangen
Auf ihrem Antlitz, das in Liebe glüht.
Sie fühlt die warmen Lüfte ihn umfangen,
Entgegen ihm des Mundes Blume blüht,
Es klopft ihr Herz in ungestümen Schlägen.
Erst schaut er lang und tief in ihre Augen,
Bis innig Lippen sich an Lippen hangen. —

Vorüber rauscht am Sterblichen die Zeit,
Doch trägt in ihrem Strome sie Augenblicke,
Die dehnen sich zu einer Ewigkeit
Dem, der sie faßt mit glücklichem Geschicke.
Die Liebe ist es, die sie uns verleiht,
Die zwischen Erd und Himmel ist die Brücke.
O süße Liebe, ja du bist das Band,
Das Menschengeist dem göttlichen verwandt.

Zwei Geister sinds, die sich zusammenfügen
In wahrer reiner Liebe erstem Kuß,
[illegible] an Lippen liegen,
Es ist kein [illegible] irdischer Genuß.
Es wird sich ewig [illegible] an [illegible] schmiegen,
Die sich erkannt in solchem Weihegruß.
Einst wenn der Geist wird seine [illegible] fühlen,
Dann wird dem Lichte die Verklärung [illegible] müssen.

Unsterblichkeit —, die höchste der Gedanken,
Ich fühle dich, ich habe dich gefunden,
Und halte fest an dir mit tausend Ranken,
Als ich sie küßte, hab ich dich empfunden,
Sie, die mein ist, ob auch die Welten wanken,
Nicht trennen kann der Tod, nein nur verwunden.
Ob auch dem Sterblichen entrauscht die Zeit,
Er findet in ihr Lieb und Ewigkeit. —

Auf ihrem Zweig ein jubelnd Lied jetzt ſingt
Die Nachtigall; — von Liebe weht Geflüſter
Durch Baumeswipfel; — da noch einmal ſinkt
Die Jungfrau an ſein Herz, noch einmal küßt er
Die Holde, die ſich ſeinem Arm entringt:
„Leb wohl, William!“ — „„Du eilſt!“ klagt er düſter. —
„Ich muß, William, o dürft ich bei dir weilen —
„Doch ich muß fort — leb wohl — die Stunden eilen!“

„„Noch nicht! ruft er, willſt du für immer ſcheiden?
„„Sprich, iſt beendet ſchon der ſüße Traum? —
„„Wie lange ſoll ich ſehnſuchtvoll dich meiden,
„„Bis dieſes Glück, das ich begriffen kaum,
„„Beſinnungvoller wiederkehrt uns beiden?
„„Unmöglich, daß zerfließt ein leerer Schaum,
„„Was ich empfind als ſelge Wirklichkeit:
„„Daß du mich liebſt wahr wie die Ewigkeit!““

„Wohl lieb ich dich! doch William, ach es waltet
„Ein ſchwer Geheimniß zwiſchen dir und mir,
„Wird es von dir mit dreiſter Hand entfaltet,
„So raubt es mich für dieſe Welt von dir.
„Ob auch mein Herz dir nimmermehr erkaltet,
„So muß es dennoch dir entſagen hier.
„Glaub feſt an mich — es liegt in deinen Händen
„Der Liebe Schickſal, — du nur wirſts vollenden!“

Sie legt ihr Haupt an ſeine Bruſt und Thränen
Entträufeln ihren Augen: „Ach das Glück
„Von unſrer Liebe wird trotz meinem Sehnen
„Es aufzuhalten, doch durch das Geſchick
„Vernichtet werden. Nur ſo lang wir wähnen,
„Währt unſrer Liebe kurzer Silberblick.
„Willſt du auf nichts als auf die Liebe baun –
„Kannſt du mir, William, willſt du mir vertraun?“

„„Geheimnißvolles, holdes, ſüßes Weſen,
„„Was wär die Lieb ohn innigſtes Vertraun!
„„In deinen Augen meine Augen leſen,
„„Und eine große edle Seele ſchaun
„„Sie dort; durch deine Liebe iſt geneſen
„„Zu Götterkraft mein krankes Herz, drum, traun,
„„Ich werde ewig ewig an dir hangen,
„„Und kein Geſchick ſoll meine Lieb erlangen!““

Die Jungfrau ſtehet auf und feſt die Hand
Des Dichters haltend, ſpricht ſie: „Merk dieß Wort:
„Frag nie nach meinem Namen, meinem Stand,
„Such nie mich auf als hier an dieſem Ort!
„So lang allein, als ich dir unbekannt
„Darf ich dich lieben, ewig von dir fort
„Reißt mich Erkennung — unſer Glück iſt hin. —
„Noch Eines, ſprich, haſt du die Königin?“

„„Noch ſah ich nicht ſie! doch die Seele brennt,
„„Das Knie zu beugen vor dem größten Weibe,
„„Das je die Welt ſah, ſtolz die ſeine nennt
„„Mein Vaterland!““ — „O wolle Gott ſie bleibe
„Dir immer unbekannt, denn wer ſie kennt,
„Darf mich nicht lieben! William, ich treibe
„Nicht Scherz: du darfſt Eliſabeth nicht ſehn,
„Soll länger unſer Liebesglück beſtehn.“

„„Die große Königin!““ — „Elende Größe,
„Bei deren Anblick alle Lieb entflieht.
„Wenn ich dir Liebe, wahre Lieb einflöße,
„So hüte dich, daß ſie dein Auge ſieht.
„Begegneſt du ihr je — dein Haupt entblöße,
„Doch blick nicht auf; — wenn ſie dein Aug nicht mied,
„Wenn du ihr Antlitz ſahſt, ſo iſts geſchehn;
„Du wirſt fortan nur ſie, mich niemals ſehn!“ —

Die Lieb iſt Freund verſchwiegner Heimlichkeit
Und zieht ſich gern in ahnungvolle Nacht,
Nicht fremdes Licht ihr Glanz und Reiz verleiht,
Sie ſelber ſtrahlt mit ſonnenhafter Pracht
Ins Menſchenherz, wo eine Süßigkeit,
Die nie es ahnte, wunderbar erwacht.
Des Tages eitles Treiben flieht gern,
Wem in der Nacht ſtrahlt hell ein Liebesſtern.

Nur Eitelkeit will öffentlich ſich ſchmücken
Mit Blumen, die aus Liebesglück entſproſſen;
Doch Eitelkeit kann Liebe nicht beglücken.
Dem nur, der all ſein Streben hat ergoſſen
Als Opfer vor der Liebe, iſt Entzücken
Aus Selbſtentſagung reichen Stroms gefloſſen.
Eins für das Andre ganz dahingegeben,
Fand Eins im Andern neues ſeliges Leben.

Mein iſt ſie, mein! — was braucht's die Welt zu wiſſen,
Die nie verſteht das Finden im Verlieren;
So iſt ſie mein, daß müßt ich ſie vermiſſen:
Es ſieh mein eigen Leben mit dem ihren,
Vermöchte nicht ſie ſelbſt, die mir entriſſen,
Erinnrung tröſtend mir zurückzuführen.
Die Liebe, die ſich Aller Aug entzieht,
Nur ſichrer, wahrer, inniger erglüht. —

So fühlte unſer Sänger ſtill beglückt.
Er, längſt gewöhnt dem Ewgen nachzuſtreben,
Zu ſehn des Geiſtes Wirklichkeit entzückt
In dem, was Andern dünkt der Täuſchung Weben,
Sah gern ſich in der Liebe auch entrückt
In ein geheimnißvolles Geiſterleben.
Der Geiſt, verklärt in der Liebe Reinheit,
Erhebt ſich über irdiſche Gemeinheit.

Ob ſie in Hoheit, ob in Staub geboren —
Wie ſie die Welt mit irdiſchem Namen nennt —
Warum, wenn er ſie kennt, ſie ihm verloren —
Er ſann, er forſchte nicht — genug, er kennt
Ihr wahres Selbſt, das liebend ihn erkoren,
Die Seele, die in ihrem Auge brennt.
Sie iſt die Wahrheit, alles Andre Tand,
Er war beglückt, daß es ihm unbekannt.

Ein heiteres friſches Leben iſt entſprungen
In ſeiner Bruſt, er fühlt ſich ſtark und groß.
Was ſeinem Sehnen nie bisher gelungen,
Nun leicht und frei aus ſeiner Seele fließ;
So ſelbſtbewußt hat er das Lied geſungen,
Drin ſeine ſtarke Seele ſich ergoß.
Die Liebe löſt des Geiſtes enge Banden,
Heil Allen, die in Liebe Freiheit fanden! —

Ein ſchöner Pavillon in Windſors Park,
Verborgen in der Waldung ſtiller Nacht;
Er wars der hochentzückte Liebe bang.
So manche Nacht ward ſelig hier durchwacht.
Hier ward der Schatz, den Buſens Tiefe barg,
Durch Liebeszauberwort emporgebracht;
Des Sängerbuſens blendend reiche Fülle
Sah Julia entzückt, beraubt der Hülle.

Der Sänger saugt Begeistrung aus den Blicken,
Die liebeleuchtend ihm entgegenstrahlen;
Auf ihre Worte horcht er mit Entzücken,
Die ihm ein Bild von Englands Vorzeit malen.
Er sieht die Kränze, die den Sieger schmücken,
Hört Kampfesrufen, Schrei in Todesqualen.
Die beiden Rosen sieht er, blutigrot
Die eine und die andre bleich wie Tod.

In jenen stillen Stunden hat empfangen
Sein Geist all die unsterblichen Gestalten,
Die dann in seinem Liede frisch entsprangen,
Entrissen aus des bleichen Tod's Gewalten,
Die nun Jahrhunderte hindurch gegangen,
In ewiger Jugend nimmer mehr veralten.
So ist in Windsors Park das stille Leben
Unfruchtbar für die Welt doch nicht geblieben.

Oft sieben lange Tage, Wochen hin,
Wo Shakspeare nicht die Heißgeliebte sah;
Dann trug ihn zur Vergangenheit der Sinn.
Wie sie erschildert ihm, erblickt er da
Und hielt sie fest zu ewigem Gewinn
Die Meister, die ihr Geist ihm brachte nah.
Dann eilt er wieder zu ihr, hochentzückt,
Wenn lächelnd sie ihm Beifall zugeblickt.

Der Sommer floh, der Herbſt, der Winter ſchied;
Er ahnte nicht der Zeit behenden Flug,
Er merkte nicht wie eilig ſie entflieht,
Der Liebes-Frühling ſtets im Herzen trug.
Er lebte nur in ihr und ſeinem Lied,
Und keine Uhr, ihr Herz nur für ihn ſchlug. —
Den Glücklichen erweckt mit tiefer Wunde,
Die ſtill heranſchleicht Unglücks ſchwere Stunde. —

Wie oft ſchon, ſo auch heute Julia ſpricht:
„Wir müſſen jetzt auf Tage, William, ſcheiden,
„Denn mich ruft zu der Königin die Pflicht!“
„„Du Glückliche!““ ruft Shakſpeare: „„du darfſt weilen
„„In ihrem Anblick dich — ich darf es nicht —
„„Aus Liebe muß ich Englands Sonne meiden!““
Die Freundin lächelt: „Willſt du, ſo geh hin,
„Entfliehe mir, und ſieh die Königin!“

„„Was groß und herrlich, iſt des Dichters Luſt,
„„Das ſchmückt er aus mit ſeinen ſchönſten Kränzen!
„„Ja ich geſteh, es ſehnt ſich meine Bruſt,
„„In nahen ihr, in ihrem Licht zu glänzen!
„„Ich hielt mich fern von ihr, — weil ich gewußt,
„„Daß Liebe mir gebietriſch zog die Grenzen,
„„Die mich von Majeſtät und Größe ſcheiden —
„„Um dich zu lieben muß ich Höchſtes meiden!““

Die Jungfrau ſah ihm lang ins Aug hinein,
In ihrem Auge ſchimmert eine Thräne:
„So ſoll für immer denn geſchieden ſein,
„Mein William? Nun es ſei — glaub mir, ich ſehne
„Mich ewig nach dir hin, und ich bin dein,
„Ja dein für ewig; zweifle nie, noch wähne,
„Daß ich dir treulos, wenn zu eignem Thaten
„Dir nie mein Auge mehr wird liebend ſtrahlen!“

Sie ſprichts und heiße Thränenſtröme fließen
Aus ihren Augen und ſie preßt ihn bange
An ihre Bruſt, ſie küßt ihn und es gießen
Sich ihre Thränen über ſeine Wange:
„Den Göttern Dank, die mich ſo lange ließen
„Dich theuren Liebling meinem Liebesdrange.
„Jetzt wollen ſie, es ſoll geſchieden ſein, —
„Ja ich erkenn's — es muß — ich willige ein!“

Der Dichter ſchwieg in Staunen und Verwirrung,
Er fand nicht Sinn, Bedeutung ihren Worten:
„„Mit Räthſeln, rief er, bringſt du mich in Irrung
„„An dir und mir — iſts Lüge denn geworden,
„„Daß du mich liebſt? wo nicht — was ſoll die Wirrung,
„„Wer ſchlichet der Liebe Tempel, dieſe Pforten?
„„Sei ruhig, theures Weib — iſts auch nur Heuchelei,
„„Ich ſo die Fürſtin nicht — es iſt dein Wille.““

„Nein, nein, mein William! — nein, du mußt sie sehn!
„Du wirst fortan sie lieben und verehren,
„Darf es auch nimmermehr dein Mund gestehn.
„Dieß Eine, William, sollst du mir noch schwören:
„Laß nie dieß Wort von deinen Lippen gehn,
„Daß du sie liebst, sie darf dieß Wort nicht hören." —
„„Mein thöricht Mädchen!"" ruft er und umschlingt
Sie fest, die an sein Herz hin wehmuth sinkt. — —

Erschienen ist ein heitrer Frühlingsmorgen,
Die Wiesen glänzen noch im frischen Thau,
Ein Veilchen ist in jedem Blatt geborgen,
Und jubelnd schwebt die Lerche hoch im Blau.
Des Menschen Herz steigt mit aus seinen Sorgen
Und träumt von neuem Glückes starkem Bau.
Und schimmern auch noch Thränen in den Augen,
Bald wird sie auf die neue Sonne saugen.

O süße Täuschung, lebenverbreitend Hoffen,
Das Frühlingsluft in Menschenbrust erweckt.
Ins Herz von Winters Todesnacht getroffen
Erquickungsreiches neues Leben leckt.
Aus seinen Wunden, die noch blutig offen
Ein schmerzenlindernd grünes Blümlein sprießt.
Wie neues Grün im Lenz die Fluren schmückt,
So neues Hoffen Menschenbrust beglückt.

Doch ach! Das neue Glück bringt neue Schmerzen,
Gewonnen wird nur, mehr noch zu verlieren;
Die Blumen, die entblühen unserm Herzen,
Die unser Haupt im trunknen Glücke zieren,
Sie wird alsbald aus ahnungslosen Scherzen,
Ein giftiger Sturm in die Vernichtung führen.
Nur die Erinnrung bleibt als Trösterin
Für allen Reichthum, den die Zeit nahm hin. —

Schon waren träge Wochen hingeschwunden,
Seit die Geliebte William nicht erblickt,
Zum erstenmal hat Trennung er empfunden.
Umsonst für ihn hat sich der Lenz geschmückt,
Er fühlt ihn nicht, er fühlt den Schmerz der Wunden
Die in sein Herz des Scheidens Dolch gedrückt
Er suchte sie umsonst — hin jede Spur,
Ied, wüst und leer ist ohne sie Natur.

An jenem Morgen streift er durch den Park,
Er geht zur Bank, wo ihm zuerst erschien
Das holde Wesen scheu doch liebesstark,
Zum Häuschen, das am traulichen Kamin
So liebeheimlich trautes Paar verbarg —
Leer war die Stätte, einsam — hin ach hin!
Das süße Glück, das träumend er gefunden,
Es war ihm wieder wie ein Traum entschwunden.

Still sinnend schleicht er fort und merket nicht,
Daß eine Dame naht von Dienerinnen
Begleitet, groß und schlank, ihr Angesicht
Verbirgt ein Schleier, sie auch scheint zu sinnen,
Bis sie zu einer ihrer Frauen spricht.
Es horcht die Dienerin und eilt von hinnen
Hin zu dem Dichter: „Herr es naht sogleich
„Die Königin, — begehrt zu sprechen Euch."

Der Dichter hörts, er bebt, — er darf nicht fliehn,
Schon steht sie vor ihm und wie sie nun spricht:
„Ihr seid der Dichter William Shakspeare?" schien
Ihm so bekannt der Stimme Klang — ein Licht,
Ein blendend Licht durchzuckt ihn und es glühn
In dunklem Purpur seine Wangen, nicht
Vermag er noch zu reden, doch sein Blick
Hebt sich empor, — der Schleier sinkt zurück.

Sie ists, ist Julia — Elisabeth!
Ja die Geliebte ist es — aber kalt
In königlicher Würde, — Majestät
Im Auge, das ihm Liebe einst gestrahlt, —
Stolz um den Mund, der Liebe einst gefleht, —
Erhaben, einer Königin Gestalt
Die Glieder, die sich einst an ihn gedrungen,
Pochenden Pulses glühend ihn umschlungen.

„Ich hab in meiner Nähe Euch vermißt,“
Fährt sie jetzt fort, „Ihr flieht vor unsrem Throne;
„Doch ich vergeb Euch, meinend, leicht vergißt
„Der Dichter, daß er auch auf Erden wohne.
„Doch glaube ich, ein edler Sänger ist
„Der schönste Stein in eines Fürsten Krone;
„Und wünschte wohl, Ihr möchtet Euch bequemen,
„In unsrer Nähe künftig Platz zu nehmen.“

Der Dichter glüht und eine Thräne trat
Ins Auge ihm, verrathend was er fühlt:
„„Wenn ich bisher dem Throne nicht genaht,
„„Geschahs, weil ein Gelübd mich ferne hielt.
„„Mich adelt nicht Geburt, nicht Heldenthat,
„„Nichts bin ich als ein Sänger, welcher spielt
„„In Träumen; unwerth deiner Wirklichkeit
„„Durft ich nicht nahn, wenn auch zu nahn bereit!““

Sie lächelt huldreich, reicht ihm hin die Hand,
Die er erfaßt und an die Lippen drückt,
Indem das Knie er beugt. Was sie empfand,
Das sagt kein leiser Druck der Hand, es blickt
Ihr Auge fremd, die Stimme klingt bekannt
Doch ohne jenen Schmelz, der ihn entzückt:
„So oft als Eurer Traumwelt Ihr entsteigt,
„Kommt zu uns, — gnädig sind wir Euch geneigt!“

Der Schatzgräber.

Novelle

von

Friedrich von Heyden.

Herr B...., Professor der Geschichte und Oberbibliothekar zu ...., ist nicht blos ein sehr gelehrter, hochgebildeter, auch ein auf seltene Weise milder und liebenswürdiger Mann. Man kann ihn als Schöpfer der Bibliothek bezeichnen, die reich und wohlgeordnet ist, wie wenige. Vor wenig Jahren konnte man sie kaum vorhanden nennen. Die ansehnlichsten Schätze verdankt sie der Säcularisation vieler Klöster im Lande, deren Sammlungen hierher gebracht, und zu diesem imponirenden Ganzen vereinigt wurden. Es begreift sich, daß zu Anfange damit ziemlich leichtsinnig zu Werke gegangen wurde. Die Regierungs-Commissarien, welche die Aufhebung der Convente zu bewirken hatten, waren redliche, pflichtgetreue Beamte, die wohl dahin sahen, daß von dem verschiedenen und mannigfaltigen beweglichen Eigenthume, das nun an den Staat gelangte, nichts entfremdet werde, aber keine Literaten. Auf Bücher legten sie wenig Werth, und glaubten genug zu thun, wenn sie diese auf Wagen aufladen liessen, wie Torf oder Steinkohlen, damit sie nach dem Städtchen

W... in der Mitte des Schauplatzes ihrer Thätigkeit gebracht, und in ein dort ganz leer stehendes Prälaturgebäude übereinander geschüttet wurden. Man kann denken, welch ein Chaos durch ein solches Verfahren erwuchs. Die guten Herren Hofräthe und Kammerräthe ließen sich nicht träumen, daß diese alten „mönchischen Schwarten" noch zu etwas anderem dienen könnten, als Centnerweise zum Einstampfen an Papiermüller, oder an Gewürzhändler zu Pfefferdüten meistbietend verkauft zu werden. Ganz anders dachte man dagegen in der Hauptstadt. Der Landesherr, ein ausgezeichneter Geist, und fürstlicher Freund und Beförderer der Wissenschaften, rügte sofort, daß dem eingereichten Inventario über die Effecten aus den Klöstern nicht wenigstens ein summarischer Catalog der Bücherschätze beigefügt gewesen, und verlangte, daß dieser nachgeliefert werden solle. — Die Herren Commissarien fielen aus den Wolken, und wußten sonst keinen Rath, als Ablegung des aufrichtigen Bekenntnisses, wie sie völlig außer Stande höchstem Befehle ihrerseits zu entsprechen, da sie nicht sachkundig seien, auch sei es, ihres unvorgreiflichen Dafürhaltens, nun nicht mehr menschenmöglich, solchen unübersehbaren Wust zu sichten. Es dürfe auch kaum die Mühe belohnen, denn die Bücher seien ganz alt, manche nicht einmal gedruckt, sondern mit Hahnen- und Krähenfüßen geschrieben, welche nicht einmal die Kanzlisten lesen könnten, die doch in der Uebung seien mit den unleserlich-

ſten Handſchriften fertig zu werden. Nach dieſem naiven Bekenntniſſe ſtand man davon ab, den Herren Hof- und Kammerräthen weiter in dieſer Sache beſchwerlich zu fallen.

Ueberdies wurde die Aufmerkſamkeit durch größere Weltbegebenheiten in Anſpruch genommen, und ſo ſchien die Sache vergeſſen, bis endlich nach einer ziemlichen Reihe von Jahren dieſelbe wieder in Erinnerung kam. Nun erging der Kabinetsbefehl an die Landesuniverſität: die Bücherſchätze der vormaligen Klöſter ſeien ihr geſchenkt, ſie möge aber ſchleunigſt einen Gelehrten bezeichnen, dem es übertragen werden könne, dieſelben an Ort und Stelle zu ordnen, zu verzeichnen, und dafür zu ſorgen, daß ſie nach und nach der Stadt zugeführt würden. Da die Arbeit viel Zeit koſten, und große Mühe machen müſſe, werde zugleich eine anſehnliche Belohnung für dieſe Arbeit beſtimmt.

Die Freude welche dieſe höchſte Entſchließung bei der Univerſität verbreitete, war ſehr groß. Man wußte dort recht wohl was man von daher zu erwarten habe, und ſo beeilte ſich der Senat den Doctor Eduard B... zu dem Geſchäfte in Vorſchlag zu bringen, der zwar erſt vor Kurzem als Privatdocent der Univerſität ſich beigeſellt, ungeachtet ſeiner Jugend aber bereits mit alle den Fähigkeiten und Einſichten im vorzüglichen Grade ausgerüſtet ſei, die ein ſo wichtiges Werk erfordere.

Der Vorſchlag wurde genehmigt; und Doctor B... — wir wollen ihn ferner nur Eduard nennen —, begab ſich

in den erſten Tagen des Frühlings nach dem reizend gelegenen aber einſamen Gebirgsſtädtchen W... um eine Arbeit zu beginnen, die alle ſeinen Wünſchen und Neigungen entſprach.

Er war damals noch nicht dreißig Jahr alt, vom einnehmendſten Aeußern, und eine durchaus kindliche Seele.

Seine ganze Jugend hatte er in Studien und unter Büchern verlebt, und ſchon früh ward durch gelehrte hiſtoriſche Schriften ſein Ruf begründet. So eifrig und gründlich befliſſen, war er nur wenig unter Menſchen gekommen. Ihre Thorheiten hatten ihn noch nicht erbittern, ihre Leidenſchaften nicht erkälten, ihre Convenienzen nicht abſchrecken können. Nur aus gelehrten Quellen, nur hiſtoriſch, kannte er die Stürme und Klippen der geſellſchaftlichen Zuſtände. Der junge Forſcher hatte, im tiefen Frieden völliger Unbetheiltheit an ihnen die Schärfe ſeines Urtheils geübt. So war er ein trefflich gerathener Schüler der Wiſſenſchaft, welche das Leben abſpiegelt, nicht des Lebens. —

Es konnte kein ſchöneres klareres Innere geben als das ſeine. Voll Gemüth, begabt mit der reichſten Einbildungskraft; eine wahrhaft poetiſche Natur. — In der That eine glückliche Wahl.

Froh und leicht verließ Eduard die Hauptſtadt, in der ihn weder Familie noch Hausweſen feſſelten, und entzückt begrüßte er die bewunderungswerthe, aber ſtille und einſame

Gebirgswelt, in der er nun, wahrscheinlich manche Monate, sich rüstig bethätigen sollte.

Aber auch nur ein so harmonischer, von glühendem Eifer für die Wissenschaft beseelter Geist konnte unabgeschreckt bleiben, bei dem ersten Anblicke dieser langen Reihe von Zimmern, in denen ganze Haufen von alten Folianten, Quartanten, Octav- und Duodezbänden zu vielen Tausenden, übereinander geworfen, fast bis an die Decke reichten, ohne auch nur eine Spur zu zeigen, daß irgend ein nothdürftiger Gedanke von Ordnung und System bei diesem Zusammentragen vorgewaltet. Er schauderte zwar im ersten Augenblicke zurück. Aber einige Griffe aufs Gerathewohl in diese Massen offenbarten ihm sogleich so Seltenes und Treffliches, daß alles Bedenken entschwand, und der glühendste freudevollste Eifer sich seiner bemächtigte. Glücklich traf es sich außerdem, daß zwei Exconventualen am Orte zu finden und überaus willig waren ihm hülfreich zu sein. Einst Mönche in zweien der Klöster, aus denen dieser Bücherschatz sich herschrieb, sogar in deren Bibliotheken selbst damals beschäftigt, hatten sie sehr schätzbare Kunde von sehr Vielem, was dort vorhanden war, und also auch hier vorhanden sein mußte. Auch wußten sie alte Cataloge herbeizuschaffen, deren Einsicht die Arbeit sehr erleichtern konnte.

In wenig Tagen war man im Zuge, und das nach und nach Geordnete und Verzeichnete wurde, wohl ver-

packt, in einzelnen Transporten nach der Hauptſtadt geſchickt. So ward es Licht in manchen Theilen, aber freilich, das rüſtigſte Streben mehrer Wochen gewährte noch wenig Verminderung der Laſt. Kaum war ein Haufen beſeitigt, thürmten ſich immer neue entgegen. War man eines Zimmers Meiſter geworden, bot das nächſte die Löſung noch ſchwierigerer Aufgaben. Freilich wurde die ſchwere Arbeit durch immer neue, und köſtliche Entdeckungen verſüßt, und Eduard's Seele durchlebte den reizenden Wechſel unausgeſetzter Spannung, und freudigſter Ueberraſchung.

Der herrlichſte Frühling grünte und blühte umher auf den ſchönſten Bergen, in den entzückenden Thälern, und noch hatte Eduard ſich nicht Zeit gewährt, einen Blick in die Gegend, ſelbſt in das Städtchen zu thun.

„Verehrteſter und gelahrteſter Herr Doctor, — ſagte endlich Pater Guderus, einer der Erconventualen, ein gelehrter, aber drolliger Mönch, — Dieſelben ſchwitzen ſchon ſo lange im Fegefeuer, und haben wenigſtens ſchon drei Scheffel Bücherſtaub geſchluckt. Im Namen des heiligen Benedict, eines Herrn, der zu ſeiner Zeit auch nicht wenig in litteris profitiret, habe ich, gemäß beſonderer Eingebung, Sie auffordern ſollen, nun auch, zur Erholung, ein wenig ins Paradies zu gucken, das wir hier vor der Thüre haben: das heißt — ſich etwas im Grünen umzuſehen. Die Arbeit wird hinterdrein um ſo beſſer munden, und wenn Dieſelben mir, einem armen unge-

lehrten Mönche, bisher die verschlungenen Pfade gezeigt durch die Gefilde der Wissenschaft, bin ich, meinerseits, dankbarlichst erbötig, sie Ihnen dafür durch unsere hübsche Gegend zu zeigen, in der ich wohlbewandert bin, und die wohl werth ist, daß man sie ansieht."

Eduard konnte nichts dagegen einzuwenden finden, und wenn man von früh um fünf, mit kurzer Unterbrechung des Mittagessens, gearbeitet hatte, benutzte man, bei anhaltend schönem Wetter, die späteren Nachmittage zu den vergnüglichsten Excursionen ins Gebirge. Pater Guderus war in der That ein trefflicher Führer. Täglich wußte er etwas Neues und Schönes zu zeigen, und daß er die ländlichen Orte, wo man, bei besonders gutem Weine, nach rüstiger Wanderung, sich auch ein wenig erfrischen könne, sehr genau kannte, versteht sich von selbst, wenn er sie auch nur wegen ihrer besonders anmuthigen Lage empfahl.

Je inniger, im täglichen Anschauen schöner Gegenden, wir unsern Bund mit der Natur erneuern, je empfänglicher werden wir für alle harmlosen Eindrücke der Außenwelt, je theilnehmender auch für den Verkehr der Menschen, je geselliger.

Auch Eduard gewann ein Auge für die Erscheinungen seiner nächsten Umgebung, und das Treiben des kleinen Städtchens, in dem er nun lebte, erachtete er der Beobachtung nicht unwerth. Wer sinnig zu beobachten weiß,

findet Ausbeute für Verstand und Einbildungskraft in dem einsamsten Winkel des Landes, in den einfachsten Formen der Gesellschaft.

W... ist ein sehr besuchter Wallfahrtsort. Auf einem der höchsten Berge, unfern der Stadt, liegt eine Kirche mit einem wunderthätigen Marienbilde. Die höheren Stände befassen sich heut zu Tage nur noch wenig mit Wallfahrten, und die Geistlichkeit in den meisten deutschen Gegenden scheint nicht der Meinung zu sein besonders dazu aufzumuntern, vielmehr vorzugsweise fleißigen Kirchenbesuch an den eigenen Wohnorten, und häusliche Andacht, bei gottseligem Wandel, zu empfehlen. Dieses ist allerdings sehr zu billigen, aber es erklärt den Umstand, daß die Zahl der Wallfahrer nicht nur überhaupt alljährlich abnimmt, sondern auch, daß nur die unteren Volksklassen noch dabei angetroffen werden, die mitunter darin auch eine fromme Erheiterung finden, welche man ihnen allenfalls gönnen darf, da jene Unsittlichkeiten, zu denen Gelegenheit gegeben zu haben man vordem diesen Wanderungen vorwarf, entschieden nicht mehr vorkommen, weil Kirche und Staatspolizei zusammengewirkt haben, sie so gut als unmöglich zu machen.

Nun erbaute es Eduard nicht selten, entweder auf seinen Wanderungen solchen Zügen zu begegnen, die über Berge und Thäler in feiner Ordnung, die bekränzten Fahnen voran, mit Gesängen, oft mit sanfter Musik von

Schalmeien, heranzogen, und ihn im Vorbeigehen anständig mit frommer Zuſprache begrüßten, ſo der ſchönen Landſchaft die angemeſſenſte Staffage gewährend; oder ſie Abends auf dem Markte des Städtchens ankommen zu ſehen, ihr Gebet in der offnen Pfarrkirche zu verrichten, nachdem ſie dieſe feierlich geehrt durch Lieder, und die Harmonie ihrer Inſtrumente, worauf ſie in eigens für ſie vorgerichteten Herbergen, unter Aufſicht ihrer, von amtswegen beſtellten Führer, übernachteten, um bei nächſtem Sonnenaufgange den Berg der Gnadenkirche zu beſteigen, und oben ihre Gelübde zu erfüllen.

Dieſer Berg, ſehr bedeutend, an manchen Stellen ſteil und ermüdend zu beſteigen, war ganz mit herrlicher Buchenwaldung bekleidet, und der Pfad der Pilger entbehrte nicht der gewöhnlichen Stationen und Votivbilder. Die letzten, welche ſich in der Regel auf Heilung körperlicher Uebel bezogen, die Geneſene der Gnadenwirkung des Wunderbildes zuſchreiben zu dürfen meinten, zeigten manches Sonderbare, wenn auch Gutgemeinte. Man durfte lächeln, ohne die Achtung zu verletzen, die jeder fromme Glaube zu fordern berechtigt iſt.

Die Stationen waren dagegen mit Gemälden, wenn auch ohne beſonderen Kunſtwerth, ſo doch ſchicklich und erbaulich geſchmückt, und in regelmäßigen Entfernungen, an den anmuthigſten Stellen aufgerichtet, gewöhnlich neben klaren Felſenquellen, deren viele auf dieſen Höhen

entſprangen, und luſtig durch Geſtein und Gebüſch hin murmelten.

In der Nähe einer dieſer Stationen pflegte Eduard bisweilen ſich niederzulaſſen, und einſam im Schatten uralter Bäume zu leſen. Er ſtörte die Prozeſſionen nicht, die dort im Emporſteigen niederknieten, um ihre vorbereitende Andacht zu verrichten, denn er wählte ſeinen Platz ſo, daß ſie ihn nicht ſahen, und durch ſeinen Anblick zerſtreut werden konnten. Sie ſtörten ihn nicht, denn ihre Geſänge ſtimmten wohl zu dem Inhalte des Buches mit dem er ſich beſchäftigte. Es war das Paradies des Dante.

Einſt begegnete ihm hier ein kleines Abenteuer.

Eine Wallfahrtprozeſſion aus einem nahen großen Fabrikdorfe, beſtieg an einem Sonntage Vormittags den Berg, um oben eine Feier zu begehen, die von den Vorfahren, in Folge einer großen Feuersbrunſt, die ihren Ort einſt betroffen, für dieſen Tag gelobt worden.

Eduard ſah die Prozeſſion aus ſeinem grünen Schlupfwinkel vorüberziehen. Sie wurde von vielen Geiſtlichen im Ornate begleitet, und war geſchmückt und ſtattlich genug. Doch zeigte ſie nichts, das ihn beſonders anzog.

Indeß unter den Nachzüglern bemerkte er eine Gruppe, die ihm auffiel. Ein ziemlich dicker keuchender Herr in feinſten Anzuge, dem das Bergſteigen ſehr ſauer wurde; neben ihm eine ältliche Dame in ſehr gewähltem bunten

und koſtbaren Modeputze, und ein junger Menſch, der ſich zu einem vollkommenen Dandy ausgeſtattet. Dieſes Dreiblatt konnte eher mißfallen als erfreuen. Phyſiognomien und Haltung offenbarten eine gewiſſe hoffährtige Gemeinheit, und vollends war der junge Menſch, deſſen plumpe linkiſche Haltung ſehr wenig zu ſeinem zierlichen Anzuge paßte, eine wahre Carikatur.

In einiger Entfernung folgte ihnen aber allein und unberückſichtigt, obwohl es offenbar zu ihnen gehörte, ein junges, reinlich aber ſehr einfach, faſt ärmlich gekleidetes Mädchen, von ausgezeichnetem Reize. Der dicke Herr ſah ſich nicht nach ihm um, die Dame ſchien ſich ſeiner beinahe zu ſchämen, und der tölpelhafte Dandy hatte keinen Arm für die Holde, wiewohl der ſteile rauhe Pfad ihm die Mahnung, ſie zu unterſtützen, nahe genug legte.

Weil Eduard ſich über ihn ärgerte, fand er das Mädchen intereſſant, und er widmete ihm Aufmerkſamkeit, was er ſonſt ſchwerlich gethan hätte. Für ihn war das Verhältniß zu den Frauen, und vollends die Liebe, noch ein unentzifferter Codex, indeß beim Anblicke dieſer lieblichen Dulderin war er in die krauſen bunten Anfangsbuchſtaben dieſer raren Handſchrift gerathen, er wußte nicht wie, und der Trieb, im Texte zu forſchen, wagte ſich hervor: bei einem ſo befliſſenen jungen Gelehrten ſehr natürlich.

Ehe er aber noch einig werden konnte über die Me-

thode dieſes neuen Studiums, ließ ihn der förderlichſte aller Gelegenheitsmacher, der Zufall nämlich, faſt ohne ſein Zuthun hinein gerathen.

Ein ſteinaltes Mütterchen wankte dem Zuge, mit dem ſie nicht Schritt halten konnte, in ziemlicher Entfernung nach. Es ſchien Niemand anzugehören. Eine von denjenigen, die in ihren alten Tagen jämmerlich in der Welt ſtehen, weil der Tod Alle vorausgenommen, denen ſie lieb waren, und die er, in der Zerſtreuung, hinterdrein mitzunehmen vergeſſen hat.

Die arme Alte konnte ſich kaum mehr auf den Füßen halten, und als ſie von der Station ab, den ſteilen Pfad zu erſteigen anfing, ſank ſie nieder, und blieb kraftlos liegen.

Das junge Mädchen war ihr weit voraus. Zufällig mochte es aber den Blick einmal von der Höhe, die es ſchon erſtiegen, zurückgeworfen haben, denn es nahm oben die arme Ermattete unten wahr.

Ohne ſich zu beſinnen begann das artige Kind den ganzen ſchwierigen Felſenpfad wieder herabzuſteigen, ohne die Anſtrengung zu ſcheuen, welche aus Verdoppelung dieſes beſchwerlichen und beträchtlichen Stück Weges erwuchs. Bei der Alten angelangt, richtete es dieſe ſtill auf, und beſtrebte ſich, dieſelbe den Berg empor, mehr zu tragen, als zu führen.

Es ging nicht. Die Alte konnte nicht fort, und das Mädchen war zu ſchwach, ſie allein zu fördern.

Eduard, von dieſem rührenden Anblicke ergriffen, trat hervor, den Hut in der Hand, und da es ſich nicht geziemt auf Wallfahrten ſich zu unterreden, ſtellte er ſich ſtill, aber mit höflichem Gruße, an die andere Seite, die Greiſin zu unterſtützen.

So gelang es, ſie den Abhang recht eigentlich hinaufzuſchleppen, welches, an heißem Tage, eben kein leichtes Stück Arbeit war, und das Eduard meiſt auf ſich allein nehmen mußte, da das Mädchen ſelbſt ſehr ermüdet ſchien.

Oben an einer ebneren Stelle angekommen, trat Eduard zurück. Das Mütterchen murmelte ihm hundert Segenswünſche zu. Das Mädchen ſagte mit glühendem Erröthen ziemlich leiſe: „ich danke Ihnen, mein Herr; — Sie thaten ein frommes Werk. Dieſe alte Frau iſt ſo gut, und ſo verlaſſen. Sie hungert zu viel, um Kraft für ihr Gelübde zu haben, und hat auf dieſer Welt Niemand — Niemand!“

Es knüpfte dabei einen Knoten an ſeinem Tuche auf, welches die ganze Kaſſe des armen Kindes, aus einigen Kupferpfennigen, und kleiner Silbermünze beſtehend, enthielt, und gab der Alten Alles.

Eduard, wahrhaft bewegt, nahm ſeine Börſe, in der ſich einige Thaler befanden, und ſchüttete ſie der Alten in ihren Korb.

„Herr, — das ist zu viel" — rief diese in Thränen.

„Nein, — nein" — antwortete er, und eilte davon. Er mußte an dem Mädchen vorüber, dessen Blicke in Thränen glänzend, den seinigen begegneten. Es neigte sich tief vor ihm mit dem seelenvollsten Ausdrucke der Dankbarkeit in den holden Zügen, und drückte beide Hände an die schnell athmende Brust.

Lange sah er der Holden nach, bis sie, die Alte führend, in den Windungen des Pfades verschwand.

Eduard wandelte der Kirche an, sich ebenfalls nach der Gnadenkirche zu begeben. — Wie? — Warum? — doch nicht etwa des jungen anmuthigen Mädchens wegen?

Wir bitten geziemender von einem so gelehrten jungen Manne, dem glücklichen Gewinner bei zwei tiefsinnigen Preisaufgaben wissenschaftlicher Körperschaften, zu denken. Pater Eubertus war bei der Wallfahrt; er sollte oben predigen. Warum sollte er ihn nicht hören wollen, da er wußte, daß dieser redliche gemüthvolle Geistliche sich hiebei sehr wohl und erbaulich zu benehmen verstehe.

Kurz, Eduard befand sich nach einer Viertelstunde in der Kirche, und hörte den Pater Eubertus sehr gut predigen. Er sah bei dieser Gelegenheit auch den dicken Herrn, die Dame, den Dandy, das alte Mütterchen wieder, und dabei war es unmöglich das junge Mädchen nicht zu sehen, denn unser Gelehrter war nicht blind.

Es war ferner unmöglich es weniger anmuthig zu fin-

den, da Andacht die holden Züge verklärte. Es war endlich nicht unstatthaft sich einzubilden, daß ein Theil dieser Inbrunst auch ihm gewidmet sei, und — dergleichen pflegt das Interesse an liebenswürdigen Personen nicht zu mindern.

Nach der Predigt, die nicht zu lange gewährt hatte, waren die Opfer vor dem Bilde darzubringen. Sie bestanden in beliebiger kleiner oder größerer Geldgabe an dem sogenannten Opferstocke, wofür die Opfernden, nach ihrer Wahl, kleine Abbildungen von gelbem Wachse empfingen, die sie dann dem Bilde weihten. Hier gab es Hände, und Füße, Herzen, ganze menschliche Figuren. Jeder wählte, was sein besonderes körperliches oder Seelenleiden, oder auch die durch die Gnadenwirkung erzielte Heilung desselben, bildlich am angemessensten darstellte. Vor dem Hochaltare, auf dem das Gnadenbild thronte, hatte man zur Seite eine eigene Vorrichtung angebracht. Auf einer kaum zwei Fuß hohen Eisenstange war eine Art von Rad horizontal erhöht, das rings mit aufstehenden Spitzen versehen worden. Auf diese Spitzen steckten die Andächtigen ihre kleinen wächsernen Weihgeschenke, nachdem sie leise und auf den Knieen ihre Fürbitte, oder ihren Dank in kurzen Gebeten ausgesprochen.

Diesem frommen Dienste fehlte nicht eine einnehmende und rührende Wirkung für jeden sinnigen Beobachter. Solches anständiges demüthiges Vortreten, Verweilen, und

nach langer lebhaftiger Neigung Wiederaufgehen, bei dem kein Chor und Anfang, sondern eine bestimmte Reihenfolge stattfand; die tiefe Stille, offenbarten eine gewisse Harmonie heimischer Gefühle bei Allen, die jedem weltlichen Treiben durchaus fremd bleibt.

Eduard's Blicke folgten aufmerksam diesem Wechsel der verschiedenen, und doch Gleiches bezweckenden Gruppen, bis auch jenes Mädchen vor dem Altare erschien, und wiederkniete. Sie betete mit vieler Innigkeit, und als es sich erhob, bestrebte es, gleichsam verstohlen, Etwas auf der Opferstätte, indem es vorüberging. Es hatte wohl Niemand sonst ihr Verhalten bemerkt. Eduard wünschte zu wissen, was die Kleine geopfert, und sein scharfes Auge bemerkte genau die Stelle, welcher ihre Gabe angeheftet worden. Kaum war die Kirche leer, eilte er hin, und fand — eine kleine männliche Figur, der man in einer Form das Gepräge eines Pilgrims gegeben.

Er war damit nicht eben zufrieden; hätte Anderes zu finden gewünscht, verließ etwas ärgerlich die Kirche, und fand keine Aufforderung mehr, sich nach der heiligen Opferaltar weiter umzusehen. Die Prozession begab sich den steigenden Weg wieder herab, er aber zog es vor, einen andern zu wählen, der wenigstens bedeutend länger, aber auch so abwechselnd war, daß ihn nur rüstige junge Leute betreten konnten, die sich auf den Füßen wußten, weil es sich stellenweise steil, und bald in ein schlingendes Laufen zu verlaufen.

Unser Freund gelangte bald unten an, noch ehe die Wallfahrer den Fuß des Berges erreichen konnten, und fand unten eine sehr glänzende Berline mit prächtigen Pferden, Kutscher und Bedienten, vor, welche ihre Herrschaft erwarteten. Hier eine sehr ungewöhnliche Erscheinung.

Nicht lange darauf erschienen vom Berge kommend, der dicke Herr, die Dame, der Dandy, und jenes Mädchen. Die drei ersten stiegen sogleich in den Wagen, indem sie dem Mädchen einige barsche Anmerkungen ertheilten. Eduard erwartete das hübsche Kind nun auch einsteigen, und auf dem Rücksitze neben dem Dandy Platz nehmen zu sehen. Aber nicht also. Der Schlag wurde vor ihr zugeschlagen. Der Wagen rollte davon, und die Schöne beeilte sich zu Fuße der Staubwolke zu folgen.

„Impertinent!“ murrte Eduard, und er hätte fast Lust gehabt das Mädchen anzureden, und ihm den Arm zu bieten. Aber — das widerborstige Mädchen. — Er ging verstimmt nach Hause.

Er speiste mit den beiden Eventualen jederzeit zu Mittage.

„Pater Gerhard, — sagte er —, ich bin oben gewesen, um Ihre Predigt zu hören.“

„Hätten das lassen können. Bei Wallfahrern richtet man sich nicht ein auf Doctoren der Philosophie.“

„Nicht doch, — Sie haben mir niemals besser gefallen.“

„Lügner, elender Lügner.“

„Wer war denn die Familie mit dem dicken Herrn, der hochausgeflaggten Dame, und dem Zierbengel?“

„Herr Breitbach, nebst Frau Liebste und Herrn Sohn. Klein angefangen, mit Nichts, so zu sagen. Nun steinreich. Inhaber der ersten Tuchmanufaktur in dem Gebirgsdorfe keine zweitausend Schritte von hier.“

„Wie kommen so weltlich gesinnte Leute zur Wallfahrt?“

„Wenn man das ganze Jahr lang im Mammon wühlt, und von Gottseligkeit und Nächstenliebe sich nichts im Traume einfallen läßt, mag man wohl einen Tag von dreihundert und fünfundsechzig zum Sündenbocke machen, dem man den angewachsenen Vorrath von bösem Gewissen aufladet, und ihn in die Wüste jagt, damit man frisch wieder anfangen könne, wo man stehen geblieben. Das ist so die Buße der reichen Leute.“

„Der reichen gemeinen Leute, wollen Sie sagen, Vater.“

„Nun ja, — wenn Sie so wollen. Wo höhere Bildung, Gewöhnung an Wohlleben, und Sittlichkeit neben dem Reichthume sich finden, mags wohl anders sein. Hier erfahren wir aber wenig von Dergleichen.“

„Es war auch ein junges Mädchen bei ihnen.“

„Apollonia, die Nichte des Herrn Breitbach, die Tochter seines verstorbenen Bruders.“

„Wenn das ist, hätte die hochachtbare Gesellschaft

die Kleine wohl mit zu sich in den Wagen nehmen können."

„Nicht Gebrauch. Man behandelt Apollonien als Magd, ja schlechter, weil sie bettelarm, und aus Gnade und Barmherzigkeit ins Haus aufgenommen worden. Man schämt sich der dürftigen Verwandten, und doch hält Apollonia das ganze Hauswesen zusammen."

„Hat sie keine Mutter mehr?"

„Ja, diese kann sich aber selbst kaum durchbringen, und mußte die Tochter anderweit austhun. Sie wohnt in einem Städtchen nur zwei Meilen von hier."

„Hat Apollonia Gemüth?"

„Ich kenne kein reineres und zarteres."

„Geist?"

„Es kommt darauf an was man so nennt. Sie hat richtigen Verstand und eine sehr gute Bildung, besitzt sogar mehr als gewöhnliche Kenntnisse, so daß sie sich als Erzieherin junger Mädchen wohl forthelfen könnte. Aber Herr Breitbach hält es für schimpflich für sich, daß seine Nichte jemand Anderem diene, als eben ihm, — und zwar gratis."

„Wer war ihr Vater?"

„Ein Taugenichts. Davon ließe sich viel sagen. Die Mutter Apollonien's ist die Schwester unsers verstorbenen Prälaten im Kloster N... Er war sonst der beste und mildthätigste Mann von der Welt, aber von seiner Schwe-

ter, die, wider seine dringende verständige Ermahnungen, jenem unwürdigen Menschen durchaus nicht lassen wollte, mochte es nichts hören. Freilich hätte er noch einst Napoleonen zu sehen, wie sie heute ist, er hätte doch für sie erbeten."

„Nun, — was kann ihr künftig abgehen? — Sie wird heirathen."

„Ich möchte wissen wen? Alles heirathet heut nach Geld."

„Aber sie hat doch einen Geliebten, mit dem sie innigst wünscht verbunden zu sein."

„Wer sagt das?"

„Ich."

„Woher wissen Sie das?"

„Wissen Sie es nicht?"

„Nein."

„Nun so erfahren Sie es von mir."

„Sie mögen in Ihren alten Geschichten und Texten der alten Autoren meisterhafte Conjecturen machen, aber hier irren Sie sich. Das weiß ich besser."

„Sie würde auch kommen und es Ihnen erzählen?"

„Ja sie würde wohl kommen und es mir erzählen, denn sie weiß, daß sie keinen treueren theilnehmenderen Freund hat, als mich. — Sie hat mir Manches eröffnet und erklagt."

„Aber ich sage Ihnen, daß ich mehr weiß als Sie.

Sie opferte heute — nun was? — Ein Püppchen das einen Mann darstellte. Wozu das, wenn sie nicht die Bitte vorgetragen hätte, ihr den Mann zu gewähren, den sie liebt? —"

Der Pater Guderus legte die Gabel nieder, und schlug erstaunt die Hände zusammen.

„Doctor, — sagte er, — wenn es mit Ihrer historischen Kritik eben so bestellt ist, mögen Sie nur Ihren Cursus noch einmal anfangen. Nun muß ich wohl Apollonien's Ehre retten, und kund thun was sonst zu verschweigen gewesen wäre. Auch ich sah Apollonien's Opfergabe, und befragte sie nachher wegen deren Bedeutung. — Das Bild sollte Niemand anders bezeichnen als einen Mann, dessen Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit für eine arme alte Unglückliche sie tief ergriff; den das unschuldige Wesen inbrünstig dem Himmel empfahl, damit der reichste Segen von Oben ihn belohne, — und der Mann waren — Sie."

Eduard wurde glühend roth, sah beschämt und tief ergriffen vor sich nieder.

„Aber, — fuhr Pater Guderus fort — lassen wir das nun. Es ziemt so wenig einem Gelehrten als einem Geistlichen, sich so weitschichtig von jungen Mädchen zu unterhalten. Sie aber sind, ungeachtet Ihrer dießmal etwas hinkenden Kritik ein lieber vortrefflicher Doctor, dem Gott vergelten wird, was er so großmüthig für die arme alte

Beate gethan hat, die so reichlicher Gabe höchst würdig und bedürftig ist. Und damit sollen Sie doch leben."

Nach diesem Ergebnisse erwachte ein neues Gefühl in Eduard's Brust, das ihn tief bewegte, das er aber nicht aufzuklären verstand. Ihm selbst hatte sie dem Gnadenbilde geweiht; und sie war so hold, — so unglücklich.

Er arbeitete emsig nach wie vor. Bisweilen aber begegnete es ihm, daß er, einen dicken Folianten, dessen Titel er eben eintragen wollen, in der Hand haltend, in Gedanken, oder eigentlich in Träumereien versenkt, mehre Minuten lang stehen blieb, und starr hinausblickte. Was sah er denn? Etwas das Niemand sonst hier hätte sehen können. Er sah Apollonia, die zwischen den Bücherhaufen hin und wieder spazierte. — Freilich fand er zuletzt, daß sie dahin nicht gehöre, und verscheuchte, ein wenig ärgerlich, das artige Gebild.

Auch pflegte er jetzt seltner als sonst die Führung des Pater Gudenus für seine Spaziergänge sich zu erbitten. Der Weg nach dem Gebirgsdorfe, in dem Herrn Breitbachs Fabrik lag, sagte ihm vermuthlich zu, und mehr als zwanzig Gemälden, über die mit einem Landschaftsmaler zu disputiren gewesen wäre, und dieser Weg war nicht zu verfehlen.

Er war sonst kein besonderer Verehrer der materiellen Interessen, aber eine Fabrik wie die Herrn Breitbachs schien doch merkwürdig. Hinein wollte er nicht. Ihn pflegte die gleichförmige Bewegung so vieler Maschinen, durch ver-

bequeme Hebel des Dampfes geblieben, etwas anzuwenden, aber er umkreiste doch gern die stattlichen Gebäude, aus welchen der Güterwelt so reiche Zuflüsse zukamen, und meinte seine Theilnahme aus Motiven der Nationalökonomie genugsam rechtfertigen zu können, da ja ohne diese keine pragmatische Durchdringung der Geschichte möglich sei.

Apollonia war bisweilen im Garten, und Eduard schaute verstohlen über die Planke. Warum sollte er nicht? Wenn das Herrn Bernbach nicht gefalle, könne er die Planke erhöhen lassen.

Einst war Apollonia aus dem Garten aufs Feld getreten, und als er eben um die Ecke bog, stand sie unerwartet vor ihm.

Sie wurde roth, und er wurde roth. Der Weg sollte nicht zu verfehlen sein, den er zurücklegen wollte, und — wie sonderbar, — nun wußte er auf einmal nicht Bescheid.

In solcher Lage muß man doch fragen. „Verzeihung! — Bin ich wohl auf dem richtigen Wege nach der Thalmühle?“

„Noch ein Stückchen gerade aus, mein Herr, dann links, und bei dem Bilde des heiligen Franziskus dort, wieder rechts. — So kommen Sie hin.“

Nun hätte er gehen können, aber er fand folgende höchst wichtige Mittheilungen unerläßlich.

„Es ist heute sehr schönes Wetter.“

„Ja mein Herr, sehr schön.“

„Ich glaube aber doch, daß ein wenig Regen noch thäte, — für die Pflanzen."

„Nein mein Herr, die Pflanzen brauchen keine Nässe mehr, aber die Ernte beginnt, und da mag es lieber heiter sein."

„Nun ja, — ich meine auch nicht, daß es regnen würde."

„Ich meinte es auch nicht."

„Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, mit meinem ergebensten Danke."

„Keine Ursache, mein Herr. Gleichfalls."

Man trennte sich sehr höflich, und er fand, daß diese Apothekerin eine sehr angenehme Art zu sprechen habe.

Die Ernte war vorüber, und der Herbst sogar ging zur Neige. Eduard's Arbeit war überaus weit vorgeschritten, aber in einem Sommer konnte sie unmöglich vollendet werden. Er hatte allmonatlich große Transporte von Büchern wohl gepackt nach der Hauptstadt geschickt, aber noch lagen unermeßliche Stöße viele im Walde vor ihm. Da kam ihm die Weisung von der Behörde, für jetzt die Arbeit abzubrechen, und zur Universitätsstadt zurückzukehren. Den Winter hindurch solle das Hinübergeschaffte dort in die geeigneten Fächer der Bibliothek untergebracht werden; ein nicht minder weitläufiges Geschäft; und mit dem nächsten Frühlinge müsse er nach W... zurückeilen, um hier das Sichten der Sammlung während des Sommers zu vollenden.

Eduard nahm von seinen beiden Gehülfen einen herzlichen Abschied, und verließ W... nicht ohne Wehmuth, denn sein dortiges Treiben erschien ihm wie eine Idylle. Die Hoffnung im nächsten Jahre in diese friedliche heimliche Welt wieder einzutreten, schwebte vor ihm wie ein schöner Traum.

Das größte Lob über das von ihm Geleistete empfing ihn in der Hauptstadt. Er ward zum Professor bei der Universität ernannt, und zugleich wurde ihm die Stelle des zweiten Bibliothekars und Archivars ertheilt, mit einem sehr ansehnlichen Gehalte. Seine Wünsche, seine Erwartungen waren weit übertroffen.

Alle seine Bücherſendungen fand er unausgepackt vor, und der Winter reichte nur eben zu, sie der Bibliothek zweckmäßig einzuverleiben, und dieser die dadurch unabweisbar gewordene, veränderte Einrichtung im Ganzen zu geben.

Aber Eduard selbst war ein ganz anderer Mann geworden. Einst schüchtern und abgezogen, war er nun heiter, gesprächig, witzig, gesellig, kurz ein guter Gesellschafter für jeden gebildeten Kreis. Er fand die herzlichste Freude am häuslichen Glücke; an den Kindern seiner Kollegen. Damit machte er Hahn im Korbe bei den Frauen, und die Kleinen lagen ihm auf den Taschen, sobald er sich sehen ließ, wegen der Pfefferkuchen und Zuckerplätzchen, die sie für sich dazu wußten. Es war darüber eine Stimmung:

Professor B... sei ein allerliebster Mann; er müsse heirathen, da er ja reichliches Brot habe; — so bald als möglich, denn es habe Niemand bessere Anlagen zum Familienvater.

Und was trieb der Mann nicht Alles. Seine Studien hatten sich früher eher etwas im Trockenen bewegt, und nun — was las er vor in einer öffentlichen Versammlung der gelehrten Gesellschaft? — eine Abhandlung über den Werth und die Bedeutung der Minnelieder für die gegenwärtigen Bildungszustände.

Die Abhandlung war ungemein lebendig und interessant. „Wo hat der Mann das nur her, was er über den Einfluß einer hohen und edeln Liebe auf die Gesittung sagt? —" „Und wie warm er es sagt. —" Rector Magnificus drohte lächelnd mit dem Finger, und sagte: „Ei! ei." — Die Herrn Decane drohten nicht minder, und sagten auch: „Ei, ei." Die Frau Magnifica war eine gelehrte und sehr gefühlvolle Dame, mit drei erwachsenen Töchtern. Sie ließ sich von ihm die Abhandlung beim Thee vorlesen, und schenkte ihm eine gestickte Brieftasche.

Pater Guderus hatte nicht minder gute Früchte geerndtet von seinen Bestrebungen, die denen Eduard's im verflossenen Sommer zu Hülfe kamen. Er war zu dem erledigten Amte des Stadtpfarrers in W... gelangt, das sehr einträglich war, wobei jedoch seine fernere Theilnahme

am Ordnen der Bücherschätze ausdrücklich bedungen wurde. Nichts konnte ihm angenehmer sein, der Sache und Eduard's wegen, den er außerordentlich lieb gewonnen. Schon zählte er, wie er ihm schrieb, die Wochen und Tage bis zu dessen Wiederankunft, und da er nicht davon abging, den jungen Freund dießmal in seinem stattlichen geräumigen Pfarrhause aufzunehmen, und bei sich zu bewirthen, eröffneten sich für dessen nächsten Aufenthalt zu W... Aussichten auf Behaglichkeit und Genuß, die ihn selbst so sehr anlockten, daß auch er die Zeit seiner Abreise dorthin kaum erwarten konnte.

Sie kam endlich heran. Der Frühling war heiter zurückgekehrt, und mit dem Entzücken Desjenigen, der aus der Fremde sich zur Heimath wendet, machte Eduard sich wieder auf den Weg. Er hätte aufjauchzen mögen, als in blauer Ferne die unbestimmten Formen der Gebirge vor ihm aufgingen; und wie allmählich der Boden wellenförmig anschwoll, wie die feinere Luft von dorther ihn anwehte; wie er endlich in die ernsten Felsenpässe einfuhr, die nach W... führten, schwoll ihm das Herz hoch auf vor Rührung.

Pater Guderus war ihm entgegen gekommen, und führte ihn feierlich in sein Haus ein, wo er Alles aufgeboten, ihn behaglich einzurichten. Kurz die Zustände schienen sich noch erfreulicher gestalten zu wollen als das vorige Jahr.

In gewisser feierlicher Stimmung öffnete und betrat Eduard die Räume der Büchervorräthe wieder, die er selbst

im vornehmen Hotels verschlossen, und in denen seitdem Niemand gewesen war. Auch seine alte Stimmung fand er hier wieder, und, — als er das nächste Mal wieder allein und sinnig in die Wälderhausen schaute, siehe da, — wandelte auch wieder die Gestalt der holden Apollonia dazwischen, und schien ihn zu bewillkommnen.

Kein Wunder, daß er am nächsten warmen Nachmittage auch wieder die gewöhnlichen Spaziergänge besuchte. Die Familie des Herrn Breitbach dampfte wie sonst, aber Apollonia war nicht zu sehen. — Sollte sie vielleicht diesen Ort wieder verlassen haben? — Das wäre verdrießlich.

Aber Eduard durfte nicht lange im Zweifel bleiben. Am nächsten Sonntage erblickte die Berline des Herrn Breitbach im Gäßchen vor der Kirche. Der dicke Herr, die aufgeputzte Dame, der linkische Dandy saßen darin, und — was mochte solche Veränderung bewirkt haben? neben ihm Apollonia, und, zwar bescheiden, aber doch zierlicher gekleidet. Der Dandy hob sie sogar aus dem Wagen, und — welches Wunder! — gab ihr den Arm, sie in die Kirche zu führen. — Apollonia selbst sah aber deshalb nicht heiterer in die Welt. Eduard meinte sogar, sie blässer, und mit schwermüthigerem, aber wehmüthigerem Ausdrucke in den sanften Zügen wiedergefunden zu haben.

Am Tische seines freundlichen Wirthes konnte Eduard nicht umhin zu fragen: „ob sich während des Winters nicht Manches in und um W... verändert?“

„Nicht daß ich wüßte, — antwortete Eduard, — Alles beim Alten.“

„Nicht Alles, Vater. Apollonia ſitzt jetzt im Wagen.“

„Ja ſo.“

„Wie iſt es denn dazu gekommen?“

„Der Himmel weiß. Der junge Menſch, der viereckige Nathanael, fing an ſich befliſſen zu zeigen gegen das Mädchen, wozu dieſes ihn doch keineswegs aufmunterte. Die Alten geriethen außer aller Faſſung. Das einzige Söhnchen ſollte ſich nicht ſo ſehr wegwerfen dürfen auf ein blutarmes Mädchen zu ſpekuliren. Es gab Lärm, häßliche Auftritte. Das arme Kind ſollte aus dem Hauſe. Aber ſiehe da, plötzlich ſchien der Wind umgeſprungen zu ſein. Die Alten wurden ganz willfährig, der Nathanael durfte öffentlich das Mädchen umfangen, wie ein wälſcher Hahn ſeine Gefährtin, und — Apollonia wurde in den Wagen genommen. Was hiezu mag Veranlaſſung gegeben haben, Niemand weiß es. — Apollonia allein ſcheint in dieſer Veränderung wenig Befriedigung zu finden. Jedoch wenn's Ernſt iſt, wird ſie willig, oder nicht, die Hand des reichen Vetters doch nicht vermeiden können. — Aber Doctor, warum verzetteln ſie den ganzen Inhalt ihrer Schneyfe auf dem Teller? — Soll man einen liberalium artium Magiſter belehren, wie er wildes Geflügel zu ſpeiſen hat?“

„Nicht doch, — aber ich bin ohne allen Appetit.“

Von Apollonien war nun nicht mehr die Rede. Eduard

sah sich auch nicht mehr danach um, ob sie im Wagen sitze, oder hinter drein gehe. Er spazierte auch nicht mehr nach Herrn Breitbachs Fabrik. Seine Laune war überhaupt auch nicht die beste. W... meinte er, sei doch nur ein miserables Nest. Auch die Gegend wollte ihm in diesem Jahre weder so schön, noch die Frühlingsluft so erquicklich vorkommen als im vorigen. Er war, wie man heute sagt „blasirt." Auch verhehlte er keinesweges, wie ihm nachgerade dieser ganze Bücherkram lästig werde, und er von Herzen wünsche, endlich damit zu Ende zu kommen.

Guderus schüttelte bedenklich den Kopf, meinte: „das komme Alles aus dem Unterleibe, und Eduard müsse Brunnen trinken."

Ehe es dazu kam, wurde dem jungen Gelehrten der volle Krug eines Brunnens geboten, den er bis auf den Boden auszutrinken hatte, und es wird sich zeigen, ob die Arzenei zu gründlicher Heilung seiner hypochondrischen Beschwerden angeschlagen.

Die Post brachte ihm das Rescript eines Ministers, dessen Verwaltungsberuf seine Bestrebungen sonst nicht berührte. Es lautete wie folgt:

„Da Ew. Wohlgeboren eben zu W... in einem öffentlichen Auftrage verweilen, den Sie mit so günstigem Erfolge ausrichten, finde ich mich bewogen, Ihrer Einsicht eine Angelegenheit in dortiger Gegend zu übertragen, die höchsten Ortes Beachtung gefunden. Aus dem beiliegen-

den Immediatvorſtellen werden Sie entnehmen, wie angezeigt worden, daß in einem der dort in der Nähe belegenen Klöſter ein anſehnlicher Schatz verborgen ſein ſoll, welcher vor der Säculariſation den Maasregeln derſelben unterſchlagen worden. Die Nebenumſtände ſind hiebei von ſolcher Art, daß ſie den Schluß auf völlige Richtigkeit der Angabe nicht wohl zu rechtfertigen ſcheinen, und ich veranlaſſe Sie daher, dem Grunde oder Ungrunde derſelben in dortiger Gegend nachzuforſchen, durch Vernehmung der Angeberin, und der von ihr zu benennenden mitwiſſenden Perſonen; den Umſtänden nach auch durch Nachgrabungen an Ort und Stelle. Aufſehen wird zu vermeiden ſein.

Etwaiger Beiſtand der Behörden darf von Ihnen unter Vorzeigung dieſes Erlaſſes gefordert, und ſoll Ihnen unweigerlich und ſofort gewähret werden. Da die Angeberin, bei ihrer Dürftigkeit, im günſtigen Falle, um einen Antheil vom Gefundenen als Belohnung bittet, dürfen Sie ihr ſelbigen verſprechen. Ihren Bericht werde ich zu ſeiner Zeit erwarten."

Eduard wurde hiedurch aufs Aeußerſte geſpannt und gereizt. Man wird ermeſſen, daß er dieſem Auftrage ſich mit lebhaftem Intereſſe unterzog.

Aber das Immediatvorſtellen der Angeberin, welches beileg.

Er nahm es. Eine ſehr zierliche Frauenhand. — Die Unterſchrift —

— Das Blatt fällt dem überraſchten und erſtaunten jungen Manne beinahe aus den Händen. „Apollonia Weitbach.“

Wer mag ſchreibt ſie?

„Schändern nahe ich mich meinem allergnädigſten Landesherrn. Meine allerunterthänigſte Anzeige mag nicht als unmaßlichst, und im gemeinen Sinne unbedacht aus der Luft gegriffenes Pöbelgeſchwätz vorweg verworfen werden. Auf glaubhafte Weiſe habe ich von mehren verſtändigen Personen, die ich namhaft machen kann, in Erfahrung gebracht, daß in einem der nun aufgehobenen Klöſter in hieſiger Gegend, ein anſehnlicher Schatz verborgen worden, und zwar, eben um ihn dem Staate zu entziehen, kurz vor der Aufhebung, wenn auch ſchon nach Ankündigung derſelben. Der letzte Vorſtand dieſes Kloſters, der nun verſtorbene Abt [illegible] Leonhard ſoll Urheber dieſer Unterſchlagung ſein. Dieſer war mein Oheim, der Bruder meiner noch lebenden Mutter. Die Begriffe von Unterthanentreue, die mir von Kleinauf beigebracht worden, geſtatten mir nicht ſolche Hintergehung meines allergnädigſten Landesherrn gut zu heißen. Der Umſtand, daß mein verſtorbener Oheim der Schuldige ſein ſoll, ſchmerzt mich zwar ſehr, beſtimmt mich aber um ſo dringender aller-

unterthänigst zu offenbaren, was ich ohne mein Zuthun in Erfahrung gebracht, denn ich meine, daß eine Verletzung der Treue von Seiten eines Verwandten nur dadurch am schicklichsten ausgeglichen, und die Ehre einer Familie gerettet werden kann, wenn der nächste Angehörige es sich zur Gewissenspflicht macht, seinerseits rücksichtslose Hingebung zu bewähren. Auch kann die Handlung meines Oheims vor billiger Beurtheilung wenigstens ihm nicht zur Schmach gereichen. Er bezweckte nicht seine, oder seiner Familie eigennützige Bereicherung. Was er dem Staate nicht gönnen mochte, wollte er nur dem menschlichen Verkehre überhaupt entziehen. Die Folge wird zeigen, was er verborgen, und von welchem Werthe es ist. Die Unterzeichnete und ihre Mutter sind seine einzigen Blutsverwandten, und wenn allerhöchste Großmuth gewöhnlich Demjenigen einen Antheil an verborgenen Gütern gönnt, die deren Entdeckung und Besitznahme herbeiführen, wage ich zu hoffen, daß unsere große Dürftigkeit einen besonderen Grund gewähren werde, günstigen Falles auch mich allergnädigst zu bedenken."

Eduard wurde eingeschlossen durch die Fassung des Briefes, und durch die Motive, welche darin für diese Angabe kund gegeben wurden. Selbige schienen ihm falsch. Er glaubte einen maßlosen Eigennutz wahrzunehmen, der die zartesten Rücksichten nicht schont; und persönliche Abneigung gegen den nächsten Verwandten, die so weit ge-

gangen, seinen guten Ruf noch über seinem Grabe beſudeln zu wollen.

In dieſem Sinne wurde ihm der Auftrag widerwärtig. Ein liebliches Bild, das bisher in ſeinem Innern gelebt, wurde grauſam zerſtört; oder, noch übler, es wurde zur häßlichen Fratze verzerrt, die ihn aufs Tiefſte verletzte. — Indeß wohl, oder übel, er mußte dem ihm übertragenen Geſchäfte nachkommen, beſchloß indeß ſo geheim als möglich es zu erledigen, um dem Aufſehen, und der müßigen Zungendreſcherei einen willkommenen Stoff zu unterſchlagen. Deshalb ſchwieg er fürs erſte auch gegen ſeinen Freund Guderus, dem man freilich Hab und Gut, Leib und Leben anvertrauen durfte, aber nicht alle Geheimniſſe.

Schon am Nachmittage begab ſich Eduard geradenwegs nach Herrn Breitbachs Fabrik, trat ein, und forderte einen Bedienten auf, den er im Saale vorfand, ihn dem Fräulein Apollonia Breitbach zu melden, das er zu ſprechen habe.

Die Meldung war kaum ergangen, als er auch in ein mit Luxus, aber ohne allen Geſchmack, ohne alle Würde, bunt verziertes, und meublirtes Beſuchzimmer geführt wurde, in dem ihm entgegentrat, — nicht Apollonia, ſondern der alte Herr Breitbach ſelbſt.

Dieſer ließ ihn übermüthig und roh an.

„Was wollen Sie von meiner Nichte?“

„Ich werde es ihr ſagen.“

„Meine Nichte empfängt aber keine Beſuche von jungen Herrn, und dieſe haben ihr nichts mitzutheilen.“

„Ich will auch Ihre Nichte nicht beſuchen, und habe ihr von meiner Perſon auch nichts mitzutheilen. Ich habe ſie im Auftrage der höchſten Staatsbehörde zu ſprechen, wozu mich dieſes Reſcript — (er zeigte es vor, ohne den Inhalt ſehen zu laſſen) — ermächtigt, und ich erſuche Sie das Fräulein herzuſenden.“

Die Züge Herr Breitbachs veränderten ſich zu einem grinzenden Schmunzeln. Er wurde auf einmal ſehr höflich.

„Das iſt, — hieß es, — etwas Anderes. Haben Sie die Geneigtheit einſtweilen Platz zu nehmen. Meine Nichte wird gleich erſcheinen.“

Er lief ab durch eine Seitenthüre.

Eduard erwartete nicht ohne Spannung das Auftreten des Mädchens, mußte aber lange warten. Er hörte neben an hin und wider laufen, mit Schlüſſeln klappern, Thüren aufmachen und zuwerfen, und als Reſultat ſo vieler Unruhe erſchien endlich ein Diener mit Wein, Kuchen und eingemachten Früchten, welcher davon anbot. Eduard wies die Erfriſchungen zurück, und wiederholte die Bitte ihn nicht warten zu laſſen.

Endlich ſprang die Thüre mit Geräuſch auf, und hinein kamen, wieder nicht Apollonia, ſondern Herr Breitbach, Frau Liebſte und der dandyſirte Herr Sohn.

„Werden vergeben" — ſagte Herr Breitbach. —

„Unſere Nichte braucht nicht zu kommen, hören Sie!" — fiel Madame ein. —

„Sie iſt zu verſchämt dazu!" — unterbrach der Herr Sohn. —

„Die Dame weiß auch eigentlich von nichts, — nahm der alte Herr wieder das Wort. — Es iſt eben ſo gut, ja es iſt beſſer, wenn Sie lieber uns vernehmen. — "

„Denn wir wiſſen Alles — hören Sie!" — brach die knixende Madame wieder ein.

„Wir werden Alles ſagen, ohne daß man uns foltert —" ſetzte der Sohn hinzu.

Eduard bemerkte, die ehrenwerthe Verſammlung wiſſe ja noch gar nicht wovon die Rede ſei.

„Erlauben Sie, — entgegnete Herr Breitbach: es iſt doch wohl wegen des Schatzes, der im Kloſter R. verborgen iſt. Davon wiſſen wir viel mehr zu ſagen, als meine Nichte, denn dieſe iſt eine Gans, die von nichts weiß, als wie Pfannkuchen gebacken, und Pfefferguken eingelegt werden. — Zieren Sie ſich nur nicht, wertheſter Herr. — Wir wiſſen, es iſt wegen des Schatzes."

„Nun wenn dem ſo wäre, haben doch nicht Sie davon ſchriftlich Anzeige gemacht, ſondern Ihre Nichte hat es gethan. Sie muß ihre Handſchrift anerkennen."

„Iſt gar nicht nöthig, — erwiederte der dicke Herr, — ich kann einen leiblichen Eid darauf ſchwören, daß die

Dirne die Anzeige geſchrieben, oder eigentlich, auf unſeren Befehl, abgeſchrieben. Der Buchhalter hat das Concept gemacht, der ein ſehr kluger junger Menſch iſt, Verſe reimt, und Correſpondenzartikel in die Journale ſchreibt, auch ein hübſches Vermögen hat. Er wird deshalb von Johannis ab auch mit mir in Compagnie treten."

„Je, — fiel Madame wieder ein, — ſo iſt es wirklich, hören Sie. Das Ding wäre auch wohl danach, hören Sie, ſolchen Brief zu Stande zu bringen."

„Warum haben Sie denn Ihre Nichte bemüht."

„Gewiſſe Gründe" — warf der Herr Sohn hin.

„Ja, gewiſſe Gründe, — meinte Papa, — bewegende Urſachen, in Verbindung mit motivirenden Veranlaſſungen, und eigene Umſtände, die ſich auf gewiſſe Verhältniſſe bezogen, haben uns vermocht, meine Nichte vorzuſchieben. —"

„Was da, — klappte Madame dazwiſchen, — hat ſich was mit veranlaſſenden Verbindungen, und verhältnißmäßigen Bewegungen, hören Sie! — Haben Sie nicht ein Gläschen Wein befohlen, — ein Stückchen Kuchen, bitte ganz ergebenſt zuzulangen, — vielleicht ein Pomeränzchen —. Wenn wir die Anzeige für uns gemacht, hätten wir was rechts davon gehabt. Die Herrn oben hätten den ganzen Schatz in die Taſche geſteckt, hören Sie, hätten ſich den Mund gewiſcht, und wären

davon gegangen. Prosit die Mahlzeit. Da hätte es geheißen: die Waldbachs sind ja steinreiche Leute, denen brauche man nichts abzugeben, man kann ja so thun als schicke es sich nicht, ihnen für die Angabe einen bescheidenen Theil anzubieten. Ich will nun, hören Sie, zwar nicht sagen, daß wir nicht steinreich seien, wiewohl Alles ehrlich erworben. Wenn aber so ein armes Mädchen einen großen Schatz nachweiset, eine bettelhafte Waise, die um Gotteswillen zu essen bekommt, und den Rock auf den Leib, hören Sie, da sieht das gleich anders aus. Da werden die Herren gleich mitleidig, denn mitleidig sind sie ja gegen alles Lumpengesindel, Gott sei es geklagt. Es ist ja als ob man nur erwürbe, damit es die Bettler genießen können, die gegen ehrliche Leute immer recht behalten, hören Sie —. — Ja — was ich schon sagen wollte. — Sollten doch ein Weniges zu sich nehmen, nur ein Gläschen —. Ja das wollte ich sagen, daß wenn sie auch uns vom Schatze gewiß nichts abgegeben hätten, ein armes Mädchen doch eher darauf rechnen könnte, Etwas von ihnen herzubekommen."

„Wenn auch nur ein Weniges — nahm der junge Herr das Wort. — Doch ein Heirathsgut, mit dem sie ein solider Mann heirathen könnte, den sie doch sonst nie bekommen dürfte."

„Nun denn, — sagte Eduard, — theilen Sie mir gefälligst mit, was Sie von diesem Schatze wissen, und von wem Sie es wissen. Ich bin allerdings ermächtigt der An-

geben eine Belohnung zu verſprechen, wenn das Verwußte gefunden werden ſollte."

Herr Breitbach und der Herr Sohn waren über die Aufrichtigkeit ihrer reſpectiven Frau Gemahlin und Mutter, welche das eigentliche Agens im Hauſe zu ſein ſchien, doch ein wenig außer Faſſung gebracht. Es ſchien ihnen nicht wohl zu gefallen, dergeſtalt ihr Inwendiges nach Außen gekehrt zu ſehen, und gleichſam plötzlich mit umgewendeten Pelzen producirt zu werden. Der alte Herr nahm daher das Wort.

„Mit dem Schatze hat es folgende Bewandniß. —"

„Erlaube, lieber Mann, — alſo ſchnappte Madame ihm dieſes arme Wort wieder vom Munde weg. — Du wirſt die Sache ſo vollſtändig nicht vorzutragen wiſſen, als ich. Mein Herr, hören Sie, es iſt, wie Sie wohl ſelbſt wiſſen, im Städtchen rein gar nichts zu haben. Friſches Fleiſch, nun ja, während des Sommers, wenn viel Reiſeverkehr iſt. Aber in den Monaten vom November bis in den März, da ſitzt man und weiß gar nicht, was man nur kochen ſoll, oder braten, und eine fromme Chriſtenſeele will doch auch im Winter etwas Gebratenes eſſen."

„Madame ich weiß nicht, wie dieſe Braten uns endlich zum Schatze führen werden."

„Hören Sie, mein Herr, dafür darf Ihnen nicht bange ſein, wir kommen auf ſo geradem Wege dahin, als der Dieb zum Galgen, denn wenn man allezeit Rinderlungen braten,

und Kälberkeulen im Städtchen haben könnte, dürfte ich den Peter nicht im Gebirg herumschicken, um junge Hähne aufzukaufen. Sie denken wohl, die würden gleich abgeschlachtet und an den Spieß gesteckt. O nein, so geschwind geht das nicht. Fürs erste bleiben sie leben, wenn auch mit einer kleinen unschuldigen Veränderung, bei der sie nichts verlieren, daß der Rede werth wäre, die Küche aber wesentlich gewinnt, denn so ein Kapaun ist ein trefflicher Braten um die Weihnachtszeit, wie Sie wohl wissen werden."

„Madame, den Schatz, wenn ich bitten darf."

„Sie sollen ihn haben, hören Sie, so warm als wenn er aus der Pfanne käme. Peter hatte nun an die zwanzig junge Hähne aufgekauft. Das Stück zwei Groschen theurer als das vorige Jahr, aber, guter Gott, es wird Alles theurer. Das Gesindel weiß ja gar nicht mehr, wie viel es fordern soll. Das ist ein Mißbrauch, hören Sie. Die Obrigkeit sollte darauf Rücksicht nehmen, und feste Taxen bestimmen. Aber die Obrigkeit, ja, — die bekümmert sich nur um Sachen, die sie nichts angehen."

„Den Schatz, Madame."

„Ich werde die Ehre haben damit aufzuwarten, sobald er nur angerichtet ist. Der Peter also mußte in einem Dorfe über Nacht bleiben, denn es war zu spät, noch am Abend herzugelangen. Und hören Sie, da liegt er Nachts auf der Stuba mit einem Menschen. Der Mensch fragt den Peter: „wer ist er?" — der Peter sagt: „ich bin der Peter —"

und der Menſch ſagt: „ich bin der Joſeph aus R. —“ Sie bemerken mein Herr, daß dieſes R... das Dorf iſt, wo das Kloſter ſich befindet. Der Peter aber fragte dummer Weiſe: „Iſt in R... nicht das Kloſter wo der Prälat Gervaſius war? —“ und der Joſeph ſagte: „Ja.“ Nun redeten ſie noch allerlei vom Kloſter, und zuletzt ſagte der Joſeph: „Aber wißt Ihr auch was? — im Kloſter liegen Schätze zu vielen Millionen, die hatte der Prälat Gervaſius alle bei Seite gebracht, und vermauern laſſen, ehe es zur Aufhebung kam.“ Der Peter ſagte: „den Teufel auch; wird wohl nicht wahr ſein.“ Der Joſeph dagegen: „ja es iſt gewiß und wahrhaftig wahr. Mein verſtorbener Vater war Küſter bei der Kloſterkirche, und der hat dem Prälaten geholfen Alles bei Seite bringen, und der Maurer Klettenberg iſt auch dabei geweſen, hat erſt mitgeholfen, es war zur Nachtzeit, und dann das Loch vermauert. Das geſchah in der Prälatur ſelbſt. Darin iſt Alles. Wenns einer hätte, könnte er ſich das beſte Königreich kaufen, das eben feil ſtände.“ Der Peter ſagte wieder: „Warum zeigt Ihr das nicht an.“ Der Joſeph darauf: „Davon hätte man wohl was Rechtes, man bekäme doch nichts davon. Es wäre beſſer wenn man ſo auf eigene Fauſt daran könnte. Aber nun wohnt der Erzprieſter in der Prälatur, und der hält Alles verſchloſſen, als wäre das ganze Haus ein Stall voll junger Ziegen.“ Hierauf ſchlief der Peter ein, und dann ſchlief auch der Joſeph ein, ſo daß beide ſchliefen. Als der Peter

am nächsten Morgen wieder aufgewacht war, ſtand er auf und beeilte ſich, nach Hauſe zu kommen, wo er mir die Nachricht von dem Schatze gab. — Wir, nicht zu faul, mußten uns den Joſeph zu langen, und der wollte anfangs nichts wiſſen. Aber ich gab ihm erſt ein Gläschen, und dann noch eins, und noch eins, bis er am Ende treuherzig wurde, und nun hatten wir die ganze Beſcherung."

„Er bekräftigte alſo ſeine erſte Ausſage."

„Wie man eine ſchwache Brühe mit etwas Peterſilienwurzel bekräftigt. Geſehen hatte der Joſeph die Schätze zwar nicht, aber ſein Vater, der ſie geſehen, hat ſie ihm ſo genau aufgezählt, mehr als hundertmal, daß er ſie wohl im Gedächtniß behalten mußte."

„Und wiſſen auch Sie dieſe Schätze anzugeben?"

„O, was das anbetrifft, ſo genau, als hätte ſie mir einer aus der Taſche gemauſt."

Herr Breitbach ſuchte wieder das Wort zu gewinnen, und ſagte: „So genau wiſſen wir die Gegenſtände nicht. Goldbarren, Silbergeräth, baares Geld —"

Madame war nicht gewöhnt ihrem Eheherrn großen Aufwand von Athem zu geſtatten, da ſie im Uebermaaße damit verſehen war. — „Erlaube, lieber Mann, — ſagte ſie, — Du weißt ſo viel von der Sache, als ich davon weiß, was der Mann im Monde ſeinen Dornenbuſch her hat. Mein Herr, hören Sie, die Schätze beſtanden aus folgenden Dingen:

Erſtlich, ein groſser Tiſch, an dem für dreiſsig Perſonen gedeckt werden konnte, von purem Golde.

Zweitens, die Bilder der zwölf Apoſtel aus gediegenem Silber. Der Joſeph meinte, ſie möchten ſo groſs geweſen ſein, als er ſelbſt, und das wäre nicht klein, denn der Joſeph iſt Flügelmann bei der Leibcompagnie geweſen.

Drittens, zwanzig goldene Kelche, von denen jeder ſo groſs war wie eine Suppenterrine, mit Diamanten beſetzt wie die Gänſeeier.

Viertens, noch viele kleinere Gegenſtände, alle von Gold, und ſtrotzend von Juwelen und Perlen.

Fünftens, einige Millionen Dukaten, blank aus der Münze."

„In der That, Madame, ein Schatz, der des Aufſuchens werth iſt. Es ſind aber einige Dinge dabei die gerechtes Bedenken erregen. Wenn man ſolche Schätze verbergen kann, muſs man ſie beſitzen, und wenn man ſie beſitzt, kann man ſie nicht verbergen, ohne daſs ſie vermiſst werden. Dann dürfte ſchwerlich ein geheimer Schlupfwinkel in einem Privathauſe gefunden werden, der im Stande wäre ſolche umfangreiche Gegenſtände heimlich aufzunehmen. Endlich gehörte eine halbe Compagnie dazu, Dinge von ſolchem Gewichte auch nur von der Stelle zu rücken, und dieſe hätte eine Woche daran zu thun, ſie wegzutragen, und an den andern Ort zu bringen; wie iſt

es also möglich, daß die Kraft von drei Leuten, und die kurze Frist einer Nacht, ausgereicht hätten, solches Werk zu Stande zu bringen, gegen welches die zwölf Arbeiten des Herkules ein Kinderspiel sind."

„Habe nicht die Ehre Herrn und Madame Kules zu kennen, aber mit Gelehrten, hören Sie, ist schlimm disputiren. Was das aber anbelangt, so ein paar Kelche was will das sagen. Wenn ich ferner die Millionen nur hätte, die ich in der Schürze wegtragen möchte. Es kommt ja Alles auf die Münzsorten an. Und wegen der Apostel brauchen wir nicht den Kohl anbrennen zu lassen, so ein zwölf silberne Püppchen nimmt ein Schulkind auf sich."

„Es scheint, Madame, diese zwölf Apostel seien nur Flügelmänner ehe sie in den Schatz kommen, und nachher wenn sie wieder herausgenommen werden sollen. Drinnen schrumpfen sie zu Pfefferkuchenmännchen zusammen. Doch soll uns das nicht irre machen. Hat man je von verborgenen Schätzen gehört, ohne daß ein wenig Hexerei dabei gewesen wäre? — Ich werde den Joseph vernehmen, und auch den Maurer Klettenberg, der, wie ich annehme, noch am Leben, und in R... ist. Dann wird das Weitere sich finden. — Aber, nun das Wichtigste: Ich thue keinen Schritt in der Sache, bevor ich nicht Ihre Nichte vernommen, und zwar ganz allein."

Dieser bestimmten Erklärung war nicht auszuweichen,

und man mußte ſich entſchließen, Apollonien zu ſenden indem man ſich zurückzog.

Dieſe trat bald darauf ſchüchtern ein. Sie zitterte, hatte geweint, und ſchien in tiefer Aufregung.

Eduard richtete einige Fragen an ſie, indem er ihren Brief anerkennen ließ. Sie antwortete ausweichend. Als er ihr näher rückte, wurde ſie entſchloſſener, und brach weinend aus.

„Denken Sie beſſer von mir, mein Herr, als daß Sie meinen, dieſe unwürdige Anzeige ſei von mir aus freier Bewegung ausgegangen. Ich weiß von nichts. Meine Verwandten haben dieſe Verleumdung meines armen verſtorbenen Oheims aus dem Schmuze aufgenommen, und ich, der man niemals Selbſtbeſtimmung geſtattet, habe, faſt durch Mißhandlungen gezwungen, dieſen Brief in meinem Namen abſchreiben müſſen, der mich empört, und meine arme Mutter in Verzweiflung bringt. Ich weiß, daß ich eine Lüge verbreitet habe. Mein verſtorbener Oheim war hart gegen uns, das wolle ihm Gott vergeben. Niemals iſt er aber einer unwürdigen Handlung fähig geweſen, und zu weſſen Nutzen hätte er ſich alſo erniedrigen ſollen? — Bei dem Allem wagte ich zu hoffen, man werde höchſten Ortes dieſe Anzeige gleich für das erkennen, was ſie iſt, und ſie unbeachtet ins Feuer werfen. Leider finde ich mich getäuſcht. O mein Herr, ich weiß, Sie ſind großmüthig und gut. Ich widme Ihnen, da

ich Sie nicht erſt von heute kenne, ein unbegrenztes Vertrauen. Vermitteln Sie, daß man die Sache niederſchlägt."

„Das kann, das darf ich nicht."

„So führen Sie ſelbige nur nach den Eingebungen Ihres edlen Herzens, und ſchonen mich, retten meine Ehre vor der Welt. — Gott wird es Ihnen vergelten, daß Sie ſich einer armen, hülfloſen Verlaſſenen annehmen. Ich flehe Sie an, um Ihren Schutz in meiner Bedrängniß. Ich gebe mich in Ihre Hände."

„Theure Apollonia, Sie ſollen zu ſeiner Zeit wahrnehmen, daß Sie ſich nicht vergebens an das Beſte in mir gewendet; daß Sie einem Ehrenmanne Vertrauen geſchenkt haben. Rechnen Sie auf mich, als auf den treuſten und aufrichtigſten Ihrer Freunde. Aber Sie müſſen ſich dann auch meinem Rathe, meinen Weiſungen unterwerfen, und Alles gut heißen, was ich in dieſer Sache zu thun finde. Wollen Sie das?"

„Nun wohl, ich will es."

„Zuerſt alſo, müſſen Sie gegen Ihre Verwandten den Schein völliger Willfährigkeit annehmen, keine Abneigung verrathen."

„Es ſei."

„Ferner müſſen Sie mir aufrichtig bekennen, ob Ihre Verwandten in Beziehung auf Sie nicht noch einen Hinterhalt in der Sache haben."

Apollonia ſchwieg und blickte glühendroth vor ſich hin.

„Ich will, — fuhr Eduard fort, — Sie nicht mit Fragen bedrängen. Ich glaube zu ermeſſen, wie die Sachen eigentlich ſtehen. Man nahm Sie in dieſes Haus, Sie ſklavisch zu erniedrigen. Nachdem Ihr Herr Vetter lange mitgeholfen, Sie zu kränken, findet er Sie auf einmal liebenswürdig, und beginnt Ihnen den Hof zu machen. Papa und Mama waren heftig dagegen, denn der Herr Sohn ſollte eine reiche Partie machen, und Dieſer iſt auch für ſeine Perſon ſo wenig aus der Art geſchlagen, daß er den Mangel des Vermögens bei Ihnen, wenn auch nicht ohne Mißvergnügen, für ein ſehr weſentliches Ehehinderniß hält. Nun kommt die Kunde von dieſem Schatze ſehr gelegen. Man will die Karten ſo miſchen, daß, wenn der Schatz gefunden, Ihnen ein erheblicher Antheil als Lohn der Entdeckung zu Theil wird. Man bildet ſich ein, von den vielen Millionen müſſe wenigſtens eine halbe für Sie abfallen, und dann werden Sie eine Partie, würdig genug, Ihren Herrn Vetter, mit freudiger Einwilligung ſeiner werthen uneigennützigen Eltern, zu beglücken.“

Apollonia ſah ihn groß und frei an.

„Mein Herr, — entgegnete ſie, — möchten Sie eben ſo wohl die Mittel kennen mich zu retten, als Sie die Bedrängniſſe durchſchauen, von denen ich umlagert bin. Mein Vetter hat wirklich Abſichten auf mich. Bisher war

er ſo unbedingt von ſeinen Eltern niedergehalten, daß er keinen Willen hatte als den ihren. Nun geſchah es, daß ihm eine Erbſchaft von einigem Betrage aus dem Nachlaſſe einer kinderloſen Pathe perſönlich zufiel. Sein Vater zog das Capital in ſein Geſchäft. Aber ſeitdem, im Bewußtſein eines eigenen Vermögens, und aufgebläht davon, ſich Hauptgläubiger ſeines Vaters zu wiſſen, fing er an ſeinen eigenen Richtungen zu folgen, und mir Aufmerkſamkeit zu erweiſen. Die Eltern geriethen außer ſich. Ich will nicht zählen, wie oft ich mich in Folge deſſen habe Landſtreicherin, Bettlerin, die man auf die Straße werfen werde, ſchimpfen hören müſſen. Endlich aber ſah auch der Herr Sohn ein, daß eine Bettlerin keine Partie für ihn ſei, und — er ließ mir Ruhe. Nun kommt die Kunde von dieſem unſeligen Schatze, und mein Vetter will mich wieder heirathen, weil er meint, ich müſſe, wie durch Zauberſchlag, reich werden wie eine Prinzeſſin, und ſeine Eltern billigen ſeine Wahl vollkommen, aus dem nämlichen Grunde. — Jetzt wiſſen Sie Alles."

„Nein nicht Alles, Apollonia; — ich weiß nicht, was Sie zu den Bewerbungen Ihres Vetters meinen."

„Mein Herr, —"

„Möchten Sie gern und willig die Gattin Ihres Vetters werden, wenn Schätze gefunden, und Sie daraus betheilt würden?"

„Ich möchte vorziehen, in die Grube gebettet und begraben zu werden, welche dieſen unſeligen Schatz verſchloß.“

Apollonia ſagte dieſes in einem Tone, der in Eduard's Seele griff. Er faßte, und drückte ihre Hand.

„Seien Sie getroſt. Sie ſollen und werden Ihren Vetter nicht heirathen, und wenn wir den Schatz des Königs Krösus fänden, und er Ihnen ungeſchmälert zufiele. Laſſen Sie dafür mich ſorgen. Und zum Anfange, will ich jenes Glas Wein, das ich erſt verſchmähte, nun aus Ihren Händen empfangen, wenn Sie einwilligen mir daraus zuzutrinken.“

Apollonia nahm lächelnd das Glas, nippte davon unmerklich, und reichte es ihm hin.

„Auf glücklichen Ausgang!“ ſagte er, trank es aus, — und entfernte ſich.

In ungewöhnlicher Stimmung kam er nach dem Städtchen zurück, während ſchon der Abend dunkelte. Keine Beſchäftigung vermochte diesmal ihn zu feſſeln. Er ſchlug dieſes Buch auf und jenes; bei keinem mochte er verweilen. Er verſank in Nachdenken, und als er nach geraumer Zeit ſich davon los machte, lag ein Bogen Papier vor ihm, den er, ohne recht zu wiſſen, was er gethan, von oben bis unten mit allerlei Arabesken und Figürchen bekritzelt hatte. Er betrachtete ſie lächelnd, und da er ein ſehr geübter Zeichner war, pflegte er ſolche Gedankenſpäne, die ihm bisweilen entſchlüpften, zu beachten. Hier erſchien zwiſchen ver-

ſchlungenen blühenden Ranken und den kräuſelſten Schnörkeleien eine zarte weibliche geflügelte Geſtalt, in Mitte eines Spinnengewebes gefangen. Zwei Spinnen mit menſchlichen frazenhaften Masken krochen heran mit ſchadenfrohen Mienen. Eine dritte ließ ſich an einem Faden nach ihr von oben herab. Auf allen Blättern wiegten ſich kleine groteske Kobolde. Andere auf Fledermausflügeln umſchwirrten die Gruppe, während ein phantaſtiſch gebildeter, ſchöner Vogel hinzuſchoß, um mit den Füßen das Netz, von oben herab, zu durchreißen, indem er mit offenem Schnabel nach der dritten Spinne ſchnappte.

Ob er dieſes launenhafte Spiel der Zeichenfeder als Abbild ſeiner innern Bewegung beachtenswerth fand? — In der That er hatte widerſtreitende Eindrücke zu überwinden. Apollonia's ganzes Weſen hatte ihn eingenommen, und mit dem ideellen Intereſſe, das ſie einflößte, war ein materielles und zwar ein recht gemein materielles, von außen her in Zerwürfniß gerathen. Ein Kampf war angeregt, deſſen Ende durch ein faſt abenteuerliches aber unberechenbares Ereigniß bedingt ſchien.

Eduard konnte mit ſich ſelbſt nicht einig werden, ob dieſes Ereigniß dem Siege des ideellen Intereſſes förderlich oder nachtheilig ſei, wenn nämlich der Schatz wirklich gefunden werde: und ob er den guten Erfolg ſeines ſonderbaren Auftrages wünſchen, oder verbitten ſolle. Durften die loſen Zeichnungen, bei denen vielleicht ein höheres Princip

seine Hand bestimmend geführt, nicht auch hier als Orakel, oder als Omen, empfangen werden? —

Er blickte noch einmal auf das Blatt, und fand, — als unteren Schlußpunkt des Arabesken-Kranzes, einen offnen Geldkasten, aus dem — ein Schmetterling sich emporschwang.

„Gut sagte er: — omen accipio."

Sein Schlaf war voll Träume. Bald zeigte sich ihm die ganze werthe Breitbachsche Familie in tollen Tänzen um Apollonia: Bald sah er den phantastischen Vogel aus seiner Zeichnung, der mit den Spinnen im Kampfe lag, aber sich des glücklichsten Succurses von Seiten jenes Schmetterlinges aus dem geöffneten Schatze erfreute.

Am andern Morgen schien ihm kein Grund mehr vorzuwalten seinem Freunde Guderus das Vorgefallene zu verheimlichen. Er zeigte, er erzählte ihm Alles.

Der Vater hörte ihn ruhig, ohne Unterbrechung, aber auch ohne Ueberraschung an.

„Arme Apollonia, sagte er endlich, Du bist eine zu zarte Blume für solch ein Beet."

„Nun — " fiel Eduard ein, — „wenn ich den Schatz nicht finde, hat sie ja Ruhe."

„Wenn Sie ihn aber finden?"

„Im Ernste, Guderus, meinen Sie denn, daß dergleichen irgend auch nur möglich sei?"

„Warum sollte es nicht möglich sein?“

„Wie? — Sie glauben an diesen Schatz?“

„Ich bekenne frei, daß ich keinesweges abgeneigt bin. Der Prälat war ein grundehrlicher Mann, aber ein solcher, der unfähig war die Zeit, und das veränderte Verhältniß der geistlichen Stifter zum Staate zu begreifen. Er hielt deren Aufhebung für Gewalt, für Unrecht. Ihn ärgerte das vorbereitende, allerdings oft rücksichtslose, plumpe Verfahren der Commissarien. Wenn er nun so raisonnirt hätte. „Das was Ihr aus Eurer materiellen Ansicht als allein werthvoll in Anschlag bringt, currentes Geld und Gut, sollt Ihr haben. Was Ihr nicht zu verstehen und zu würdigen vermögt, Seltenes, Köstliches, das auf dem gemeinen Markte nichts, in den Augen des feinen Kenners aber als unschätzbar gilt, bei dem Ihr also nichts verliert, wenn es Euch entgeht, Solches will ich verbergen für eine bessere, feinsinnigere Zeit.“

„Das läßt sich hören. Aber besaß das Kloster so Seltenes, Köstliches?“

„Ich weiß es nicht genau, denn ich war nicht Mitglied jenes Conventes, doch war der Prälat ein Liebhaber von neuen Gegenständen, die angeschafft, aber wenig gezeigt worden sind, weil sie sich in seinem Hause, und unter seinem Beschlusse befanden. Er konnte diese vielleicht, insofern sie aus seinem Privateinkommen bezahlt waren, als sein persönliches Eigenthum ansprechen. Die Commissa-

ten pflegten solchen [illegible] aber nicht anerkennen zu wollen. Ihnen galt als Kirchen- und nach der Säcularisation als Staatsgut, Alles, was auch privatim aus Erträgen geistlicher Stiftungen erworben worden sein mochte. — Wie die höchste Behörde darüber gedacht haben mag, — die gewöhnlich sehr mild zu sein pflegte, — habe ich wenigstens nicht in Erfahrung gebracht. — Kurz, es ist nicht unmöglich, daß Sie Etwas finden; was weiß ich freilich nicht, und übrigens ist das Gerede über einen Schatz im neuern Kloster keine Neuigkeit. Ein solcher ist lange das Mährchen der Gegend gewesen, und bisher hat sich nur Niemand bewogen gefunden, davon Anzeige zu machen."

Nach diesem schien es Eduard zweckmäßig das sonderbare Geschäft möglichst zu beschleunigen, um durch ein schnell erzieltes Resultat dem Geschwätz darüber zuvor zu kommen. Es gab in diesem abgelegenen Gebirge ohnehin wenig Stoff für allgemeine Theilnahme, und jede selbst geringe Angelegenheit, die über das Maas des Gewöhnlichen ging, pflegte in endlosem Hin- und Wiedertragen bis zum Überdrusse [illegible] zu werden, wie viel mehr eine Sache, die auch die [illegible] ein paar Tage beschäftigt hätte, und hier schon vorher, im heimlichen [illegible], eine gewisse Bedeutung für sich genommen hatte.

Jener Jakob wurde vernommen. Er wollte Anfangs nichts wissen, die Aussicht auf Belohnung, bewog ihn doch bald zu wiederholen, was er Herrn Breitbach ge-

sagt. Sein Vater habe beim Verbergen des Schatzes geholfen, und die Mauer dann den Zugang zu dem Schlupfwinkel, auf Geheiß des Prälaten, vermauert. Von der Substanz des Schatzes aber wußte er nichts. Er schien gerüchtsweise im Allgem. die Gegenstände bezeichnet zu haben, die Frau Brabach aufzählte. Da er aber dabei lachte, schien man annehmen zu dürfen, er habe diese foppen wollen. Ueber den Ort, wo der Schatz verborgen sei, äußerte er sich bestimmter. Es sei ein Gewölbe gewesen, das aus einem der Corridore des Prälaturgebäudes Zugang gehabt.

Man ließ den Maurer kommen, der als einzig lebender Gehülfe des Verbergens am wichtigsten war, und den man nicht ohne Spannung empfing. Dieser Handwerksmann war ein silberhaariger kräftiger Greis, von festem entschlossenem Ansehen. Er hörte die an ihn gerichteten Fragen ruhig an, und — erklärte Alles für Unwahrheit; er wisse von nichts. Der Prälat habe ihm stets Wohlwollen bewiesen, ihm viel zu verdienen gegeben, das habe Verdacht erregt, und es sei nur Abgunst seiner Gegner, die ihn in solchen verdächtlichen Handel verstricken wollten.

Der Prälat, ferner, habe keine Schätze gehabt. Das Gut des Klosters, und dessen Kostbarkeiten seien abgeliefert. Wo hätten die Schätze auch herkommen sollen. Das Kloster habe sich der besten Wirthschaft nie beflissen, viel unnütze Leute ernährt, und die Einkünfte aus den Gütern seien zu zwei Drittheilen in die Taschen der Verwalter geflo-

len, die sachverständige Aufsicht gänzlich gefehlt. Endlich habe man viel, und mit übermäßigem Luxus gebaut. Auf diese Weise habe nicht das Mindeste erspart, und bei Seite gebracht werden können.

Mit Joseph confrontirt, der bei seiner Aussage verharrte, schalt er diesen einen Schwindler, einen Menschen, der leichtsinnig das Andenken des würdigen Prälaten, der sein Pathe gewesen, und das seines eigenen Vaters bloßstelle.

Joseph, hierdurch gereizt, nannte den Alten einen Lügner, und brach nun heraus, er habe bisher verheimlicht, daß er noch mehr Zeugen stellen könne, weil er die einzigen Vortheile der Entdeckung mit so Wenigen als möglich habe theilen wollen. Er werde sie aber nun zur Stelle schaffen.

Wirklich brachte er bald noch mehr als sechs Personen vor, die alle um die Sache wissen sollten, theils als Hausgesinde des Prälaten, theils als Bekannte von Joseph's Vater und des Mannes, und die in vertrauten Gesprächen von Einem oder dem Andern Kunde von dem Schatze erhalten.

Alle wurden vernommen, ohne daß sich ein Resultat ergab. Sie leugneten entweder gradehin, oder gaben unbestimmte Aussagen ab. Ein alter Diener allein, der vom Prälaten in Ungnade später entlassen wurde, bezeugte: daß sein Gebieter einen ganzen Tag hindurch verschlossen in

seinem Kabinette beschäftigt gewesen; daß er am Abende befohlen den Vater des Joseph, und den Maurer zu ihm zu rufen; daß er mit diesen auch bei verschlossenen Thüren verhandelt; daß sie die Nacht über in der Prälatur geblieben, während alles Gesinde zur Ruhe geschickt worden. Auch habe man während der Nacht in den Corridors hin und wieder gehen gehört, sogar die Stimme des Prälaten und der beiden andern Leute vernommen.

Da aber auch dieses ohne wesentliche Bedeutung war, wollte Eduard schon von weitern Nachforschungen absehen, als Joseph plötzlich erschien, und mit großem Triumphe die Anwesenheit eines neuen Zeugen verkündete, der endlich die Wahrheit seiner Aussage außer Zweifel stellen könne.

Er führte einen wüsten abgerissenen Menschen vor, dessen ganzes Aeußere den Landstreicher und Trunkenbold verrieth. Es fand sich, daß dieser als Gehülfe bei dem Maurer gearbeitet, und er offenbarte: in der Prälatur sei ein Gewölbe, das zur Bewahrung von mancherlei Geräthen benützt gewesen. Kurz vor der Aufhebung der Säcularisation der Klöster, habe dieses neu geweißt werden müssen, und er sei dazu von seinem Meister angestellt worden. Damals habe er in einem Winkel des Gewölbes, gewöhnlich durch einen Schrank verdeckt, eine niedrige eiserne Thüre entdeckt, von der er vermuthet daß sie in einen besonderen geheimen Raum führe. — Nach dem Tode des Prälaten, der erst kürzlich erfolgt, und also lange nach Auf-

hebung des Klosters, habe die Prälatur zur Pfarrwohnung eingerichtet werden müssen, und dabei sei er, der Zeuge, wieder von einem anderen Meister, bei dem die Arbeit von der Behörde verdungen worden, angestellt gewesen, und als er in das Gewölbe gekommen, sei von der eisernen Thüre keine Spur zu finden gewesen. Er habe gleich gemeint, dahinter müsse etwas Geheimes, vermuthlich der Schatz, von dem schon in der Gegend die Rede war, stecken, denn während der Zeit sei nicht in der Prälatur gebaut, dieselbe sei von keinem Handwerker betreten worden.

Der Maurermeister wurde mit diesem Menschen zusammengestellt. Er verlachte und verhöhnte seine Angabe als Einbildung eines Trunkenen, eines Subjectes ohne sittlichen Werth, und beharrte dabei zu behaupten, es habe entweder niemals in jenem Gewölbe eine geheime eiserne Thüre gegeben, oder wenn es eine solche gegeben, müsse sie auch noch vorhanden sein.

Der Geselle sahe ihn trotzig an, und berief sich darauf, daß er noch heute die Stelle zeigen könne, wo sie einst gewesen.

Man dürfe diese Stelle nur einschlagen, dann werde man den geheimen Ort entdecken, ja er bestehe darauf, daß Solches geschehe, und wäre es auch nur zu beweisen, daß sein vormaliger Meister, für den er nicht die mindeste Achtung habe, ihn unverdient geschmäht und beschimpfet.

Als Eduard nun erklärte, er begnüge an Ort und

Stelle einen solchen Versuch machen zu lassen, zeigte sich der Maurermeister sichtlich betreten. Er stimmte seinen bisherigen barschen Ton zur gewinnenden Höflichkeit; versicherte, er habe den Gesellen nicht beleidigen wollen. Er wolle nicht behaupten, daß die eiserne Thüre nicht einst vorhanden gewesen, er habe aber so wenig Kenntniß von ihrem einstigen Daseyn, als ihrem Verschwinden. Sollte sie jetzt sich nicht vorfinden, sei zu vermuthen, daß sie niemals bestanden. Eduard möge ja die Mauer durch Einschlagen nicht verletzen lassen. In einem Gewölbe sei die Schwächung der Seitenwände höchst gefährlich. Die Decke könne zusammenstürzen, und Alle sich eben darunter Befindende erschlagen.

Der Geselle erklärte dieses für leeres Vorgeben, und erbot sich dafür mit seinem Leben einzustehen, daß das Einschlagen eines Loches in die Seitenwand weder das Gewölbe, noch irgend einen Anwesenden beschädigen solle.

Eduard war aufmerksamer geworden, und Verdacht gegen den Maurermeister schöpfend, brach die Verhandlung ab, mit dem Bedeuten, er werde sich an Ort und Stelle begeben, und im Beisein aller Betheiligten unmittelbare Nachforschung anstellen.

Der Maurermeister ging still und traurig von dannen; der Geselle folgte ihm nach, und begab sich in eine Kneipe, um mit seiner vermeintlichen Wichtigkeit groß zu thun.

Eduard's Spannung war, so nahe am entscheidenden

Augenblicke aufs Höchste gesteigert. Er verabredete mit Gaberus, den jetzt in der Prälatur wohnenden Geistlichen auf seinen Besuch und den Zweck desselben vorzubereiten, bestimmte dazu den Tag, und ordnete an, daß Joseph, der Maurer und der Geselle dann zugegen sein sollten, von denen die beiden ersten ohnehin am Orte des Klosters ansässig waren, das kaum eine Meile von W . . . entfernt war. Aber auch Apollonia's Anwesenheit schien ihm wesentlich, und er begab sich zu Bernhard, um hiezu dort das Erforderliche einzuleiten.

Was hier auf wenigen Blättern erzählt ist, füllte in der Handlung selbst den Raum mehrer Wochen, und es war nicht möglich gewesen, sich während dieser Zeit der Familie fremd zu erhalten. Einmal war sie zu verschiedenen malen vom Gange der Sache in Kenntniß zu setzen gewesen; sodann hatte sie nicht versäumt, den Mann, der ihr nun so wichtig schien, mit Höflichkeiten und Einladungen zu Mittagessen und Partien ins Gebirge zu überhäufen. Eduard hatte das nicht abweisen können, und — hatte es nicht abweisen wollen. Apollonia's Anmuth und holde Liebenswürdigkeit bestrickten ihn täglich mehr. Sie gab sich ihm mit heiterm natürlichem Vertrauen hin, ohne dabei besonderer Absicht sich bewußt zu sein, und so bildete sich zwischen beiden eine Innigkeit aus, die gegenseitigen Verkehr für beide gewissermaßen zum Bedürfniß machte. Die Verwandten merkten entweder davon nichts, weil die Formen

und Schranken des gewöhnlichen Umganges nie bei Seite gesetzt oder zurückgelassen wurden, sie auch von dem Betragen von Personen verschiedenen Geschlechtes, die sich lieb gewinnen, andere, gemeinere Begriffe hatten; oder sie wollten nichts merken, um Eduard sich geneigt zu erhalten. Nur der Vetter ließ bisweilen Mißlaune und Eifersucht durchblicken, aber einmal hielt der Eigennutz seiner Eltern ihn im Zaume, und dann wußte Eduard ihm genug zu imponiren, so daß er zwar innerlich grollte, doch aber, zurückgescheucht, nicht wesentlich beschwerlich wurde.

Als Eduard nun erschien, und die neuen Fortschritte in seinem Verfahren kund that, gerieth das Haus in die äußerste Aufregung. Madame meinte, es stehe nichts im Wege, daß sie auf dem goldenen Tische für dreißig Personen könne decken lassen. Herr Breitbach berechnete das Agio von einigen Millionen Dukaten, denn man könne zufrieden sein, meinte er, wenn man, als Lohn der Angabe, nur das Agio erhalte. Apollonia allein war still, betreten. Eduard bat um ihre Anwesenheit bei der Localuntersuchung. Onkel und Tante erklärten: daß sich das ja von selbst verstehe. Da es sich doch aber nicht gezieme, daß ihre „liebe Nichte" allein mit einem jungen Herrn über Land fahre, wollten sie dieselbe in ihrem eigenen Wagen hinführen. Ohnedieß passe es ja nicht, daß ein junges Mädchen, bei so wichtigem Akte, ohne verwandtschaftlichen Beistand sei.

Dem war nichts zu entgegnen. Nach einigen Verab-

redungen empfahl ſich Eduard, und empfand es ein wenig übel, daß Apollonia fehlte, um ſein Lebewohl zu empfangen.

Als er aber auf dem Heimwege um eine Felſenecke bog, einen Fußpfad einzuſchlagen, und dabei an einer ſtets offenſtehenden Kapelle vorüber mußte, trat ihm Apollonia aus derſelben entgegen. Er grüßte ſie, ſchritt mit ihr hinein, und ſie ſtanden ſich in dem engen Raume gegenüber, befangen, — glühend, — ſtumm, denn es war beiden, als ob ſie ſich viel zu ſagen hätten, und die Worte dazu nicht finden könnten. Apollonia hatte geweint, und Schmerz und Kummer redeten aus ihren holden Zügen.

„Was iſt Ihnen, — liebe Apollonia?“ fragte Eduard endlich.

„O nichts, —“ antwortete ſie. — „Sehen Sie wohl, Herr Profeſſor, — der Schatz wird nun doch gefunden werden.“

„Und das erfreut Sie nicht.“

„Ach ja“ —

„Ihr Ja — klingt wie Nein.“

„Nun, was kann mir an dem Schatze liegen. Mein verſtorbener Oheim, der Bruder meiner Mutter, wird im Grabe entehret, und ich — “

„Und Sie?“ —

„Werde Sie nicht mehr wiederſehen.“

„Woher fürchtern Sie das?“

„Was ſollen Sie noch bei uns, wenn der unſelige Schatz nun da ſein wird.“

„Sollte ich dann ferner ganz und gar nichts mehr in Ihrer Nähe bedeuten?“

„O was das anbetrifft. Es wird uns jederzeit gewiß eine große Ehre ſein. Aber Sie ſind wohl an beſſere Geſellſchaft gewöhnt.“

„Und wenn ich die Ihrige nun aller andern vorzöge?“

„Sie ſcherzen. — Sie ſpotten.“

„Einen Scherz mit Ihnen dürfte ich mir wohl erlauben; — aber wer dürfte Sie verſpottern.“

„Ach nein, nein, — ich that Ihnen Unrecht. Sie ſind zu edel der Unglücklichen zu ſpotten. — Aber —“

„Aber?“

„Es iſt nun doch Alles vorbei.“ — Sie brach wieder in Thränen aus.

„Faſſen Sie ſich, liebe Apollonia, — es iſt nicht Alles vorbei, und ich habe Ihnen verſprochen, daß Sie Ihren Vetter nicht heirathen ſollten.“

„O wenn es noch Klöſter gäbe.“

„Wie, Sie wollten Nonne werden?“

„Warum denn nicht. — Das wären noch Zufluchtsörter für die Verlaſſenen.“

„Apollonia, es iſt gut, daß es keine Klöſter mehr giebt.“

„Warum?“

„Damit Sie nicht Nonne werden können.“

„Meinen Sie denn, mein Herr, daß ein gequältes Herz in dieſer argen Welt ſtiller verblute?“

„Nein; — aber das Ihrige ſoll nicht verbluten. Es ſoll in Glück und Freude ſchlagen.“

„Ich danke für Ihre gütigen Wünſche. Wir ſind ja eben Alle in Gottes Hand. Sie prüft, und wird Alles wohl machen. — Aber — ich muß wohl nach Hauſe. Wenn man wüßte, daß wir uns hier geſprochen, könnten ſie drüben wohl meinen, es ſei Abſicht, und ich hätte Sie hier erwarten wollen.“

„Würde man ſich irren?“

„Ach! — das iſt zum Weinen. — Nun denken auch Sie noch übel von mir.“

„Wie könnte ich das. Ich denke nichts weiter, als daß Sie mir herzlicher guten Abend und guten Weg wünſchen möchten, als es drinnen im Beiſein der Andern geſchehen kann.“

Sie blickte ihn frei und innig an.

„Ich —“ ſagte ſie mit bewegter Stimme. — „Da nun Alles vorbei iſt, zog es mich hin, Ihnen recht herzlich danken zu wollen, für Ihre Güte, Ihre Theilnahme.

Ach! — Sie ſind ja der Erſte auf der Welt, der mir dergleichen bewieſen, und auch wohl der Letzte."

Sie nahm ſeine Hand.

„Ich danke — danke — danke — Ihnen. Der Himmel ſegne Sie, und gebe Ihnen ſo viel Freuden, als er mir in ſeiner weiſen Fügung hat verſagen müſſen. — Wenn Sie einſt an Ihren Aufenthalt in dieſer Gegend zurückdenken, mögen Sie ſich auch des armen Mädchens erinnern, das Sie verehrt, wie — wie — einen Heiligen. — Ich möchte Ihnen gern ein Andenken widmen, um Ihnen die Erinnerung an mich zu erleichtern, denn — guter Gott, — was haben Sie nicht Alles zu denken. Aber ich beſitze nichts. Sie wiſſen wie arm ich bin. Nun habe ich mich unterſtanden — von meinem Haare — dieſe Kette zu flechten, — ich habe das gelernt. Es iſt zum Tragen der Uhr, — oder der Lorgnette. — Das kleine goldne Schlößchen — iſt von meiner ſeligen Pathe. — Mir iſts doch zu nichts nütze. Möchten Sie wohl die Güte haben: — möchten Sie wohl nicht verſchmähen, — dieſe arme Kleinigkeit. —"

Ihre Stimme wurde von Thränen erſtickt, — ſie drückte ihm eine Schnur von ihrem ſchönen langen goldenen Haare in die Hand.

„Apollonia! —" rief er entzückt, und unwillkührlich öffneten ſich ſeine Arme, als ob er ſie umfangen wollte.

„O nein, nein, —" ſprach ſie. — „Alle Engel ſeien

auf Ihrem Pfade.“ — Sie entſchlüpfte ihm, und flog den Weg zum Hauſe zurück.

Eduard ſtand da, wie in Stein verwandelt, die Schnur in der Hand. Dann hob er ſie bis an ſein Auge, und ſah ſie lange an. Endlich ging er davon, das holde Geſchenk immer heiter. — Er wich vom Pfade ab. Er verlor ſich im Gebüſche. Wir wollen ihn in der Beſchäftigung mit der holden Gabe, die er empfangen, nicht ſtören.

Zwei Tage nachher begab ſich unſer junger Gelehrter in Begleitung ſeines Freundes Cyprus nach dem vormaligen Kloſter R... und wurde in dem einſtigen Prälaturgebäude von dem Exprior des Conventes, gegenwärtigem Ortspfarrer und Exprieſter des Kirchenſprengels, den wir mit ſeinem Kloſternamen Cöleſtin nennen, mit verbindlicher feiner Höflichkeit, ohne eine Spur von Mißbehagen empfangen, und in ein ehemaliges höheres Gemach zur ebnen Erde eingeführet. Wir müſſen das letzte anſchaulich machen, da es etwas in dieſen Begebenheiten bedeutet. Es war ziemlich geräumig, in gleichſeitig gothiſchen Bögen gewölbt, mit einem großen eben ſo geſtalteten Fenſter, in dem ſich Glasbilder befanden, verſehen. Die Wände waren ſauber und neu mit entſprechenden Arabesken auf lazurblauem Grunde geſchmückt. Eine kleine, aber artige Sammlung altdeutſcher Gemälde gewährte ihr beſonderes Ziehe, und der Hausrath war, zwar ein-

sach, doch dem sechzehnten Jahrhundert entweder wirklich angehörend, oder ihm geschickt nachgebildet. Alles verrieth den feinen Sinn und den geläuterten Geschmack des jetzigen Inhabers.

Man hatte hier das Mittagessen vorgerichtet, an dem nur Eduard, Guderus, und der Wirth selbst Theil nahmen, und das in seiner ganzen Einrichtung dem artigen Speisezimmer entsprach.

Pater Cölestin war in Rom erzogen, hatte einst viele Reisen im Auftrage seiner Obern gemacht, viel Welt, viel ausgezeichnete Männer gesehen, und offenbarte vollständig jene Feinheit des Tons, jene Eleganz der Manieren, die katholischen Geistlichen einer gewissen Schule eigen zu sein pflegen. Seine Urbanität gewann aber doppelt durch eine gewisse, wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit, und so erklärte sich die hohe Achtung, die ihm von allen Seiten gewidmet wurde.

Eduard sagte ihm einiges Verbindliche über seine zart gewählte und bedeutende Umgebung. Der Pater erwähnte, wie er allerdings einiges Seltene im Gebiete der Kunst zusammengebracht, und sich ein Vergnügen mache es Kennern und Liebhabern vorzuzeigen. Was er besitze koste ihm wenig. Er habe es bei öffentlichen Versteigerungen erstanden, in welchen mancherlei Gegenstände von den Staatsbehörden veräußert seien, die den säcularisirten Klöstern

entnommen worden. Manches sei ihm auch durch Bereitwilligkeit seiner Freunde aus der Ferne zugekommen. Der Sinn für solche Sammlung sei durch sein früheres Leben in diesem Kloster geweckt, wo dergleichen beinahe zur Hausordnung gehört, und wo der verstorbene Prälat vorzugsweise sich bemüht habe, solchen zu erfrischen und zu nähren. Derselbe habe in allen diesen Dingen eine gründliche Einsicht und ausgezeichneten Geschmack bewährt: vielleicht seiner Liebhaberei mehr nachgesehen, als die Einkünfte des Conventes, bei gutem Haushalte, gestattet haben möchten, weshalb man denn viel reicher geschienen, als man wirklich gewesen, und eine verdrießliche finanzielle Katastrophe zuletzt kaum vermeidlich geworden sein dürfte, wenn die Säcularisation sie nicht mit einemmale abgeschnitten hätte. Eduard merkte die Absicht in diesen Aeußerungen, und warf wie im Scherze hin: diese Bemerkungen möchten wohl als Vorbericht zu dem Texte dienen sollen, daß wenn Jemand hier Schätze heben wolle, dieses Unternehmen nicht die Mühe belohne. —

„Ich habe," — antwortete Pater Cölestin, — „nicht gerade das, aber Aehnliches bevorworten wollen. Es ist mir in doppelter Hinsicht angenehm, daß Sie hier dem Schatze nachzuforschen kommen, einmal weil mir dadurch Ihre Bekanntschaft verschafft worden, wobei jedenfalls wenigstens ich meinerseits einen Schatz gewinne; sodann aber auch, damit dieses müßige Gerede der Welt über den

Schatz endlich sein Ende erreiche, indem Sie finden werden, daß solcher nicht vorhanden ist."

„Mein Herr, —" entgegnete Eduard, — „alle Zeugen sagen aus, daß Sie niemals Mitwisser dieses Schatzes gewesen sind."

„Nun ja, — das ist bei so viel Lüge allerdings eine Wahrheit. Aber wie ist ein solches heimlich verborgenes Gut nur möglich. Was das Kloster an Kostbarkeiten und Mitteln besaß, kannte alle Welt; es war nicht zu verheimlichen, und es ist Alles gerichtlich abgeliefert."

„Besonders Seltenes, Hochgehaltenes aber, z. B. Reliquien, geweihte Gefäße."

„Mein lieber Professor, in diesem Punkte muß ich die Staatsbehörde gegen ihren eigenen Beauftragten vertheidigen. Wir besaßen allerdings Reliquien in kostbaren kunstreichen Behältnissen und auch Gefäße zum Kirchengebrauch, auf die wir Werth legten. Wir hatten indeß nicht nöthig sie zu verbergen, denn, ob auch die Commissarien begannen sie mit einiger Rücksichtslosigkeit in Anspruch zu nehmen, hat doch die Behörde Alles der Kirche zurückgegeben, was für heilig, aber zu ihrem würdigen Dienste nothwendig ist. Nur das ist eingezogen, was auch bisher bei uns entbehrlicher Ueberfluß war."

„Wurde der Prälat aber verletzt und erbittert durch Dasjenige, was Sie hier schonend einige Rücksichtslosigkeit der Commissarien zu nennen belieben? —"

„Nun ja, — dieſer würdige Geiſtliche verſteht für ſich den Geſichtspunkt der Beurtheilung, und klagt Manches als Gewalt und Unrecht an, das am Ende nichts weiter war, als eine Form.“

„Von der moraliſchen Seite wäre daher die Möglichkeit eines verborgenen Schatzes allenfalls zuzugeben.“

„Wie man will. Wer kann berechnen, wie weit eine einſeitige Anſicht abirren kann. Meinen wir jedoch das Beſte, ehe wir genöthigt ſind, das Entgegengeſetzte zu entſchuldigen.“

Nach Tiſche traten Herr und Frau Daniſch mit ihrem Sohne ein, von den beiden Geiſtlichen mit ſichtlicher Abneigung empfangen und vernachläſſigt, nichts deſto weniger im vollſten Zuge der kühnſten Erwartungen, und in der widerlichſten Ungeduld. Hinter ihnen wandelte Apollonia, ſtill, blaß, in ihrem ganzen Weſen erſchüttert.

Demnächſt erſchienen Joſeph, der Bauernmeyer, und ſein vormaliger Gehülfe.

Man ſchritt zum Geſchäfte.

Eduard begann damit den Vorgeladenen nochmals ihre frühern Ausſagen vorzuhalten, die ſie, jeder in ſeinem Sinne, negativ, oder affirmativ beſtätigten. Die Verhandlungen fanden im Vorſaale der Prälatur ſtatt, und Eduard erſuchte den Pater Cöleſtin jetzt das in Rede geſtellte Gemälde öffnen zu laſſen.

Dieſer lächelte. „Ich kann nur erſuchen, da wieder ein-

gutreten, wo ſie hergekommen. Sie haben in jenem intereſſanten Gewölbe zu Mittag geſpeiſt.“

„Wie?“

„Nun ja. Ein Theil der Prälatur iſt zu einer Schule eingerichtet. Um mir gehörigen Raum zu meiner Wohnung zu gewinnen, hat man jenes Gewölbe, das allerdings erſt ein Magazin war, zum Saale eingerichtet, und ich habe ihm die Geſtalt gegeben, in der Sie es angetroffen.“

Eduard fand ſich durch dieſe Nachricht nicht erheitert, und man begreift warum.

Er ſollte Verwüſtung und Zerſtörung in ein Gemach bringen, das ſo einladend anſprach.

Demnach führte er die Betheiligten in den Saal, und forderte den Gehülfen auf, den Ort anzuzeigen, wo die geheime eiſerne Thüre geweſen.

Dieſer ſchaute ſich anfangs befremdet in dem Zimmer um, als müſſe er erſt ſeine Erinnerungen ſammeln, um den gänzlich umgeſtalteten alten Raum wieder zu erkennen, dann ſchritt er auf die Wand zu, welche an den Garten grenzte, und zeigte eine Stelle. „Hier war es. —“ ſagte er ſtolz und beſtimmt.

„Einſchlagen!“ — ſchrie Herr Breitbach. —

„Keine Umſtände!“ — eiferte Madame.

„Es iſt nicht wahr“ — entgegnete der Maurermeiſter, — „hier iſt nie eine Thüre geweſen.“

„Wollen ſehen!“ — rief der Geſelle — und ſchwang eine Hacke, um in die zierlich bemalte und geſchmückte Wand einzuſchlagen.

Ein Zug des Schmerzes zuckte durch die Züge des Pater Cöleſtin.

Edward fiel ihm in den Arm, — denn es ſchnitt ihm in die Seele hier ſolches Werk roher entſtellender Zerſtörung, vielleicht ohne Nutzen herbeizuführen.

Der Maurermeiſter that das Gleiche, und wiederholte, er müſſe als Sachverſtändiger Einſpruch thun gegen jede Verletzung der Wand. Das Gewölbe werde ſofort zuſammenſtürzen, die anweſenden Perſonen im Falle erſchlagen, und unter Trümmern begraben.

Der Geſelle wurde immer roher und wilder, ſchimpfte den Meiſter einen Pfuſcher. Wo beim Bau die Wand zu einer Seitenthüre eingerichtet worden, ſei die Spannung des Gewölbes danach berechnet, und könne durch Wiedereröffnung der Thüre nicht leiden.

Es kam zu einem Wortwechſel, den die Breitbachſche Familie, Vater, Mutter, und Sohn, natürlich dem Geſellen beiſtimmend, befeuerten.

Pater Cöleſtin hatte eine Weile in tiefen Gedanken geſtanden, dann trat er dazwiſchen und gebot Schweigen.

„Genug.“ — ſagte er. — „Von dem Einſchlagen der Wand kann das Gewölbe nicht leiden. Der Geſelle hat Recht. Es iſt allerdings hier früher eine Thüre geweſen.“

Er wendete ſich zu Eduard.

„Mag Sie mein Betragen nicht befremden. Es iſt vielleicht auch Ihnen ſchon begegnet, daß Sie einen an ſich unwichtigen Umſtand aus der Vergangenheit rein vergeſſen hatten, ihn auch lange in Ihren Erinnerungen nicht wieder fanden, bis ſein Andenken durch irgend ein nicht zu bezeichnendes Prinzip plötzlich geweckt wird, und ſich, wie durch Eingebung, klar und beſtimmt herausſtellt?"

„Allerdings," entgegnete der Gefragte.

„Nun alſo, —" fuhr Jener fort, — „in dieſem Augenblicke erlebe ich Solches, indem mir der Name Antonius plötzlich in den Sinn kommt. Ein Mönch unſeres Kloſters hieß ſo, gegen deſſen Betragen viel einzuwenden war. Ich bekleidete damals, es ſind bald zwanzig Jahre her, ſchon das Amt des Priors, und hatte oft Rüge gegen dieſen leichtſinnigen Bruder eintreten zu laſſen. Einſt gelangte die Kenntniß einer ſeiner Unordnungen zu den Ohren unſeres Abtes, des Prälaten. Er ließ mich rufen; ich fand ihn ſehr aufgebracht; er ſchalt meine Nachſicht, und dictirte eine Strafe für den Pflichtwidrigen, deren Strenge mir in keinem Verhältniſſe zu ſeiner Schuld zu ſein ſchien. Ich machte Gegenvorſtellungen. Der Prälat wollte nichts davon hören. Ich wurde dringender; mein Vorgeſetzter ungeduldig aufgebracht, ſo daß er zuletzt aufſprang, mir den Rücken wendete, und das Zimmer verließ. Ich wagte es ihm zu folgen, ihn mit Bitten und Vorſtellungen

beſtürmend. So ging es die Treppe hinab, bis hinein in dieſes Gewölbe, in welches der Prälat ſich begab, um beim Auspacken einer Kiſte mit Gemälden zugegen zu ſein, die er für die Kirche in Dresden hatte anfertigen laſſen, und auf deren Anblick er ſehr begierig war. Unſer Geſpräch wurde ſehr lebhaft, aber lateiniſch geführt, in welcher Sprache wir gewöhnlich unter uns verkehrten. Endlich rief der Prälat, um ein Ende zu machen. „Du nennſt mich hart, und eigenſinnig. Bedenke aber, daß vor hundert Jahren noch ein Abt in meiner Stelle jenen Unglücklichen in jenes Loch hätte ſperren und die Thüre zumauern laſſen.“ Und damit zeigte er in jenen Winkel, wo ich allerdings eine eiſerne Thüre ſah, die ich ſpäter nicht mehr gefunden, aber, wie ich gewiß verſichern kann, auch nicht vermißt habe. Dieſes Gewölbe hatte ich ehemals nicht zweimal betreten, ſeiner Einrichtung ſonſt keine Aufmerkſamkeit gewidmet, kein Wunder alſo, daß ein ſo unerheblicher Umſtand mir aus den Gedanken gekommen iſt.“

Er redete den Maurer an.

„Meiſter, ſeid lieber aufrichtig, und ſagt die Wahrheit, wenn Ihr auch dem verſtorbenen Prälaten Geheimniß gelobt. Ich entbinde Euch der Verbindlichkeit, da das Schweigen den Zweck nicht mehr erfüllen kann und darf. — War hier nicht eine Thüre? — habt Ihr ſie nicht zugemauert?“

„Hochwürdiger Herr, ich gebe keine Antwort mehr auf Fragen über dieſen Gegenſtand.“

Cöleſtin zauderte einen Augenblick, dann faßte er Eduard's Hand, mit den Worten. „Laſſen Sie jetzt die Wand einſchlagen.“

„Nein, — erwiederte dieſer. — Die Verwüſtung im Hauſe iſt nicht nöthig. Folgen Sie mir Alle.“

Er ging mit den Anweſenden in den Garten; und bezeichnete eine Stelle etwa zwei Schritte von der Mauer des Hauſes, — es war die äußere Seite des Ortes an dem der Geſelle inwendig die vermauerte Thüre angegeben, — und befahl den Boden aufzugraben. Der Geſelle machte ſich ans Werk. Es mochte nur wenig Schuh tief gegraben ſein, als der Spaten auf Mauerwerk ſtieß. Man räumte darüber auf, und die äußere Spannung eines unterirdiſchen Gewölbes erſchien.

„Hier die Hacke, — befahl Eduard. — Hier die Mauer eingeſchlagen.“

Die Schläge, mit voller Kraft geführt, tönten hohl.

„Ha ha, — rief Herr Breitbach — hier wird man der Sache auf den Grund kommen.“ Aber die Mauer erdröhnte, ohne zu weichen.

„Ein verzweifeltes Mauerwerk:“ ſtöhnte der Geſelle.

Er nahm endlich ſeine ganze Kraft zuſammen, und führte einige ſo gewaltige Schläge auf das Gemäuer, daß einige Steine einbrachen, und mit dumpfem Gepolter in

die Tiefe fielen. Eine kleine Oeffnung erſchien, durch die man in eine dumpfe ſchwarze Grabesnacht hinabſchaute.

Alles ſtand in ſtummer Erwartung. Die Oeffnung wurde vergrößert, welches weniger Schwierigkeit machte, bis ſie etwa drei Fuß im Gevierte einnahm.

Ein Lichtſtrahl fiel nun von oben in den dunkeln Grund, und ließ ſeine Tiefe auf etwa zwanzig Fuß ermeſſen.

Als Eduard eine Weile gezaudert, um in dieſen lang verſchloſſenen Abgrund genugſam atmoſphäriſche Luft eindringen zu laſſen, befahl er eine Gartenleiter zu bringen, die herabgeſenkt wurde, und der Geſelle wurde auserſehen mit einer brennenden Laterne hinabzuſteigen.

Er that es, und verſchwand bald in der Tiefe.

Lange verweilte er. Endlich ſah man unten wieder ſein Licht ſchimmern, und er rief herauf: es ſtehe eine große Kiſte unten. Es möge noch Jemand hinunter kommen. Sogleich ſchickte ſich Eduard ſelbſt an, ihm zu folgen.

Er gelangte ohne Beſchwerde hinab, und befand ſich in einem Gewölbe von nur mäßigem Umfange. An der einen Seite führten Stufen empor, unfehlbar nach der vermauerten Thüre. Moderduft witterte durch den lange verſchloſſenen Raum.

Der Geſelle leuchtete in den Hintergrund, und hier ſtand allerdings eine große Kiſte, auf deren Deckel ein alter unförmlicher, vom Roſte ſchon angegriffener Schlüſſel lag.

Eduard ſtieg wieder herauf.

„Der Schatz iſt da!“ — rief er. —

„Iſt er da? —“ jauchzte Herr Breitbach.

„O du meine Güte!“ — ſeufzte ſeine werthe Ehehälfte, und brach in Thränen aus.

„Iſt's viel?“ fragte begierig der Herr Sohn.

„Wird ſich finden,“ — entgegnete Eduard. „Unſere Kräfte reichen nicht aus ihn herauf zu bringen. Dazu iſt Hülfe mehrer Männer erforderlich.“

Cöleſtin eilte dieſe herbeizuſchaffen, welche nun mit ſtarken Seilen hinabſtiegen und den Kaſten unter die erweiterte Oeffnung ſchoben, durch die er dann an den Seilen heraufgezogen werden ſollte.

Man kam damit nur nach mehrmaligen Verſuchen zu Stande, und endlich — hob ſich der Kaſten, durch Ziehen von oben bewegt, vom Boden, ſchwebte im Gewölbe, erſchien endlich in der Oeffnung, und wurde ans Tageslicht gebracht.

Es war eine eiſerne Kiſte, ſtark beſchimmelt, aber, da ſie nur eine geringe Anzahl von Jahren hier verborgen geweſen, auf keine Weiſe beſchädigt. —

Die Ungeduld der Umſtehenden, namentlich der Breitbachs, kannte keine Grenzen.

„Aufgemacht — aufgemacht!“ — riefen ſie mit wilder Begierde.

Eduard's Blick ſuchte Apollonien. Sie ſtand wie ver-

nichtet, einer Leiche gleich, die Hände gefaltet, und große Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Jeden das Edle und Würdige Empfindenden mußte ihre Erſcheinung mit tiefſtem Mitleiden erfüllen. Der gute Guderus war neben ihr, und ſuchte ſie zu tröſten.

Um die Lippen des Pater Cöleſtin ſpielte eine feine Ironie, welche Eduard ſehr wohl verſtand, und ihm dieſes zu beweiſen, nahm er mit ſcherzhaftem Pathos das Wort:

„Hochgeehrteſte Anweſende. Hier hätten wir nun den ſo viel beſprochenen, und viel bezweifelten Schatz. Aufgemacht! — rufen Sie. — Dazu kann freilich Rath werden. Bevor wir jedoch zu dieſem wichtigen Akte ſchreiten, bemerken Sie Geehrteſte, wie in dieſem Behältniſſe von drei Fuß in der Länge und zwei Fuß in der Breite, unmöglich enthalten ſein können: zwölf ſilberne Flügelmänner und ein goldner Tiſch für dreißig Perſonen. Auch mit den verſchiedenen Millionen in Dukaten dürfte es windig ausſehen, alldieweilen und ſintemalen dergleichen Dinge gewiſſermaßen ins Gewicht zu fallen pflegen, und gegenwärtiger Kaſten, wie Sie ſich überzeugen mögen, nicht einen Centner wiegen kann über dem Gewichte ſeines eigenen Stoffes. Alſo —“

Frau Breitbach ließ ihn aber nicht enden. „Werther Herr, hier iſt der Ort nicht eine Predigt zu halten. Was da mit ſilbernen Flügelmännern und goldnen Tiſchen. Die ganze Lade iſt voll von Diamanten und Perlen, für

die man zwanzig ſilberne Apoſtel, und zehn goldene Tiſche kaufen könnte. Nur aufgemacht, und wir mögen nur zuſehen, daß wir nicht geradehin blind werden von alle der Pracht."

Eduard ſetzte den Schlüſſel ein, — ſuchte zu drehen, aber das Schloß gab nicht nach. Alle Verſuche waren vergeblich. Es ſchien feſt wie Stein.

Der Maurermeiſter hatte unterdeſſen ſtumm und theilnahmlos dageſtanden. Auch jetzt ſah er mit untergeſchlagenen Armen und mit ſpöttiſchem Lächeln den Bemühungen Aller das Schloß zu öffnen zu. Endlich trat er näher, und nahm das Wort.

„Bemühen Sie ſich nicht, meine Herrn. Niemand von Ihnen wird das Schloß öffnen. Ja, ich habe dieſen Kaſten heimlich verbergen helfen. Ja, — ich habe die Thüre vermauert. Ich gelobte dem verſtorbenen Prälaten das Geheimniß zu bewahren, nicht mit Eiden und Feierlichkeiten, nein, mit dem Worte eines redlichen Mannes. Ich habe mein Wort gehalten; ich habe nichts geſtanden. Da ich hiernach für die Entdeckung nicht verantwortlich bin; da ich die Sache, die mich ſehr verdrießt, doch nicht ändern kann; mögen Sie denn hinnehmen was in der Kiſte iſt, und zuſehen wie viel reicher Sie dadurch werden. Im Schloſſe iſt ein anderes Geheimniß. Ich allein verſtehe es zu öffnen."

Damit nahm er den Schlüſſel und ſchlug im Deckel

einen Schieber zurück, unter dem ein anderes Schlüſſelloch erſchien. In dieſes ſetzte er zuerſt den Schlüſſel, und drehte. Das Knarren eines Räderwerkes wurde vernommen. Im vorderen Schloſſe knackte eine Feder. Nun wurde der Schlüſſel hier ohne Mühe angewendet. Das Schloß ſprang auf, der Deckel wurde aufgehoben, und der Inhalt, welcher die ganze Kiſte erfüllte, erſchien, ſorgfältig mit Wachstuch bedeckt, welches Moder und Feuchtigkeit abhalten ſollte.

Alle drängten ſich um die offne Kiſte, außer Apollonia. Dieſe Geſichter hätten die glücklichſten Studien für den Phyſiognomen gewährt. Manche, namentlich das der Frau Breitbach waren fratzenhaft verzerrt.

Man entfernte mehre Lagen des Wachstuchs, zwiſchen denen zuerſt eine Pergamentrolle, völlig unverſehrt, erſchien. Pater Cöleſtin erkannte auf ihr die Handſchrift des Prälaten. Der Text war lateiniſch, und fing feierlich an mit „Gervasius Abbas.“ Der Inhalt, wie Eduard gleich vermuthet: eine Anrede an eine beſſere Nachwelt, die dieſes einſt finden möge.

„Die Schätze des Kloſters würden durch profane Hände zerſtreut, deshalb ſeien ihrer Unkunde dieſe erwählten Koſtbarkeiten entzogen, die in ſolchen werthlos, ungewürdigt bleiben, und in gemeinem Mißbrauche, zum höchſten Verluſte für eine höher und feiner geſinnte Zeit, vernichtet werden dürften. Wenn man einſt dieſe koſtbaren Güter

wieder entdecke, würden Verſtändigere, Gebildetere, ſie mit Erſtaunen und Entzücken ſich aneignen, und ihnen das gebührende Recht erweiſen."

„Ein edler vortrefflicher Herr! — girrte Frau Breitbach. — Ja, ja, die höher und feiner geſinnte Zeit iſt gekommen, und wir jetzt ſind die Leute danach."

Aber ſie wurde betroffen, als in dieſem Augenblicke die letzte Hülle ſchwand, und es ſich zeigte, daß der Schatz — nur aus Büchern und Schriften beſtehe, die feſt und wohl übereinander gelegt waren.

Jetzt war Eduard's Intereſſe erſt in vollem Maaße angeregt. Er nahm einen der Bände, die alle koſtbar in purpurfarbenen, oder grünen Sammet, mit Verzierungen von Gold- und Silberblech, gebunden waren. Beim erſten Blatte, das er aufſchlug, ſtieß er einen Ruf des Erſtaunens aus. Er fand nämlich ein auf Pergament herrlich geſchriebenes Brevier, wie es im ſechzehnten Jahrhunderte Fürſten mit großen Koſten anſchafften. Auf einzelnen Blättern erſchienen Scenen aus den heiligen Geſchichten, Portraits von Fürſten, Fürſtinnen, Kardinälen, Biſchöfen, in wunderbar ſchöner und kunſtreicher Miniatür. Alle Ränder der Schrift, alle Anfangsbuchſtaben, zeigten einen phantaſtiſchen Reichthum unvergleichlicher Arabesken auf Gold, Purpur und Azur, in der prächtigſten Farbenfülle.

Ein zweites Stück war ein ähnliches Kleinod. Nun

betrachtete Eduard nicht mehr was um ihn her vorging. Er ſah nichts ſonſt als ſeinen über alle Begriffe ſeltenen und köſtlichen Fund, und unterſuchte, wenn auch nur flüchtig, Stück für Stück. Miſſalen, Stammbücher, ſeltene Handſchriften altdeutſcher Gedichte, und anderer Werke hiſtoriſchen und theologiſchen Inhaltes, alle unſchätzbar, päbſtliche Bullen in Futteralen, andere rare Urkunden, Inkunabeln vom höchſten Werthe und Intereſſe, kamen zum Vorſchein, und noch war er auf den Grund der Kiſte nicht gelangt, als die Ueberzeugung feſtſtand, wie die Kaprice eines eigenſinnigen ſonderbaren Liebhabers hier eine, in ihrer Art einzige Sammlung, ein wahres Muſeum, lieber feindſelig in den Schooß der Erde verbergen, als ſie Andern gönnen wollen, die er als Barbaren verachtete, ſobald er meinte, ſelbſt ſie nicht mehr beſitzen zu dürfen.

Pater Cöleſtin theilte das Erſtaunen.

Auch ihm war das Meiſte fremd, wenn ihm der Prälat auch gelegentlich Einzelnes gezeigt, das er immer im Verſchluß gehabt. Daß er dergleichen geſammelt, ſei bekannt geweſen. Stets habe er aber damit hinter dem Berge gehalten, wie er denn überhaupt jederzeit den Geheimnißvollen zu ſpielen geliebt. Nach der Säculariſation habe Cöleſtin einmal der Privatſammlung des geiſtlichen Obern beiläufig bei ihm nachgefragt, darauf aber die lakoniſche Antwort erhalten: „er habe ſich ihrer entäußert.“

Unterdeſſen hatten die Breitbachs das Auspacken ſtets mit gierigem Blicke begleitet, immer in der Hoffnung, unter dieſem, für ſie ganz werthloſem Wuſte, werde endlich eine Fülle von Koſtbarkeiten an den Tag kommen. Höchſt komiſch ſoll es anzuſehen geweſen ſein, wie ſie nach und nach enttäuſcht wurden. Und als nun der Boden der Kiſte ans Licht, nichts aber, das ihnen werthvoll ſchien, zum Vorſchein gelangte, machte ſich ihre getäuſchte Erwartung in allerhand Verwünſchungen Platz.

Eduard wendete die Rede an ſie.

„Sie ſehen — ſagte er, — daß wir keine Sachen gefunden, die nach Ihren Begriffen den Namen eines Schatzes nur im entfernteſten verdienen. Ein Antheil am Gefundenen iſt Ihnen indeß verſprochen. Welchen meinen Sie hiervon in Anſpruch für Ihra Nichte zu nehmen?"

„Plunder! — ächzte Herr Breitbach. — Der Prälat muß auf ſeine alten Tage zum Kinde geworden ſein."

„Hören Sie" — ſagte Madame. — Wir ſind die Leute nicht dazu, mit Kinderbilderbüchern, und altem müffigen Ziegenleder zu Markte zu ſitzen. Sie können den Schund da für ſich behalten, der nicht zwölf Groſchen werth iſt. Wir ſchenken Ihnen unſern Antheil, hören Sie."

Roth wie Carmin, glühend vor Zorn wendete ſie ſich an Apollonia, die daſtand wie ein ſchuldloſes Lamm unter Wölfen, zitternd, verzagend.

„Und Sie Maynfel, hören Sie, mit uns und Ihnen iſt es aus, ganz aus. Sie wollen Schätze heben? Sie? — Ja Sie ſind mir auch die Perſon danach, hören Sie. Gehen Sie woher Sie gekommen ſind. Ueber meine Schwelle ſollen Sie nicht mehr. Thut als ſei ſie eine Prinzeſſin; iſt ſo vermeſſen, ſie, eine Bettlerin, reicher Leute einziges Kind heirathen zu wollen."

Apollonia bekam auf einmal ihre ganze Kraft und Würde wieder.

„Vergeben Sie, — ſagte ſie, — keinesweges habe ich das gewollt. Nathanael war es, der ſich um mich bewarb, ich mich natürlich nicht um ihn — und ich will —"

Aber ſie durfte nicht enden. Frau Breitbach fiel ein. „Nun da haben wir es. Einen loſen Mund hat ſie immer in Bereitſchaft. Warum thut ſie denn hübſch und zierlich, als um dem jungen Menſchen den Kopf zu verdrehen, und ihn um Sinn und Verſtand zu bringen."

„Gemach Mama — nahm nun Nathanael erboſt das Wort. — Es iſt freilich ärgerlich genug, daß es mit dem Schatze nichts geworden iſt. Aber zum Kinde laſſe ich mich nicht machen. Ich habe auch Vermögen, ich bin auch reich, und brauche mich an Niemand zu kehren. Wenn Sie mir hier das Mädchen ſchlecht machen, werde ich zeigen, daß ich auch noch da bin. Das dulde

ich nicht. — Und Ihnen zum Trotze will ich nun das Mädchen ohne Schatz heirathen."

„Bube, Du unterſtehſt Dich —" donnerte Herr Breitbach.

„Papa nichts für ungut. Aber ich bin ſeit Jahresfriſt mündig. Werden nicht übel nehmen, ich kündige Ihnen mein Capital. Müſſen alles herauszahlen in ſechs Monaten. Ich werde mich ſelbſt etabliren, eine eigene Fabrik anlegen, hundert Schritte von Ihrer. Ich kaufe die Mühle, und brauche die Waſſerkraft für die Maſchinen, damit kann ich wenigſtens um ſechs Procent wohlfeiler arbeiten als Sie mit Ihrem Dampf, und ich nehme Ihnen den Abſatz vor dem Munde weg, ſo wahr ich Nathanael heiße."

„Liebſter Sohn, — ſagte Herr Breitbach mild und weich — Du wirſt doch nicht."

„Ja das werde ich — rief er, — wobei Sie jedoch immer mein lieber Papa bleiben, aber Jeder muß zuſehen wie er fortkommt. Ich kündige und heirathe Apollonia ohne Ihre Einwilligung, oder ich kündige nicht und heirathe Apollonia mit Ihrer Einwilligung."

„Ich gebe Dir meinen Fluch —" ſchrie Mama.

Aber der Alte ſuchte ſie zu beſänftigen. Es gab einen der ſonderbarſten Auftritte, der ſich denken laſſen. Eduard fühlte die Nothwendigkeit ihn zu enden.

„Vernehmen Sie auch mich — ſagte er. — „Da Apollonia in dem Widerſtreite, der um ſie ſelbſt geführt wird, und in dem ſie von Abneigung und Zuneigung gleich bedrängt wird, ohne Beiſtand ſteht, geziemt es jedem redlichen Manne ihr den ſeinigen anzubieten, mir vornehmlich, den ein beſonderer Auftrag der Behörde an ſie unmittelbar gewieſen.“

„Dieſer Schatz hat nichts gemein mit Familienangelegenheiten! —“ rief Frau Breitbach.

„Vielleicht mehr als Sie meinen, Madame, denn noch ſteht ganz und gar nicht feſt, in welchem Maaße dieſer Schatz höchſten Ortes gewürdigt, und welche Belohnung danach der Angeberin deſſelben bewilligt werden möchte, wenn freilich ſelbiger ſie auch nie zu einer reichen Partie machen wird. Ich fordere auch weiter nichts, als daß Apollonia mit ihrer Meinung gehört werde.“

„Ja, das iſt wahr und richtig,“ — bemerkte Nathanael, der auf einmal in Zug gekommen war. — Er trat zu Apollonien und faßte ihre Hand. — „Apollonia — ſagte er, — ich bin ſeit einiger Zeit zur Einſicht gekommen, daß ich von der Schule ab ein närriſcher Kauz geweſen. Und wenn ich nachdenke, iſt mir die Einſicht nur dadurch gekommen, daß ich Dir herzlich gut geworden. Ein feiner Herr werde ich mein Lebtage nicht; aber ein tüchtiger Gewerb- und Handelsmann kann ich wohl werden. Kehre Dich nicht an Papa und Mama.

Sie ſchneiden zwar zur Zeit noch böſe Geſichter, aber Du weißt es, daß ich ſie ſchon zu beſtimmen verſtehe. Wird ſich Alles finden, wenn Du Dich finden willſt. Heirathe mich immer, liebe Apollonia. Du wirſt bei mir Dein Brod haben, und einen guten Mann. Auch Deine Mutter, die es ja knapp genug hat, ſoll es dann beſſer haben. Sprich Dich frei aus. Es hängt Alles von Dir ab."

Apollonia erhob ſich, ein edler Muth ſprach aus ihren Zügen. Ihre Wangen glühten, die Augen ſtrahlten. Sie war in dieſem Momente ſehr ſchön und rührend.

„Ich danke Dir, — lieber Vetter, — ſagte ſie feſt und beſtimmt. Ich kann dienen, für Geld arbeiten, und ſo den Unterhalt erwerben für mich und meine arme Mutter. Mag die Welt zur Zeit auch meinen, der Arme ſei nicht viel minder anrüchig und verachtenswerth als der Verbrecher, ein redliches Ringen um das tägliche Brod iſt doch auch ehrenwerth vor dem Gewiſſen und vor Gott. Ehrenhaft aber wäre es nicht, wollte ich mich denen als Tochter aufdringen, die mich entwürdigen. Frevelhaft wäre es, wollte ich Dich betrügen für Deine gute Meinung. Wir paſſen nicht für einander; Du würdeſt nicht mit mir, ich mit Dir nicht glücklich ſein. Wähle Dir eine andere liebe, beſſere Gattin, und da ich das Haus Deiner Eltern nicht mehr betreten ſoll, auch nicht mehr betreten will, — laß uns als gute Freunde ſcheiden, — und in Frieden."

Der junge Menſch ließ ihre Hand nicht los. In ſeinen

Zügen war eine Veränderung vorgegangen, die ihren ganzen Ausdruck veredelte.

„Du thuſt mir weh, — entgegnete er, — aber ich ſehe ſchon, man ſoll nicht alles Gute auf der Welt bei einander haben. Ich würde mich ſo nicht abweiſen laſſen; ich würde Dich zu überreden ſuchen, — aber ich erkenne, wie die Sachen eigentlich mit Dir ſtehen. Wie? ſoll unbezeichnet bleiben, denn ich will Niemand verletzen, oder bedrängen. — Sei glücklich Apollonia. Ich trete zurück. Du wirſt wohl keinen Freund anderweit brauchen, wenn Du aber einen brauchſt, weißt Du wo der Vetter zu finden iſt. Gott ſegne Dich. — Papa und Mama, ich ſehe in der Welt nicht ein, was wir hier noch zu thun hätten. Ich dächte Sie führen nur geradehin nach Hauſe. Ich will nachkommen zu Fuße. Da Apollonia nicht mehr zu Ihnen kommt, — denn ich will das nicht haben, — gehe ich nur, um einen Wagen zu beſorgen, der ſie noch heute die zwei Meilen zu ihrer Mutter hinüberbringt.“

Er ging fort. Herr und Madame Breitbach folgten ihm, unter ſich ſcheltend und murrend, von den beiden Geiſtlichen aus dem Garten begleitet.

Eduard und Apollonia blieben allein zurück.

Die offne Schatzkiſte zwiſchen ihnen.

Endlich ſagte er mit gewiſſermaßen gepreßter Stimme, in einem Tone, der etwas gezwungen war, weil er ſcherzhaft klingen ſollte.

„Liebe Apollonia, habe ich nicht Wort gehalten? habe ich nicht dafür gesorgt, daß Sie, ungeachtet des Schatzes, Ihren Vetter nicht heirathen werden?"

„Mein Herr," — erwiederte sie — aber ihre Stimme stockte und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Bei dem Thor, liebe Freundin, haben wir aber doch den Schatz, der wichtiger ist als Sie ermessen, und was noch mehr, heute sollen Sie noch dazu helfen einen zweiten zu heben."

„Nein, — nein, — nein —" rief sie.

„Doch, doch! und Sie werden es wohl, wenn Sie hören, daß dieser Schatz der wahre, und allernächst zu meinem eigenem Vortheile sein wird. Ich bin nun heute einmal in die Luft am Schatzgraben gekommen. Wollen Sie also? —"

„Ich verstehe Sie nicht, aber, — wenn ich Ihnen nützlich sein kann. — Ach! — ich verehre Sie so sehr, — so — unaussprechlich, — daß —"

„Apollonia! — Ihr reines schönes kindliches Herz, — Sie selbst, sind dieser Schatz, dem ich für mich nachstrebe. Er ist gehoben, wenn Sie, auf meine Versicherung, daß ich Sie unbegrenzt liebe, — mir, mit einem Worte, oder auch nur mit einem Blicke, oder mit welchem Zeichen Sie sonst wollen entgegnen, — daß — daß —"

Er konnte nicht enden. Die Bewegung erstickte seine Stimme.

Sie brach von neuem in Thränen aus. Ihre Wangen flammten in Purpur. Schwankend bewegte sie sich vorwärts, und sank, wie geknickt zu seinen Füßen. — „Sie sind, — sprach sie abgebrochen und schwer athmend: — Sie sind mein einziger wahrer Freund auf dieser Welt, — mein einziger Beschützer. Ich habe keinen Willen, als den Ihrigen. Bestimmen Sie über mich. Mein Geschick ist in Ihren Händen." — Es schien ihm, als wogten Garten und Haus, Bäume, Dorf und Luft in bunten Wellen um ihn her, faßten ihn und sie, höben beide hoch empor, und trügen sie, dahin, dahin! in einem melodisch rauschenden Strome. Er schwankte, wollte sich halten, und zog damit die Heißgeliebte an seine unnennbar glückliche, hochklopfende Brust.

Was sich in den nächsten Augenblicken begab, — sie wußten es nicht. Es klang und sang um sie her. Die höchste Wonne ist ohne klares Erkennen, wie der höchste Schmerz.

„Bei allen Heiligen! — was haben wir hier?" rief plötzlich eine bekannte Stimme hinter ihnen, und als sie auffuhren aus dem seligen Taumel, stand Pater Guberus mit dem freudigsten Gesichte vor ihnen. — Célestin hielt sich, fein und bescheiden, etwas zurück.

„Was wir hier haben? — jubelte Eduard. — Den Schatz haben wir, — meinen, meinen Schatz."

„Hab's längst gemerkt, — sprach der alte redliche

Freund. — Glück zu. Das Schatzgraben iſt ſonſt ein wenig belohnender Beruf, aber Sie — Sie — ſind der glücklichſte aller Schatzgräber.“

Coleſtin trat hinzu. „Wohlan! — ſagte er — in meinem Hauſe behaupte ich mein Recht. Edler, liebenswerther Mann, frommes, ſo lange unbeglücktes, nun geretztes Kind! Die Hand des Ewigen greift in die Tiefe, und führt die wahren Schätze ans Licht für die Reinen und Guten. Sie vereint Euch, und ich im Dienſte der Kirche, lege den Segen auf Euer Verlöbniß, deſſen Zeugen wir ſind.“

Er fügte ihre Hände in einander. Sie ſanken vor ihm auf die Knie, er ſprach ein Gebet über ſie, und ſegnete ſie.

Als er zurücktrat, und ſie ſich erhoben, umarmte er beide väterlich, und fragte Eduard: wann er den Tag ſeiner Vermählung beſtimme? denn er finde keinen Grund zum Aufſchube.

„Wie bald kann er ſtattfinden? —“ entgegnete dieſer lebhaft.

„Vierzehn Tage genügen, die Einleitungen bei der Kirche zu vollenden. Die Hochzeit iſt meine Sache. Ich dulde nicht, daß ſie anderswo begangen werde, als — bei mir.“

Nathanael war ſchon vorhin, von keinem bemerkt, hereingetreten, und hatte dem was vorging ſchweigend beigewohnt.

Nun ſahen ſie ihn, und ſeine Gegenwart verwirrte ſie. Aber er kam ruhig und mild heran, und ſagte:

„Liebe Apollonia, der Wagen für Dich iſt bereit. Es iſt ſonſt Alles gut. Du aber mußt jetzt nothwendig zu Deiner Mutter. Ich wollte Dich hinführen, aber das paßt nun nicht mehr. Pater Guberus, möchten Sie die Güte haben, die Braut zu begleiten. — Leb wohl, — leb wohl Apollonia.“ Er ging.

„Ja zu meiner Mutter, zu meiner Mutter! —“ rief ſie in ſchöner Freude. — „Zu Deiner Mutter! — ſetzte Eduard hinzu. — Und morgen, — ſehen wir uns wieder.“

Es war in der Hauptſtadt eine ſehr elegante Abendgeſellſchaft bei dem Herrn Rector Magnificus. Es gab kein anderes Geſpräch in der Stadt, als von dem gefundenen Schatze, der bereits hier angekommen war. Die Verſammlung war auch eigentlich nur zuſammengeladen ihn in Augenſchein zu nehmen, denn die Frau Magnifica hatte eine große Tafel hinſtellen laſſen, auf der alle die gefundenen Seltenheiten für einen ſublim gebildeten Kreis von Frauen und Männern zur Schau de-

lagen. Dieſen Vorzug mußte die gelehrte Dame doch wenigſtens aus der Amtsauctorität ihres Gemahles für ſich gewinnen, daß ſie mit der Brühwärme ſolcher, der Univerſität zugefallenen Neuigkeiten zuerſt prunken konnte. Alles drängte ſich um die Tafel. Die Miniaturen wurden mit der wortreichſten Bewunderung, in emphatiſchen, von Kunſtausdrücken ſtrotzenden Ergüſſen belebt und gefeiert. Der Name des jungen liebenswürdigen Profeſſor B....., dem man dieſe „einzigen" Genüſſe verdanke, ertönte hochgerühmt von allen Lippen.

Nur Magnificus ſelbſt, und einige ſtupend gelehrte ältere Collegen, hatten keinen Sinn für dergleichen Allotria, ſondern ſtritten unter ſich über die Bedeutung der immateriellen Intereſſen für die wiſſenſchaftliche Behandlung der Nationalöconomie, gegenüber den materiellen.

Profeſſor K... ein junger Gelehrter, und der genauſte Freund des noch immer abweſenden Eduard, hörte ihnen lächelnd zu.

Da wurde Dieſem ein Paket eingereicht, das ihm aus ſeiner Wohnung nachgeſendet worden. Er nahm es, bemerkte Eduard's Handſchrift auf der Adreſſe, öffnete, zog einen Brief daraus hervor, und las. Als er, ohne daß man ihn beachtete, geendet, lächelte er, aber gab auf den übrigen Inhalt des Pakets nicht acht, und dieſer

ſtürzte heraus, und verſtreute mehr als dreißig weiße zierliche Karten mit Goldſchnitt auf den Boden.

„Was iſt das? — was giebt es? —“ fragten die in ihrem wichtigen Streite geſtörten, großen Gelehrten.

„O nichts weiter, — entgegnete dieſer, — als die Entſcheidung ihres Streites, denn es wird durch die That bewieſen:

daß in Einem Falle die immateriellen Intereſſen den glänzendſten Sieg davon getragen über die materiellen.“

Er ſammelte die verſtreuten Karten auf, und ſetzte hinzu: „der Zufall hat es ſo günſtig gefügt, daß ich mich hier ohne Mühe eines Auftrages meines abweſenden Freundes mit einem Schlage entledigen kann.“

Er ging umher, und vertheilte auf die verbindlichſte Weiſe die Karten unter die Anweſenden.

Eine der zuerſt betheiligten Damen las Folgendes:

Ihre am dritten September vollzogene eheliche Verbindung geben ſich die Ehre ganz ergebenſt anzuzeigen,

Eduard B... Apollonia B...
Profeſſor, Bibliothekar und Archivar. geb. Breitbach.

Alles war ſtumm vor Ueberraſchung.

Der Herr Magnificus fand zuerſt die Sprache, und ſagte: „Ei, Ei! —“

Die andern großen Gelehrten ſtimmten ihm bei, und ſagten auch: „Ei, Ei.“

Die Frau Magnifica ließ ihre Tasse füllen, welche zerbrach. Das älteste Fräulein Tochter, welches gerade den Thee bereitete, vergaß den Hahn der Maschine zu schließen, und das heiße Wasser strömte fort, bis es den Theetisch in einen See verwandelte. Ihre Schwester, welche den Kork mit Kochen eben aufheben, und präsentiren wollte, schüttete die ganze süße Masse in diesen dampfenden Strom.

Man drängte sich um den jungen Professor K. — Er sollte erzählen. —

Dafür zog dieser den Brief Chaud's hervor, und bat um die Erlaubniß ihn verlesen zu dürfen, welches um so passender sei, da die hochverehrte Gesellschaft ohnehin eine gefällige Unterhaltung beschlossen, und der Brief seines Freundes eine recht eigentliche Novelle sei.

Er wurde gelesen. — Dazwischen geflüstert, sich Blicke zugeworfen, spitzig gelächelt. Aber als der Brief zu Ende war, rief man: „Charmant, recht idyllisch, — erbaulich sentimental. Wir sind Ihnen ungemein für diese gütige Mittheilung verbunden!"

„Aber, — es ist angerichtet, — sagte die Frau Magnifica. — Wenn ich ganz ergebenst bitten darf."

Man ging Paar auf Paar, setzte sich im andern Zimmer zu Tische, und unterhielt sich sehr gründlich darüber: „woher es wohl komme, daß alle Dinge täglich theurer würden?"

Ob das Problem gelöst worden, wissen wir nicht. Die Gesellschaft ging etwas früher aus einander als gewöhnlich.

Herr Magnificus und Frau Magnifica blieben allein im Zimmer.

„Mein Lieber, — sagte sie, — ich finde, daß der spanische Sprachmeister, der Singlehrer, und der Maler, welche unsere Andromache, Beatrix, und Antigone unterrichten, zu theuer werden. Ich bitte wir schaffen sie ab."

„Wie Du willst meine Liebe."

„Diese Kinder, fuhr sie fort, — sind ohnedieß gebildet genug. Und seit die Männer auf dergleichen seltene Vorzüge nichts mehr geben, und ein Mädchen nur reich, aber ein häßliches Gänschen mit hübschem Lärvchen zu sein braucht, um einen Mann zu bekommen, belohnt es wahrlich nicht, daß man für die höhere Geistescultur der Töchter das Geld aus dem Fenster wirft."

„Nein es belohnt nicht. — Ganz Recht meine Liebe."

Das Meeresleuchten.

Von

August Kopisch.

O komm in mein Schiffchen,
Geliebte, daher:
Die Nacht ist so still und
Es leuchtet das Meer!

Und wo ich hin rudre,
Entbrennet die Fluth:
Es schäumet mein Rudern
In wallender Gluth!

Die Gluth ist die Liebe,
Der Rudern bin ich:
Ich sink in den Flammen,
O rette du mich!

Die Sanddünen.

Von

Friedrich Rückert.

Nun will die Wiese wieder grünen,
Da sie gespürt des Frühlings Hauch,
Doch überführt mit Sandesdünen
Hat sie der Strom nach Winterbrauch.

Das zarte Grün, es ruft beklommen:
Wer rettet mich aus diesem Sand?
Und sieh, zu Hülf' ist ihm gekommen
Der Wiese Herr mit starker Hand.

Er gibt die ungebetnen Gaben
Dem Strom mit vollen Schaufeln heim,
Zieht neu den alten Wässrungsgraben,
Und fröhlich regt sich Keim an Keim.

So fühl ich ringen mein Gemüte,
Dem Wuſt des Wiſſens eingeſtaubt,
Es ringt empor zu neuer Blüte,
Wozu den Raum der Sand ihm raubt.

Wohlan! du muſt dich ſelbſt erkühnen,
Kein andrer iſt für dich bereit:
Wirf in den Strom der Zeit die Dünen,
Und blüh noch einmal mit der Zeit!

Konstanze.

Ein Charakterbild

von

Karl Eitner.

Konstanze blickte von ihrer Nähterei auf und sah durchs Fenster. Das Schellengeläute eines eben vorüberfahrenden Schlittens scheuchte sie aus ihrem gedankenvollen Sinnen, in das sich ihre Seele über der einförmigen Arbeit vertieft hatte. Sie fuhr mit der Rechten, die noch die Nadel hielt, sanft über die angelaufene Scheibe und ließ ihren Blick auf die mit hohem, blendenden Schnee bedeckte, in der Mitte aber mit tiefen Gleisen durchzogene Straße hinabgleiten. Im Nu flogen die brausenden Hengste, welche muthig die zierlichen Köpfe warfen und deren Nüstern eine kurze Dampfwolke in den kalten, scharfen Glanz der Februarsonne zurückbliesen, mit dem leichten, eleganten Schlitten vorüber. In diesem saß ein vor wenigen Tagen erst getrautes, junges Ehepaar, dessen Vermählung das noch unabgenutzte Tagesgespräch der Neugierigen und weise Bedenklichen ausmachte, und das von Ehelustigen als glücklich viel gepriesen und beneidet wurde. Die Miene der Glücklichen verkündete auch wirklich jene volle Genüge des Gefühles, welche unser ganzes Wesen erfüllt und sich

darin ausdrückt, wenn wir in den Beſitz eines wünſchenswerthen, innigſt erſehnten Gutes gelangt ſind. Auch ihren Geberden ſelbſt ſah man den Reiz der Neuheit eines noch ungetrübten, genußvollen Zuſtandes an.

Konſtanze verharrte noch fortwährend in der Stellung, zu welcher ſie der Hinblick auf die Straße genöthigt hatte. Ihr rechter Arm ſtützte ſich noch auf das Fenſterkiſſen, um das Kinn in der Hand ruhen laſſen zu können, deren Daumen und Zeigefinger in mechaniſcher Bereitwilligkeit, ſogleich wieder die unterbrochene Thätigkeit fortzuſetzen, noch die mit der Spitze vom Geſichte weggewandte Nadel hielten. Die linke Hand lag willenlos das Arbeitszeug feſthaltend im Schooße, indeß der dem Zimmer zugekehrte Fuß ſich zierlich gegen die Kante des Fenſtertritts ſtemmte.

So ſah Konſtanze hinab, als ob der Schlitten vor ihrem Hauſe halten geblieben wäre. Aber ihr Auge hielt keinen Gegenſtand bewußt feſt, ſondern der Glanz deſſelben verſchwamm in jener Unbeſtimmtheit, welche auf ein in ſich hinein Träumen hindeutet. Auf die dunkel geſchwungenen Augenbrauen ſenkten ſich über die klare, hohe Stirn zwei kleine Wolken des Trübſinns herab, während ſich die vollen, doch edel geformten Lippen zu einem faſt unmerklichen Lächeln verzogen, von dem man kaum ſagen konnte, ob es mehr zurückgehaltenen Schmerz oder geheime Ironie enthielt.

Plötzlich wurde die Thüre des Nebengemaches mit Haſt aufgethan, und herein trat oder hüpfte vielmehr in tanzender Bewegung eine morgenfriſche Blondine, deren heitres, ſorgloſes Geſicht man auf den erſten Blick für eine lebendige Miſchung von Milch und Blut erklären konnte.

Dieſe trat in ihrer lieblichen Fülle vor Konſtanzen hin, ſchlug mit aller Munterkeit ihres lebhaften Temperaments in ihre beiden grübchenvollen Hände und fuhr fröhlich lachend mit der Frage heraus:

„Haſt Du die Venders geſehn? die ſind einmal glücklich!“

Konſtanze hatte, durch das Oeffnen der Thüre aus ihrem in ſich Verſunkenſein aufgeſtört, ſich ſogleich wieder in ſitzende Stellung aufgerichtet, und ſtrich die durch die ſchiefe Lage auf den Nacken zurückgefallenen dunkeln Locken wieder in Ordnung, wodurch der etwas brünette Teint ihres Geſichts aufs Neue gehoben wurde. Während ſie dies that, erwiederte ſie lakoniſch mit nüchternem, nachläſſig gedehnten Tone: „Wohl habe ich ſie geſehn.“

„Nun,“ — entgegnete die muntre Helene, indem ſie eine Scheere vom Arbeitstiſchchen vor Konſtanzen nahm und damit ſpielte — „warum ſo kleinlaut? Du beneideſt Albertinen doch wohl auch, wenn Du auch ſonſt bei dergleichen Fällen hoffärthig thuſt?“

„Beneideſt Du ſie denn?“ fragte Conſtanze, ohne von der emſig wieder aufgenommenen Arbeit aufzublicken.

„Warum ſollte ich nicht!“ — rief die kleine Blonde,

indem sie die Scheere der Schwester, die danach langte, hingab und sich nachlässig und heiter lachend auf einen in der Nähe stehenden Stuhl warf. „Ich glaube, man muß schon sehr lange auf Hoffnung gestellt sein, ehe man den Neid über ein solches Glück, wie es gerade Albertinen unverdienterweise zufällt, so still verbergen gelernt hat als Du. Wenn man sich denkt, daß sie der reiche Bender kaum acht Tage kennt, als er sich auch schon mit ihr verlobt und aufbieten läßt, da sie doch sonst nichts auf der Welt als ihr schönes Köpfchen zu ihrem Vortheil aufzuweisen hat! — Es muß nichts Köstlicheres geben, als so kurzen Brautstand!“ —

Bei diesen Worten sah Konstanze von ihrer Arbeit auf und heftete schweigend auf Helenen einen vorwurfsvoll tadelnden Blick. Da sprang diese von ihrem Sitze empor, kammerte sich der Schwester um den Hals, fuhr mit der Linken über deren rechte Wange und rief mit bittendem Accente:

„Nicht böse sein, Konstanze! Du warst ja damit nicht gemeint. Könntest Du es nicht schon lange so gut haben? — und nur Dein Eigensinn ist Schuld daran, wenn Du es nöthig hast, Dir dergleichen Stiche anzunehmen.“

„Das thue ich nicht;“ — erwiederte Konstanze und suchte die freundlich Zudringliche von sich abzuwehren „Aber Du warst unartig, indem Du ausdrücklich mich solcher Thorheit ziehest.“

„Du machſt es aber auch darnach!“ — ſagte Helene mit anmuthig zorniger Geberde. „Muß man nicht unwillig, heftig werden, wenn Du einem jede lebhafte Aeußerung mit wahrhaft philoſophiſcher Kälte zu Boden ſchlägſt? Es iſt mit Dir gar nicht mehr auszukommen. — Eine kleine Portion gerechten Neides an uns Expektantinnen, bei einem Falle wie der gegenwärtige, nennſt Du Thorheit? Das iſt auch wieder ſo eine von Deinen Redensarten!“ —

„Du und Deinesgleichen,“ — erwiederte Konſtanze nach tiefem Aufathmen — „ihr lebt nur immer für den Augenblick; und wenn einmal ein Mädchen einen Schritt weiter denkt, ſo ſcheltet Ihr das gleich gekünſtelte Weſen, Unwahrheit.“

„Das iſt es auch!“ — trotzte Helene und ſchlug dabei mit dem Rücken der rechten Hand in die hohle Linke: „Bei den meiſten iſt es Ueberredung als Troſtbalſam; bei Dir iſt es — nun wie nenn' ich's doch geſchwind — ja, Hochmuth! Dir iſt keiner gut genug.“

„Du könnteſt es lieber auch, wäreſt Du nur billiger. Treue nennen!“ ſagte Konſtanze mit einer Bewegung, der man es anhörte, daß ſie dies Geſpräch abzubrechen wünſchte. Daher nahm ſie es auch gern wahr, ihrem Liebling Bello, der ſich am meiſten an ſie attachirte und jetzt eben an der Thüre ſcharrte, dieſe zu öffnen, damit er ſich auf ſein ungeſtörtes Schlummerplätzchen unter ihrem Sitze hinkuſchen könne.

„Treue!“ — lachte indeß Helene, ohne ſich im mindeſten in ihrem lebhaft aufgeregten Humor ſtören zu laſſen, hell auf und brauchte eine geraume Weile, ehe ſie fortfahren konnte: „Nun, wahrhaftig! das iſt auch wieder eins von Deinen neuerfundenen, philoſophiſchen Wörtern, die Du Dir zur Vertheidigung für Deinen Eigenſinn bereit hältſt, ein Vorwand für Deinen Hochmuth. Dieſem ſiebenjährigen Verlobten, dieſem ſaumſeligen, zähen, phlegmatiſchen Herrn Vetter — Treue!? .... Sieh, wenn nichts, ſo iſt doch dies eine ausgemachte Unwahrheit von Dir. — Ja, in der Ehe,“ fuhr ſie ernſt werdend fort, „da iſt es was anders, da hat das Wort Gewicht; aber in einem ſiebenjährigen Brautſtande, wo noch dazu, wie in Deinem Falle, alle Bedingungen ſo locker und loſe ſtehen, da iſt das Wort, wenn Du es gütigſt erlaubſt, Unſinn, und wenn Du Dich daran feſthältſt, doppelter und dreifacher.“

„Du nimmſt das Verhältniß ſehr leichtfertig; und abgeſehen davon, was böte ſich mir denn außerdem für ein anderes ſo annehmenswerthes dar, daß es jenes aufheben, ja nur aufwiegen könnte?“

„Nun, ich dächte doch! — Den Vetter in allen Ehren, liebe Konſtanze; er iſt ein guter, lieber, redlicher Menſch; aber daß er die Sache ſo lange ins Blaue hinhängen läßt, beweiſt doch, daß ihm herzlich wenig an deren Beſchleunigung gelegen iſt. Und kann man das Liebe nennen?“

„Die juristische Laufbahn ist jetzt eine sehr langwierige, ehe Einer dahin kommt, eine Familie standesgemäß erhalten zu können. Laß ihn nur ruhig seinem sichern Gang gehen.“

„Nein, nein! er nimmt sich nur allzusehr Zeit dazu, und Du bist froh, daß er dadurch Deine Grillen unterstützt. Mit Einem Worte: Ihr liebt einander nicht; das wird einst eine schöne Ehe geben! Jung gefreit, hat Niemand gereut.“

„Das konnten wohl unsre guten Vorfahren sagen, deren Lebensansicht und Erziehung eine solche war, daß die Liebe mit der Ehe kam; jetzt soll es umgekehrt sein, und man braucht daher Zeit, sich kennen zu lernen und die Zukunft zu erwägen.“

„Nun, dazu habt Ihr Beide wahrlich bisher Zeit genug gehabt; ja, es hätte, lächerlicherweise, deren gar nicht erst bedurft, da Ihr Euch als Verwandte von Kindesbeinen an kennt, und weil Ihr schon früh für einander bestimmt waret, hinlänglich Gelegenheit hattet, Euch die Zukunft zurecht zu legen.“

„Das ist es ja eben, liebe Helene!“ — erwiederte Konstanze mit einem verstohlnen Seufzer, ohne von der Arbeit aufzusehen. „Gerade weil das eine so angenommene Sache war, so haben wir keine Veranlassung gehabt, uns — — es zu überlegen; und da nun der Termin der Entscheidung heranrückt, so überrascht er uns fast.“

„Uns?!“ — fragte Helene mit ſchalkiſch lauerndem Accente und Blicke. „Du ſprichſt ja wie die Könige. Ich bin nicht ſo dumm, nicht zu merken, was das ſagen will. Auch das Stocken in Deiner Rede weiß ich mir zu deuten, und was eigentlich für Worte nach der Pauſe folgen ſollten. Und endlich das? „Ueberraſcht!“ — wenn das nicht ſo gar viel beſagte, ſo wäre es zum Todtlachen. — Kurz! warum willſt Du Dich zwingen, durchaus dem Vetter Deine Hand zu geben!“

„Ich zwinge mich gewiß nicht dazu,“ erwiederte Konſtanze mit einem leiſen, vieldeutigen Lächeln, indem ſie nach einer Goldperle mit der Nadel und dem Blicke umherſuchte.

Helene hatte das Lächeln nach ihrer Weiſe nicht bemerkt und verſetzte:

„Es wäre auch um ſo thörichter, da Du ja von keiner Seite, weder von Guſtav, noch deſſen Mutter, noch endlich von den Deinigen dazu gezwungen wirſt durchaus nur ihn nehmen zu ſollen, da unſre Lage vielmehr ſo beſchaffen iſt, Dich als die Aelteſte von uns drei Schweſtern, je eher, je lieber verſorgt zu wiſſen.“

„Ja, leider! dieſe Verſorgungsnoth der Frauenzimmer.“

„Es iſt einmal ſo in der Welt. — Und wenn ich, ehrlich geſtanden! an Deiner Stelle den phlegmatiſchen Herrn Vetter auch um keinen Preis möchte: ſo bieten ſich Dir

ja ſo viele andere, weit reſpektablere Partieen dar, daß Du nur zu wählen brauchſt, und wovon gar kein Grund abzuſehen, warum Du ſie nicht eingehſt. Hat nicht im Falle einer eher und beſſer ſich Dir eröffnenden Partie Guſtav ſelbſt die Verbindlichkeit, welche das Vorurtheil der Väter zwiſchen Euch geſtiftet, gelöſt, und ſtimmt nicht ſeine Mutter damit überein? Wie ſollten ſie auch nicht, wenn ſie vernünftig ſind, und da ſie unſre Verhältniſſe kennen! — Unſer Bruder wird von Tage zu Tage mit Recht nicht nur ungehaltner auf Guſtav, ſondern überhaupt mürriſcher. Und iſt es ihm im Grunde wohl zu verdenken? Er möchte ſelbſt gern heirathen, aber kann er es, ſo lange er eine Mutter und drei Schweſtern zu verſorgen hat? Eine Arme kann er alſo nicht nehmen, und eine Reiche nimmt ihn nicht, weil ſie ſich fürchtet, ſich eine ſo große, unverſorgte Sippſchaft dadurch auf den Hals zu laden. Dazu kommt nun noch jetzt ſein Augenübel, was ihn oft in ſeinen Geſchäften hindert, ſo daß dieſe ſchwächer als früher gehen. Die Mutter nun, die das Alles ſo ſtill mit anſehen muß und alſo doppelt trägt, hat viel Kummer auszuſtehn."

„Des Kummers um mich ſoll ſie hoffentlich bald überhoben ſein!" ſagte Konſtanze mit leiſem, ernſten Nachdrucke.

„Wie ſoll ich das verſtehen?" — fragte Helene mit lebhafter Neugierde; „ſollte doch Herr Barth —?"

„Sprich mir nicht von dieſem!“ erwiederte Konſtanze.

„Warum das nicht? Macht er Dir nicht ſehr ernſtlich den Hof? Und wie würdet Ihr zuſammen paſſen! Er hat ſo viel Geld —“

„Ja, ſagt man; und hat er es wirklich, ſo gibt er auch darnach aus, verthut es, wie man auch ſagt.“

„Du nimmſt es auch gar zu genau! Und geſetzt auch, es ſei: ſo macht das ſein lediger Stand. Eine Frau würde ihn gewiß ſeine Ausgaben beſchränken lehren können, denn er beſitzt doch zu viel Bildung, als daß —“

„Eben, für mich zu viel!“

„Mit Dir kommt man gar nicht zurecht! — Nun, ſo iſt es wohl —“

„Keiner von Allen, auf die es Dir zu rathen beliebte. Kurz, ich kann Dir mein Projekt noch nicht mittheilen, weil ich mich über etwas noch Unbeſtimmtes nicht gern äußere.“

„Nein, das iſt doch wirklich unerträglich, dieſe Geheimnißthuerei!“ rief Helene ärgerlich aus und drehte mit liebenswürdiger Beweglichkeit ihr kleines Figürchen auf dem Abſatze herum. Dann warf ſie ſich, wie erſchöpft und ſchmollend auf das Sopha an der entgegengeſetzten Wand und ließ faſt nachdenklich ihre klaren, muntern Augen im Zimmer umherſpazieren. Auf einmal wies ſie auf das andere freie Fenſter, ſtand auf und fragte im Gehen:

„Aber was iſt denn das hier? Ein Monatroſenſtock!

Wo kommt denn der auf einmal her? Ei ſieh, wie prächtig! Und was iſt denn hier? — Ei, wie artig gar Verſe! — Was, Dein Namenstag iſt heute? Und wer hat denn den ſo ſolenn gefeiert?"

„Ich vermuthe auf Herrn Barth, den Du ſo protegirſt."

„Nun, und iſt dies etwa ein Beweis, daß er es nicht verdient?"

„Wenn man das Lebensglück nach Roſenſtöcken meſſen könnte —"

„Du bleibſt nun einmal die weiſe Lehrmeiſterin!" brach Helene ſchnippiſch Konſtanzens Rede ab, und eiferte fort: „Nein, von ſo etwas auch gar nichts zu ſagen! Aber ſo biſt Du immer: Alles behältſt Du ſo heimlich für Dich."

„Du weißt ja," entſchuldigte ſich Konſtanze, „ich kann mich über Leid und Freude nicht viel äußern, geſchweige über einen ſo gleichgültigen Gegenſtand."

„Dieſer gleichgültig?" — entgegnete Helene mit komitragiſchem Pathos, und ging mit der Miene des Schmollens und mit den Worten: „Wie Du auch biſt! man muß böſe auf Dich werden!" — in das andere Zimmer zurück.

Konſtanze legte mit einem tiefen Seufzer ihre Arbeit bei Seite, erhob ſich und ging mit gegen die Bruſt gedrückten Händen und mit dem zu Boden gewandten Blicke tiefer Ueberlegung einigemal im Zimmer auf und ab. Das kaſtanienbraune Tuchkleid ſchloß ſich eng um den Hals.

den eine einfache battiſtene Krauſe zierte, überwölbte mit vielen kleinen Falten knapp die mäßigvolle Bruſt bis zur ſchlanken Taille und fiel von da in unzähligen Falten über die in ſchöner Bogenlinie geformten, elaſtiſch feſten Hüften bis faſt dicht auf den Boden nieder, ſo daß ſich im Gehen der Wechſel der Füße nur durch das Hervortreten der äußerſten Fußſpitzen andeutete. Ihr Gang hatte etwas harmoniſch Entſchiedeneres als der der meiſten weiblichen Geſtalten, deſſen größter Reiz in einem gleichſam rhythmiſchen Schweben beſteht. Konſtanze berührte mit voller aber leichter Sohle den Boden, während Andere ſich blos auf den Zehen zu bewegen ſtreben. Dadurch erhielt ihr hoher Wuchs vollends das Anſehen einer Art von vornehmer Würde, die ſie im Kreiſe der Ihrigen für jeden Anderen zu einer darin faſt fremdartigen Erſcheinung machte; denn durch die, ihrem ganzen Weſen angemeſſene ruhige und doch natürliche Haltung und Bewegung in jeder Verrichtung oder Lage ſtach ſie gegen die unruhige, wiewol melodiſch anmuthige Beweglichkeit ihrer jüngeren Schweſtern ſehr ab.

Als ſie einige Minuten ſo auf- und abgegangen war, blieb ſie plötzlich in der Mitte des Zimmers ſtehn. Ihre Hände ruhten noch auf der Bruſt, doch nicht mehr ſo von innerer Aufregung gepreßt, und bildeten bei ihrer Weiße, welche zarter als die des Geſichts war, einen ſchönen Kontraſt zu dem dunklen Grunde, von dem ſie ſich abhoben.

So ſtand ſie einige Sekunden, während deren ſie, wie zu einem Endentſchluſſe ſich ſammelnd, die ſchwarzen doch ſanften Augen ſinnend auf die Fenſter von einem gegenüber liegenden Dachſtübchen heftete. Welche Richtung ihre Gedanken dabei genommen haben mußten, konnte man nur daraus ahnen, daß ſie hierauf den Roſenſtock von dem andern Fenſter weg auf ihr Arbeitstiſchchen trug und das nach dem Empfang aus Sinnenabweſenheit daran hängen gelaſſene Blatt nun losläſte und in ein Schubfach legte. Dann ſagte ſie entſchieden nach einem tief aus der Seele geholten Athemzuge, doch gedehnt und leiſe: „Dieſer Tag ſcheint mich zur Bewährung meines Namens herauszufordern.“ — Und wiederum nach einer Pauſe des Sinnens, indeß ſie den Zeigefinger der Linken an die Wange legte, ſprach ſie mit zu Boden geſenktem Blicke, wie mit ſich nochmals zu Rathe gehend: „Jenes bin ich den Meinigen, dieſes mir ſchuldig;“ — ſuchte ihr Shawltuch hervor, ſchlug es um und verließ das Gemach.

An demſelben Nachmittage hatte ſich bei Lehnert's — dies war Konſtanzens Vatername — eine kleine Geſellſchaft durch Zufall zuſammengefunden. Denn Herr Agent Lehnert, Konſtanzens Bruder, war im Hauſe ein viel zu guter Wirth, als daß er „große Familienfeierlichkeiten“, wie er es nannte, wenn davon die Rede war, zu veranſtalten erlaubt hätte. Sich ſelbſt nur vergönnte er bisweilen, unter Männern ſeines Schlages bei Wein oder

Spiel „eine kleine Uebertretung des geſetzmäßigen Etats“ außer dem Hauſe, „weil man ſich unter guten Freunden nicht lächerlich machen dürfe“, und ſuchte dann durch deſto ſtrengere Berechnung in Bezug auf den Haushalt dieſe Diverſionen wieder auszugleichen.

Die vermeintlich zukünftige Schwiegermutter Konſtanzens, — eine Freundin Helenens, deren flache Erſcheinung gleich beim Eintritt auf Gefallenwollen hindeutete, — ein junger Kaufmann, deſſen Auftreten zwar nicht gerade unwürdig, weder geckenhaft, noch zu trivial erſchien, deſſen Benehmen ſich jedoch nach den Begrüßungsphraſen, zu bald den Anſchein tiefer Geſchäftsverwickelung und wichtiger Projekte gab, — und endlich ein Herr von mittleren Jahren, ein Negociant, deſſen höchſt apathiſches Weſen den Mann von gediegener Stellung bezeichnen ſollte: bildeten nächſt den verſammelten Familienmitgliedern, dieſe zufällig entſtandene Kaffee-Fête.

Die Geſellſchaft ſaß vertheilt im großen Familienzimmer umher, und Konſtanze präſentirte Kaffee und Backwerk. Sie ſchien dabei aufgeräumter als je im Familienkreiſe, ja ihr ganzes ſonſtiges Weſen wurde durch einen feſten und faſt freudigen Ausdruck von Selbſtgefühl gehoben. Sie wußte heut Jedem ein freundliches Wort zu ſagen, ſo daß die Mutter, die mit ihrer alten Freundin am Ofen ſaß und mit dieſer von der Vergangenheit mit wehmüthiger, und von der Zukunft mit beſorgter

Miene plauderte, ſich mit beifälliger Verwunderung gegen dieſe ſowohl, als gegen Konſtanzen ſelbſt darüber äußerte. Dieſe bot eben den beiden Frauen deren Lieblingsgetränk dar und erwiederte ſcherzend:

„Dafür iſt ja auch heute mein Namenstag.“

Jene ſprachen ſich überraſcht und erfreut darüber ſo wie über die zufällige Feier deſſelben aus und beglückwünſchten Konſtanzen, welche ihnen zwar heiter zu danken fähig war, aber doch mit ernſterer Miene, als ihre vorherige Stimmung hätte vermuthen laſſen, zu dem großen Tiſche in der Mitte des Zimmers zurückkehrte. Sie ſchien einen Moment zerſtreut, doch bald fuhr ſie ſich mit der Hand über die Stirn und ſetzte mit wieder zurückgekehrtem Humor ihr Geſchäft fort.

Sie verſorgte nun die zweite Gruppe, welche aus ihren beiden Schweſtern und dem zierlichen Fräulein beſtand, die zuſammen ſchwatzten und kicherten und ſich große Geheimniſſe wiſpernd mitzutheilen hatten.

„Sieh einmal Amalie“ — ſagte Helene, als ſich Konſtanze jener näherte — „dieſe Heimlichkeitskrämerin: ſie hat heute ihren Namenstag und ſagt es mir nicht, ſie erhält Geſchenke und zeigt ſie mir nicht; findeſt Du das nicht auch himmelſchreiendes Unrecht?“

„Das iſt nur die Strafe dafür, daß Du Alles ausplauderſt!“ erwiederte Konſtanze lachend mit einem ſanften Schlage auf die Schulter der Schmollenden, und verfügte

ſich von da zu dem älteren der beiden anweſenden Herren. Dieſer nickte ablehnend, indem er Konſtanzen einen ſchmunzelnd wohlwollenden Blick herablaſſender Vertraulichkeit ſchenkte und ſagte dann mit ſehr breitgedehntem, allzu bequemem Akzente:

„Sie wiſſen ja, meine Liebe, daß ich nie Kaffee trinke; ich bitte um ein Glas Zuckerwaſſer.“

Konſtanze hatte augenblicks ihr Verſehen gegen etwas bei ihnen Bekanntes wahrgenommen und ihre Vergeßlichkeit entſchuldigen wollen: als ſie ſich durch Art und Ton dieſer Anrede tief im Innerſten verletzt fühlte. So trat ſie, ohne ein Wort erwiedern zu können, vor den jüngeren Herrn, der ihr mit ſteifem Bücklinge und Danke die Taſſe abnahm.

Herr Lehnert hatte vor Staunen und Aerger über dieſe Petiſe der Schweſter, wofür er Konſtanzens Benehmen anſah, die Pfeife aus dem Munde genommen und empfing ſie, als ſie nun auch zu ihm kam, mit einem zürnenden, vermeintlich ſtrafenden Blicke, ſo daß er eine ganze Weile von dem Dargebotenen zu nehmen vergaß. Als Konſtanze ſeine Gedanken wahrnahm, richtete ſich ihre Geſtalt noch höher auf und fragte endlich ungeduldig:

„Nun, wie beliebt's heute, Herr Bruder, ſchwarz oder weiß? Kuchen oder Zwieback?“

Statt auf ihre Frage zu antworten, bemerkte er: „Dir beliebt es ja heute, bei gar abſonderlicher Laune zu ſein.“

„Du weißt, ſie richtet ſich bei mir immer nur nach den Umſtänden“ — verſetzte ſie kurz und ernſt, und ſagte dann, als ob nichts weiter in ihr vorginge: „Du ſcheinſt über Deine Wahl noch nicht entſchloſſen, darum wirſt Du Dich wohl nach Gefallen ſelbſt verſorgen“, und ſtellte das Nöthige auf die neben ihm ſtehende Servante.

Während dieſes kurzen Dialogs hatten ſich die Mundwinkel des breit daſſetſchenden Negocianten wegwerfend herabgezogen und ſeine zugekniffenen kleinen Augen betrachteten Konſtanzen ſondirend von der Seite, während er dicke Dampfwolken aus ſeiner Cigarre ſog und hervorſtieß. Der jüngere Herr machte dazu ein etwas albern verlegenes Geſicht.

Als Konſtanze ſich zu der Gruppe der Schweſtern hin entfernt hatte, ſagte endlich Lehnert wieder geſammelt und gegen ſeine beiden Gäſte gewandt mit kaufmänniſch bemäntelndem Sinne:

„Das thut, ſo lange es ſich noch genöthigt ſieht, frei zu ſein, etwas hoffärthig. Im Grunde iſt es aber nur eine leicht zu entſchuldigende Entſchädigung für ſchmerzliches Paſſen auf den Augenblick der Erlöſung von einer im Stillen verwünſchten Freiheit. Man kann ſich mit Recht bei ſolchen Bemerkungen tröſten, daß das oft die beſten, wirthſchaftlichſten und folgſamſten Hausfrauen werden.“

„Nun, man muß noch Manches abwarten und vorſichtig prüfen, ehe man ſich in die Gefahr begiebt“; er-

wiederte der zur Korpulenz ansetzende Herr blinzelnd, und fuhr, ohne dabei auf Lehnerts lang werdendes Gesicht Rücksicht zu nehmen, fort: „Ueberhaupt thut heute ein Geschäftsmann, der das Seinige zu Rathe halten will, wohl daran, sich gar nicht zu verheirathen; oder wenigstens so lange nicht, bis das sogenannte geistreiche Wesen, oder vielmehr Unwesen, was unter der jungen Damenwelt Mode geworden ist und immer mehr einreißt, wieder auser Cours gekommen ist. Bei den Einzelnen nämlich meine ich; denn im Ganzen weiß man doch nicht, wie lange der Artikel gangbar sein wird. Hier wäre wirklich ein recht rascher Absatz nöthig, damit er sich schnell verbrauchte. Das Nachtheilige dabei ist nur" — hier schielte er unwillkürlich nach Konstanzen hin, wobei sich Lehnert's Gesicht verfinsterte — „daß manche junge Damen ihn zu lange führen, die günstige Zeit des Umtausches gegen einen später einträglichern Artikel verpassen und dadurch ihren Kredit verlieren."

Der jüngere Herr war dem schielenden Blicke von jenem mit den Augen gefolgt und sagte darauf mit dem bedächtigen Tone frischangeregter Erwägung und Bedenklichkeit: „Ihr Wort reifer Erfahrung macht mich da auf etwas aufmerksam, worauf ich bisher in meinem Spekulationseifer noch gar nicht habe achten können."

Lehnert war die Pfeife ganz ausgegangen; er warf immer erzürntere Blicke auf Konstanzen, die geschäftig hin

und her ging und davon nichts wirklich wahrnahm, oder nichts wahrnehmen wollte.

Allgemach verlor sich das für Lehnert peinliche Gespräch, dem er nach seiner Meinung durch einige unzarte Schutzreden zu Gunsten Konstanzens noch eine erträgliche Wendung gegeben, durch die Einmischung des jungen Mannes in Diskussionen über kaufmännische Angelegenheiten, wobei sich die Herren sehr lebhaft zeigten.

So war es nach und nach dunkel geworden, als unvermuthet der am Morgen von den Schwestern besprochene Herr Barth die Gesellschaft vermehrte. Er stellte sich als einen großen, sehr wohlgebauten Mann dar, dessen Anzug, Haltung und Betragen ihn für jünger ausgaben, als es sein bei den bald herbeigeschafften Lichtern erscheinendes Gesicht bezeugte. Er trug sich höchst modisch gekleidet, die Frisur des Haars und Backenbartes war nach der neuesten Art beschaffen; man konnte nicht genau entscheiden, ob nicht der Farbe der Wangen und Augenbrauen künstlich nachgeholfen war. Man mußte seine Routine bewundern, den jungen Damen sogleich etwas Schönes, den älteren aber und den Männern bei der Begrüßung wenigstens etwas Verbindliches zu sagen. Er bemächtigte sich alsbald der Leitung des Gesprächs, dem er sogleich ein allgemeineres Interesse verlieh und in das er geschickt alle Anwesenden hineinzuziehn und daran zu betheiligen verstand. Daß er dabei das vorherrschende Wort führen würde, ließ sich bei

seinem ersten Auftreten schon erwarten, und er verleugnete in seinem Vortrage durchaus nicht die geistige Ueberlegenheit, die er in dieser Gesellschaft empfand und daher vielmehr durch die ausdrucksvollste Gestikulation und Betonung geltend zu machen suchte.

Die beiden andern Herren schienen dadurch in eine ihnen fremde und wenig zusagende Atmosphäre versetzt und nahmen bald Veranlassung, sich zu entfernen. Herr Lehnert wendete auch kurz darauf einen „leider! unaufschiebbaren" Gang vor und erbot sich, das sich verabschiedende Fräulein mit den beiden jüngeren Schwestern, die zu einer andern Freundin eingeladen waren, zu begleiten.

So war denn Herrn Barth baldigst erwünschter Spielraum verschafft, sich ausschließlich mit Konstanzen zu unterhalten, indem die beiden Wittwen sich gern wieder auf ihr Plauderstellchen am wärmenden Ofen zurückzogen, von dem sie sich beim Aufbruch der Herren entfernt hatten.

Konstanze hatte sich mit dem Gaste an eins der Fenster gesetzt, um die Mutter in dem Gespräch mit ihrer Freundin nicht durch das ihrige mit Herrn Barth zu stören. Sie war dadurch unwillkürlich dem Bestreben desselben entgegengekommen, sie in der Unterhaltung während des Gehens dorthin zu ziehen und da festzuhalten, um unbefangen ein vertrautes Wort mit ihr sprechen zu können.

Kaum hatten sie sich aber daselbst niedergelassen, so erschrak Konstanze innerlich und bereute, ihn nicht in der

Nähe der alten Frauen gelaſſen zu haben. Denn ſchon nach ſeinen erſten Worten fühlte ſie, wie er geſchickt leiſe den rothen Faden eines Thema's wieder aufgriff, das er ſeit einiger Zeit zum Hauptgegenſtande ſeiner Unterhaltung machte, ſobald er ſich mit ihr allein befand. Es war dies der unabläſſige Verſuch, ſie in ein intimeres Verhältniß zu ſich herüberzuziehen. So eitel er auch war, ſo wußte er doch als geübter Roué dieſen Zweck durch ziemlich klug gewählte Mittel zu unterſtützen, die, wäre Konſtanze überhaupt empfänglich für ſeine Abſicht geweſen, allein bei ihr zum Ziele führen konnten. Er hatte bald herausgefühlt, daß ſie durch gewöhnliche Schmeicheleien nicht zu beſtechen war, denn ihr edler und tiefer Sinn haßte alle Eigenliebe. So nahm er denn ſtets zu rein geiſtigen Waffen ſeine Zuflucht, und zwar nicht direkt, dadurch ſeine Lebensanſichten in ein blendendes Licht ſtellend, was er wohl vermocht hätte; ſondern indem er durch ſarkaſtiſche Bemerkungen, die er in eine anſcheinend würdige Betrachtung einſchob, ſo wie durch Einſchaltung das ſittliche Gefühl empörender Beiſpiele, die geſellſchaftlichen Formen und Inſtitute in Betreff der Geſchlechtsverhältniſſe lächerlich, ja verwerflich darſtellte.

Konſtanze ihrerſeits, deren einfacher, ſittlicher Geiſt ſich alle Lebensverhältniſſe, auch die verworrenſten, klar zurechtzulegen und in ſich auszugleichen wußte, indem ſie dabei mehr die menſchliche Schwäche, als die Mangel-

haftigkeit der ſocialen Formen beklagte, hatte ſtets ſeine Angriffe mit Mißbilligung zurückgewieſen; denn ihr heller Sinn durchſchaute ſeine einſeitige, beſchränkte Schärfe wie ſeine Abſicht. Sie hatte längſt eine erklärte Abneigung gegen ſeine Geſinnung empfunden, weil ſie der Unreinheit derſelben gewiß war, und ihn bisher nur um ſich gelitten, weil ihre ſonſtige Umgebung ſich geiſtig gar zu armſelig zeigte. Heute beſonders hätte ſie gern ein ſolches Geſpräch vermieden. Sie fühlte ſich anfänglich zu heiter aufgeregt, um ihm bei der Beſprechung eines ſo ſeriöſen Kapitels nachdrücklich genug erwiedern zu können; dann aber empfand ſie auch auf dem Grunde ihrer Seele einen Zug von Entſchiedenheit, der ihr noch nie in dem Grade eigen geweſen. Sie ahnte, ja fürchtete daher mit Recht, daß dieſer der eigentliche Grundzug ihrer heutigen Stimmung ſein und, unvorſichtig heraufbeſchworen, jener Aufgeregtheit leicht als Folie dienen und ſie zum Ausdrucke einer ſo energiſchen gegenwirkenden Beſtimmtheit erheben möchte, ſo daß eine abweiſende Erklärung und damit ein Bruch unvermeidlich wäre.

Lange ſträubte ſie ſich daher, auf den Punct, worauf ſeine Rede wie immer loszuſteuern begann, einzugehn. Sie ſtellte ſeine Geduld durch ausweichende, ſcherzhafte, ungezwungen ſpielende Wendungen des Geſprächs, durch witzige, neckende Umkehrungen des eigentlichen Sinnes ſeiner Worte, gewaltig auf die Probe. Als er ſo ſeine Ab-

ſicht vereitelt ſah, lenkte er ſchlau verſteckt die Unterhaltung auf ſcheinbar gleichgültige Tagesgegenſtände, denen er jedoch ernſtere, das Gefühl anregende Data ſo geſchickt einzumiſchen wußte, daß er dadurch Konſtanzens Laune, die ihm bisher ſo hinderlich in ſeinem Vorhaben geweſen war, allmählig abſtumpfte. Er hatte richtig gerechnet und doch nicht zu ſeinem Vortheile. Denn die, auch bei dem beſonnenſten, klarſten und ruhigſten Menſchen in gewiſſen Stimmungen exiſtirende Zweitheiligkeit der Seele, die eben der Grund aller beſonderen Stimmungen iſt, ſchlägt, unvorſichtig herausgefordert, meiſt in den herbſten Gegenſatz ihrer erſten Erſcheinung um.

So hatte er nun freilich das launiſche, ſchillernde Colorit ihrer Rede und damit den vermeintlichen Feind ſeines Zweckes getilgt; damit aber auch zugleich den tiefſten Grund ihres eigentlichen Selbſt aufgeregt, den ſie bisher aus bloßer Schonung für ihn gefliſſentlich vor ihm verborgen gehalten hatte. Sie vernahm ſein Wiedereinlenken auf das verpönte Thema kaum; als ſie wehmüthig düſter zu dem Glanze des Sternenhimmels aufblickte: denn ſie fühlte den Moment kommen, in dem ſie das einzige Spielzeug ihres Geiſtes von ſich verbannen müſſe.

Schon war er, durch ihr Schweigen verführt, in den beſten Zug ſeiner Lieblingsphraſen gerathen, als ſich Konſtanzens Geiſt, wie aus weiten, weiten Fernen zurückkehrend, zum Bewußtſein des Gegenwärtigen zwang.

Sich beſinnend, nahm ſie ſich vor, ſo viel als möglich ſich zu beherrſchen, und dem Schwätzer in der Eiſeskälte antheilloſeſter Ruhe einen Spiegel ſeiner Unwürdigkeit vorzuhalten.

Sie hatte aber dabei mehr, als ſie je geglaubt hätte, alle ihre Geiſtesſtärke aufzubieten nöthig, um ſeinen Reden die vorgenommene Geduld entgegenzuſetzen. Denn da ſie ihm nichts erwiederte, ſondern nur gelaſſen zuzuhören ſchien, ſo hielt er das für eine endliche, bisher nur verleugnete Billigung ſeiner Anſichten, ja für eine ſtillſchweigende Einſtimmung in dieſelben, und warf mit dem Tone des anerkannten, ſiegenden Rechtes vollends den Schleier von ſich, mit dem er bisher noch ſeine eigentlichen Abſichten zu verhüllen für nöthig erachtet hatte.

Bisher hatte er nur in allgemeinen Anſpielungen ihre Anhänglichkeit und Treue in dem der Welt von ihr bekannten Verhältniſſe mit Guſtav verdächtig und wankend zu machen geſucht; er hatte nur das Vorurtheil der Welt, daß ganz äußerlich gewordene Formen bindende Kraft haben ſollen, mit ironiſchen Gegenbeweiſen durch Beiſpiele aus der Wirklichkeit, wie ſie leider täglich ſich ereignen, bekämpft. Er hatte indirekt ihrem Geiſte Huldigung darzubringen geſucht, indem er die gewöhnlichen Erſcheinungen ihres Geſchlechts mit ätzenden Tinten und noch vernichtendern ſatiriſchen Streiflichtern darſtellte, und dagegen, ohne ſie ſelbſt zu nennen, eine geiſtvolle Perſon ihres

Geschlechts, in der Konstanze, so bescheiden sie war, sich wieder erkennen mußte, im Kontraste zu jenen geschildert. Dann hatte er ihr das Bild ihres Bräutigams, den die Welt nicht gerade als geistvoll kannte, mit lebhaften und keineswegs verschönernden Farben vor die Seele geführt, und zuletzt damit geschlossen, daß die endliche Verbindung zweier solcher Personen im besten Falle das Resultat einer rasenden Selbsttäuschung sei, genau genommen aber, da jene sehr exzentrisch sein müßten, um den Traum einer erkünstelten Liebschaft so lange fortzuträumen, nur ein geistles knechtisches Hinschleichen und durch Gewohnheit angeübtes Ducken unter morsche oder todte Formen des Herkommens verrathe, wobei nach der Schlußfarce im Grunde der weibliche Theil in der eingegangenen Sklaverei, als der von dem Vorurtheil der Welt gedrücktere erscheine.

„Und doch — pflegte er dann fortzufahren — ist heute die Zeit gekommen, wo auch Ihr Geschlecht zur Freiheit erwacht, nämlich zu dem Gedanken, daß es seine wirklichen Gefühle, seine menschlichen Regungen und Neigungen natürlich frei zu äußern und walten zu lassen bestimmt sei, daß es sich nicht unter das Joch der Bestimmung von fremder Hand oder aufgedrungener, veralteter Autorität zwingen lassen, daß es frei wählen und verwerfen dürfe. Warum will man sich nun noch mit Gewalt gegen diese bessere, wahre innere Stimme, die uns zur Freiheit und damit zur Bethätigung der höheren menschlichen Würde beruft,

verhärten? Warum will man das Naben eines gleichgestimmten, der Wahrheit des Lebens zustrebenden Geistes abweisen, ja gar nicht einmal verstehen, um eigensinnig einer verbrauchten Convenienz nachzukommen, um eines sogenannten gegebenen Wortes willen, da doch das Festhalten daran im Widerspruch mit dem innern Gefühle nur zu einer lebenslänglichen Lüge, wenn man selbst von der Knechtschaft absieht, führen muß?"

Heute wurde Herr Barth, wie gesagt, kühner als gewöhnlich, wozu ihn die scheinbar günstigen Umstände begeisterten. Er fing damit an, womit er sonst endete, und sprach so im Feuer der Rede seine eigenste Gesinnung aus.

„Wenn ich mir die Convenienzen, worunter ich auch die zähle, die aus dem Vorurtheil des Wortbaltens, der sogenannten Treue aus Gewohnheit entstehen, ihren Grund und ihren Folgen nach betrachte — sagte er unter anderem —: so muß ich aufrichtig bekennen, daß mir das Weib, welches eine solche eingeht, weit elender verkommt, als das, welches geradezu seine Gunst auf beliebige Zeit verkauft. Dieses behält sich doch von vorn herein das Recht des Wechsels vor, wenn ihr Gefühl nachgerade den Gegenstand der Begünstigung unerträglich finden sollte. Indem es der Wahrheit seiner Gesinnung Vorbehalte macht, sichert es sich eine freie Stellung. Die Ehefrau aus Convenienz aber verpfändet um den schaalen, ja entehrenden Preis des Unterkommens, des Gesichertseins ihre

ganze Exiſtenz, ihr ganzes Weſen, die Wahrheit ihrer Geſinnung für Lebenszeit, oder ſetzt ſich, hat ſie den Muth, eine Trennung zu bewerkſtelligen, dem bemäkelnden, liebloſen Urtheile des Pöbelwahns gegen eine Geſchiedene, aus. Durch die Heirath begiebt ſie ſich aber nicht allein ihrer Würde als freies, ſich ſelbſt beſtimmendes und ſelbſtſtändig wirkendes Weſen, indem ſie ſich an eine ſchmachvolle Kette von Widerſprüchen feſſelt, ihr Leben als etwas Werthloſes hinopfert, ſondern ſie hilft dadurch auch noch ein zur Lüge gewordenes, geſellſchaftliches Inſtitut als ſolche fortſetzen und ſanktioniren. Die Freiheit bewährt ſich in der Kraft, unſere wahren Gefühle gegen den hohlen aber geheiligten Popanz der Convenienz und äußerer Satzungen geltend zu machen. Wie müßte daher von beiden Theilen frei entgegenkommende Gunſt, ohne alle Rückſicht auf ein äußeres Bindemittel —"

Hier fuhr er, auf einmal verblüfft, in ſich zuſammen, und ſtockte. Denn Konſtanzens Antlitz, das, während er ſprach, unbeweglich in den Nachthimmel geſtarrt hatte und deſſen Ausdruck ihm ſo, zumal im Sturme der Rede, ziemlich unerkennbar geblieben war, wurde plötzlich von einem von den gegenüberliegenden Häuſern durch das Fenſter einfallenden Lichtſtrahl überglänzt. Da erblickte er, mit urſchleunig ernüchterndem Schrecken, was Konſtanzens Schweigen zu bedeuten hatte, und wurde ſich bitter bereuend bewußt, daß er zu weit gegangen war.

Indeß fiel ihm nach ſeiner Weiſe, Alles aufs Leichteſte

und für ihn Vortheilhafteſte ſich auszulegen, ein Stein vom Herzen, als noch in demſelben Momente, während deſſen Konſtanzens Auge nach der Stelle erhoben blieb, woher das Licht kam, ihre Miene den Ausdruck ſanfter, Verſöhnung kündender Klarheit annahm. Er wollte demnach eben eine vermittelnde Einlenkung beginnen, indem er mit dem Tone höchſter Theilnahme Konſtanzen fragte, ob ſie ein Uebelbefinden anwandle, als dieſe ſich, faſt heiter gegen ihn herumwendend, ſprach:

„Ich bin Ihnen äußerſt dankbar dafür, daß Sie mich endlich einem — ich muß es geſtehen — langgehegten Irrthum hinſichtlich Ihrer wahren Geſinnung entreißen. Ihre bisherigen Geſpräche der Art enthielten nämlich ſo viel indirekte Angriffe auf mein Verhältniß zu Guſtav, daß ich mich dadurch bisweilen tief verletzt fühlen mußte, theils weil ich die Berechtigung zu Ihrer Einmiſchung nicht finden konnte, anderntheils, weil ich es mit Ihrer ſo oft verſicherten Freundſchaft für meinen Verlobten nicht zuſammenzureimen wußte. Aus Ihrer heutigen Unterhaltung vermag ich dagegen deutlich zu erkennen, daß ſie dadurch nur meine eigentliche Geſinnung über dergleichen Verhältniſſe prüfen wollten, und ſich damit, ſelbſt auf Koſten Ihrer ſonſtigen, ſo gerühmten Galanterie gegen Damen, als wahrer Freund Guſtav's erwieſen.“

Herr Barth horchte erſtaunt auf.

„Ich habe bisher nie ſo an die Wirkung der Ironie

geglaubt, — fuhr ſie gelaſſen fort —; aus Ihrem Munde habe ich heute die Macht derſelben erfahren. Man ſollte ſich ihrer öfterer bedienen, um manches moraliſch Nachtheilige damit zu beſeitigen. Wie vortrefflich haben Sie in Ihrer ironiſchen Parentation jene auftauchende verkehrte Anſicht, die, wenn ſie weiter um ſich griffe, alles Geſetz und alle Sitte umſtieße, dadurch, daß Sie ſie auf die Spitze trieben, perſifflirend vernichtet. Und das iſt das Vortreffliche an der guten Ironie, daß ſie zwei Fliegen mit Einer Klappe ſchlägt; daß ſie eingangs ein wirklich beſtehendes und allgemein anerkanntes Gebrechen auch wirklich ernſthaft tadelt und nur das momentan daraus erwachſende Uebel mit lebendem Spotte geißelt. Wie muß ich in dieſem Sinne, wenn ich Sie recht begriffen habe, wie ich nicht zweifle, mit Ihren Anſichten übereinſtimmen. Was da noch in Sitte und Geſetz beſteht, iſt freilich nicht Alles zu loben. Ich erwartete von Ihnen die heutige, vielbeſprochene Tagesbegebenheit zu hören, daß ſich heute die greiſende G. v. S. mit dem einundzwanzigjährigen Lieutenant R., der in ihr doch nur die 200,000 Thaler geheirathet, hat öffentlich trauen laſſen. Es iſt faſt ſinnverwirrend, bedenkt man, wozu hier eine für heilig gehaltene Handlung ſich hergeben muß, wozu hier der bedeutungsvollſte Eid dient."

„Aber — und hier komme ich auf den Wendepunkt Ihrer Ironie, wo dieſe das gegenwärtig auftauchende

Hauptübel lebend herrschebt und alſo im umgekehrten Sinne verſtanden ſein will —: Geſetz und Sitte wollen Sie ſagen, ſind zwar eine allgemeingültige, aber doch nur leere, vom Verſtande entworfene Form, welcher erſt das Thun und Laſſen der Menſchen Inhalt und Bedeutung geben, kurz die wahre Würde und Geltung verleihen muß. O, wie Recht haben Sie mit Ihrem bitteren Scherze, fuhr ſie, aus ihrer eigenen Ironie zu gefühltem Ernſte übergehend, fort, die aber dadurch gerade für den Zuhörer zur herbſten wurde —: wie Recht haben Sie, den Unfug Einzelner zu rügen, den dieſe aus — wie ſoll ich es lieber nennen? — Leichtſinn oder Ruchloſigkeit begehen, um die heiligſten Gebräuche mit Vorſatz zu ſchändlichen Mißbräuchen zu machen. Darum können Sie auch über mich beruhigt ſein. Ich betrachte die Ehe als die wahre Freiheit des in der Liebe mündig gewordenen Menſchen; jeder andere Zuſtand unſeres Geſchlechts in gewiſſen Jahren iſt bedauernswerth; denn er entbehrt des Gleichgewichts, welchem das Geſetz Freiheit und Frieden gewährt. Dennoch, verſicherte ich Sie, würde ich nie einem ungeliebten Manne meine Hand geben um nicht eine heilige Satzung zur Lüge und damit jenen und mich unglücklich zu machen. Denn die Jämmerlichen, ja Elenden verachte ich gründlich, die nicht ſo viel Stärke in ſich fühlen, durch die eigne Wahrheit und Geſetzmäßigkeit ihrer Geſinnung die bedrohte Wahrheit und Würde eines ehrwürdigen Inſtitutes in Kraft zu erhalten."

Konſtanze hatte den letzten Theil ihrer Rede mit Wärme, ja die Endworte mit feierlich bitterem Nachdrucke geſprochen. Hierauf ſchloß ſie im wieder leichteren Tone:

„Dies mein Bekenntniß, das in ſeiner Offenheit Ihnen zugleich den Dank bezeigen mag, den ich Ihnen für Ihre mir an den Tag gelegte Theilnahme an meinem Wehe und für Ihre einſichtsvolle Warnung hiermit zu ihrer Beruhigung gern ertheile.“

Herr Barth, der eingangs ihrer Rede nicht gewußt hatte, woran er war, machte zuerſt eine ſehr geſpannte Miene, die ſich allmälig in ein, Verlegenheit und Wuth verbergendes, fades Lächeln verlor. Später ſtieß er, bald dieſe, bald jene Stellung annehmend, hier und da ein gezwungenes beiſtimmendes Hm! oder Ja! hervor, oft ganz an unrechter Stelle, wie in großer Zerſtreutheit, und empfahl ſich ſogleich nach dem Schluß mit einigen höchſt mißlungenen Komplimenten und Entſchuldigungen über ſein Entfernen.

Als er fort war, ſagte die Mutter zu Konſtanzen:

„Herrn Barth's Abſchied war ja unglaublich froſtig, da Ihr Euch doch ſehr lebhaft zu unterhalten ſchient.“

„Ja, liebe Mutter, ich habe nöthig gefunden, ſeine übermüthige Laune etwas abzukühlen, und hoffentlich für immer.“

Die Mutter ſeufzte hierauf blos ſehr tief.

Es war ein Vierteljahr seit jenem Tage verflossen. Konstanze saß an demselben Tischchen und begann heute eben so still für sich arbeitend ihren Geburtstag, wie damals ihren Namenstag. Vor ihr stand ein mit den prächtigsten [illegible], und sie las dabei ein Billet, das [illegible] Miene zu erhellen, mit einer noch [illegible] erfüllte. Als sie es weglegte, athmete sie leise einen halb entkeimten Seufzer aus, wie jemand, der zwar mit einem Gefühle selbst noch nicht ganz abgeschlossen hat, der jedoch über die Grenzen desselben mit sich im Reinen ist.

„Wie kann er nur meinen Geburtstag wissen, da der [illegible] läßt, als den Namenstag!?" — dachte sie eben, als ihr Bruder mit einem Briefe in der Hand zu ihr hereintrat.

„Da bringe ich Dir etwas, wofür ich von Dir ein gutes Botenlohn erhalten sollte;" — begann er mit seiner zur Gemüthlichkeit gestimmten Plumpheit. „Es ist nur [illegible] damit sie mit mir und der Mutter in das Halleluja hätten einstimmen können, das wir über Deine und unsere endliche Erlösung erhoben haben. Das ist wahrhaftig das beste Geburtstagsgeschenk, was er Dir nun hat machen können."

„Was? Hat Gustav jetzt wirklich ein Amt?" — fragte Konstanze heftig und fast geisterbleich.

„Nun, ja, ja! erschrick nur nicht so arg vor übergro-

ßer Freude, Zeit, dächte ich, hättest Du genug gehabt, daß Dir dieser so lang erharrte Augenblick nicht unerwartet kommen kann.

„Und doch überrascht er mich", erwiederte Konstanze leise, indem sie träumerisch den Brief auf den Schoos sinken ließ und ihr Haupt, wie schwer geworden, auf den Arm stützte, der sich lieblich auf der Glätte des Tisches wiederspiegelte.

„Ja, so seid Ihr Weiber! Der Mann macht das Alles rund bei sich, wie ein Geschäft ab; bei Euch bleibt aber immer noch ein Ueberlei, das, wie ein unendlicher Bruch, nie ganz aufgehen will. Und s'ist doch wahrlich die höchste Zeit! Denn, wenn es auch recht hübsch von Dir ist, daß Du Dich jetzt selbst erhältst, und ohne dabei unsere Familie zu compromittiren, und wenn ich auch die beiden Mädels noch bei mir behalten will, weil sie hier besser Gelegenheit finden, unter die Haube zu kommen: so wünschte ich doch die Mutter gern bei Dir untergebracht, da mein Augenübel eher zu- als abzunehmen scheint, und ich bei größerer Verschlimmerung doch vielleicht zu einer Hauptkur greifen muß, die mich nicht nur am Erwerbe hindert, sondern noch obendrein das Erworbene aufzehrt. — Nun, ich muß Dich Deinem Glücke allein überlassen, — schloß er, indem er an die Uhr sah — mich rufen meine Geschäfte."

Konstanze sah dem Fortgehenden mit einem halbmitleidigen, halb von verletztem Gefühle zeugenden Ausdrucke nach.

Als sie an ihrem Namenstage so entschlossen wegge-

gangen war, hatte sie sich zu der gerühmtesten Putzmacherin begeben. Diese hatte Konstanzen so wie deren Geschicklichkeit in den feinern weiblichen Arbeiten in einer Familie kennen gelernt, deren ältester Tochter sie ein Geschenk von ihrer Hand zur Feier ihrer Geburt gemacht hatte. Madame Reiné — so hieß die Putzmacherin — hatte damals schon, Konstanzens Lage kennend, den Wunsch geäußert, diese in der Stelle einer ihr nöthigen Gehülfin zur Seite zu haben. Konstanze hatte diesen Antrag aber für den Augenblick entschuldigend abgelehnt, ohne jedoch für die Zukunft die Möglichkeit einer Annahme ganz zu verneinen. Das Anerbieten hatte sich bei Gelegenheit eines Zusammentreffens wiederholt, indem Madame Reiné zu Konstanzen nicht nur ein besonderes Vertrauen, sondern auch eine Art persönlicher Zuneigung zu hegen schien. Wie erfreut hatte Jene daher das ihrem Wunsche unerwartete Entgegenkommen Konstanzens an jenem Tage aufgenommen, wo deren Hülfe ihr gerade wie vom Himmel gesandt erschien, und sie äußerte sich nur fast bis zur Betrübtheit getäuscht, als diese nicht sogleich in das höchst vortheilhafte Anerbieten eingehn wollte, das Geschäft, was sich bisher bedeutend vergrößert hatte, geradezu mit ihr zu theilen, insofern sie sich nämlich dazu verstehen könne, den bisher angenommenen Grundsätzen nachzukommen, um alle Irrungen zu vermeiden.

Konstanze hat sie dagegen unter einem gültigen Vor-

wande vor der Hand nur um Arbeit, die ſie zu Hauſe fertigen könne, mit dem Vorbehalt, ſich die Hauptſache überlegen zu dürfen. Sie hatte dabei nur den Bruder im Auge, deſſen Vorurtheil, daß es nicht heißen ſollte, als müßten ſeine Schweſtern, Töchter eines geachteten Regierungsbeamten, für andere Leute arbeiten, ſie vorläufig damit noch ſchonen wollte. So hatte ſie damals unmerklich für die Ihrigen einen Schritt zum Beginn ihrer Befreiung von einer, für ihr Gefühl drückenden Gegenwart und einer, für ihre Geſinnung noch drückenderen Zukunft gethan, und ſich in dem Bewußtſein ſo aufgerichtet gefühlt.

Eben ging ſie in Gedanken noch einmal die Einleitung ihrer Abſichten durch; denn der noch unerbrochene Brief drängte zur Ueberlegung, wie das Angefangene und als unumſtößlich Beſchloſſene zur genügendſten Rechtfertigung vor ihrem eigenen Gewiſſen und dem Urtheile der Welt, ſo wie mit möglichſter Schonung der Ihrigen hinauszuführen ſei. Daß dies nicht ganz ohne Gewaltſchritt und damit verbundener Reibung möglich ſein würde, darauf machte ſie ſich gefaßt. Sie konnte dagegen, beſonders in Bezug auf den Bruder, in die Wagſchaale legen, daß, wie ihr richtiger Blick für alle, ſelbſt phyſiſche Zuſtände ſie befürchten ließ, wahrſcheinlich leider auch er ſogar in Zukunft ihrer Unterſtützung benöthigt ſein würde. Dieſe konnte ſie ihm aber nicht unumſchränkter gewähren, als auf dem Wege, den ſie zu Vollziehung ihres Lebensplanes

eingeschlagen. Die Mutter war eine jener vielen Frauen, denen die Erlangung des leiblichen Wohls der Ihrigen zunächst und schwer peinigend am Herzen liegt, und denen die Einsicht über das Wie erst nach geschehener That nachkommt. Bei deren Liebe zu ihren Kindern konnte jedoch Konstanze auf nachgiebigere, schnellere Verständigung rechnen, als bei dem hartsinnigen und dabei von höchst befangenen, ja verkehrt stolzen Ansichten erfüllten Bruder, den sie aber durch jenen ihren ersten Schritt wenigstens in einem auf den entscheidenden zweiten vorbereitet glauben durfte.

So fuhr sie sich, wie sie immer that, wenn sie einen bestimmten Entschluß faßte, über die Stirne und erbrach den Brief.

„Also auf den 2. August, seinen Namenstag? — Diese Menschen müssen doch immer noch eine äußere Veranlassung, eine besondere Bedeutung für Ihr Leben als Hülfe, um sich zu erheben, heranziehen; aus sich selbst, aus dem Innern, einer allgemein menschlichen Feier können sie's nicht" — sagte sie zu sich, nachdem sie den Brief gelesen hatte.

Die vorige Gedankenreihe kam ihr wieder; ihr Herz klopfte stärker, als sie alles zu Unternehmende bedachte; denn sie konnte sich dabei nicht verhehlen, daß sie doch nicht ohne eine gewaltige Erschütterung der Ihrigen würde erreichen können. Doch die Erreichung des Zweckes ge-

wann wieder die Oberhand. Sie ging zur Mutter und überredete ſie, den Bruder dahin zu vermögen, daß er bis zum Termin der Hochzeit von der beabſichtigten, nahen Vollziehung derſelben ſchweige, um die ſich dafür ſo lange Intereſſirenden zu überraſchen, und verfügte ſich darauf wiederum, wie bei ihrem erſten Entſchluſſe, zu Madame René.

Der Nachmittag war einer der herrlichſten des Wonnemonds. Die mildwarmen Sonnenſtrahlen des Spätnachmittags lagen ſo ruhig einladend an der Giebelreihe der gegenüberliegenden Häuſer, als wollten ſie Konſtanzen damit ſagen: „Hör auf zu arbeiten! Deine Augen und deine Bruſt bedürfen auch endlich die Weite. Sieh, wie göttlich ſorglos wir uns hier an den Giebeln dehnen und ſtrecken; aber du glaubſt gar nicht: — der liebe blaue Himmel, der da über die tauſend Spitzen des Stadtrumors wegzieht, iſt gar zu ſchön!“ — Noch einen Blick ſeitwärts auf das ſonneglitzernde Grün einer zwiſchen zwei Dächern einſam in das himmliſche Blau emporragenden Pappel — und Konſtanze legte die Arbeit aus der Hand, bei welcher ihre Gedanken nicht ſo gleichförmig thätig geweſen waren, als ihre Finger, die geduldig einen kleinen Raum mit gleichmäßiger Bewegung Stich um Stich hatten durchmeſſen müſſen.

„O könnte unſere Seele doch ſo geduldig thätig ſein!“

dachte Konstanze, als sie aufstand und den kleinen Fleck noch einmal mit den Augen übermaß, den sie heute nur mit so anhaltender Mühe hatte bestreiten können.

Ihre Brust hob sich dann mit Sehnsucht dem Gange ins Freie entgegen. Sie fühlte sich heute in so erhobener und doch sanfter Stimmung, in ihrer Einsamkeit so wohl, daß sich in diesem Gedanken ihr Auge zum Himmel, wie dankend für die äußere Ruhe dieses Tages um sie, emporhob. Denn die Schwestern waren, dem Reize des Wechsels nachgebend, ohne Rücksicht auf Konstanzen, der Einladung einer Freundin auf dem Lande gefolgt, und schon morgens früh dahin abgefahren. Die milderhobene Stimmung Konstanzens aber war nicht allein durch ihr heutiges Gedankengewebe entstanden. Der gewünschte Erfolg ihres Ganges heut morgen hätte vielleicht in ihrer sonst harmlosen Natur jene sprudelnde Laune erzeugt, die sich nach einem Gelingen bei ihr mehr durch ihr unmittelbares Wesen als in Reden kund gab. Aber die Gespräche über Tische mit Mutter und Bruder hatten dem freudigen, hellen Klange ihrer Seele in der trüben Befangenheit jener und der Unzartheit dieses einen Dämpfer aufgesetzt, der schon den tiefsten Grundton ihres starken Sinnes nur zu desto reinerer Harmonie gestimmt hatte.

Sie hätte gern die Mutter auf ihren Spaziergang mitgenommen, aber deren Schwäche und Gewohnheit, zu Hause zu bleiben, machte dies unmöglich. Sie nahm also

nur ihren ſtets treuen Begleiter, ihren ſaubern und muntern Spitz Bello mit ſich.

Bald hatte ihr entſchiedener Schritt das Geräuſch der Stadt hinter ſich gelaſſen, und ſie betrat eben eine in der ſchönern Jahreszeit wenig beſuchte Pappelallee, die einen Damm einfaßte — als ſie, in den Hintergrund derſelben ſcharf blickend, flüchtig erröthete. Doch wich dieſes Erröthen bald ihrer Eigenſchaft, ſich ſchnell zu faſſen, und ſo ging ſie feſten Trittes einem Manne in mittleren Jahren entgegen, deſſen beſcheidenes Aeußere noch mehr durch die natürlich ruhige Weiſe einnahm, womit er Konſtanzen begrüßte. Sie erwiederte dies unbefangen, obgleich der Mann dabei, wie ſie vorher, erröthet war, deſſen ſichtlich ſchwache Augen ſie erſt jetzt im Nähertreten, und ſelbſt da mehr an ihrem Geſammtcharakter als am Einzelnen erkannt hatten.

Er fragte ſie zögernd, ob er es wagen dürfe, ſie zu begleiten, und als ſie ihm dies ungezwungen zugeſtanden, knüpfte er durch die Bemerkung, wie glücklich der Zufall ſich gerade heute gegen ihn erweiſe, daß ſie beide ſich begegneten, das Geſpräch an.

„Ich nenne dies ein Glück," fuhr er fort, „weil es ſich gerade ſo von ſelbſt ergibt, obgleich es weder in meiner Erwartung, da ich Sie den heutigen Tag in großem Freundeskreiſe feiernd dachte, noch ſelbſt — aufrichtig geſtanden — in meinem Wunſche lag, da ich Ihnen Zeit zur Ueber-

legung der Andeutungen gönnte, die, meiner Gratulation beizufügen, mich mein Gefühl für Sie wagen ließ."

„Wie können Sie aber meinen Geburtstag wissen?"

„An dem Abende, wo ich Sie in der Gesellschaft kennen lernte, erfuhr ich ihn zufällig von Fräulein Helenen."

„Das ist aber ziemlich lange her."

„Nicht länger als meine innige Theilnahme für Sie."

„Auch meiner Theilnahme an Ihrem Geschick seien Sie gewiß."

„Dürfte ich also hoffen, meine stillen Wünsche nicht ganz unerhört, nicht als zu kühn zurückgewiesen zu sehen?" fragte er mit der Freude leuchtendem Antlitz sie anblickend.

„Sollte Ihnen ganz unbekannt sein, daß ich verlobt bin?" fragte sie mit ironischem Lächeln dagegen.

Wieder ernster geworden, versetzte er, den Blick an den Boden heftend: „Wohl habe ich davon vernommen, aber — sagte er nach einigem Innehalten und mit einem gewissen Nachdrucke — schon vor mehreren Jahren nur zufällig; seitdem nichts wieder. Denn ich gehe mit Niemand um, der mir unaufgefordert über Privatangelegenheiten Anderer berichtete. So habe ich nur Sie gesehen, umworben zwar von Vielen, aber sich immer gleich bleibend. O, von seinem kleinen Zimmer aus glaubt man oft mehr von dem Geheimnisse der innern Welt eines Andern zu erblicken, als man von der vor uns liegenden

Breite der übrigen äußern Welt gewahren kann! — Also hätte ich mich doch geirrt und war somit zu verwegen?"

„Nicht das!" erwiederte Konstanze mit herzlichem Tone. „Wir haben beide den Inhalt unserer kleinen äußern und die Wahrheit unserer innern Welt bei unserem stillen Treiben durchschaut, und das Verwandte darin gegenseitig erkannt; so dürfen wir uns mit um so reinerem Vertrauen einander eröffnen. Darum frage ich Sie ohne Scheu, daß Sie mich verkennen möchten: Getrauten Sie sich außer uns beiden noch unsere Mutter, meinen Bruder und meine beiden Schwestern zu ernähren?" —

„Nein!" erwiederte er nach einigem bestürzten Zaudern, aber entschieden. „Meine gelehrten Arbeiten reichten nur zum Unterhalte für uns und unsre Mütter hin. — Aber Ihr Herr Bruder —?" fragte er mit schonendem Zögern.

„Geht wahrscheinlich einem unheilbaren Uebel entgegen, das ihm wohl nachgerade den Erwerb für sich und die Schwestern unmöglich machen möchte. — Bei solchen Anforderungen der Wirklichkeit müssen die Wünsche des Herzens weichen."

„O, nun verstehe ich Ihre wachsende Thätigkeit. Denn was Sie seit länger arbeiteten, war nicht blos für das Häusliche, das konnt' ich wohl erkennen; und doch konnten es auch nicht alles Geschenke sein; Sie selbst aber

bedürfen so wenig Putz —“ sagte er, wie plötzlich über etwas klar werdend.

„Nun verzeihen Sie mir auch wohl meine Frage?“

„Verzeihen? — — Verzeihen sollte ich Ihr ehrendes Zutrauen, daß ich lieber einsam stehen will, als mich unvermögend fühlen, die vernünftigen ja dringenden Wünsche und Sorgen des Weibes meiner Wahl nicht ganz zufrieden stellen zu können? — einer andern Auskunft, die sie vielleicht im Sinne haben möchten, ganz zu geschweigen.“

Sie standen hier just an einem Scheidepfade. Bewegt küßte er ihre Hand und sagte: „Leben Sie wohl! — Schreiben Sie keiner andern Empfindung als dem jähen Schmerze, daß mich dieser Augenblick um die schönste Hoffnung meines einsamen Lebens ärmer gemacht hat, meine schnelle Entfernung zu. Ich weiß es, man braucht gerade kein bloßer gefühlsleerer Pflichtmensch zu sein, um doch der Pflicht die reinsten und schönsten Träume des Herzens zum Opfer bringen zu können!“ —

Konstanze drückte ihm mit einem Blicke, der ihm sagen mußte, wie sehr sie seine Gesinnung erkenne und schätze, die Hand, die sie unbefangen vertraulich in der ihrigen behalten hatte.

„Leben Sie wohl!“ — sagte auch sie ergriffen. „Ich wollte, die Welt wäre anders, daß wir uns ohne üble Nachrede als Freunde geistig stützen könnten. Vielleicht

kann dieſe Hoffnung uns noch erfüllt werden; denn die ruhige Kraft der Geduld eines feſten Charakters bringt endlich Menſchen und Schickſal zum Schweigen." —

So gingen die beiden einander im doppelten Sinne werthen Geſtalten, ohne ſich wankelmüthig noch einmal umzuwenden, nach verſchiedenen Richtungen; denn ſelbſt hatten ſie ja ihr Schickſal entſchieden. Konſtanze blickte weich träumend in den über den Abendhimmel ſanft hingehauchten Purpur, der ſich nach dem Erdrande zu in kryſtallklares, immer bläſſeres Rubinroth abſtufte, in welchem ſchmale aſchgraue, am untern Rande nur noch dünn vergoldete Wölkchen über einer ſcharf in den Duft hingezeichneten Pappelreihe ſchwammen. Bald aber ſchüttelte ſie, wie ein emporgequollenes Gefühl zurückwehrend, die Locken in den Nacken zurück, und ihr feſter, friſcher Blick in die Höhe war wie Eines, der ſo eine Thräne wieder verſiegen laſſen will, die er anzuerkennen verſchmäht.

Als ſie zu Hauſe angelangt war, kam ſie ſich wie fremd in dem Kreiſe der Ihrigen vor; denn die zurückgekehrten Schweſtern umſchwirrten ihre feierliche Stimmung mit dem überlauten Geplauder von alle den Herrlichkeiten, die ſie heute erlebt hatten. Kaum konnte ſie ſich nach dem Abendbrote von ihnen losreißen, um einſam und ungeſtört folgenden Brief an eine Freundin zu ſchreiben.

„Meine geliebte Leonore!

Mein Herz ist gerade voll und meine Umgebung theilnahmlos genug gegen mich, daß ich Dir noch heute und ungehindert Deinen wünschevollen Brief beantworten kann. Dank Dir, tausend Dank dafür! Du bist die Einzige, die mich versteht und mein inneres Wohl in Rücksicht nimmt. Und so sage ich Dir denn: sei ohne Sorge um mich; ich bin über die Bestimmung meiner Zukunft im Reinen mit mir. Gustav schrieb mir heute, und setzt unsre Trauung auf den 2. August fest; daraus siehst Du, daß er eine sichere Anstellung hat. Mir aber trat es dabei sonnenklar vor die Seele, daß ich nun unwiderruflich handeln muß.

Die Haupteinleitung dazu ist bereits geschehen auf die Weise, die ich Dir früher schon einmal mitgetheilt hatte, und ich nenne es dankend Glück, daß mich mein willentliches Zögern nicht um die Frucht meiner Absicht gebracht. Nun bleibt mir noch der Hauptstreich übrig .....

So fest ich aber auch entschlossen bin, ihn auszuführen, so steht doch mein Gefühl in großem Widerstreite mit meinem Verstande. Was werden die Meinigen, was Gustav zu diesem Schlage sagen; was endlich werde ich darnach zu ertragen haben! — Bin ich nicht doch etwa dem Wunsche Jener, in den ich sie selber unschlüssig so lange habe hineinleben lassen, daß er zur festen Ansicht geworden ist, mich zum Opfer zu bringen schuldig?

Iſt es denn nicht doch unrecht, daß ich mit der Erklärung meiner Geſinnung es erſt bis zum Aeußerſten habe gelangen laſſen? Wird man mich nicht mit Recht des Frevels launiſcher Tücke zeihen, wenn ich Jenen an der Schwelle langerſehnter Erfüllung mit Einem Schlage, wie man zu ſagen pflegt, den Spaß verderbe, den langgeſponnenen Faden plötzlich abſchneide? — O, daß uns die arggeſinnte oder in ſich befangene Welt zwingt, mit unſerer wahren, redlichen Meinung ſo lange hinter'm Berge zu halten, um ſich vor übel- oder gütgemeinten Stürmen zu retten! — Nein, was einmal ſein muß, das geſchehe! Es iſt beſſer, wir leiden eine kurze Zeit, als das ganze Leben hindurch. —

Ein Anderes aber iſt es, ob ich mein bisheriges Verfahren, mein Hinhalten vor mir ſelber rechtfertigen kann; ob es genügt, daß ich es gethan habe, um ſo viel mir möglich auf Guſtav fördernd zu wirken, zu warten, ob nicht dennoch endlich ein geiſtiger Funken in ihm erwachte? Es geſchah nicht; und einen Mann, der mich nicht geiſtig heben kann, vermag ich nicht zu achten; Achtung aber allein könnte höchſtens die Liebe erſetzen. Eben, weil ich ſelber nicht geiſtreich bin, ja es an Frauenzimmern nicht liebe, um ſo mehr ſehne ich mich nach geiſtiger Erholung in den Stunden der Muße. Dieſe ſoll mir nun gerade der Mann meiner Wahl gewähren können; er ſoll mich anregen und anleiten können, dieſe

Sehnſucht nach einem Edleren, als das bloße Schaffen des Tages, auf eine meinem Weſen und ſeinen Wünſchen genügende, ruhig vernünftige Weiſe zu befriedigen. Sonſt wäre ja das Weib nur die bequemſte Theeviſiten- und Wirthſchaftsmaſchine des Mannes. Mit Guſtav würde ich nur unglücklich, und er es dann durch mich; und endlich weiß ich, er wird ſich tröſten! ....

Die Meinigen aber habe ich in dem Irrthum laſſen müſſen, weil ſie mich ſonſt unabläßlich gedrängt: „aber warum nicht einen Andern, wenn dieſen nicht?“ und wir uns dann gegenſeitig das Leben unerträglich gemacht hätten.

O, meine Theure! hilf mir hier mein Gefühl beſchwichtigen; ſage mir aufrichtig, ob ich in dem Allen nicht zu ſchwach oder unredlich gehandelt habe! — Iſt dies nach Deiner beſten Ueberzeugung nicht der Fall, ſo werde ich, im Bewußtſein eine nothwendige, allen Betheiligten heilſame That gethan zu haben, die Folgen mit ſtandhaftem Muthe zu ertragen wiſſen.“ —

Anderthalb Monate waren ungefähr ſeitdem vergangen, als die Familie Lehnert um den großen runden Verſammlungstiſch ſaß und ſich ſehr eifrig unter einander berieth. Die Perſon aber, die am meiſten dabei betheiligt war und darein zu ſprechen gehabt hätte, war am verſtummteſten.

Dies war Konſtanze. Es betraf nämlich ihre morgende Reiſe zu ihrem Verlobten nach der Gebirgsſtadt M., wohin ſie Helene begleiten ſollte, und dann in zwar entfernterer, aber nicht minder wichtiger Weiſe die Ausſtattung Konſtanzens. Guſtav hatte nämlich geſchrieben, daß der Tag der Trauung der ſchon beſtimmte bleibe und daß er erwarte, Konſtanze werde ſeinem Wunſche willfahren und mit der geſandten Gelegenheit unfehlbar zu ihm kommen, um ſeine getroffene Einrichtung zu beſichtigen und zu beſtimmen, ob etwas darin einer Abänderung bedürfe.

Wie ſchnitt es Konſtanzen ins Herz, das ihr in dieſer Lage wie zuſammengeſchnürt ſchien, wenn ſich Helene faſt kindiſch beneidend äußerte, und ſich die Mutter peinlich beſorgt und der Bruder, rechthaberiſch hinter dem grünen Augenſchirme hervor, über die Wahl der Gegenſtände, die Konſtanze Guſtav zubringen ſollte, herüber- und hinüberſtritten.

Sie hätte oft in herber Empfindung des grellen Widerſpruches deſſen, was in ihrem Innern unabänderlich feſt ſtand, und eben ſo wenig, wie die bereits getroffenen äußerlichen Maßregeln rückgängig zu machen war, mit dem vergeblichen Treiben der Ihrigen ſchmerzhaft auflachen mögen. Sie durfte nur das entſcheidende Wort ſprechen, und Alles bekam eine andre Wendung. Und doch durfte ſie dies nicht wagen, bei der Mutter ängſtlichem, bei des Bruders heftigem Temperamente. Sie wußte: ſolche Charaktere lächelt das noch

nicht ganz Abgemachte nur zu einer alle Verhältniſſe vollends verwirrenden Gegenwirkung an; nur das unwiderruflich Feſtſtehende bringt ſie zu Beſinnung und Reſpekt. So mußte ſie denn Alles mit qualvoller Ruhe mit anhören; denn ſeit dem Eintreffen des Wagens mit dem Briefe waren kaum zwei Stunden verfloſſen, während welcher Zeit ſie nicht einmal zur Ueberlegung, geſchweige zu einem ihr Vorhaben fördernden Schritte hatte gelangen können.

Daß Konſtanzens Niedergeſchlagenheit von den Ihrigen ſo ganz naiv überſehen wurde, wäre vielleicht einem mit dem Geiſte ſolcher Familien nicht Vertrauten auffallend vorgekommen. Konſtanzen befremdete dies nicht; ſie ſah vielmehr dieſem, ſie wie nicht beachtenden Treiben mit einer gewiſſen Rührung, ja Wehmuth zu. Sie wußte, daß Jene ihr Verſtummtſein für die Wirkung freudiger Ueberraſchung, die ſie weiter nicht ſtören wollten, und für eine ſtille gehörige Einwilligung in die Punkte ihrer Berathung nahmen. Und mußte der Kontraſt nicht ſchmerzlich ihr Gefühl berühren, wenn ſie dieſe arg- und bedachtloſe Gewißheit ſah, mit der man ihre Einſtimmung in jene wohlgemeinten Vorkehrungen vorausſetzte, und ſich dann ihre alles dies vernichtenden Gegenpläne dachte?

Nur Brunhilde, die jüngſte, dreizehnjährige Schweſter, ſchien als noch unbefangenes Kind die Wahrheit zu ahnen, indem ſie am Ende der Berathung nach einigem Sinnen die Arme, mit denen ſie bisher ihr Köpfchen unterſtützt hatte,

naiv auf dem Tiſche ausbreitete und halb ſchäkernd halb ernſt auf einmal in die Worte ausbrach:

„Helene! — Schweſter Konſtanze ſieht mir ganz ſo aus, daß Du ihr wohl einen großen Gefallen thäteſt, wenn Du eigentlich den Vetter zum Manne nähmſt!“ —

Helene wollte eben mit einem Verweiſe herausplatzen, als ihr dieſe Mühe Herr Lehnert bereits abnahm, der mit gewohnter Korporalmanier, die ihm für deutſchbiedern Hausvaterton galt, auf das bald eingeſchüchterte, weinende Kind unbarmherzig lospolterte. Konſtanze nur gewahrte dies faſt nicht; denn ſie hatte jenes Wort ſeltſam ergriffen.

Doch raffte ſie ſich bald aus ihrer Gedankenbetäubung empor, und verrichtete beſonnen die ihr nöthig ſcheinenden Gänge.

Den andern Morgen ſaßen die beiden Schweſtern ſchon früh im Wagen, der hurtig durch die ſchon reifenden Getreidefluren hinrollte, als Helene zuerſt das von Konſtanzen beobachtete düſtere Schweigen unterbrach.

„Du ſitzeſt ja ſo betrübt da — ſagte ſie —, als wenn Du in ein Gefängniß müßteſt, und fährſt doch in ein Glück hinein, um das ich Dich wirklich beneide. Jetzt da er nun Ernſt macht, möcht' ich den Vetter faſt ſelbſt haben. Das lange Paſſen iſt freilich nicht für mich. Aber dafür kann ich mir auch nichts Hübſcheres denken, als ſo unverſehens

in ein fertiges Glück hineinzufahren und ohne langweilige Zurüſtungen eine gemachte Frau zu ſein."

„Sieh, und das könnteſt Du jetzt ſo leicht und bequem, ſo ohne alle Präliminarien und Hinderniſſe haben, wenn Du nur wollteſt," warf Konſtanze gleichgültig und zerſtreut hin.

Helene ſah ſie groß an, that dann, unwillig ſcheinend, als ob jene ſie zum Beſten habe, und drückte ſich ſchmollend in den Winkel ihres Sitzes. Ihre unruhige Lebhaftigkeit war aber doch für die übrige Zeit des Weges verſchwunden; nachdenklich zerſtreut gab ſie ſich nur hie und da den Anſchein von Unbefangenheit.

Theils befand ſich Konſtanze im höchſten Grade aufgeregt, wirklich etwas, wenn auch mehr nur geiſtig unwohl; theils aber ſuchte ſie gefliſſentlich den Kutſcher zu jeweiligem längeren Aufenthalte zu veranlaſſen, obgleich Guſtav in ſeinem Schreiben auf ſchleunigſte Ankunft gedrungen hatte. So hatte ſie es denn wirklich ermöglicht, daß ſie erſt bei ziemlicher Dunkelheit in die kleine Kreisſtadt einfuhren.

Mit klopfendem Herzen und bebenden Knien ging ſie, von Helenen gefolgt, die auch nicht geſtimmt ſchien, die Schweſter durch ihre ſonſtige Leichtfertigkeit zu ermuthigen, die enge, dinkle Straße, die trotz des heiter darüber ruhenden Himmels nicht geeignet war, ihre Angſtbeklemmung zu heben, nach dem Hauſe Guſtav's auf dem Marktplatze. Denn ungeachtet ſeiner Anordnung, bald vor ſeiner Wohnung unmittelbar abzuſteigen, hatte Konſtanze den Kutſcher

befehligt, sie zuerst nach dem für sie bestimmten Gasthofe zu bringen, um alles Aufsehen zu vermeiden.

Welche Gefühle bestürmten sie, als sie leise die Treppe zu den Zimmern Gustav's emporstieg; kaum vermochte sie anzuklopfen. Als sie es endlich nach tief heraufgeholtem Athemzuge that, erschrak sie dennoch vor dem phlegmatisch barsch ertönenden: Herein!

Gustav lag, als die Schwestern eintraten, lang ausgestreckt in einem großgeblümten Schlafrocke auf dem Sopha, die rechte Hand in den Busen gesteckt, während die linke eine weit auf die Dielen hinreichende Pfeife hielt, aus der er gemächlig spielend dünne Dampfwolken zog. Sein volles, gesundes Antlitz mit dem Fettansatz unterm Kinn zeugte von einem Temperamente, das nicht geneigt war, großen Kummer zu hegen, so wie die wenigen kleinen auf der fleischigen Stirn kaum haftenden Falten mehr blos auf momentane Verdrüßlichkeit hindeuteten, als daß sie unvertilgbare Zeugen tiefsinniger oder sorgenvoller Gedankenarbeit gewesen wären. Vor ihm aber stand, augenscheinlich neu angeschafft, ein Thee-Apparat und Service, aus welchem lieblicher Duft emporstieg, der das von einer Argand'schen Lampe erhellte Zimmer angenehm erfüllte.

Erst nach einigem unwilligen Hinblinzeln nach der Thüre, ohne sich aus seiner behaglichen Lage zu rühren, erkannte er die in ängstlichem Scherz schweigend Herein-

getretenen, und ſein Geſicht hellte ſich, wiewohl nicht ohne vorwurfsvolle Verwunderung auf.

„Nun, endlich! — ſeid Ihr doch heute noch da? — Ich war ſchon an Eurem Kommen verzweifelt;“ — ſagte er, indem er ſich Zeit zum Aufſtehen nahm, das er mit einer gewiſſen angenommenen Würde that, in hausherrlich unzufriedenem Tone, der Konſtanzen höchlichſt mißfiel; ſchritt gravitätiſch auf dieſe zu, und bewillkommte ſie ſowohl als Helenen mit einem ceremoniös vertraulichen Kuſſe, wobei er jedoch die Pfeife wegzulegen nicht erſt für nöthig fand.

Konſtanze, durch die Beobachtung ſeines ſie befremdenden Benehmens ſich von ihrer Gefühlsbewegung erholend, erwiederte in leichtem Tone:

„Du wirſt wohl unſer verſpätetes Eintreffen entſchuldigen, noch es dem Kutſcher entgelten laſſen: ich bin durch mehrmalige Anwandlungen von Unwohlſein ſchuld daran.“

„So —?“ fragte er gedehnt — „Biſt Du jetzt öfter zu ſolchen Anwandlungen disponirt?“

Dieſe Frage ließ Konſtanzen tief in ſeiner Seele ſein jetziges Weſen leſen, und ſie erwiederte muthwillig: „Ja, bisweilen!“ —

„Hm!“ — verſetzte er einen Augenblick nachdenklich; doch fuhr er gleich darauf fort: „Warum ſeid Ihr aber nicht nach meinem Wunſche direkt bei mir vorgefahren?“

„Dies geſchah auf den meinigen; Du wirſt mir wohl

dieſe Behauptung meines Freiheitsgefühles vergönnen, ſo lange ich noch nicht Deine Frau bin."

Guſtav's Miene ließ merken, daß er ſich zu Unterdrückung einer mißbilligenden Erwiederung zwang.

„Nun, Ihr habt Euch wenigſtens die Ungnade meiner alten Suſanna ſelber beizumeſſen," ſagte er zu gezwungenem Scherz übergehend; „denn das Eſſen wird ganz verbrudelt ſein — es hat ſchon lange genug auf Euch gewartet. — Suſanna!" — rief er dann im herriſchen Ton zur Thüre hinaus.

Die ältliche Perſon erſchien, und an ihrer unfreundlichen Begrüßung konnten die Schweſtern ihr Vergehn abmeſſen.

„Können die Damen bald eſſen?" fragte Guſtav.

„Die Herrſchaften werden ſich noch eine Weile gedulden müſſen," erwiederte die Wirthſchafterin; „ich habe Alles vom Feuer weggenommen, ſonſt wär' es vollends verdorben."

„So müſſen wir ſchon noch ein wenig warten," äußerte Guſtav verlegen nachgiebig; „doch ein Glas Wein oder eine Taſſe Thee zur Stärkung indeß — doch nein! der Thee reicht nicht mehr zu — alſo, Suſanna, eine Flaſche von dem im Keller rechter Hand im Winkel und drei Gläſer." —

„Nichts, nichts, liebe Frau!" ſagte Konſtanze ablehnend. „Wir ſind nicht ſo erſchöpft, auch nicht ſo hungrig, daß Sie ſich mit dem Eſſen abängſtigen ſollten; eigentlich bedürfen wir gar nichts."

„Na, laß das! — Suſanna hat einmal zugerichtet, gegeſſen muß alſo werden. Und wenn Du auch nicht Appetit haſt, ſo wird er wohl Helenen nicht fehlen.“

Während ſich nun Guſtav nach ſeiner Mutter und den übrigen Lehnert'ſchen erkundigte, brachte Suſanna den Wein herbei. Helenen ſchien dies erwünſcht; ſie ſprach dem Glaſe fleißig zu, während Konſtanze ſich ungezwungen den Ueberreſt des Thees in Guſtav's Taſſe einſchenkte, worüber ſie mit ihm in einen kleinen Streit gerieth, weil er dies als unſtatthaft durchaus nicht zugeben wollte.

Hierdurch war man jedoch wieder etwas vertraulicher geworden, ſo daß, als das Eſſen immer noch nicht kam, Guſtav den Vorſchlag machte, lieber jetzt, als wie er ſich vorgeſetzt hatte, nach gehaltenem Mahle, Konſtanzen ſeine Einrichtung zu zeigen.

Als ſie die vier aneinanderſtoßenden, mit einer gewiſſen kleinlichen Pracht ausſtaffirten Zimmer durchmuſtert hatten, und Helene dabei ein Mal über das andere ſich entzückt geäußert hatte, wandte ſich Guſtav beſonders gegen Konſtanzen und fragte:

„Nun, wie behagt Dir denn das? Du ſchweigſt ja ganz, und um Deinetwillen mit iſt es ja eigentlich da!“

„Inſofern es noch nicht das Meinige iſt, gefällt es mir ganz gut;“ antwortete dieſe gelaſſen.

„So —? alſo inſofern es nicht das Deinige iſt?“ fragte

er gereizt. „Du ſcheinſt mit meinem Geſchmacke nicht ganz übereinzuſtimmen.“

„O, ſie ſcheint mit Dir und Deinen Wünſchen überhaupt nicht übereinſtimmen zu wollen,“ nahm Helene hier plötzlich in ihrer ausgelaſſen gewordenen Laune das Wort; „frage ſie nur ſelbſt.“

„Wie ſoll ich das verſtehen!“ — ſah er Konſtanzen verdutzt an. „Erkläre mir's rund heraus, Du weißt, ich haſſe die Umſchweife.“

„Recht gern, ich bin Dir Offenheit ſchuldig; wenn Du nur mich ruhig anzuhören verſprichſt. Komm, laß uns niederſitzen.“

Er folgte ihr unwillkürlich; ſie ſetzten ſich. Helene ließ ſich ihnen gegenüber ermattet in den großen, weichen Sorgenſtuhl fallen.

„Nun, und was ſoll's nun?“ fragte er ungeduldig geſpannt.

„Ich habe mich jetzt erſt recht vollkommen überzeugt, daß wir in Deiner jetzigen Stellung nicht für einander paſſen. Du brauchſt eine Frau —“

„Und das würdeſt Du mir jetzt erſt ſagen“ — unterbrach er ſie ironiſch zuverſichtlich — „jetzt, wo die ganze Stadt weiß, daß Du, als meine erklärte Braut, angekommen biſt, und die Honoratioren erwarten, daß wir ihnen morgen unſere Viſite abſtatten?“

„Sei unbeſorgt, es hat uns in der Dunkelheit niemand

mehr erkennen können, deshalb habe ich auch unsre Ankunft so lange hingehalten. Was aber das Zweite anbelangt, so ist es ja so bald weder nothwendig, noch auch möglich; denn ich habe weiter keine Kleider bei mir, als in denen ich hier neben Dir sitze."

„Immer besser!" — lachte Gustav schon mit einigem Grimme. „Das soll wohl so eine Art von poetischem Humor vorstellen? Ich würde es für einen schlechten Scherz halten, wenn Du nicht so wenig zu Scherz aufgelegt wärest. Und doch kann es auch kein Ernst sein, denn dazu wär' es zu spät."

„Warum das? — Nichts ist zu spät, wodurch man noch ein Unglück, ein's für's ganze Leben, verhüten kann. Und fragen wir uns aufrichtig, so müssen wir doch gestehn, daß wir, nur durch Gewohnheit in unser Verhältniß gezogen, vermöge der Verschiedenheit unserer Charaktere uns unendlich unglücklich miteinander befinden würden. Alles, was ich bis jetzt gesagt, ist so wenig Scherz, daß jetzt die Meisten, so wie ganz L., durch die heutigen Zeitungen wissen, daß ich vom 1. August ab dem Geschäft der Mad. René als gemeinschaftlichem Unternehmen beigetreten bin, nachdem ich schon längst, wie Dir Helene sagen kann, um dem Bruder nicht mehr zur Last zu fallen, für dieß Geschäft gearbeitet habe. Dem Bruder soll auch dieser Schritt, wie er ihn in der letzten Zeit am meisten verschuldet, am meisten zu Gute kommen. Wenn Euch Allen auch jetzt meine Handlungsweise als heillose

Hinterliſt, ja als ein Frevel an allem ſogenannt Ehrwürdigen erſcheint, ſo werdet Ihr mir doch einſt Dank dafür wiſſen."

„Ja, wahrhaftig!" — rief er wieder zu ſich kommend, aufgebracht, indem ihm Konſtanze ſelbſt in ihren letzten Worten einen Hebel gereicht hatte, ſeinem Zorne Luft zu machen. „Du ſpotteſt aller Rückſichten, die wir der Welt ſchuldig ſind, weil ſie unſere Stellung in der Welt bedingen."

„Sind wir um dieſer Rückſichten willen da, oder hängt es nicht vielmehr erſt von unſerem Willen ab, uns von ihnen binden zu laſſen?"

„Ach, das ſind freigeiſteriſche Sophiſtereien, die einem Weibe gar nicht in den Kopf kommen dürfen! —"

„Alſo darf ein Weib nach Deiner Meinung keinen eignen Willen haben, nur die Sklavin des Mannes und eines armſeligen Herkommens ſein?"

„Du verſündigſt Dich an dem Wunſche unſerer Väter;" — erwiederte er, von der Beantwortung ihrer Frage ablenkend.

„O, daß wir unſere Vorurtheile, um ſie zu Gunſten unſerer ſchlaffen Bequemlichkeit aus Gewohnheit zu beſchönigen, ſo gern an fremde Autoritäten knüpfen. Als es Dir bequem ſchien, haſt Du mich ja ſelbſt von dieſer Verbindlichkeit frei geſprochen."

„Konſtanze, Du biſt arg!" — rief er mit klaftertie-

ſem Seufzer, indem er eine in innerem Grimme von der Pfeife losgewürgte Quaſte achtungslos in einen Winkel ſchleuderte. —

„Du glaubſt, ich liebe Dich nicht! und dennoch lieb' ich Dich; das fühle ich jetzt trotz — ja gerade in dieſer Stunde!“

Bei dieſen Worten fiel er ihr um den Hals und die Laute:

„Ich kann Dich nicht laſſen!“ — zeugten von ungewöhnlicher Bewegung in ihm. Konſtanzens Herz ſchlug hörbar; ſie hatte alle Geiſtesgegenwart nöthig, um kein nachgebendes Wort zu verlieren. Sie mußte ſich lebhaft ſeinen ganzen Charakter ins Gedächtniß rufen, um ſich zu überzeugen, daß ſeine jetzige Erweichung nur Folge einer ihm ganz ungewohnten Gemüthsaufregung, und dieſe wiederum nur die Folge von dem Verdruß ſei, die getroffenen Veranſtaltungen zu Einrichtung einer bequemen, ſeiner Stellung angemeſſenen bürgerlichen Exiſtenz ſo plötzlich gekreuzt und ſich dadurch vor der Welt blamirt zu ſehen. Dieſen Sturm mußte ſie in ihm zu beſchwichtigen ſuchen, und zwar mußte ſie, wie ſie richtig fühlte ihm einen bald zu erreichenden Erſatz für ſeinen eingebildeten Verluſt nachweiſen, wodurch ihm jedes Dementi erſpart wurde.

Dieſe Gedanken waren das Reſultat eines Augenblicks, während deſſen ihr Auge wie hülfeſuchend umher ſchweifte. Das erforderliche Auskunftsmittel hatte ſie zwar ſchon bei

früherer Ueberlegung gefunden; aber wie es zart, ſchonungsvoll und abſichtslos genug zur Sprache bringen — das war das Schwierige dabei. Daß ſie aber dabei nichts wagte, was ſich nicht mit ihrer Gewiſſenszartheit vertragen hätte, darüber war ſie, bei der vollkommenen Kenntniß der Umſtände, mit ſich einig.

Wie vom Himmel gelenkt ſchien ihr daher ihr Blick, als er zufällig auf den gegenwärtigen Zuſtand ihrer Schweſter fiel. Dieſe von dem ungewohnten Genuſſe des Wein's bei erſchöpftem Körper angegriffen, war in dem großen Sorgenſtuhle eingeſchlummert und lag in reizend nachläſſiger Stellung da.

Das iſt der rechte Moment, dachte Konſtanze blitzſchnell, entwand ſich ſanft Guſtav's Umarmung und ſagte mit herzlichem aber beſtimmtem Ausdrucke:

„Laß Dich nicht von Deinem gegenwärtigen Gefühle zur Selbſttäuſchung hinreißen. Frage Dich redlich, ob Du je einmal in ähnlicher Stärke für mich empfunden haſt; und mußt Du Dir's verneinen, ſo halte Deine jetzige Stimmung und ihre Einredungen für die flüchtigen Eingebungen eines Moments, den wir nie zum Geſetzgeber für unſer ganzes Leben entſcheidende Fragen erheben dürfen, er ſei denn ſelbſt nur die reife Frucht langerwogener und geprüfter Grundſätze. Du kannteſt die Benders beide; ſie ſind ſchon längſt wieder geſchieden. —“

Sie hielt inne und ſah ihn fragend ruhig an; dumpf, willenlos blieb er auf das Kiſſen zurückgelehnt und ſtumm.

„Ich verachte ſo wenig Deine Rückſichten auf die Welt," — fuhr ſie gelaſſen fort, da ſie keine Antwort erhielt — „daß ich Dir mit ſchweſterlichem Wohlmeinen einen Ausweg aus dieſer Deiner Verwirrung andeute, wodurch nur wenig in Deinem Lebensplane, in Deinen Rückſichten auf die hieſigen Verhältniſſe geändert wird, wenn Du beſonnen handelſt, und wodurch Du glücklicher wirſt als mit mir. Verſteh' mich aber recht, ich deute nur an! — Sieh dieſe liebe Schläferin! — ihr Gefühl iſt unbefangen; ſie iſt noch unverſagt. Sie hat Alles, wodurch ich Dir hier etwas gelten könnte; kein beſonderer Trieb ihrer Seele würde Dir hemmend ſein. Nur ihr Taufname iſt anders als der meinige. Mit mir überkommſt Du die Sorge für unſere ganze Familie; mit ihr nur ſie allein — und wir ſind ſo beide auf einmal verſorgt! — Wie geſagt: ich habe nur angedeutet, Du haſt zu überlegen. Morgen mit dem Frühſten reiſen wir ab; Du wirſt wohl eine Entſchuldigung dafür ausfinden. —"

Er hatte ſich eben aufgerichtet, um etwas zu erwiedern, als ſie ihm mit der Bemerkung vorgriff:

„Sieh! — da iſt ja die Entſchuldigung: Morgen erfah-

ren die Leute hier aus den Zeitungen meine fernere Wirksamkeit. —"

„Und die Namenverwechselung? —" fragte er, wieder verzweifelt auf das Kissen zurücksinkend.

„Diese zu Deinem Vortheil zu wenden, bleibt Deinem Scharfsinn, Deinem Humor überlassen."

Die Wirthschafterin unterbrach das für beide peinlich aufregende Gespräch mit der Meldung, daß aufgetragen sei. Helene wurde geweckt. Ueber Tische wunderte sie sich nicht wenig, daß sie fast die einzige Essende und Sprechende und der Gegenstand einer so großen Aufmerksamkeit Gustav's war. Dieser hatte doch schon so viel Besinnung wieder gewonnen, Helenen im Beisein der aufwartenden Frau vor Konstanzen durch sein Verhalten auszuzeichnen. Konstanze freute sich zu bemerken, daß mehr ein wirklicher Entschluß, als bloße Klugheit daran Theil zu haben schien.

Nachdem abgespeist war, trennte man sich sogleich, indem Konstanze in Gegenwart der Wirthschafterin umständlich ihre so frühe Wiederabreise wegen der sie erwartenden Geschäfte bedauerte. Alle, offene und geheime Motive trugen dazu bei, Gustav's Abschied von Helenen, die große Augen dazu machte, aber vor Erstaunen befangen schwieg, wärmer als den von Konstanzen erscheinen zu lassen.

Kaum im Hôtel angekommen, mußte diese jener Er-

klärungen geben, wobei jedoch Konſtanze den Schlußinhalt ihres Geſpräches mit Guſtav umging. Noch einer Stunde kam noch ein Billet von dieſem an Konſtanzen, worin er mit leidenſchaftlicher Heftigkeit auf Rückgängigmachung alles von Konſtanzens Seite Geſchehenen und Geſprochenen drang. Sie ſtellte ihm dagegen in wenigen Zeilen beſonnen die Unmöglichkeit der Erfüllung dieſes allen ihren Verhältniſſen widerſprechenden Wunſches dar. Die Nacht wurde von ihr faſt wachend zugebracht, und die frühe Sonne ſchien den beiden Schweſtern ſchon durch die Wagenfenſter entgegen. —

Es waren einige Jahre ſeit jener Kataſtrophe verfloſſen, als eines Tages Herr Lehnert gegen Abend in das Zimmer der Mutter trat, um ihr einen Brief Guſtav's mitzutheilen, worin dieſer mit vieler Freude meldete, daß ihn Helene zum zweitenmale mit einem geſunden Söhnlein beſchenkt habe. Er konnte am Schluſſe nicht unterlaſſen, ſein oft erwähntes häusliches Glück mit Helenen wieder zu rühmen, der Stifterin dieſes Bundes herzlichſt dafür zu danken und ihrer dabei bewieſenen Einſicht abermals lobende Anerkennung angedeihen zu laſſen.

Ueber der Frau Lehnert Angeſicht glitt das ſtille Lächeln großmütterlichen Behagens bei ſo froher Kunde.

„Ja, ſagte ſie, wir haben Konſtanzen viel zu danken;

mir meinten es damals gut zu machen, ſie hat es aber bei weitem beſſer gemacht."

„Das iſt wahr" — erwiederte Lehnert mit einem mildern edlern Ausdrucke von Gutmüthigkeit als früher, — „wer mit wahrer Vernunft und wahrer Charakterſtärke handelt, der vermag nicht nur viel in den Umſtänden, ſondern in Folge deſſen auch in den Perſonen zu ändern. Ohne das, was ſie gethan, für uns gethan, und was, wäre ſie uns gefolgt, nicht möglich geweſen wäre, ſäße ich vielleicht jetzt als blinder Bettler da, mir ſelber zum Lebensüberdruß und Euch zur Laſt. Ihre Umſicht, ihre unermüdete Thätigkeit und Geſchicklichkeit und in Folge davon ihr Kredit, verſchafften mir allein die Mittel, mich geiſtig und körperlich ſchonen und durch jene glückliche Badekur mir das unſchätzbare Licht der Augen wiederherſtellen zu können. Und iſt nicht endlich das jetzt von mir erkannte Glück meines Lebens, die Verbindung mit Lisbeth, das ſchönſte Reſultat von alle dem? Ja, ja, Schweſter Konſtanze verſteht es, einen zu ſeinem beſten Heile zu hintergehn!" — ſagte er zu der eben Eintretenden gewandt und ihr herzlich die Hand reichend und drückend.

Man beſprach den Inhalt des Briefes und ihr Lob erſcholl von Neuem, während ſie ſtill am Fenſter ſtehend mit einem Anfluge von Wehmuth zu dem ſchon öfter erwähnten Fenſter gegenüber und dann zum Himmel aufblickte.

„O ich verſtehe jetzt dieſen Blick" — ſagte Lehnert,

mit theilnehmender Herzlichkeit seine Hand sanft auf ihre Schulter legend. — „Liebeth hat mich ihn deuten gelehrt. Ein gutes, verständiges, tüchtiges Weib kann ein wahrer Held in dem schlichtesten bürgerlichen Leben sein; denn man weiß nie ganz, auf welche Unkosten ihres Selbst sie das Wohl Anderer zu befördern beflissen ist!“ —

— Der stille Gelehrte war indeß gestorben. —

Macht der Liebe.

Dramatisches Gedicht

von

Oswald Marbach.

Erste Scene.

(Ein Hügel vor Florenz, von dem aus man die Stadt erblickt. Die Sonne geht eben unter. Im Vordergrunde ein Stein).

Girolamo.

(In abgerissener fieberhafter Aufregung; an seinen Bewegungen bemerkt man, daß ihm der linke Arm verwundet ist. Er ist gänzlich ermüdet und setzt sich mit der [illegible] auf einen langen Gang).

Die Sonne sinkt — ach sie ist allzu eilig.
Bis hierher und nicht weiter — Gott ich kann nicht!
(Er legt sich auf den Stein).
Hier seh ich dich, mein göttliches Florenz,
Du schwer erreichtes Ziel von meiner Sehnsucht!
Ha wie mein Herz den letzten Theil des Weges,
Des langen Weges schwer überfliegt, —
Jedoch die wunden Glieder weigern sich.
So will ich hier auf Augenblicke rasten,
Dem kranken Körper neue Kräfte saugen

Aus deinem Anblick, Schönste aller Städte,
Die mich geboren, die mir Freuden gab,
Unnennbar, unbegreiflich — doch auch Leiden —
Ha welche Leiden! — wär ich nie gefolgt
Dem trügerischen Rathe, dich zu meiden! — —
O heiß geliebtes Mädchen meiner Seele,
Werd ich dich finden? wie werd ich dich finden?
Zwei Jahre nur — ha bittrer Spott dieß nur —
Nein, eine lange schwere Ewigkeit —
Zwei Jahre nur — o Thoren, Menschen, Thoren,
Die ihr nach Zahl und Jahren meßt die Zeit!
Gleichgültig spinnen tausend Lebensalter
An tausend hänfnen Herzen Jahre ab, —
Ein rechtes ächtes Herz voll Blut und Glut
Kennt keine Jahre, kennt nur Freud und Leid —
Und jede Freud und jedes Leid
Ist ihm nicht Zeit, ist Ewigkeit! —
Solch eine Ewigkeit war ich von dir
Von dir mein holdes süßes Lieb geschieden
Durch einer Mutter grausam harte Hand.
Du meine größre Mutter, du Florenz,
Hast du mir treu bewahrt den theuren Schatz,
Den jene falsche Mutter mir entriß?
Fluch dir wie jener, Fluch von deinem Sohne,
Thatst du es nicht; — doch Segen, reicher Segen
Warst du auch dießmal Schätzerin der Liebe,
Der süßen Liebe schöne Hauptstadt du! —
O Gott ich bin verwirrt, mein Haupt es brennt,
Die Hand am Stabe zittert — mehr als Furcht,
Entsetzenvolle Ahnung sträubt mein Haar,

Hat mich durch hundert Meilen hergepeitscht
Um hier zu finden — gräßliche Verzweiflung.

(Er birgt sein Haupt in die Hände).

Zweite Scene.

Lorenzo, im Reisemantel. Girolamo.

Lorenzo.

(Rückwärts hinter die Scene sprechend).

Ich eil indeß voraus! Du, Nicolo
Besorgst die Waaren auf die Wage, hörst Du,
Berichtigest den Zoll, und bringst
Die kleine Kiste dann nach Haus, das andre
Kommt in die Niederlage. Eile Dich!
(Für sich). Gegrüßt Florenz! Ein fröhlich Wiedersehn!
Wie wird das liebe treue Weib sich freun,
Sieht sie, daß in dem Trubel der Geschäfte
Des Marktes ich an sie doch auch gedacht.
Gewiß sie ahnts; doch solche reiche Gaben
Hat das bescheidne Weib sich nicht geträumt. —

(Erblickt Girolamo).

Sieh da, ein Wanderer, der vor Müdigkeit
So nah dem Ziele hingesunken ist.
Man siehts an seinen Schuh'n, daß weiten Weg
Er schon zurückgelegt, an seinen Kleidern,
Daß er die Gabe nicht verschmäht, die ihm
Ein Glücklicher unaufgefordert reicht.

(Er nimmt ein Geldstück aus der Tasche und bietet es Girolamo).

Da, Freund, nehmt dieß zur Zehrung in Florenz,
Da kann des Gelds man brauchen, nehmet!

(Girolamo erhebt das Haupt, Lorenzo stutzt ihn an und ruft in Verwirrung).

Wie!

Irrt mich mein Auge, Gott, gerechter Himmel, —
Girolamo! Du bists! — in diesem Aufzug
Gleich einem Bettler — — doch vergebt mir, Freund,
Ihr seid so ähnlich einem theuren Jüngling,
Daß ich wahrhaftig —

Girolamo.

Ja ich bins, Lorenzo!
Ich bin Girolamo Dein Freund, der einst
In Deinen Armen schönre Tage sah.

Lorenzo (ihn umarmend).

Ja wohl bist Du's! verzeih, daß ich gezweifelt;
Doch diese Kleidung und Dein Angesicht,
Verändert und entstellt! O theurer Freund,
Welch schweres Unglück traf Dein liebes Haupt!
Mir ist es wie ein Traum — bis diesen Tag,
Bist Du der Reichsten einer in Florenz
Und stehst nun hier vor ihr, die alle Ehren
Auf Deinen Scheitel häufen wird und gleichst
Dem flechen Bettler! Ewger Himmel sprich:
Wie ist dieß möglich?

Girolamo.

Man hat mich verstoßen.

Lorenzo.

Verstoßen? Dich? — unmöglich — wenig Tage
Sind es, da sprach ich Deinen Ohm und fragte
Nach Dir, dem lang entbehrten Freund, und Nichts
Als Guts und Liebes hört ich. In Paris,

Sagt er, verweilest Du annoch um Dich
In allen Wissenschaften auszubilden,
Die würdig zum Senator von Florenz
Dich machen könnten. — Welch ein Mißverständniß —
Welch grausam fürchterliches Mißverständniß
Hat Dich betrogen, armer kranker Freund?
Denn ganz unmöglich ist es, daß Dein Ohm,
Der ehrenwerthe Mann, ein Heuchler wäre.

Girolamo.

Er sprach die Wahrheit! Setze Dich zu mir,
Lorenzo, und Du sollst sogleich erfahren,
Wenn Du es noch nicht weißt: wie auch der Reiche,
Der vielgeliebte, vielgepflegte Sohn —
Ein hilflos kranker Bettler könne sein.
Du weißt, daß vor zwei Jahren nach Paris
Mich meine Mutter sandte; — ach ich denke
Noch an die Stunde, da wir schieden, da
Begriffst Du nicht, warum in heißen Thränen
Ich ganz zerschmolz, Du schaltest mich ein Weib,
Und meintest, daß mit tausend Freuden Du
Mich wolltst begleiten, wär es Dir vergönnt: —
Nun sieh, mein Freund, sieh diese bleichen Wangen —
Und ahne nun, daß ich wohl Grund zum Weinen
Schon damals hatte. Heut sollst Du erfahren,
Warum ich weinend schied, warum ich heut
Mit diesem Grabesantlitz wiederkehre,
Zu Fuß, im Bettlerkleide. Wahrlich, morgen
Soll, wie's auch komme, ganz Florenz es wissen! —
Was mich so elend macht, das ist die Liebe!
Kennst Du die Liebe? Kennst Du sie, Lorenzo?

Lorenzo.

Wohl kenn ich sie, o unglückselger Freund,
Und kenne Deinen Schmerz, wenn nämlich Liebe
So tief unglücklich, als wie glücklich macht.

Girolamo.

So liebst Du glücklich?

Lorenzo.

Selig! theurer Freund.
Zwei Wochen, die wie Stunden mir entflohn,
Im himmlischen Besitz des besten Weibes.

Girolamo (umarmt ihn).

O, Glücklicher, ich würde Dich beneiden
Hätt ich noch Raum für eine Leidenschaft!
Ermiß an Deinem Glück, Freund, meine Qual!
Denn als ich von Dir schied, da riß man mich
Aus meiner Liebe ersten süßen Träumen;
Man stieß mich in das wilde Weltgetümmel,
Um meine Liebe in ihm zu ertödten.
Sollt ich nicht weinen, da ich scheiden mußte
Aus der Geliebten holdem Augenlichte,
Das einen schönsten Frühlings-Tag versprechend,
Mir eben nur erst aufgegangen war.
O Menschenthorheit, die ein ewig Feuer
Mit dieser Erde eitlen schmuzgen Freuden
Zu dämpfen meint! — Ein glühender Vulkan
Bin ich geworden; jene heitre Flamme
In meiner Brust, der man die Luft genommen,
Hat mich zerstört im tiefsten Innersten!

Lorenzo.

Warum ward Deine Liebe so verfolgt?

Girolamo.

Ich liebt' ein Mädchen voller Reiz und Sitte,
An Tugend reich, doch arm an Geld und Gut.
Nie hab ich ihr gesagt, daß ich sie liebe.
Von Liebe sprach ich nicht, doch jedes Wort
War nichts als Liebe — warum sagen erst
Mit plumpen, dürftigen, ungefügen Worten,
Was mir im Angesicht geschrieben stand!
Las ich doch auch im Brennen ihrer Wangen,
In ihren Augen, ihrer Stimme Beben
Der süßen Liebe seligstes Geständniß.
Es waren schöne Stunden, mein Lorenzo,
Wo ich mich süßen Träumen überließ
Und in ein zierlich Büchlein Verse schrieb,
Die meine Liebe athmeten.
Ein grausames Geschick führt dieses Buch
In meiner Mutter Hände. — Dieses Weib,
Das unter ihrem Herzen mich getragen, —
O nein, es ist nicht wahr — sie hat kein Herz! —

Lorenzo.

Bezähme Dich, o Freund, Du sündigst!

Girolamo.

Schweig
Und höre, dann entschulde. Sieh, ich fiel
Zu Füßen ihr und bat sie händeringend,
Beschwor bei ihrer Liebe sie, beim Vater,
Der längst im Grabe ruht, um ihren Segen,
Wenn ich um jenes Mädchen mich bewerbe.
Sie kannt es wohl, sah ihre zarte Schönheit,
Ihr holdes Wesen, ihre strenge Tugend —

Sie ſah's — und ſagte: Nein.
Sie ſah wie ich ſie liebte, wie ein Riefe
Stand meine Liebe vor ihr; als kein Flehn
Sie beugen konnte, ſtellt ich meinen Willen
Ihr feſt entgegen — und ſie höhnte: Knabe!
Ha, wie dieß Wort gleich einem ſcharfen Dolch
Mir durch das Herz fuhr; doch ich ſchwieg und ging,
Entſchloſſen was ich wollte zu vollbringen,
Sobald mich das Geſetz für frei erklärt.
Da ließ mich eines Tags mein Oheim fordern
Und ſprach in milden Worten, daß ich doch
Den Frieden mit der Mutter herzuſtellen,
Zugleich zu meiner Luſt und zur Belehrung,
Mich nach Paris ein Jahr begeben möge.
Nach langem Kampfe hab ich eingewilligt.
Und Fluch der Stunde, da ich es gethan!
Ich ging um zu beweiſen, daß kein Knabe
Das Wort: „ich will" geſprochen, daß ihr Plan,
Den ich gar wohl durchſchaute: durch die Luft
Der Welt von meinem Heil mich zu verlocken,
Daß dieſer Plan ein thörichter ſei.
Ich ging um erſt wenn mündig ich geworden,
Nach zweien Jahren fröhlich heimzukehren
Um in der Liebe Himmel einzuziehn.

Lorenzo.

Erfuhr das Mädchen nichts von Deiner Reiſe?

Girolamo.

Wohl! Eh ich ging, da ſchrieb ich an mein Mädchen,
Beſchrieb ihr meine Liebe, ſagte ihr,
Warum ich ging und wozu ich entſchloſſen.

Ich ſchwur bei meinem Leben, ſchwur bei Gott,
Bei Chriſti Wunden, daß ich treu ihr bliebe,
Und bat ſo flehend, dringend, daß ſie nimmer
Mir mochte widerſtehn, wußt ich doch ſchon
Aus ihren Blicken, daß ſie längſt mein eigen.
Ich ſchrieb, denn klug betrieb man meine Reiſe.
Und daß kein Abſchied mir Geſtändniſſe
Entlocke, die dem Mädchen Hoffnung gäben,
So hatte man ſie klug entfernt und mir
Verheimlicht wo ſie ſei. Ein alter Diener,
Den ich mit Gaben reichlich überſchüttet,
Der übernahm den Brief ihn zu beſtellen.

Lorenzo.

Und hat er ihn beſtellt?

Girolamo.

Er ſchrieb mir bald —
Der Schuft, der Heuchler, daß ihn Gott verdamme!
Er ſchrieb: er hab ihr ſelbſt den Brief gegeben,
Und ſie hätt' ihm erwidert, daß die Zeit
Am beſten meinen Worten Kraft verleihe,
Sie würd' antworten, wenn ich heimgekehrt.
Ich Thor, ich ließ mich täuſchen, glaubte feſt
Das Mädchen harr auf mich und kehrt ich heim
Und hätte treu mein Herz für ſie bewahrt,
So würde ſie mir Lieb um Liebe geben.

Lorenzo.

Und nun?

Girolamo.

Vernimm den ſchändlichſten Betrug!

Wie man ein Spiel, ein Gottverfluchtes Spiel
Mit meinem Herzen trieb. Sehnsüchtig harrt ich
Des Tags, der mich zum Herren meines Erbes,
Der mir das Recht der Freiheit geben würde.
Er kam, er kam, der heiß erflehte Tag —
O daß mein Auge eh' erloschen wäre! —
Mein Ohm und Vormund schrieb mir, daß er Glück
Mir zu dem Tage wünsche, daß er mir
Von dem, was er zu meinem Heil gethan,
Nun Rechnung legen wolle. Da ich stets
In meinen Briefen von der Leidenschaft,
Die meiner Mutter Herz mir einst entfremdet,
Geschwiegen hätte, sei er überzeugt,
Ich hätte meine Thorheit nun erkannt.
So mög es mir denn zur Beruh'gung dienen,
Daß ich getrost nach Hause kehren könne,
Denn jenes Mädchen habe keinen Anspruch
Auf meine Treue. Jenen Brief, den ich
An sie geschrieben, habe meine Mutter
Dem Diener abgenommen und bewahrt.

Lorenzo.

O unerhört!

Girolamo.

Du wirst noch mehr vernehmen!
Das Mädchen, schrieb er weiter, sei verlobt
Mit einem braven Mann und noch eh' ich
Zurückgekehrt sei, würd' sie seine Gattin.
Freund, Freund, mir starrten meine Adern,
Schaum stand vor meinem Munde, dieser Schlag
Er hätte mich auf's Krankenbett geworfen.

Doch Angſt, Verzweiflung riſſen mich empor!
Wie ein Courier durcheil' ich Frankreich, da
Trifft mich das Gräßlichſte, dicht vor Germana
Werd ich des Nachts von Mördern angefallen.
Zwei Schüſſe ſtreckten hilflos mich zu Boden.
Beraubt, mit Blut beſudelt hatte mich
Am nächſten Tag ein Landmann aufgefunden.
Im Hoſpital erwacht ich! In dem Taumel,
Wo ich auf nichts mich klar beſinnen konnte,
Hat ich, weh mir, zehn Tage da gelegen.
Die eine Kugel hatte mir den Arm
Zerſchmettert und die andre ſitzt noch hier
In dieſer Schulter. Gott, welch ein Bewußtſein
Als ich erwachte! Eilig wollt ich fort,
Ich nannte meinen Namen, meinen Stand
und bat um Darlehn zu der Weiterreiſe
Mich aufzumachen, doch die Unbarmherzigen
Sie ſagten mir, daß ich noch manche Woche
Zu meiner Heilung brauchte, und bis dahin
Erſchienen Brief und Geld aus meiner Heimath.
Ich ſollte warten — ich — indeß vielleicht
Das Heil von meinem Leben ging verloren!
Ich blieb nur bis zur Nacht, der Wächter ſchlief
Im Bette neben mir, leiſ' ſtand ich auf
Nahm ſeine Kleider und entwich.
Drauf lief ich eilig, wie ein Dieb — ich war's —
Krank, elend, raſtlos, bettelnd, ſchlafend nur
Wenn mich das Fieber niederwarf, o Gott,
Die fürchterlichſten Träume riſſen bald
Mich wieder auf — — nun bin ich hier!

Lorenzo (ihn umarmend).

O ſchauderhaftes Schickſal, armer Freund!
Ich fühle Deine Qual! Du wärſt erlegen,
Wenn nicht die Angſt Dir Kraft erſchaffen hätte.

Girolamo (aufſpringend).

Genug, genug, ich hab zu lange ſchon
Geraſtet. — Auf! Jetzt muß es ſich entſcheiden!
Ich will Gewißheit! Lebe wohl, Lorenzo!

Lorenzo.

Nein, nein, ich laß Dich nicht! Bei Deiner Mutter
Wärſt Du ein ſchrecklicher, ein ſchlimmer Gaſt.
Und vor dem Mädchen, das Du liebſt, darfſt Du
Nicht ſo erſcheinen. Komm, begleite mich,
Theilnehmend wird mein gutes Weib Dich pflegen.

Girolamo.

Nein nimmer mehr! ich brauche keine Pflege
Und bin ein ſchlechter Gaſt im Haus der Liebe,
Der Glücklichen.

Lorenzo.

Nun ſo verſprich ich Dir,
Du ſollſt von meinem Weibe, meinem Glücke
Durch nichts beläſtigt werden, bis Dein Schickſal
Entſchieden iſt. Auch ſollſt Du nur verweilen,
Bis Du geſtärkt und umgekleidet biſt.
Dann will ich ſelbſt Dich zur Geliebten bringen.
Dirß tröſte Dich: Es lebt ein Gott im Himmel,
Der iſt gerecht und liebend, wird Dir nicht
Das Einzige bereits entriſſen haben,
Was Dich erretten kann!

Girolamo.

So komm und ſchämſt
Du Dich des Bettlers nicht, ſo führe mich,
Denn ich vermag mich faſt nicht mehr zu halten.

Dritte Scene.

(Zimmer in Lorenzo's Hauſe, rechts und links und in der Mitte Thüren, neben der Thüre rechts ein Sopha, davor ein Tiſchchen mit brennenden Kerzen).

(Lorenzo, noch in Reiſekleidern, und Salveſtra treten Hand in Hand zur Mittelthüre herein).

Salveſtra.

Ob ich auf Dich gewartet, mein Lorenzo!
Recht wie ein Kind, ſo war mir bang um Dich.
Sieh nur, kaum warſt Du fort, ſo ließ ich ſchon
Den Seſſel und das Arbeitstiſchchen mir
Zu dieſem Fenſter tragen, daß ſogleich
Ich Dich erblickte, wenn Du kämſt. Ich ſchaffte
Nicht viel, denn immer ſah ich von der Arbeit
Hin nach der Straße, eh Du noch nicht kämeſt.

Lorenzo.

Nun bin ich da und danke innig Gott,
Daß ich ſo heiter und geſund Dich ſehe.

Salveſtra.

Doch, liebes Herz, iſt das galant, wenn Du
Zurückgekehrt von einer langen Reiſe,
Die Dich zwei ganze Tage von der Liebſten
Getrennt, — Dich ſtundenlang, was weiß ich wo,
Mit Andern unterhältſt, eh' Du Dich liebend
In meine Arme wirfſt und — nun beim Himmel

Du ſcheinſt auch jetzt nicht eben Dich zu freun
Des Wiederſehns!

Lorenzo.

Mein liebes ſüßes Weibchen,
Wohl freu ich mich unendlich, ach Du glaubſt nicht
Wie ich mich nach Dir ſehnte — doch ſo eben
Iſt unterwegs mir Trauriges begegnet.

Salveſtro.

Gott, Du erſchreckſt mich!

Lorenzo.

O ſei unbeſorgt,
Mich ſelbſt betraf kein Unfall, noch Verdruß.
Ein Freund jedoch, den ich ſchon längſt geliebt,
Der kehrte aus der Fremd' unglücklich heim,
Ich traf ihn elend, krank an Leib und Seele
Und Freundespflicht hieß mich zu Hülf' ihm eilen.
Ich darf Dir jetzt das Nähre noch nicht ſagen,
Genug, ich nahm ihn mit nach meinem Haus;
Doch unterwegs ward er mir ſo ſchwach,
Ich mußte ihn in eine Herberg führen
Und einen Wagen nach ihm ſenden. Dieß
Hielt mich ſo lange auf, mein gutes Weib.
Nun wird er gleich erſcheinen. Doch Du darfſt
Ihn heut nicht ſehn, das hat er ſich bedungen, —
Er braucht nur Ruhe.

Salveſtro.

Wunderlicher Mann
Was ſind doch das für ſeltne Heimlichkeiten!

Lorenzo.

Laß das, Salveſtro, ſie ſind wohl begründet.

Wohl iſt's ein ſeltner Fall, ein ſchrecklicher! —
Du mußt ſogleich ein Lager meinem Freunde
Beſorgen und mich zu ihm betten, Liebchen.
Kein Andrer, als ich ſelbſt darf ihn bedienen.
Du lächelſt, Lieb? — Gott weiß, 's iſt mein Verdruß,
Daß wir uns trennen müſſen. —

Salveſtro.

Schweig Lorenzo!
Es iſt gerechte Strafe Deines Zauberns,
Und wenn ich lachte, hatt' es andre Gründe.

Lorenzo.

Und welche, Lieb?

Salveſtro.

Wer bürgt mir, dacht ich, daß
Der unbekannte Freund, verſteh mich recht, —
Mein beſter Freund, — ein unbekannter Freund

Lorenzo.

Ei ſieh, wer rühmte ſich doch neulich erſt,
Daß er nie eiferſüchtig werden könne.

Salveſtro.

Wer mag Euch Männern traun. — Komm her, Lorenzo,
Und küſſe mich, ſo will ich Dir vertraun!

Lorenzo (küßt ſie).

Du Schalk! — Doch ſchnell nun, eh' der Freund erſcheint —
Wo ſoll er wohnen?

Salveſtro.

Nun, wo ſonſt als hier
Daneben in dem Zimmer, das für Gäſte
Wir eingerichtet, unberührt ſtehn noch
Die Betten, wie ſie Mütterchen geordnet.

Lorenzo.

Gut, gut, Salveſtra! Nun ſchlaf wohl mein Liebchen,
Und träum was Gutes, träum von unſrer Liebe.
Geh in Dein Zimmer — ſieh mich an Salveſtra,
Du haſt was auf dem Herzen, kleine Närrin.

Salveſtra.

Nun — ja — ſieh liebes Männchen —

Lorenzo.

Liebes Weibchen?

Salveſtra (ihn umarmend).

Höre, Lorenzo, wenn zur Ruh ihr ſeid,
Könnt ich nicht hier in dieſem Zimmer ſchlafen?
Die Nacht iſt warm, ich lege mich aufs Sopha,
Und bin ſo doch in Deiner Näh —

Lorenzo.

Ich glaube,
Daß Du wahrhaftig fürchteſt —

Salveſtra.

Täppſcher Mann!
Ich mein' es wär doch möglich, daß dem Kranken
Ein ſanfter Schlummer würde, und dann könnteſt
Du noch ein Stündchen hier mit mir verplaudern.

Lorenzo (umarmt ſie).

Komm, kluges Liebchen, komm!

Salveſtra.

Auf Wiederſehn!
Der Wagen kommt, geh Deinem Freund entgegen.

(Beide ab. Salveſtra durch die Seitenthür links; Lorenzo durch die Hauptthüre).

Vierte Scene.

(Girolamo geführt von Lorenzo).

Lorenzo.

Willkommen Freund an meinem kleinen Heerde.

Girolamo.

O wie vergelt ich Dir! Ja wohl ich fühl's,
Heut kann ich nicht mehr — Gott und Muth und Kraft
Verlassen mich; doch morgen, morgen!

Lorenzo.

Du mußt sogleich zur Ruh. Komm laß uns gehn,
Ich bleibe bei Dir.

(Er führt ihn durch die Seitenthür rechts. Beide ab).

Fünfte Scene.

Salvestra (im Nachtkleide,
lugt durch die Seitenthür links, dann tritt sie ein mit einer Decke, die sie auf das Sopha breitet).

Sie sind schon fort! Der gute brave Mann!
So treu in Freundschaft, wie in Liebe! Wahrlich,
Von Tag zu Tage muß ich mehr ihn achten
Und Achtung ist der sichre feste Grund,
Auf dem die Liebe ihre Wohnung gründet.
War ich ein thöricht Kind, daß ich so lange
Mich sperrte gegen ihn, weil ich ein Bild
Im Herzen trug mit schwärmerischer Glut,
Dem ich in Thorheit Lieb und Treu gelobte!
Nun kenn ich wahre Liebe erst, die sanft
Beglückt und segnet — keine wilde Glut,
Die uns verzehrt. Dort war nur eitle Täuschung,

Hier iſt die Wahrheit. Hätt' ich nie gekannt
Den ſchwärmeriſchen Jüngling, deſſen Blick
Wie Feuer brannte und mein Herz entzündet,
Daß es ſo viele Qualen um ihn trug,
So könnt ich längſt ſchon dieſes Glück beſitzen,
Dieß ſtille, heitre, wonnevolle Glück,
Für das ich Gott nun herzlich dankbar bin.

(Sie löſcht das Licht aus, legt ſich in die Decke gehüllt auf's Sopha und faltet die Hände).

Du guter Gott, du führeſt Deine Kinder
Auch wider ihren Willen zur Beſtimmung,
Die Du zum wahren Heil für ſie erſehn.
Die Qual, die wir uns ſelbſt bereiten, iſt
Die Täuſchung; Wahrheit iſt das Glück,
Das wir dann finden, wenn wir Dir vertraun.

(Sie entſchlummert).

Sechſte Scene.

Girolamo

(mit einem Licht, in Lorenzo's Reiſemantel).

Ich kann nicht ruhn! Es jagt mich auf und fort!
Ich muß den Freund betrügen, zu ihr eilen.
Das Licht in ihrem Kämmerlein, das ich
So oft belauſcht von Sehnſucht aufgeregt,
O ſäh ich's leuchten! — es wird friſchre Kraft
Als Tagelanger Schlummer in mich ſtrömen.

(Er erblickt die Schlafende).

Wer ruht hier! — ach, es iſt Lorenzo's Weib.
Dem Glücklichen wird ſelbſt das Meiden leicht!
Gott ſegn' Euch, gute Menſchen! Wie ſie ſanft

Im Frieden ihrer Seele ſchlummert!

(Er leuchtet nach Salveſtra hin, erblickt, erkennt ſie und ſchreit auf).

Jeſus!

Salveſtra! (läßt das Licht fallen und ſtarrt vor ſich hin).

Salveſtra (richtet ſich halb auf).

Rufe nicht ſo laut, mein Herz,
Du weckſt den Freund! Komm lieber theurer Mann!

Girolamo.

Salveſtra — Du — Lorenzo!

Salveſtra.

Hilf, Maria,
Welch' eine Stimme, Gott — er iſt's, er iſt's!

Girolamo.

(Er ſtürzt auf ſie zu und packt ihre Hand).

Salveſtra!

Salveſtra

Laß mich fort! Lorenzo! Hilfe!
Girolamo, was willſt Du, wo, woher —

Girolamo.

Biſt Du Lorenzo's Weib?

Salveſtra.

Ich bin's!

Girolamo.

Du biſt
O, Wahnſinn — Tod — liebliche Tröſter ihr!

(Er ſinkt, ohne ihre Hand los zu laſſen, neben ihr zu Boden).

Es iſt geſchehn! — ha, ha, das war nicht Recht:
Du hätteſt mich zur Hochzeit laden ſollen!

Salveſtra (ſpringt auf).

Laßt mich, Signor!

Girolamo (ſanft, immer ihre Hand feſthaltend).

Nein, fürchte nichts Salveſtra,
Und gönne mir ein ſanftes Sterbeſtündlein,
Denn der Vulkan in mir hat ausgetobt.
Sanft lieg ich wie ein Lamm auf meiner Schlachtbank.
Ich bin ganz ruhig, ſiehſt Du wohl, Salveſtra,
Und — wart ein wenig — bald noch ruhiger!
Ich ſchwöre Dir bei meinem Tod, Du kannſt
Dich ruhig bei mir niederlaſſen. (Er zieht ſie auf's Sopha).
Höre,
Nur noch zehn Worte und ich hab' geendet. —
Salveſtra, holde Blume, theures Leben
Ich habe Dich geliebt treu — innig — ewig, —
Nur ſchändlicher Betrug hat uns geſchieden.
Ich kann von Dir nicht laſſen — nimmermehr —
Gott weiß ich kann nicht — und ich kam hierher
Dich zu erwerben — habe Dich verdient —
Mit Einem Tode nicht, mit hundertfachem!
Du mußt mein ſein — hier oder dort,
Die Lieb' iſt ewig — Deine Seele wahr —
Verlaß mich nicht — mein Leben — raube mir
Nicht auch das Jenſeits — ſüßes, theures Weib,
Du biſt mein Weib, nicht ſeins — komm — folge mir.

Salveſtra.

Girolamo, — was hab ich Dir gethan —
Daß Du den Frieden meiner Seele brichſt?
Steh auf — — was preßeſt Du ſo krampfhaft mir
Die Hand — Jeſus Maria! — todt! — —
Ha ich verſtehe Dich! — nun dann, ich komme! —
Girolamo — Lorenzo — wem gehöret

Mein aufgegebnes Selbſt — Gerechter Gott,
Empfange meine Seele und entſcheide! (Sie ſinkt beſinnungslos hin).

Siebente Scene.

(Die Vorigen. Lorenzo, ohne Licht, im Nachtgewand).

Lorenzo (leiſe).

Bſt! Liebchen, wachſt Du? — Nein ſie ſchlummert, nun,
Sie wird nicht zürnen, wenn mein Kuß ſie weckt!
(Er ſchleicht näher und ſtößt an Girolamo).
Was iſt das — Himmel — wer iſt hier — Salveſtra!
(Er ſtürzt fort und kommt ſogleich mit Licht und Degen zurück).
Steht auf! (Er packt die Leiche, welche auf den Boden ſinkt).
Girolamo! todt! todt Salveſtra!
(Er ſtürzt zu ihr hin).
Jeſus Maria! theures Weib, erwache! — —
Mir geht ein fürchterliches Räthſel auf!
Ich hab den Tod geführt in meinen Frieden!
Ich habe ſie, ihn und mich ſelbſt gemordet!
Weh — Fluch mir! — — Nein, es iſt nicht möglich!
(Er lehnt ſich über Salveſtra).
Sie athmet, ja ſie athmet! Athmet ſie?
O öffne Deine Augen, holdes Leben!
Du lebſt, (ſie erhebt ſich und blickt ihn ſtarr an).
Du lebſt — o theures, liebes Weib,
Mein reiner Engel! was iſt hier geſchehn!

Salveſtra.

Lorenzo!

Lorenzo.

Liebſt Du mich?

Salveſtra.

(Sie winkt ihm bejahend).

Lorenzo.

Erhole Dich!

Salveſtra (nach einer Weile).

Das war ein fürchterlicher Traum, Lorenzo!

(Sie erhebt ſich und erblickt die Leiche).

Nein! ſieh! ſieh da! ſiehſt Du?

(Sie ſtürzt auf die Leiche).

Girolamo!

Ich faß — ich halt ihn — leuchte her — er iſt's! — —

Wie bleich er iſt — erloſchen iſt das Auge,

Das Flammen ſprühte. —

Lorenzo.

Du haſt ihn geliebt!

Salveſtra.

Geliebt? — Ja! mehr als Gott, als Seligkeit!

Das iſt die Sünde, die gerochen wird.

Jetzt haß ich ihn; — er hat mein ſtilles Glück

Mir frech zertreten, — darum haß ich ihn!

Und muß ihm dennoch folgen — Hu, ich fühl's! —

Ich muß! (Sie ſpringt auf und fällt Lorenzo um den Hals).

Mein ſüßer Freund, Dein unglückſelig

Und gottverlaſſen armes Weib — es muß!

Ich blieb sogern noch bei Dir — doch ich muß!

Haſt Du gehört, Lorenzo, von der Schlange,

Die auf das Vöglein ihre Augen heftet,

So gierig flammend, und der Vogel zittert

Und taumelt — ſelbſt ſich ſtürzend in den Tod!

(Sie ſinkt nieder neben der Leiche).

Lorenzo.

Was haſt Du vor, Salveſtra! o mein Weib,

Was hat Dir den Verſtand umnachtet, mir Dein Herz
Entriſſen!

Salveſtra!

Theurer, lieber Freund, gib mir
Die Hand! Ich liebe Dich! o glaub's Lorenzo!
Und dennoch muß ich fort — ich fühl's, Entſetzen,
Ein grauſenhaftes Sehnen zehrt mich auf —
So ſchnell — mit jedem Augenblicke drängt
Sich näher an mein Herz die kalte Hand!

Lorenzo.

Sei ruhig, theures Weib, das Gräßliche,
Was Du gehört, geſehn, hat Dich verſtört.
Sei ruhig — und Du wirſt geneſen ſein!

Salveſtra.

Umſonſt! Ich fühl's —

Lorenzo.

So will ich Hilfe holen!

Salveſtra.

Nein bleibe bei mir, glaub, es iſt vergebens!
Die Krankheit, die mich tödtet, kennt kein Arzt!
Willſt Du die letzten Augenblicke nicht
In ſtiller Liebe bei mir harren?

Lorenzo.

Freundin!
Salveſtra, theures Weib! o bleibe bei mir!

(Er erhebt und umarmt ſie; ſie nimmt die Decke vom Sopha und breitet ſie über Girolamo, dann reicht ſie Lorenzo die Hand und führt ihn zum Sopha).

Salveſtra.

Komm, ſetze Dich zu mir! So, an Dein Herz

Geliehnt will ich's erwarten. O Lorenzo,
Kannst Du vergeben! Sieh mein Leben war
Verwettet, als ich Dir es gab, — — an jenen
Hatt ich verschworen mich für Tod und Leben —
In einer großen Stunde, als kein Mensch,
Mir nah war, Niemand — als nur Gott allein! —
Als ich die Hand Dir gab nach langem Weigern,
Da ward ich treulos — ach verwegnen Sinnes,
Glaubt ich, Gott habe meines Schwurs vergessen.
Ein fürchterlicher Mahner ist gekommen —
Ich muß den Schuldbrief lösen, den ich schrieb.
Geheimnißvoll, doch mächtig herrscht der Geist
Und fordert seine Rechnung unerbittlich!

Lorenzo.

O fasse Muth —

Salvestro.

Den Muth des Todes, Freund.
Ich blicke lächelnd ihm in's starre Auge!
Denn meine Schuld büß ich mit diesem Scheiden
Aus meines Glückes süßer Heimlichkeit.
O, mein Lorenzo, wie soll ich Dir danken
Für Deine Liebe, Deinen Edelmuth,
Daß Du auch jetzt nicht kalt mich von Dir stößt.
Hör' meinen Glauben und, wenn Du mich liebst,
Wird er Dich trösten, wie er mich beruhigt
In dieser schweren fürchterlichen Stunde.
Wir sehn uns wieder nach des Grabes Schlummer
Dort wo kein Schmerz und keine Trennung ist.
Dort lieb ich Dich, wie hier, im sel'gen Frieden,
Er ist die wahre Liebe, lebt ein Himmel,

So müſſen wir in ihm ſie wiederfinden.
Dort iſt auch unſers Freundes Seele rein
Von dieſem Sturm der ird'ſchen Leidenſchaft,
Der ihn und mich entraffte, und ſeine Liebe
Hat ſich zu reiner Freundſchaft dann verklärt.
Er war ein edler Menſch, iſt nicht verloren.
Du wirſt an Eine Stätte uns begraben.
Er hat ein Recht an mich ſich ſchwer errungen,
Das er an Gottes Throne geltend macht.
Und ich — ich bin gefordert — und muß ſcheiden.
Schon ſtarrt mein Herz — Lorenzo — theures Leben —
Sei glücklich — wie Du es verdienſt — und einſt
Sehn wir uns wieder! — —

Goethe und Tieck.

Von

Richard Morning.

Goethe's Urtheil in den Eckermann'schen Gesprächen über sich und Tieck gibt Anlaß zu einer Vergleichung beider Dichter. Manche werden sein, welche das Urtheil von moralischer Seite angreifen, wie man denn überhaupt geneigt ist, ein gewisses Selbstbewußtsein für Stolz oder Eitelkeit zu nehmen. Große Leute sollen gebückt gehen — die Kleinen mögen sich recken. — Günstiger dagegen möchte die Ansicht über die Wahrheit des Urtheils ausfallen. Goethe hat zwar nicht allzuviel Freunde; aber man hat ihn schon zu lange auf dem Throne sitzen sehen, als daß man ihm die Krone streitig zu machen wagte. Wie sollte man ihm also nicht das Uebergewicht über den weniger gekannten Tieck zugestehen, selbst ohne eine Vergleichung oder Abwägung vorher für nöthig zu erachten. — Trotzdem möchten Manche auch anders denken. Tieck hat wenig Verehrer; aber die Wenigen, die ihm anhangen, lieben ihn desto mehr; die

Liebe fühlt ſich leicht verletzt, und der geliebte Gegenſtand ſteigt in dem Maaße, als er angegriffen wird. Der Standpunkt bleibt alsdann kein unbefangener mehr. Auf der einen Seite hebt man nur die Vorzüge hervor; auf der andern geht man nur darauf aus, die Mängel zu entblößen: ſtatt einer Annäherung folgt eine immer größere Entfernung. Bei ſolchen Vergleichungen kommt wenig heraus, aber ſie beweiſen uns wenigſtens, daß von einer abſoluten Abſchätzung von vorn herein nicht die Rede ſein kann. Es werden vielmehr zunächſt verſchiedene Maaßſtabe angelegt werden müſſen. Nur von dieſer oder jener Seite, können wir ſagen, ſteht der Eine oder der Andere höher. Iſt aber dies entſchieden, dann können wir die Seiten ſelbſt mit einander vergleichen, und danach das Geſammturtheil fällen. Ein Pariſer Schneider kann als Schneider ſo hoch ſtehen, wie Shakſpeare als Dichter. Aber weil ein Dichter höher ſteht als ein Schneider, dürfen wir auch Shakſpeare ohne Scrupel und Gewiſſensbiſſe höher ſtellen als den Pariſer Schneider. Tieck hat vielleicht in manchen Beziehungen Vorzüge vor Goethe; aber es frägt ſich: ſind dieſe Beziehungen ſo bedeutungsvoll, als jene, worin Goethe über Tieck ſteht? — Solche Fragen ſind freilich ſchwer zu beantworten; aber eben deshalb haben ſie den meiſten Reiz. Der Menſch iſt nie leichter mit der Elle bei der Hand, als wenn er etwas Unermeßliches vor ſich ſieht. Wie viel Schuh ſein Zimmer enthält, iſt ihm gleichgültig; wenn er

nur weiß, wie viel Meilen der Sirius entfernt iſt. Am liebſten aber macht er ſich an den Geiſt. Den möcht' er nach Quadrat- und Kubikmaaß ausmeſſen, und es geht dabei mit Ruthen, Füßen und Zollſtöcken über ihn her. — So viel zur Einleitung.

Fragen wir zunächſt: was haben die beiden Dichter producirt? — ſo würde die Antwort auf eine Herzählung ihrer Werke hinauslaufen. Ich enthalte mich derſelben und begnüge mich mit der Andeutung, daß das Regiſter auf der einen Seite ſo reichhaltig ausfallen würde, als auf der andern. Die Anzahl und Maſſe der Produkte zeugt wenigſtens von Fruchtbarkeit und Thätigkeit. Die Fruchtbarkeit an ſich beſitzt zwar nur einen untergeordneten und zweideutigen Werth; muß aber doch immer, bei übrigens als gleich angenommenen Qualitäten, als ein Vorzug betrachtet werden. Wer in Preußen dem Vaterlande ſieben Söhne liefert, erhält vom Staate eine Vergünſtigung — die Söhne mögen übrigens ſein, wie ſie wollen. Fruchtbarkeit ſetzt wenigſtens einen geſunden Boden voraus. Selbſt wo Unkraut reichlich und üppig wuchern ſoll, darf die Erde nicht krank und kümmerlich ſein. Von Seiten ihrer allgemeinſten poetiſchen Fähigkeit dürfen wir alſo beide Dichter, Tieck ſowohl wie Goethe, als Autoren von gutem Grund und Boden betrachten; ja bei genauerer Abwägung werden wir uns eher zu Tieck's als zu Goethe's Gunſten entſcheiden müſſen. —

Anders geſtaltet ſich dagegen die Anſicht, wenn wir die Productionen von Seiten ihrer Mannigfaltigkeit ins Auge faſſen. Bei Goethe finden wir faſt alle Gattungen, und in den verſchiedenen Gattungen die verſchiedenartigſten Modificationen. Wir können nicht ſagen: dieſe oder jene hat ihm näher gelegen; dieſer oder jener hat er ſich vorzugsweiſe hingegeben. Er ſchüttelt ſeine Gaben, wie die Natur, im ſeltſamſten, bunten Gemiſch aus ſeinem Füllhorn; man merkt nicht, daß er auf die einen einen größern Werth legte, als auf die andern.

Tieck dagegen hängt mit einer gewiſſen Vorliebe an gewiſſen Stoffen und gewiſſen Formen. Er weicht dann und wann von ihnen ab, kehrt aber immer wieder zu ihnen zurück. Ueber alle ſeine Dichtungen breitet ſich daher auch eine gewiſſe, allen gemeinſchaftliche Färbung oder ein gewiſſer Ton, der den mannigfachen, noch ſo verſchiedenartigen Farben, welche darunter liegen, den Charakter der Verwandtſchaft, der Stamm- und Familienähnlichkeit mittheilt. Wenn wir Goethe in dieſer Beziehung mit der Natur verglichen haben, müſſen wir Tieck mit einem Gärtner vergleichen, der ſeine beſtimmten Neigungen hat — ein Bild, das auch noch in andern Rückſichten als paſſend erſcheinen möchte.

Wir wollen zunächſt die Stoffe betrachten, die ſich beide Dichter zu ihren Dichtungen gewählt haben.

Der Dichter hat überhaupt zwei Quellen, aus denen

er ſchöpfen kann. Die eine ſprudelt in ihm, ſie iſt die Phantaſie; die andere außer ihm, ſie iſt die Natur und das Leben. Er hat beide nöthig, wenn er was Tüchtiges produciren ſoll. Phantaſie und Wirklichkeit müſſen ſich in ihm gatten, wie Mann und Weib — ſonſt bleiben beide unfruchtbar. Wollte der Dichter blos aus ſich ſchöpfen, ſo würd' er in den Nihilismus verfallen; wollt' er blos geben, was um ihn und neben ihm erſcheint, ſo würde die ganze Poeſie zu einer bloßen Copiſtenarbeit, zu einem todten Materialismus werden. Davor warnt ſchon Jean Paul.

Unſere beiden Dichter haben reichlich aus beiden Quellen geſchöpft; aber bei Goethe iſt die Wirklichkeit thätiger, bei Tieck die Phantaſie. Bei Tieck erſcheint die Wirklichkeit nur als das männliche, anregende Prinzip; die Phantaſie aber iſt ihm das empfangende Weib. Sie trägt das empfangene Kind unter dem Herzen und am Herzen; ſie nährt den Keim und pflegt ihn, bildet ihn und zieht ihn groß, und gibt ihn endlich der Wirklichkeit wieder. Bei Goethe dagegen iſt es umgekehrt. Goethe befruchtet durch ſeine Phantaſie die Wirklichkeit, und läßt von ihr ſich die Kinder groß tragen nach den ſtrengen, unumſtößlichen Geſetzen der Natur. Daher verhält ſich Goethe zu ſeinen Produkten wie ein Vater; Tieck dagegen wie eine Mutter. Goethe's Phantaſie iſt nur überwiegend im vorüberfliegenden Momente des Zeugungsactes; Tieck's Phantaſie dagegen

während der ganzen Zeit von der Empfängniß bis das Kind erwachsen ist und in die Welt entlassen wird. Goethe schwebt daher mehr über seinen Productionen, Tieck verliert sich in seine Productionen, wie auch ein Vater mehr über, eine Mutter mehr in ihren Kindern lebt.

Goethe's Phantasie ist in die Wirklichkeit verliebt, und findet sie schön, wo und wie er sie findet. Tieck's Phantasie wird von der Wirklichkeit geliebt; aber sie ergibt sich ihr nur, wenn sie dieselbe wiederliebt. Dem männlichen Genius genügt's, wenn die Geliebte schön ist; das weibliche Gemüth verlangt aber, daß der Liebende auch verwandte Wünsche, Neigungen, Triebe haben soll. Daher die größere Mannigfaltigkeit in den Stoffen der Goethe'schen Dichtungen, weil er sich mit der Wirklichkeit in jeder Gestalt verbindet; und aus demselben Grunde die geringere Mannigfaltigkeit der Stoffe in den Tieck'schen Werken, weil Tieck's Phantasie sich nur den verwandten Stoffen hingibt. —

Welche Stoffe sind es nun, von denen Tieck am leichtesten und stärksten sich angezogen fühlt? — Eben die, welche der Phantasie am nächsten liegen. Daher ist ihm die Geschichte, insofern sie auf Wahrheit ausgeht und das wirklich Geschehene von dem aus der Phantasie Hinzugethanen zu scheiden und abzulösen sucht, von allen äußern Stoffen derjenige, der ihm am wenigsten zusagt. Er hat sich nur höchst selten einen eigentlich historischen

Stoff ausgesucht, und wenn er es gethan, hat er ihn aus solchen Zeiten und solchen Verhältnissen genommen, in welchen sich die Phantasie bestrebte, als solche auch in die Wirklichkeit einzugreifen und zu einer geschichtlichen Geltung zu gelangen.

Die bedeutendsten unter denjenigen seiner Dichtungen, welche einen historischen Hintergrund haben, sind: der Aufruhr in den Cevennen, der Hexensabbath, der griechische Kaiser, die beiden Theile des Dichterlebens und des Dichters Tod. An allen diesen bestätigt sich die aufgestellte Behauptung. In den drei ersteren ist die ganze Richtung der Zeiten eine phantastische. Die religiöse Schwärmerei der Hugenotten, der Fanatismus gegen das Hexenwesen, die Bereitwilligkeit eines Volks, sich durch eine fabelhafte, mysteriöse Person fortreißen und gegen das Bestehende einnehmen zu lassen — Alles dies sind Zustände, in denen das feste Land der Wahrheit von den anschwellenden Wogen der Traumwelt überschwemmt wird, und Tieck hat sich bei Schilderung solcher Zustände wenig darum gekümmert, das feste Land sehr bemerklich aus dem schwankenden Elemente hervortreten zu lassen. — In den beiden letztern der genannten Novellen ist es die Geschichte zweier Dichter, welche die historische Staffage bildet. Was kann aber die Geschichte eines Dichters Anderes sein, als ein Gewebe von Dichtung und Wahrheit, aus dem sich kaum das eine oder das andere Element heraus erken-

nen läßt? — Wahrheit und Dichtkunst, Wirklichkeit und Phantasie schwimmen hier fast unterschiedslos in einander — schon vor dem minder poetischen Auge; wie aber erst vor den Augen eines Dichters, und gar den Augen eines Tieck.

Jede Zeit mit bestimmteren schärferen Umrissen läßt Tieck kalt und unberührt. Daher seine Abneigung vor der Tagesgeschichte einerseits und der alten, namentlich der griechischen und römischen Geschichte andererseits. Denn jene, wenn auch unklar und unbestimmt in ihren Tendenzen, liegt doch zu offen und nah vor unseren Augen, als daß sich die verschämte, weibliche Phantasie daran anschmiegen möcht. Diese aber ist zu kantig, zu scharf und plastisch abgeschnitten, als daß die Phantasie hoffen dürfte, sie nach ihren Wünschen und Neigungen zu gestalten.

Das eigentliche Lust- und Luftschloß der Tieck'schen Muse ist daher die Sagenwelt. In ihren schwebenden Gärten hat er die meisten Blumen gepflückt und damit gespielt, wie es ihm gut dünkte. Bald daß er sie zu duftigen Sträußen und lieblichen Kränzen wand und herrliche Blumenpaläste davon aufbaute — bald, daß er sie in halb kindischer, halb ernster Laune zerriß und zerpflückte, und sie wie ein neckender Kobold der ehrbar vorüberschreitenden Prosa über ihr stattliches Habit schüttelte, so daß sich diese, mit den bunten Flocken überpudert, so närrisch und närrischer ausnahm, als der buntscheckigste Harlekin.

Die reichſten Fundgruben waren ihm das Puppentheater der Volksſagen und der Rumpelkaſten der Kindermährchen. Denn je vielgeſtaltiger dieſe an ſich ſchon waren, um ſo weniger banden ſie ihn und um ſo freier ſtand es ihm, ihnen nach eigner Laune und eigenem Gelüſt wiederum eine neue Geſtalt zu geben. So hat er die Sagen vom gehörnten Eckart, vom Venusberge, von der ſchönen Meluſine, wie von der ſchönen Magelone, vom Kaiſer Octavian, vom Fortunat, von der heiligen Genovefa und vielen Andern aus ihren niedrigeren Regionen, in welche ſie ſich nach und nach verloren hatten, wieder in die höheren Sphären erhoben und ſie mit ſo glänzenden Gewändern ausgeſtattet, als nur eine Feenkönigin ihrem der Erd' entblühten Geliebten umzuwerfen vermag. Dagegen hat er die Mährchen vom Blaubart, vom geſtiefelten Kater, vom kleinen Däumling und andere in die ergötzlichſten Spiele der Luſt und Laune verwandelt, und das Barocke, Sinnloſe, ja Alberne in ihnen als eine paſſende Grundirung für die Gemälde ähnlicher Zuſtände im Leben oder in der Literatur benutzt.

Aber auch, wenn Tieck in das Leben ſelbſt greift, faßt er am liebſten ſolche Seiten auf, welche an das Reich der Phantaſie grenzen. Die Mehrzahl ſeiner Novellen bewegt ſich in der Sphäre des Phantaſtiſchen, Dämoniſchen, Abenteuerlichen, wie ſich daſſelbe auch in das wirkliche, uns umgebende Leben gedrängt hat, oder er verwebt wenigſtens das Gewöhnlichere mit mährchenhaften und ſeenhaften Ge-

bilden. Führte er uns in der Sagenwelt die Wunder als Wunder vor, so zeigt er uns hier, daß eigentlich das Leben nicht minder wunderlich iſt. Der Geheimnißvolle, die Wunderſüchtigen, der Mondſüchtige, der Jahrmarkt, Eigenſinn und Laune, die Geſellſchaft auf dem Lande, der Alte vom Berge, die Wunderung, die Vogelſcheuche, die Reiſenden, die Gemälde, die Wunderlichkeiten ſelbſt — und an welche ſeiner Novellen wir auch denken mögen, ſie ſind alle ſo voll von höchſt ſeltſamen und ſonderbaren Charakteren und Situationen, und die Entwickelung und Schilderung derſelben macht ſtets einen ſo weſentlichen und bedeutungsvollen Theil ſeiner Schöpfungen aus, daß wir nicht umhin können, die Sphäre des Wunderbaren und Wunderlichen als das eigentliche Vaterland ſeiner Stoffe und Sujets zu betrachten. Nur ſelten ſchließt er eine andere Verrathskammer auf; und thut er's ja, ſo merkt man eben, daß ſie nicht öfter aufgeſchloſſen wird.

Daß es ſich mit Goethe ganz anders verhält, bedarf keines Beweiſes. Man hat zwar nicht ſelten behauptet, daß er ſich vorzugsweiſe in der Schilderung der vornehmen Verhältniſſe gefallen habe; dies gilt aber kaum von ſeinen novelliſtiſchen Arbeiten: da wenigſtens in Wilhelm Meiſter die Darſtellung des künſtleriſchen Lebens ein eben ſo bedeutendes, wenn nicht bedeutenderes Element ausmacht, als die Zeichnung der vornehmen Zuſtände, und da Werther, wenn er auch zuweilen die höheren Stände berührt, ſich doch

ſeiner eigentlichen Tendenz nach in den mittleren Kreiſen bewegt. Es bleiben alſo nur die Wahlverwandtſchaften zur Rechtfertigung jener Behauptung übrig; mit einem Fall iſt aber nichts bewieſen.

In allen übrigen Versuchen iſt jene Anſicht gar nicht zu halten. Götz, Egmont, Fauſt, Iphigenia, Hermann und Dorothea und die Mehrzahl ſeiner kleineren Dichtungen fallen alle in eine andere Atmoſphäre, und ſie ſind wieder unter ſich ſelbſt ſo heterogen und den entfernteſten Regionen entnommen, daß ſchwerlich Jemand angeben könnte, da aber dort ſei das Hauptmaterial, aus dem er ſeine Stoffe bezogen habe.

Legt ſich nun eine unbefangene Kritik die Frage vor: welcher von beiden Dichtern verdient in dieſer Beziehung den Vorrang: ſo möchte ſie für beide Theile etwas zu ſagen haben. Für Goethe ſpricht die Vielſeitigkeit und Mannigfaltigkeit, für Dieß die Einheit: denn auch das iſt ja eine nothwendige Bedingung für den Künſtler, in Allem ſtets das Eine, und in Einem ſtets das All wiederzufinden. — Trotzdem ſieht ſie ſich genöthigt, ihre Stimme in Goethe's Wagſchaale zu legen. Es iſt zwar nothwendig, daß ſich durch alle Kunſtwerke eines Künſtlers eine gewiſſe Einheit hindurchziehe; allein dieſe darf nicht vom Stoff, ſondern nur vom Künſtler ſelbſt ausgehen. Es muß der eigenthümliche, individuelle Genius des Schöpfers ſein, der ſich in allen ſeinen Schöpfungen, ſo bunt und mannig-

faltig ſie auch an und für ſich ſein mögen, abſpiegelt, ähnlich wie der Geiſt Gottes, der aus der ganzen unendlichen Natur, aus jedem Sterne und jedem Sternblümchen herausblickt. Dieſe Einheit ſchwebt auch über den Goethe'ſchen Producten; jede ſtoffliche Einheit aber erſcheint als eine Beſchränkung. Aus Materielle, Raumausfüllende muß ſeinem Weſen nach ſich nach allen Richtungen ausbreiten: und nur das Geiſtige, das die Materie belebt, muß, wie die Zeit, in der es exiſtirt, eine einzige Richtung verfolgen.

So weit alſo auch der Kreis ſein mag, in dem ſich Tieck vorzugsweiſe bewegt, und als ein ſo reiches, fruchtbares, in tauſend Farben prangendes Feld ſich auch dieſer Kreis unter Tieck's Bearbeitung erwieſen hat, ſo erſcheint er doch im Gegenſatz zum Univerſum der Goethe'ſchen Dichtungen nur als ein Theil, als eins der verſchiedenen Elemente, die in Goethe's poetiſcher Welt ebenfalls liegen, und wir können daher Tieck von Seiten der ſtoffligen Mannigfaltigkeit Goethen nicht gleich ordnen.

Wir dürfen nun zur Beantwortung der nächſtliegenden Fragen übergehen: Wie haben ſie ihre Stoffe verarbeitet? Welcher Formen haben ſie ſich dabei bedient? und welche Dichtungsarten ſind von ihnen mit mehr oder weniger Glück cultivirt?

Die Art und Weiſe, wie ein Dichter ſeine Stoffe verarbeitet, iſt bedingt durch ſeine künſtleriſche Individualität.

In ihr muß ſich alſo vorzugsweiſe die Eigenthümlichkeit ſeines Genius offenbaren, die Einheit ſeiner Schöpferkraft manifeſtiren. Dieſe Einheit der Behandlungsweiſe, die ſich, unbeſchadet ihrer ſelbſt, unter der mannigfaltigſten Formen bekleiden kann, belegen wir mit dem Namen Styl. Ein Künſtler, der keinen ihm beſonders angehörigen Styl beſitzt, iſt kaum noch ein Künſtler zu nennen, und es iſt daher immer ein ſehr wichtiges Wort für einen Dichter, wenn wir von ihm ſagen können: er beſitzt ſeinen Styl. Selbſt wenn der Styl tauſend Fehler und Auswüchſe haben ſollte, dürfen wir doch immer von ihm aus auf eine unverfälſchte, aus ſich ſelbſt entwickelte Natur ſchließen, und weil die Natur am Ende immer Recht behält, ſo werden auch ſeine Mängel und Abnormitäten nach und nach ſich legitimiren und uns beweiſen, daß ſie ſo gut nach den ewigen, unumſtößlichen Naturgeſetzen hervorgeſproſſen ſind, als jene Erſcheinungen, in denen wir ſchon ſeit länger die Regel und Nothwendigkeit entdeckt haben.

Daß Goethe und Tieck beide ihren beſonderen Styl beſitzen, möchte ihnen Niemand ſtreitig machen. Es ſind gerade ſeine ſtark und grell hervortretenden Eigenthümlichkeiten, die Beider Darſtellungsweiſe charakteriſiren; ſie nähern ſich vielmehr ſehr dem allgemeinen Styl, der uns als der einfachſte, natürlichſte, geſetzmäßige vorſchwebt, und wichen z. B. von demſelben weit weniger ab, als Jean Paul, Schefer und andere Dichter dieſer Gattung. Aber trotzdem

können wir keine Seite von ihnen lesen, auf der wir sie nicht an ihrem Styl wieder erkennen müßten. Dichten die Nüancen so fein, die Modificationen so versteckt sind, daß wir nicht so bald sagen können: „hierin liegt's" oder „darin steckt's," so fühlen wir doch, daß sie da sind und können uns von ihren verschiedenen Eindrücken nicht entziehen.

Eine Eigenschaft des Styls ist es, welche beide Dichter gemeinschaftlich haben, und von dieser, scheint mir, müssen wir ausgehen. Es ist die Ruhe. Beider Styl fließt an uns vorüber wie ein Strom, der durch keine Stürme aufgeregt, durch keine Felsen gehemmt, durch keine Strudel getrübt ist. Es soll damit nicht gesagt sein, als ob sie nicht auch der stärksten Bewegung fähig wären: denn jeder Strom, auch der ruhigste, kann zu Zeiten schäumen und aufbrausen. Aber die Ruhe ist doch ihr eigentlicher, bleibender Charakter, und die Aufregung ist nur vorübergehend.

Es fragt sich nun, worin liegt neben dieser Uebereinstimmung der Unterschied? — Ich glaube diese Frage am kürzesten zu beantworten, wenn ich sage: Goethe's Ruhe ist eine verständige, und Tieck's Ruhe eine gemüthliche. Goethe ist ruhig, weil er einsieht, es ist so am besten; er ist ruhig, weil er ruhig sein will. Tieck aber ist ruhig, weil er sich so am wohlsten fühlt.

Hieraus ergeben sich alle sonstigen Unterschiede. Goethe's Ruhe ist eine Ruhe, die sich zusammennimmt,

Tieck's Ruhe eine Ruhe, die sich gehen läßt. Goethe's Styl ist daher compacter, abgeschlossener, körperlicher; Tieck's Styl dagegen subtiler, zerfließender, ätherischer. Goethe's Styl plastischer, Tieck's Styl musikalischer; jener seinem Wesen nach synthetisch, dieser analytisch; jener kälter, dieser wärmer; jener ausscheidend, was überflüssig ist, dieser aufnehmend, was wenigstens nicht feindselig erscheint; jener gerecht, dieser mild; jener gefällig, höflich, gewandt, ausgestattet mit allen Talenten für die größere Gesellschaft, dieser freundlich, behaglich, unbefangen, wie er sich für den engeren, trauteren Cirkel eignet. Goethe präsentirt sich in seinem Styl mit der Ruhe, dem Gleichgewicht eines Weltmannes; Tieck gibt sich uns hin mit der Ruhe, dem Seelenfrieden eines Familienvaters. Beide erlauben sich oft Nachläßigkeiten; aber Goethe aus Vornehmheit, weil er weiß, daß er sich's bequem machen darf, weil er einsieht, daß es ihm gut steht; Tieck dagegen aus wirklicher Bequemlichkeit und weil er das Vertrauen hat, man wird's ihm zu Gute halten. Goethe durchschaut zufolge seiner verständigen Ruhe stets mit Schärfe die Verhältnisse, und weiß sich ihnen, um überall sein Uebergewicht zu behaupten, zu accommodiren. Sein Styl ist daher bald kürzer, bald breiter, bald derb, bald zart, bald lockrer, bald gebundner — je nachdem es ihm die Stoffe, die er gerade bearbeitet, zu verlangen scheinen. Tieck, der, wie wir gesehen haben, seltener aus der ihm heimischen Sphäre hinausgeht, bedarf dieser Accommo-

dation weniger; er kommt selten aus seinem Gemach, und braucht sich daher auch nur selten seiner Gemächlichkeit zu entäußern. Was für fremde Objecte ihn aber dort aufsuchen und ihn sympathetisch berühren, diesen gibt er sich mit Freundlichkeit hin, ohne sich selbst eben aufzugeben oder sich in seiner gemüthlichen Ruhe bedeutend stören zu lassen.

Goethe's Styl ist ein Styl fertiger Gedanken; Tieck's Styl ein Styl werdender Gedanken: denn der Verstand gibt uns nur das Resultat; das Gemüth zeigt uns aber auch, wie das Resultat entstanden ist oder entsteht. Goethe's Styl führt uns in eine Ausstellung von Gemälden, Tieck läßt uns in sein Atelier treten, wir können sehen, wie er die Farben reibt, mischt, aufträgt und sich zu Bildern und Gruppen gestalten läßt. Goethe breitet seine Gewebe vor uns aus, wie ein reicher Fabrikant in seinem stattlichen Gewölbe; Tieck webt vor unseren Augen, wie die Spinne im Sonnenschein. Dort ergötzen wir uns am Gewebten, hier am Weben selbst. Dort bewundern wir, indem der Fabrikant seine Teppiche aufrollt, die herrlichen Blumen, die lebendigen Figuren, die bedeutungsvollen Bilder, die sich vor uns entfalten; hier sehen wir mit Lust und Staunen dem behenden Arbeiten der Spinnerin selbst zu, wie sie immer neue Fäden aus sich herausspinnt, daran auf- und ab-, und hin- und wiederklettert, hier einen Faden anknüpft, dort einen Faden um-

schlingt, sich immer weiter ausbreitet und endlich wohlbehaglich sich mitten hineinsetzt und erwartet, wer sich in ihrem Netze fangen werde. — Der Strom des Goethe'schen Styls bewegt sich nur vor uns, weil er uns stets neue Schiffe und Fahrzeuge vorüberführt; am Strom des Tieck'schen Styls aber sehen wir das wunderbare Wellengekräusel selbst, und wir hören das gemüthliche, melodische Murmeln und Rauschen.

Fragen wir nach dieser Zusammenstellung, welche der beiden Styleiten den Vorzug verdiene, so müssen wir antworten, daß hier von einer absoluten Abschätzung gar nicht die Rede sein kann, so wenig Jemand behaupten kann, daß der Verstand höher stehe als das Gemüth oder umgekehrt. Es läßt sich nur so viel sagen, daß der eine Styl günstiger für diese, der andere geeigneter für jene Sphäre sei, und wir müssen hinzufügen, daß Jeder von Beiden für seine Sphäre den rechten Styl getroffen hat. Denn der Verstand gehört für die Außenwelt, das Gemüth für die innere; die verständige Darstellungsweise für die Wirklichkeit, die gemüthliche für das Reich der Phantasie. — Thatsachen oder Erfindungen, die wenigstens so aussehen, beleuchtet man gern mit dem vollen Tageslichte des Verstandes; man wünscht für sie einen klaren, lebendigen Vortrag. Mährchen und Wunderlichkeiten ergötzen sich am besten beim traulichen Kaminfeuer, in der behaglichen Dämmerung, und wollen in

gemüthlicher Ruhe vorgetragen werden. Von den Gestalten des wirklichen Lebens verlangen wir, daß sie sichere, scharfe Umrisse haben; von den Bildern der Phantasie, daß sie in einem gewissen Dufte verschwimmen und zerfließen. Jene sollen sich zeigen, wie sie *sind*, in ihrer einfachen, natürlichen Schönheit; diese sollen sich vor uns schmücken mit Blumen, Perlen und Edelsteinen, sich wie die Regenbogen vor uns aufbauen und eben so wieder verschwinden, um neuen Traumbildern Platz zu machen.

Jeder der beiden Dichter hat also *seinen* Stoffen das schönste Gewand umgehängt: Tieck ein Kleid wie Morgenduft, und Goethe — gar keins, oder so eng anschließend wie Tricots. Sie stehen sich also von dieser Seite völlig gleich, und nur der einseitige Verstand könnte Goethen, und nur das einseitige Gemüth Tiecken den Vorzug geben wollen.

Ehe wir zur Vergleichung der besonderen Formen übergehen, möge noch Einiges über die *Versifikation* gesagt werden. Bekanntlich beruht dieselbe auf zwei Elementen: dem *rhythmischen* und dem *harmonischen*. Jenes herrschte in der Poesie des *Alterthums*, dieses in der Poesie des *Mittelalters*, und die *neuere* Dichtkunst hat endlich *beide* Elemente mit einander zu vermählen gesucht. Da nun aber eine Vereinigung verschiedener Elemente selten *ganz* zu Stande kommt, sondern eins von beiden in der Regel das Uebergewicht behält, so ist voraus-

zuſehen, daß bei den modernen Dichtern bald dieſes, bald jenes Moment prävalire. Dies iſt denn auch bei unſern Dichtern der Fall, und namentlich bei Tieck, der zu Gunſten des harmoniſchen Elements das rhythmiſche augenſcheinlich vernachläſſigt hat, während Goethe, wenn er eins von beiden aufgibt, eher das harmoniſche als das rhythmiſche opfert.

Bei Tieck iſt die Sache klar. Die Fülle der Aſſonanzen und Alliterationen, die kunſtvollen, unerſchöpflichen Reimverſchlingungen, ſeine Vorliebe für italieniſche und ſpaniſche, provenzaliſche und altdeutſche Versmaaße, wie ſich deren nicht blos in ſeinen lyriſchen, ſondern ſelbſt in ſeinen dramatiſchen Dichtungen finden, ſeine Abneigung gegen die antiken Versmaaße, deren er ſich nur bedient, wenn er ſie, wie z. B. den jambiſchen Trimeter im kleinen Däumling, das Diſtichon im Prinz Zerbino, lächerlich machen will, und endlich ſeine Willkür im Gebrauch der Längen und Kürzen, der Arſen und Theſen, der Cäſuren, der Correſpondenz der Verſe und Versfüße und anderer dahinſchlagender Dinge — Alles dies iſt ein deutlicher Beweis, wie ſehr das harmoniſche Element bei ihm das überwiegende iſt.

Bei Goethe tritt die Wahrheit des aufgeſtellten Satzes nicht ſo unmittelbar vor Augen. Von ſeinen früheſten Liedern bis zu ſeinem weſtöſtlichen Divan hat er ſich ſtets als einen Anhänger des Reims bewieſen, und im zweiten Theile

des Faust schildert er mit Hervorhebung den Eindruck, den der Reim auf die klassische Helena macht. Auch seine nicht seltene Anwendung der reichen Reime, deren geistlose Nachäffung Posgaru mit seinen

„himmlischen
Schwimmfischen"

mit Recht lächerlich gemacht, denen aber Goethe oft eine unwiderstehliche Wirkung einzuflößen gewußt hat, scheint der oben ausgesprochenen Ansicht zuwider zu laufen. Aber trotzdem muß ich auf dieselbe zurückkommen. Denn einerseits hat uns Goethe eine nicht unbeträchtliche Masse von Dichtungen geliefert, die sich des Reimes ganz und gar enthalten, z. B. die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme; die Episteln, Hermann und Dorothea, Reinecke Fuchs u. v. a., andererseits aber finden sich keine unter seinen Gedichten, in denen er um des harmonischen Elements willen das rhythmische geopfert hätte, selbst nicht in den altdeutschen Reimpaaren, die er zwar dem Hans Sachs nachgebildet, aber nicht so unrhythmisch wie dieser gebaut hat. Es gibt überhaupt wenige deutsche Dichter, deren Verse von rhythmischer Seite so wohlgebaut erscheinen, als die Goethe'schen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß sie den sogenannten metrischen Gesetzen am gewissenhaftesten entsprechen. Im Gegentheil, sie bleiben darin weit hinter den Versen anderer Dichter, z. B. Voß und Platen, zurück, und erlauben sich oft Freiheiten, die das strenge Gesetz nicht

gutheißen will. Aber eben in der Anwendung ſolcher Freiheiten zeigt Goethe, daß er der Meiſter des Rhythmus iſt, der ihn handhaben darf, wie er will, ohne ihm doch nur ein Pünktchen ſeiner Schönheit zu rauben. Selbſt ſeine Hexameter und Pentameter, wie ſie ſich z. B. in den römiſchen Elegien finden, obſchon ſie voll ſind von Trochäen, ſcheinbar willkürlichen Cäſuren und andern Abweichungen, leſen ſich weit gefälliger, ſchmeicheln ſich weit leichter und freundlicher dem Ohre ein, als die ſtreng abgemeſſenen Verſe von Voß und Platen. Und in den kleineren lyriſchen Gedichten, welche Wirkung machen da die kleinen Nachläßigkeiten, die er überall einmiſcht, und mit denen er den regelrechten Gang des zu Grunde liegenden Rhythmus zu verdunkeln weiß. In neueſter Zeit iſt ihm dies vielfach nachgemacht worden, aber nur ſelten mit Glück. Außer Heine weiß ich faſt Keinen, der ihm in dieſer Hinſicht die Spitze bieten dürfte. — Den Rhythmus rein zu erhalten, das iſt höchſtens eine Kunſt, ich meine, eine techniſche Fertigkeit. Um aber den Rhythmus zu variiren, zu modificiren, ſcheinbar umzuſtoßen und ſtets wieder herzuſtellen, ſo, daß er ſtets eine wohlthuende, gefällige, äſthetiſche Wirkung hervorbringe: dazu bedarf es des rhythmiſchen Talentes, gewiſſermaßen einer rhythmiſchen Inſpiration. Goethe hat dieſe unſtreitig beſeſſen, und wer nur darauf achten will, wird finden, daß der hauptſächlichſte Grund des höchſt angenehmen Eindrucks, den die Goethe'-

ſchen Gedichte auch in formeller, techniſcher Hinſicht machen, in dem grazieuſen, ungezwungen ſchwebenden Fortſchritt ſeiner Rhythmen zu ſuchen iſt.

Es iſt gar keiner Frage unterworfen, daß das rhythmiſche Element für den Versbau das unerläßlichere iſt, und daß in dieſer Beziehung Goethe wieder höher geſtellt werden muß als Tieck, zumal da Goethe auch das harmoniſche Element keineswegs vernachläſſigt hat, wenn er auch in dieſem nicht ganz mit Tieck wetteifern kann. Der Rhythmus iſt gleichſam die Geſtalt des Versförpers, das harmoniſche Element nur die Färbung, das Colorit. Wer aber auch noch ſo ſchöne Farben hat, und wenn er aus Milch und Blut, aus Roſen und Lilien zuſammengeronnen und zuſammengewoben wär, würde doch nicht für ſchön gelten können, ſobald er z. B. ſchief oder verwachſen wäre. Eine ſchöne Geſtalt bleibt aber auch ſchön, ſelbſt wenn die Farben an ſich unſchön ſind. Die bronzenen Statuen liefern den Beweis dafür. Die Schönheit der Farben iſt im Stande, die formelle Schönheit zu heben; aber ihre Unſchönheit vermag dieſelbe nicht aufzuheben, ſondern nur zu verdunkeln und weniger ſichtbar zu machen.

Wir dürfen nun unſere Betrachtung an die einzelnen Dichtungsgattungen anſchließen, in denen ſich beide Dichter verſucht haben. — Als Lyriker ſtehen ſie beide auf einer ſehr hohen Stufe. Von Goethe hat dies Keiner mehr anerkannt, als Tieck ſelbſt. Eine ſeiner Novellen, der Mond-

ſüchtige, geht eigends darauf aus, uns die überaus freundliche, liebliche Welt der Goethe'ſchen Lyrik aufzuſchließen. Trotzdem weicht Tieck wieder ſehr von Goethe ab, und ſeine Bewunderung hat ihn nicht zur Nachahmung fortgeriſſen.

Sie offenbaren Beide das, was man Kindlichkeit, Natürlichkeit, Naivität nennt. Aber ſie verfahren dabei auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. — Die Kinder, wie die Natur, haben ein doppeltes Beſtreben in ſich. Sobald ſich eine neue Idee, eine neue Vorſtellung oder Empfindung in ihnen regt, ſo ſuchen ſie dieſelbe, ſo gut es gehen will, auch äußerlich vor ſich hinzuſtellen; ſie haben ihr Vergnügen am Geſtalten, Schaffen, Bauen. Alles was ihnen vorkommt, muß ihnen dabei zu ihrem Zwecke dienen. Die nächſtliegenden Gegenſtände werden zu Hülfe genommen, und ſie ſtellen daraus ein Ganzes her. — Umgekehrt, wenn ſie ein Ganzes, Fertiges vor ſich haben, haben ſie ihre Luſt daran, es in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen. Sie wollen wiſſen, wie es inwendig ausſieht, auch wohl wie es klingt, riecht, ſchmeckt — und ſie zerſtören es, vernichten es, ja — eſſen es, wenn's möglich iſt, auf.

Dieſe beiden Neigungen zeigen ſich denn auch in der Naivität des lyriſchen Dichters. Einmal ſtrebt er, ſein Inneres durch ein Aeußeres darzuſtellen; ein ander Mal ſucht er das Aeußere in ſein Inneres aufzuheben. Die erſte Neigung iſt bei Goethe, die andere bei Tieck vorherrſchend.

Sobald Goethe irgend eine Regung in sich fühlt, treibt es ihn, dieselbe zu veranschaulichen. Die Natur, das bunte Leben um ihn liefern ihm dazu das Material. Er greift dabei in seiner Naivität zum ersten besten Stoffe, und seine kindliche Phantasie und Kunstfertigkeit weiß ihn mit wenigen Mitteln so zu gestalten, daß ein anderes naives Gemüth leicht heraus erkennt, was er damit sagen will, welche Vorstellung er damit auszudrücken sucht. Wie ein Kind auf dem Jordan'schen Bilde „die heimkehrenden Lotsen" aus einem Schuh, in den es einen Stock hineinstellt, sogleich ein Schiff macht, so weiß auch Goethe an einem zertretenen Veilchen, einem auf dem Berge stehenden Schäfer, an einem Rattenfänger, an dem Epiphaniasfeste die ansprechendsten Empfindungen und eyglichsten Vorstellungen auszudrücken.

Tieck dagegen geht meistentheils den umgekehrten Weg. Er strebt danach, wieder zu geben, wie sich die äußern Erscheinungen nach und nach in sein Inneres aufgelöst haben, wie sie dort nun als entbundene, aus dem Gefängniß der Materie freigelassene Psychen fröhlich flattern, und in einem eben so idealischen Blumendufte schwimmen. So wird auch die lyrische Welt Tieck's zu einer Elfen- und Feenwelt. Denn als Dichter kann er natürlich die reinen Empfindungen, die abstracten Vorstellungen nicht gebrauchen; er muß sie daher, nachdem er die Erscheinungswelt in sie aufgelöst hat, in sich selbst wieder aufs Neue gestalten, und da bleibt

ihm denn nichts übrig, als jene Geistergestalten, jene Elfen und Genien, deren Körper so zart und fein gewoben sind, daß sie nur als der abgezogene Aether der wirklichen Erscheinungswelt betrachtet werden können. Während Goethe den Körper gibt, und nur den Geist herausleuchten läßt, giebt Tieck den Geist, und hängt ihm nur, um unsern blöden Augen ein wenig zu Hülfe zu kommen, einen Körper um, der aber nicht allzuschwer sein darf, weil er sonst den zarten ätherischen Geist niederdrücken würde. In solcher Weise führt er uns den Frühling vor, die Liebe, die Musik, die Phantasie selbst. Seine Lyrik wird dadurch meist allegorisch. Die Welt der Anschauung hat sich ihm zu Begriffen aufgelöst, und den Begriff verdichtet er uns wieder zu allegorischen Bildern. Es regt sich also hier schon deutlicher die Tieck'sche Ironie — jedoch im weitesten Sinne des Worts, wie sie Solger, der Theoretiker der romantischen Schule, als Grundprinzip aller Kunst aufgestellt hat.

Aus diesen Grundzügen der Goethe'schen und Tieck'schen Lyrik lassen sich alle übrigen Nüancen entwickeln. Beide Wege führen zu besonderen Schönheiten, und sollte man sich für einen von beiden entscheiden, so möchte man sich wohl nicht sonderlich resolut beweisen und einen zweiten Herkules am Scheidewege abgeben. Insofern die Dichtkunst überhaupt, wie Tieck es selbst an verschiedenen Orten ausgesprochen hat, das Verdichten

zum Zweck hat und davon ihren Namen trägt, verdient unſtreitig Goethe's Art und Weiſe den Vorzug; inſofern aber die Lyrik insbeſondere auf Darſtellung der Gefühle und Empfindungen ausgeht, die wohl das luftigſte und duftigſte Kleid verlangen, wenn ſie nicht aus ihrer Sphäre geriſſen werden ſollen, möchte man ſich für Tieck erklären. Dort iſt Alles friſch, üppig, klar; hier Alles räthſelhaft, zwielichtsartig, geheimnißvoll. Dort wandelt man auf feſtem Boden; hier ſchweben und ſchwimmen wir, wir wiſſen ſelbſt nicht, worin und worauf. Dort iſt man ſich klar ſeines Zuſtandes bewußt, man weiß, warum und wie man ſich wohl fühlt; hier aber wird Einem gar wunderlich zu Sinn — wir haben keinen Namen dafür. Dort gehen wir mit offenen Augen über die offenen Wieſen, über freie Berghöhen und ſchauen weit in die weite Welt hinaus; hier träumen wir mit halbgeſchloſſenen Augen durch den Wald: Das Neigen der Zweige, das Flüſtern der Blätter, das Hin- und Herhüpfen der grünen Lichter, das Summen der Bienen, das Säuſeln in den Fichten — Alles das rieſelt am Ende wunderbar in einander und durch einander, wir ſind in einer anderen Welt, es übermannen uns Empfindungen, die mit keinen anderen zu vergleichen ſind.

Man ſieht, daß die Wahl eine ſehr qualvolle ſein würde. Die Erde iſt ſo ſchön, daß ſich keiner von ihr losreißen mag. Und vollends die Goethe'ſche Erde! —

Aber auch die Traumwelt iſt ſo ſchön und ſcheint, wie der Mond, oft ſo freundlich in das dunkle Leben — wer möchte ſie opfern wollen? — Und vollends die Tieck'ſche Traumwelt. — An jene feſſeln uns ſtarke, mächtige Banden, an dieſe zarte, unſichtbare Fäden. Aber dieſe Fäden ſind magiſcher Art und darum nicht ſchwächer als jene Banden; unſere Freiheit, wie unſer Glück beſteht nur darin, aus der einen Welt in die andere wechſelnd hin- und herzuſchwanken. Aber dennoch würd' ich mich im Nothfall an die Erde halten. Denn die Traumwelt iſt doch am Ende nur ihr magiſches Schattenſpiel, und Tieck kann uns in ſeinem Bereich keine Bilder vorführen, zu den wir nicht in der Goethe'ſchen Welt klarer und beſtimmter die Urbilder fänden. Was wir aber dabei einbüßen, kann ſich Jeder, wenigſtens für ſein eigenes Bedürfniß aus ſich ſelbſt erzeugen, und zwar leichter und befriedigender, als die objective Welt der Anſchauungen; dieß Hinzuthun aber aus der eignen Phantaſie, das die ausmalende Tieck'ſche Lyrik kaum noch erlaubt, muß in jedem productiveren Gemüthe dem Genuß der Goethe'ſchen Lieder noch einen neuen, ganz eigenthümlichen Reiz verleihen.

Leichter wird die Entſcheidung über die dramatiſchen Leiſtungen der beiden Dichter. Im Ernſten und Tragiſchen iſt ohne allen Zweifel das Uebergewicht auf Goethe's, im Heitern und Komiſchen

aber auf Tieck's Seite. Tieck hat unter seinen dramatischen Productionen verhältnißmäßig nur wenig Ernstes und noch weniger Tragisches geliefert; Goethe aber bietet zwar der Zahl nach fast eben so viele Lustspiele als Trauerspiele, allein in qualitativer Beziehung halten jene mit diesen gar keinen Vergleich aus.

Während uns Goethe im Götz, im Egmont, im Faust, in der Iphigenia, im Tasso, im Clavigo, in der Stella, in der natürlichen Tochter — die Fragmente des Elpenor, des Prometheus u. a. gar nicht gerechnet — eine nicht unbeträchtliche Reihe ernster, meist tragischer Dichtungen liefert, gibt uns Tieck deren nur wenige: die heilige Genovefa, Carl von Berneck und Alla Modin. Was sich sonst noch Ernstes und Tragisches bei ihm findet, ist in seine komischen Dichtungen verwebt und bildet dort nur ein untergeordnetes Element. Tieck besitzt für das ernste Drama nicht genug Resignation, nicht genug Selbstverleugnung. Er kann es nicht über sich gewinnen, eine Handlung mit der unerbittlichen Strenge und Unpartheilichkeit eines Sittenrichters zu verfolgen. Er ist zu menschlich, als daß er sich von dieser Seite als Gott, als höchste Instanz beweisen könnte; er ist zu mitfühlend, zu theilnehmend, als daß er ruhig und regungslos die sittliche Waage zu handhaben vermöchte. Da ihm nun die dramatische Form nicht erlaubt, diese seine Theilnahme als solche mit auszudrücken, so bleibt

ihm, da er ſich deſſen nicht ganz enthalten kann, kein anderer Weg übrig, als ſein Mitgefühl den Reden der handelnden Perſonen ſelbſt beizumiſchen, wodurch ſie natürlich einen großen Theil ihrer Gegenſtändlichkeit, Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit einbüßen, überdieß von dem Schauplatz der Handlung zu ſehr in das Bereich der Reflexion gezogen werden und im Ganzen mehr einen lyriſchen, als einen dramatiſchen Eindruck machen. Dieß gilt namentlich von der Genovefa, die ſich wenigſtens beim Leſen mehr wie eine organiſch-verbundene Reihenfolge lyriſcher Gedichte darſtellt, als daß ſie die Wirkung eines eigentlichen Drama's auf uns ausübte. Die dramatiſche Form erſcheint in derſelben eben nur als eine Form; die Handlung aber nicht als der Kern, zu welchem die Reflexion nur die Hülſe oder Schaale bildet, ſondern gleichſam als der unweſentliche Stern eines Knäuel's, um den ſich der Faden der Reflexion als Hauptſache dermaßen herumwickelt, daß von dem Sterne kaum noch etwas zu ſehen iſt. — Die beiden andern der genannten Dramen, Carl von Berneck und Alla Moddin, ſind zwar in ihrer Anlage wie in ihrer Ausführung dramatiſcher; allein ſie ſind an ſich von untergeordnetem Werthe. Tieck hat ſich hier durch ſein Mitgefühl zum entgegengeſetzten Fehler verführen laſſen, zur gewaltſamen Selbſtverleugnung. Es iſt dem Dichter gegangen, wie es den Frauen zu gehen pflegt. Sobald ſie ihr Mitgefühl in ſich

zum Schweigen gebracht haben, können sie sich nicht in der rechten Mitte der ruhigen Gerechtigkeit halten, sondern schlagen nach der andern Seite um, werden hart, ja grausam, und haben ihre Lust am Schrecklichen und Unnatürlichen. Ein weichherziger Richter wäscht am Ende, wie Pilatus, seine Hände in Unschuld, und läßt alsdann das Gräßlichste und Empörendste geschehen, wozu es ein minder weiches, aber gerechtes Gemüth nie würde kommen lassen.

Goethe's Tragik ist daher auf der einen Seite strenger, auf der andern Seite milder, als die Tieck'sche. Er ist streng genug, einen Fehltritt, ein Vergehen nach den unvermeidlichen Gesetzen der Natur, der Zeit, der Sitte, der Verhältnisse zu verfolgen und zu bestrafen; er entäußert sich seiner besondern Neigungen und sympathetischen Regungen und sucht auf keine Weise eine größere Theilnahme für sie zu erwecken, als sie ihm zu verdienen scheinen. Oft ist der Fehler, um den er seinen Helden untergehen läßt, von rein-moralischer Seite betrachtet, nur ein geringer. Allein weil er als ein sehr bedeutender Widerspruch gegen die herrschenden Verhältnisse erscheint, weil er sich als eine Opposition gegen das Ueberwiegende kund gibt, so erläßt er ihm die natürliche Folge nicht, er spricht sein Urtheil ruhig, aber nicht, wie es Manchem erscheinen will, kalt aus, sondern weiß selbst in die Strafe eine gewisse Milde zu legen, sie als eine Reinigung, Sühnung, Ka-

tharsis darzustellen und hinter derselben die Aussicht in freundlichere Regionen zu eröffnen. So muß Göz untergehen, weil er den nothwendigen Fortschritt der Zeit aufzuhalten sucht. Aber weil sein Vergehen nicht in der moralischen Bosheit, sondern bloß in einer irrthümlichen Tendenz wurzelt, so hat sein Tod wohl etwas tief Ergreifendes und Erschütterndes, aber weder etwas weichlich Rührendes, noch grausam Zerreißendes. Eben so ist es mit Egmont und Faust und den meisten seiner übrigen Tragödien. Ja oft erscheint die Milde in seinen tragischen Endurtheilen als so vorherrschend, daß Viele das Tragische darin gar nicht einsehen. So in Tasso und in der natürlichen Tochter. Weil in diesen beiden Tragödien der Held und die Heldin ihre Vergehen nicht gerade mit dem Leben büßen, umgekehrt aber auch keine glückliche Wendung erfolgt: so will es Manchem erscheinen, als ob diesen Dichtungen ganz und gar der Schluß fehle. Als ob nicht das Zerschellen der ganzen Eigenthümlichkeit, die völlige Zersplitterung aller bisherigen Hoffnungen, Wünsche und Neigungen in dem Momente, wo der Held selbst an der Rückkehr irgend eines Glücks, irgend einer Lebensfreude verzweifelt, mit eben so vielem Rechte als ein Absterben, als ein Untergang betrachtet werden müßte, wie der Tod selbst, und als ob das hinter diesem Momente der Verzweiflung liegende Leben irgend anders aufzufassen wäre, als das zu hoffende jenseitige Leben hinter dem Tode. Die Strafe

an ſich bleibt alſo eben ſo ſtreng und ungemodelt; aber ſie macht einen milderen Eindruck, weil ſie uns nicht bloß als Strafe, ſondern zugleich als eine Buße, als eine Art Fegefeuer erſcheint, hinter dem ſich die Pforten eines neuen Glücks, eines neuen Lebens, ſei es in dieſer oder der jenſeitigen Welt, aufzuſchließen vermögen.

Während ſich Goethe, von dieſer Seite betrachtet, glücklich zwiſchen der Scylla und Charybdis der Tragödie, ich meine den Strudel der allzubewegten Weichheit und den Felſen der gar zu gefühlloſen Härte, hindurch gewunden hat, ſcheint er von einer andern Seite manche dramatiſche Mängel mit Tieck zu theilen. Unter dieſen iſt namentlich die, an Tieck ſchon oben gerügte, Eigenheit zu erwähnen, daß er häufig durch eine zu lang ausgeſponnene Reflexion den Fortgang der Handlung unterbricht und dadurch das eigentlich dramatiſche Intereſſe ſchwächt oder verdunkelt. Wenn wir Göz und den erſten Theil des Fauſt ausnehmen, ſo möchte wohl keins der übrigen Stücke von dieſem Fehler ganz frei zu ſprechen ſein. Aber trotz dem tritt bei Goethe dieſer Auswuchs bei Weitem nicht in ſolcher Ausdehnung und nicht auf ſo auffallende Weiſe als bei Tieck hervor. Seine Reflexionen haben wenigſtens eine mehr dramatiſche Form, und was noch wichtiger iſt, einen dem Drama angemeſſeneren Inhalt. Goethe hält ſich vorzugsweiſe bei Entwicklung der Motive auf, während Tieck mehr darauf ausgeht, die Empfindungen über das bereits Ge-

ſchehene auszudrücken. Daher können die Goethe'ſchen Reflexionen nicht ſo rein lyriſch ſein, weil ſie wenigſtens nach einer Handlung hinſtreben. Sein Fehler iſt nur der, daß er nicht ſeine Motive ſelbſt wieder zu Handlungen verkörpert hat und daß ſie zuweilen in der Form der Reflexionen zu abſtract, zu ſententiös erſcheinen.

Es ließe ſich hier noch Vieles ſagen, auch namentlich Manches zu Gunſten Tieck's im Gegenſatz zu Goethe; allein da wir hierbei zu ſehr ins Einzelne eingehen müßten, ſo werden wir uns deſſen in dieſem allgemeinen Aufſatze enthalten und daher unſere Aufmerkſamkeit unmittelbar auf die komiſchen Leiſtungen der beiden Dichter richten.

Wir haben ſchon oben unſer Urtheil ausgeſprochen. Es iſt auffallend, wie weit Goethe in dieſer Sphäre hinter ſeinen übrigen Productionen zurückbleibt und wie hoch er in dieſer Hinſicht überragt wird. Es iſt bei Goethe um ſo befremdender, da er im Lyriſchen eben ſo viel Neigung als Talent für das Heitere und Scherzhafte, wie auch für das wirklich Komiſche an den Tag legt, und da er ſelbſt in ſeine ernſteren Dichtungen viele komiſche Züge und Nebenhandlungen verwebt hat. Wie wir von Tieck hätten ſagen können, daß ſeine beſten tragiſchen Stellen in ſeinen komiſchen Dichtungen z. B. dem Kaiſer Octavian, zerſtreut liegen, ſo dürfen wir auch von Goethe behaupten, daß ſeine beſten komiſchen Stellen in ſeinen Tragödien aufgeſucht werden

müssen z. B. die Scene vor dem Thore und in Auerbachs Keller im Faust, die Bürgerscenen im Egmont und gar manche lustige Stelle im Götz. Wagner und Jetter gehören unstreitig zu seinen gelungensten komischen Figuren. Sobald er aber ein komisches Ganze liefern will, scheinen seine Kräfte nicht auszureichen oder er hat nicht Originalität und Kühnheit genug, sich von manchen beengenden Schranken und Gewohnheiten loszureißen.

Unter der ziemlich bedeutenden Anzahl seiner Lustspiele befinden sich doch nur sehr wenige, die man noch mit wahrhaftem Ergötzen zu lesen vermöchte. Dies sind die kleinen Fastnachtsspiele, der Triumph der Empfindsamkeit und die Nachbildung der Aristophanischen Vögel; vielleicht auch noch Jery und Bätely. Alle übrigen, wenn auch im Einzelnen oft Vorzügliches leistend, tragen doch im Ganzen gar zu sehr den Stempel einer früheren Zeit, eines veralteten Geschmacks, sie erheben sich selten über das Gewöhnliche und sind, von dem jetzigen Standpunkte aus betrachtet, kaum noch genießbar.

Wie ganz anders verhält es sich mit den Tieck'schen Lustspielen. Denn obschon diese ihrem Alter nach ebenfalls noch in das vorige Jahrhundert fallen, und noch dazu Interessen der damaligen Zeit behandeln, treten sie uns noch jetzt mit einer kecken Frische und Jugendlichkeit entgegen, als ob sie erst kürzlich geschrieben wären. Während mir die meisten der Goethe'schen Lustspiele kaum einmal durchzulesen ver-

mögen, kehren wir zu dieſen wieder und immer wieder zurück, und tragen ſtets denſelben ungeſchwächten Genuß davon. Der geſtiefelte Kater, der Prinz Zerbino, der kleine Däumling, und vor Allem die verkehrte Welt ſind ganz unſtreitig die ergötzlichſten Ausbrüche der Luſt und Laune, die wir in der deutſchen Literatur haben, und wenn ich die komiſchen Dichtungen Shakſpeare's ausnehme, ſo wüßte ich nicht, welche andere Nation etwas Aehnliches aufzuweiſen hätte. Es entfalten ſich darin alle möglichen Talente, die nur zur Erzeugung komiſcher Effecte nothwendig ſind: Heiterkeit und Harmloſigkeit, Neckerei und Uebermuth, Witz und Ironie, Laune und Humor, komiſche Charakterzeichnung und Erfindung komiſcher Situationen. Es kann keine ergötzlichere Figur geben, als den Skaramuz in der verkehrten Welt, der den Parnaß urbar machen will. Ein lächerlicher Zug, ein lächerlicher Gedanke jagt den andern, immer neu, immer natürlich und ungezwungen, nach allen Seiten überſprudelnd, und bei aller ſcheinbaren Willkür doch nie die Einheit aus dem Auge verlierend. Alle übrigen Figuren gruppiren ſich leicht und ebenfalls lächerlich um ihn herum. Der cultivirte Parnaß erſcheint wie ein komiſcher Magnetberg, der allen Schiffen, die ſich in ſeine Nähe wagen, die komiſchen Nägel und Klammern auszieht und ſie zwingt, ſich um ihn herum zu placiren, und dadurch ſeine magnetiſche Kraft noch zu vergrößern. Unter der faſt unzähligen Maſſe ſeiner übrigen komiſchen Figuren nenne ich nur im

Prinz Zerbino außer dem Prinzen ſelbſt den König Gottlieb und ſeinen tiefſinnigen Vater, den Kunſtrichter Neſtor, den Polykomikus, den allegoriſchen Schmidt und den poetiſchen Müller; im Blaubart den Rathgeber; im kleinen Däumling den fahrenden Poeten Perſiconie, den Botaniker Alfred und den köſtlichen Hofrath Semmelziege; im Fortunat außer den Hauptperſonen den gehörnten Hofſtaat, und im Kaiſer Octavian den Narren, den Bauer Hornvilla und den faſt unübertrefflichen alten Clemens. Im geſtiefelten Kater iſt keine einzige Figur, welche nicht durch und durch lächerlich wäre, und jede auf ihre eigene Manier. Alle einzelnen Beziehungen und Verwicklungen, alle beſonderen Punkte ſind komiſch, und eben ſo das Ganze als Ganzes. Denn der eigentlich ſtoffliche Inhalt iſt am Ende Nichts; es platzt zuletzt Alles, wie eine bunte, ſchillernde Seifenblaſe auseinander, und wir ſehen ſie mit Luſt zerplatzen, weil kein wichtigeres Intereſſe erregt war, und alſo auch keins im Zerplatzen zerſtört werden konnte.

Das iſt eben der Fehler Goethe's und der meiſten Luſtſpieldichter, daß ſie ihren Luſtſpielen einen zu materiellen Gehalt geben, der die Theilnahme für ſich in Anſpruch nimmt, und dadurch den komiſchen Abſchluß unmöglich macht. Das Luſtſpiel darf nicht poſitiv ſchließen, ſo wenig als das Trauerſpiel. Denn wird die Theilnahme am Ende befriedigt, ſo kann es nicht mehr lächerlich wirken, weil jede komiſche Wirkung einen ungelöſten Widerſpruch

voraussetzt. Sobald aber im Stücke selbst für irgend einen bedeutenden Gegenstand eine Theilnahme erweckt ist, kann die endliche Vernichtung und Zerstörung nur tragisch wirken, und das Stück bleibt alsdann kein Lustspiel mehr. — Das hat auch schon Shakespeare richtig gefühlt, obschon er sich des Inhalts noch nicht so ganz entäußert hat, als Tieck. Fast alle seine komischen Figuren erwecken keine Theilnahme an ihrem Schicksal. Sobald wir ihnen die Lächerlichkeit abziehen, sind sie nichts für uns, sie wirken also rein-komisch. Ich erinnere nur an Fallstaff, Lanzelot, Zettel, Andreas Fiberwang, Malvolio, Armado, Probierstein und Holzapfel. Aus demselben Grunde stehen seine komischen Scenen fast stets in so lockerem, losem Zusammenhange mit der eigentlichen Handlung, weil er durch jede engere Verwebung mit derselben ihre komische Kraft geschwächt haben würde. Was dagegen die Haupthandlung selbst betrifft, so hat ihm diese, eben weil sie eine zu ernste Theilnahme erweckte, nicht selten beim Schlusse zu schaffen gemacht, und daher kommt es, daß uns mehrere seiner Schlüsse im Gegensatz zu den früheren Partien als minder ergötzlich erscheinen, z. B. in „Wie es euch gefällt" und dem sonst unvergleichlichen „heiligen Dreikönigsabend." Je lustiger und flüchtiger die Handlung ist, um so leichter fügt sich das Ende an, z. B. in „Liebes-Leid und Lust" und dem „Sommernachtstraum."

Auch unter Tieck's dramatischen Dichtungen, welche ge-

wöhnlich als Luſtſpiele betrachtet werden, finden ſich einige, worin er dem Stoff zu viel Bedeutung verliehen, z. B. Blaubart und der Kaiſer Octavian. So ſchön und einzig in ſeiner Art das letztere Stück iſt, ſo voll von komiſchen Scenen und Perſonen: ſo macht es doch im Ganzen nicht den Eindruck eines eigentlichen Luſtſpiels. Es iſt ein romantiſches Drama mit befriedigendem Schluß, in ſeiner Entwickelung bald komiſch, bald tragiſch, bald rein-ſchön — nur daß das komiſche Element mit beſonderer Vorliebe behandelt und etwas ſtärker hervorgehoben iſt.

Mit demſelben Maaßſtabe gemeſſen, erſcheinen aber faſt ſämmtliche Luſtſpiele Goethe's als unzulänglich und fallen *als ſolche* über den Haufen; ſie erſcheinen nur als kleinere Dramen der Mittelgattung, die nicht einmal in ihrer Entwicklung einen höheren Grad komiſcher Kraft an den Tag legen. Selbſt die *Sprache* Goethe's iſt für das Luſtſpiel weniger geeignet: zu feſt und abgeſchloſſen, nicht locker und vielbeutſam genug. Sie geht zu ſehr auf den Ausdruck der *Gedanken*, und bewegt ſich nicht genug in ihrer eignen Sphäre. — Was aber Goethe bei ſeinen komiſchen Schöpfungen am meiſten im Wege ſteht, iſt ſeine objective Richtung, ſeine Hochſchätzung der Wirklichkeit. Wer, wie er, in dem Beſtehenden ſtets das Wahre, Rechte und Schöne zu erkennen im Stande iſt; wer ſich, wie wir uns eben ausdrückten, in die Wirklichkeit verliebt hat: vermag nicht, ſie mit einer gewiſſen Rückſichtsloſigkeit dem Gelächter

preiszugeben. Er opfert höchſtens, was ſich ihm als bloßer Schein, als ein leeres Trugbild der Wirklichkeit darſtellt, fühlt ſich aber verpflichtet, dieſem Negativen ein Weſentliches, Reales gegenüberzuſtellen, und dieſes von jener Zerbrechlichkeit und Nichtigkeit auszunehmen. Aber eben dieſe Einmiſchung eines Bleibenden und Beharrlichen, dieſe Reſervirung des Wahren und Rechten zerſtört die komiſche Wirkung und führt uns, wenn wir uns eben an der reinen Thorheit, an den Widerſprüchen und Albernheiten des Lebens zu ergötzen gedenken, auf ziemlich unerfreuliche und hofmeiſterliche Weiſe in den Ernſt und die Bedeutſamkeit des Lebens zurück, wie ein Kind vom Tummelplatz in die Schulſtube.

Es ſoll hiermit keineswegs geſagt ſein, als ob etwa dem Komiſchen und Lächerlichen gar keine tiefere Bedeutung unterliegen dürfe. Im Gegentheil, es iſt dies durchaus nothwendig, wenn es nicht ganz und gar zu Nichts zerfallen ſoll. Die Kunſt des Komikers ſoll aber eben darin beſtehen, das Nichts ſelbſt zu einem Etwas herzuſtellen, im kindiſchen Spiele den Ernſt, im Unſinne den Sinn, im Unverſtande die Idee nachzuweiſen und herausfühlen zu laſſen. Er ſoll auch hier wieder den Schöpfer im Kleinen ſpielen, d. h. aus Nichts eine Welt ſchaffen. Wer aber, wie Goethe, das Nichts als Nichts darſtellt und ihm ein Etwas gegenüberſtellt, wodurch ſeine Nichtigkeit noch mehr hervorgehoben wird: der darf ſich blos von dem eingemiſchten poſitiven

Gehalt eine äſthetiſche Wirkung verſprechen; dieſe kann aber ihrem Weſen nach keine komiſche ſein, und wird daher in ſich ſelbſt zuſammen fallen oder wenigſtens höchſt nüchtern erſcheinen, ſobald wir auf eine komiſche Erregung geſpannt geweſen ſind.

Tieck dagegen hat das Weſen und die eigentliche Tendenz des Komiſchen durchaus richtig erfaßt und in ſeinen Dichtungen verkörpert. Alle ſeine Luſtſpiele, die wir oben als ſolche bezeichnet haben, verbinden mit der Nichtigkeit ihrer äußeren Erſcheinung eine tiefere Idee, die mitten aus der Tollheit und Albernheit herausklingt, wie die weiſen Sprüche aus dem Munde eines Narren. Dies iſt die wahre, ächte Komik: denn gerade die Unvollkommenheit der äußeren Erſcheinung iſt es, die zufolge eines allgemeinen Naturgeſetzes den Gegenſatz hervorruft, wie die Syſtole die Diaſtole. Sie erweckt eben in uns die Idee der Vollkommenheit, und wir fühlen im ungeſchmälerten Selbſtgefühl, daß im Unvollkommenſten gerade das Vollkommenſte verſteckt gelegen habe.

Wenn ich bisher nur die Vorzüge der Tieck'ſchen Komik hervorgehoben habe, möge man nicht glauben, daß ich blind ſei für ihre Mängel. Mängel iſt nur nicht der richtige Ausdruck. Vielmehr leidet Tieck in dieſer, wie in anderen Beziehungen, an Ueberfüllung, Vollblütigkeit, und ſobald daher die komiſche Ader einmal ſprudelt, hört ſie ſobald nicht wieder auf, und er gibt uns in

der Regel mehr, als wir auf einmal vertragen können. Die komiſche Wirkung iſt in ihrer Entſtehung eine momentane, d. h. ſie geht ſtets von einem einzelnen Punkte aus, und wenn ſie daher fortdauern ſoll, müſſen immer neue komiſche Momente eintreten. Dieſe Art der Affection iſt aber viel angreifender und erſchlaffender, als eine in ſich ſelbſt zuſammenhängende, und wir ſind daher nicht im Stande, uns eben ſo lange zum Lachen reizen zu laſſen, als wir uns z. B. tragiſchen Empfindungen hinzugeben vermögen. Daher bedarf der komiſche Dichter mehr als der tragiſche einer Abgränzung. An dieſer aber hat es Tieck fehlen laſſen, und daher kommt es, daß wir ſeiner Laune nicht bis zum Schluß mit gleicher Empfänglichkeit folgen können, und daß uns wohl gegen das Ende Manches als matt erſcheint, was, wenn es zu Anfange gegeben wäre, ſeine Wirkung nicht verfehlt haben würde. Wir haben nicht Kraft genug, uns — wie es z. B. in Prinz Zerbino geſchieht — ſechs lange Acte hindurch kitzeln zu laſſen. Die Nerven verlieren zuletzt ihre Elaſticität und Reactionskraft, und damit geht auch die Ergötzlichkeit des Kitzels verloren. Ueberdies läßt ſich nicht läugnen, daß auch die komiſche Kraft des Dichters ſelbſt gerade am Schluß weniger friſch iſt, als in den früheren Partien, und daß er zuweilen den rechten Punkt verfehlt, der für den Schluß am günſtigſten geweſen wäre. So hätte z. B. der geſtiefelte Kater mit dem Herausrufen der Decoration geſchloſſen werden ſollen,

da alles Folgende dem Leſer kaum noch ein Lächeln abgewinnt.

Faſſen wir hiernach das Urtheil über die dramatiſchen Leiſtungen Goethe's und Tieck's zuſammen, ſo müſſen wir ſagen, daß ſie in den beiden Hauptrichtungen incommenſurable Größen ſind. Tieck iſt mit Goethe im Tragiſchen, und Goethe mit Tieck im Komiſchen nicht zu vergleichen. Betrachten wir dagegen die dramatiſche Poeſie nach ihrem allgemeinen Zweck: von der Bühne herab dargeſtellt zu werden, ſo müſſen wir die Goethe'ſchen Dramen für zweckmäßiger erklären. Zwar iſt auch in ihnen der Bühneneffect nicht ſelten vernachläßigt, und der Fortgang iſt oft mehr ein innerer, als äußerlich darſtellbarer; allein es möchte nicht leicht ein Dichter in dieſer Beziehung ſo willkürlich gehandelt haben, als Tieck: da unter ſeinen Stücken faſt kein einziges iſt, das nicht der Bühnendirection faſt unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte. Es iſt dies um ſo mehr zu beklagen, da ſeine Luſtſpiele nicht nur voll ſind von komiſchen Einfällen, ſondern auch eine faſt ununterbrochene Reihe komiſcher Handlungen und Situationen darbieten. Man denke nur an die eine, wo der alte Clemens und ſein ſchwächlicher Sohn Claudius das eingeroſtete Schwert aus der Scheide zu ziehen ſuchen, und man wird zugeben, daß dies eine Scene von der beſten theatraliſchen Wirkung iſt. Dergleichen finden ſich aber in ſeinen Stücken ſehr viele, und wir müſſen daher wie-

der zu seiner Rechtfertigung sagen, daß die Hindernisse, welche ihn als Bühnendichter weniger haben hervortreten lassen, mehr äußerliche als innerliche sind — eine Entschuldigung, die sich bei den Goethe'schen Stücken höchstens für den Faust möchte aufführen lassen.

Trotz allem dem wird sich kaum Jemand finden, der die dramatischen Leistungen Goethe's nicht höher anschlüge, als die Leistungen Tieck's. Woher kommt das? — Weil man gewohnt ist, den Tragiker höher zu stellen, als den Komiker; weil bei der Tragödie der schwere, gewichtige Inhalt mit in die Wagschaale gelegt wird, gegen den sich freilich der leichte, flüchtige Stoff der Komödie nicht halten kann. Aber man thut, wie mir scheinen will, hieran sehr Unrecht. Der Stoff kann für Bestimmung des künstlerischen Werthes durchaus nicht den Ausschlag geben; eine vortreffliche Tragödie ist als Kunstwerk nicht höher zu schätzen, als ein gleich vortreffliches Lustspiel, und die bisherige Erfahrung hat bewiesen, daß die Schwierigkeit auf dieser Seite wohl noch größer ist, als auf jener. Aber darin liegt freilich wiederum eine Rechtfertigung der allgemeinen Ansicht. Weil wir noch kein Lustspiel besitzen, das dem Ideal so nahe gekommen wäre, als manche Tragödie: so können wir auch die besten der vorhandenen Lustspiele noch nicht den besten der vorhandenen Tragödien gleichstellen, und, von dieser Seite aus betrachtet, müssen wir auch zugestehen, daß die Tieck'schen Lustspiele als Lustspiele

immer noch nicht in dem Grade den höchſten äſthetiſchen Anforderungen entſprechen, als z. B. der erſte Theil des Goethe'ſchen Fauſt als Trauerſpiel. Ja, wenn auch in Göz, Iphigenia, Taſſo die tragiſche Wirkung nicht größer iſt, als in den Tieck'ſchen Komödien die komiſche, ſo ſtehen ſie doch wenigſtens in formeller Hinſicht als claſſiſcher und künſtleriſch-abgerundeter vor uns da, und wir müſſen daher auch ihnen vom allgemeinſten Standpunkte aus den Vorzug geben.

Es bleibt uns nun noch die Beleuchtung der epiſchen Poeſie übrig. Ein eigentliches Epos, im engeren Sinne des Worts, hat Tieck, ſo viel mir bekannt, nicht geliefert, und der Dichter von Hermann und Dorothea hat daher in dieſem Zweige keinen Nebenbuhler an ihm. Natürlich erhöht dieſer gänzliche Mangel auf Tieck's Seite das Gewicht des Goethe'ſchen Werks, das aber auch an und für ſich betrachtet ſo bedeutend daſteht, daß es Tieck ſchwer geworden ſein möchte, etwas Aequivalentes dagegen zu liefern.

Um ſo mehr eivaliſiren ſie dagegen in der Novellenliteratur, worunter ich hier, ohne die Begriffe zu urgiren, auch die Romane, Mährchen und kleineren Erzählungen verſtanden zu wiſſen wünſche. Ueber den Werth einer Novelle herrſchen ſelbſt unter den Kritikern ſehr verſchiedene Anſichten. Einige meſſen ihn nach der Neuheit und dem Reiz der erzählten Begebenheiten, andere nach der Trefflichkeit

der Charakterſchilderungen, und wieder andere nach der Maſſe und Beſchaffenheit der darin niedergelegten Gedanken. Eine vierte Klaſſe beurtheilt ihn nach den moraliſchen Geſinnungen, die ſich darin ausſprechen, und eine fünfte endlich nach der künſtleriſchen Verbindung zu einem Ganzen. Wir ſind der Meinung, daß alle dieſe Puncte Berückſichtigung verdienen, und wenden daher unſere Aufmerkſamkeit zunächſt auf den erſten, nämlich auf das Intereſſe und die Spannungskraft der uns von Goethe und Tieck erzählten Begebenheiten.

Hier müſſen wir ſogleich von vorn herein ſagen, daß dies nicht diejenige Seite iſt, von welcher die beiden Dichter gerade am glänzendſten erſcheinen. Wenigſtens bleiben ſie in dieſer Beziehung weit hinter andern Novelliſten und Romanſchreibern zurück, und haben daher auch unter demjenigen Theile des Publikums, dem als die Hauptſache die eigentliche Geſchichte oder Erzählung gilt, weniger Anklang gefunden. Sie werden hierin nicht nur von Schriftſtellern wie Scott, Cooper, Bulwer übertroffen, ſondern auch Leute wie Spindler, Schwab, van der Velde, ja ſelbſt Tromlitz, Clauren u. ſ. w. haben ihnen in dieſer Hinſicht den Vorſprung abgewonnen. Es iſt dies in allem Ernſte geſagt. Denken wir uns z. B. Goethe's oder Tieck's Novellen von den mancherlei anderen Vorzügen entkleidet, ſo daß ſie etwa in dieſer Rückſicht mit den Werken der ſogenannten Volksſchriften auf gleicher Stufe ſtänden: ſo müſ-

ſen wir zugeſtehen, daß der zurückbleibende Nebenſatz, das Reſiduum der bloßen Ereigniſſe und Begebenheiten dürftiger und magerer erſcheinen würde, als in den Compoſitionen jener Schriftſteller. Hätte ein Tremſig nicht mehr und corpulentere Begebenheiten geliefert, als z. B. die ſind, welche das hiſtoriſche Gerippe der Wahlverwandtſchaften oder des jungen Tiſchlermeiſters bilden: ſo bin ich feſt überzeugt, daß er nicht halb ſo hoch in der Gunſt ſeines Publikums geſtiegen wäre, und ſelbſt der Kritiker würde ihm nicht einmal den Platz anweiſen können, den er ihm ſo vielleicht zugeſteht. Denn daß uns auch die kleineren Ereigniſſe in jenen Novellen als bedeutend erſcheinen, darf uns nicht irre machen: da bist mehr durch die kunſtvolle Verwebung und Entwicklung, als durch anderweitige Vorzüge herbeigeführt iſt.

Wäre nun anzunehmen, daß dieſer Mangel, den wir im Allgemeinen nicht abläugnen können, die Folge wirklicher Unfähigkeit oder Impotenz ſei: ſo müßten wir beiden Dichtern einen gegründeten Vorwurf daraus machen. Allein nichts mag verkehrter, als dieſe Annahme, da ſie wenigſtens in einzelnen Fällen genugſam ihre Erfindungskraft auch in dieſer Sphäre bewieſen haben. Jener Mangel erſcheint daher auch gar nicht mehr als ein Mangel, ſondern als ein Act der Mäßigung, der Enthaltſamkeit, der künſtleriſchen Selbſtbezwingung. Wer feines Garn ſpinnt, conſumirt eine geringere Quantität Flachs, nicht aus Armuth oder

weil er weniger Fleiſchwerdth hätte, ſondern eſt gerade weil er reicher iſt und feinere Gewebe damit zu weben gedenkt. Wir dürfen alſo, wenn wir auf die Abwägung unſerer Dichter zurückkommen, unſere Frage nicht ſo ſtellen: wer von Beiden zeichnet ſich durch den größeren Reichthum an Begebenheiten aus, ſondern vielmehr ſo: wer legt durch die Beſchaffenheit ſeiner Erzählungen klarer und beſtimmter an den Tag, daß die etwaige Dürftigkeit des äußeren Stoffs nur die Folge einer ſelbſtbewußten und beabſichtigten Mäßigung ſei, daß er aber, wenn er wolle und es für angemeſſen halte, auch in dieſer Hinſicht etwas Augenfälligeres und Gedrungeneres liefern könne?

Die Mäßigung geht immer vom Verſtande aus. Da wir nun ſchon im Frühern Goethen eine größere Ruhe des Verſtandes, Tieken aber mehr Gemüthsruhe haben zuſchreiben müſſen, ſo werden wir auch hier im Voraus annehmen dürfen, daß in Goethe die Kraft der Mäßigung ſtärker ſei, als in Tieck. Dies zeigt ſich denn auch in ihren Werken. Ueberall erkennt man bei Goethe, wie er ſtets mit Abſicht die ſtärkeren, handgreiflicheren Effecte vermeidet oder zurückdrängt, wie nahe ſie ihm auch gelegen haben mögen. Er weiß: ſobald man das materiale Intereſſe allzuſehr anſchwellen läßt, ſo wird es gleichſam monſtrös, und verſchlingt alles Feinere und Geiſtigere. Daher führt er uns höchſtens einmal an den Rand eines Abgrunds, lenkt dann aber ſehr bald wieder ab, und bringt uns auf

Wege, die uns ruhiger und ungestörter die Schönheit der Gegenden zu genießen erlauben. Wie nahe lag z. B. in Wilhelm Meister eine stofflichere Entwicklung der Verkleidungsscene im Zimmer des Grafen; mit ihr geht aber Goethe darum, theils um sich nicht von seinem Zwecke abbringen zu lassen, theils, um eben statt der stoffreicheren eine geistreichere Entwicklung zu geben. Eben so ist es mit der Scene im Walde, wo Natalie zum ersten Mal auftritt, welche vielleicht von allen Situationen, die er in seinen Novellen schildert, in stofflicher Beziehung die spannendste ist. Auch sie erscheint nur als ein romantisches Intermezzo, aus dem er sogleich wieder in die Entfaltung des Kunstlebens einlenkt. Man denke an manche Stelle in den Wahlverwandtschaften und namentlich auch in der kleineren Erzählung, die er vorzugsweise „die Novelle" genannt hat, an jene Scene, wo die Züchlin in Gefahr ist, von dem entsprungenen Löwen überfallen zu werden: und man wird überall fühlen und zugestehen müssen, daß es nur Moderation, nicht aber Unvermögen gewesen ist, was ihn von einer weitern Verfolgung spannender Situationen abgehalten hat.

Nicht ganz so klar tritt dies bei Tieck hervor. Wie sich dieser überhaupt mehr gehen läßt, so gibt er sich auch, wenn er einmal in diese Sphäre gerathen ist, mehr als Goethe der Ausführung und Fortspinnung historischer Interessen hin. Manche seiner Novellen, z. B. der griechische

Kaiser, zeigt sogar sehr deutlich das Bestreben, eine Spannung in Betreff des weiteren Verlaufs der Erzählung zu erregen, und andere, z. B. der Auftritt in den Cevennen, der Hexensabbath, William Lovell, der Jahrmarkt u. s. w. sind wenigstens viel reicher an ähnlichen Momenten, als die Goethe'schen Dichtungen. Wenn dieß auf der einen Seite einen Beweis dafür gibt, daß er wohl im Stande ist, solche allgemein-wirksameren Verflechtungen zu erfinden, so will es doch auf der anderen Seite, sobald er nichts dergleichen bietet, erscheinen, als ob er es weniger aus künstlerischer Enthaltsamkeit, als aus Nachgiebigkeit gegen anderweitige und stärkere Neigungen unterlassen habe. Man ist aber alsdann auch geneigt anzunehmen, daß ihm in solchen Fällen wirklich weniger Stoff zu Gebote gestanden habe, weil nämlich eine allzu überwiegende Richtung nach einer Seite hin die übrigen Kräfte in Unthätigkeit versetzt. Auch sieht man da, wo sich einmal keine stoffliche Spannung bei ihm findet, weit seltener die naheliegendern Möglichkeiten an; aber wenn auch dieselbe dagewesen sein sollte, so scheint es doch, als ob gerade Dieß dieselbe nicht bemerkt habe. Trotzdem, wenn man die fast unübersehbare Reihe seiner älteren und neueren Novellen überdenkt, in denen jene doch wenigstens einige stoffliche Interessen angeregt sind, so muß man ihm auch in dieser Beziehung eine höchst bedeutende Erfindungskraft zugestehen, und man kann nur sagen, daß er in der Anwendung und Ab-

leitung derſelben weniger Gleichmäßigkeit und künſtleriſche Beherrſchung als Goethe an den Tag gelegt habe.

Weit weſentlicher gehen die Dichter auseinander in Erfindung der Charaktere und Perſönlichkeiten. Beide zwar halten ſich fern von dem Typus der ordinären Alltagsmenſchen auf der einen, und den leeren Abſtractionen und Begriffsweſen auf der andern Seite. Beide liefern uns wirkliche Perſonen, Individualitäten, von beſtimmten charakteriſtiſchen Umriſſen. Aber Goethe's Charaktere haben mehr Lebenswahrheit, die Tieck'ſchen mehr Originalität. Die Goethe'ſchen Figuren haben ein kräftigeres Gerippe, die Tieck'ſchen mehr Fleiſch; jene machen mehr den Eindruck von Statuen, dieſe den Eindruck von Gemälden; jene ſind mit ihrer Individualität und Unverkennbarkeit in ihrem Gefüge normaler, in ihren Verhältniſſen weniger vom allgemeinen Grundgeſetz abweichend; dieſe haben manchmal Auswüchſe, Mattermale, Abſonderlichkeiten. Kämen wir in einer Geſellſchaft mit Goethe'ſchen Perſonen in Berührung, ſo würden ſie zwar einen beſtimmtern Eindruck auf uns machen, ſie würden ſich nicht unter der Maſſe unbemerkt und unbeachtet verlieren, allein ſie würden uns auch nicht gerade als auffallend und beſonders merkwürdig erſcheinen, ſie würden nicht unſer Intereſſe in ſo hohem Grade in Anſpruch nehmen, als es geſchieht, nachdem ſie uns der Dichter in intereſſantern Beziehungen vorgeführt und uns tiefere Blicke in ihr Weſen er-

öffnet hat. Die meisten der Tieck'schen Figuren dagegen würden sich uns auch bei einem zufälligen Zusammentreffen im Leben sogleich als Sonderlinge ankündigen, als Leute, mit denen die Mehrzahl der Menschen nichts anzufangen, nicht fertig zu werden wüßte, die aber gerade dadurch für interessant gelten und mit einem Worte als wunderliche Käuze bezeichnet werden würden. Ich habe diese allzu prävalirende Vorliebe Tieck's für das Wunderliche und Absonderliche schon oben als einen Mangel, als eine Einseitigkeit bezeichnet. Wenn aber Andere noch weiter gehen und den Tieck'schen Figuren, wie sie nun einmal sind, auch ihr poetisches Interesse und ihre innere Wahrheit absprechen wollen, so kann ich in diese Ansicht auf keine Weise einstimmen. Wie abnorm auch die Tieck'schen Personen im Vergleich zu den Personen der Alltagswelt sein mögen, so besitzen sie doch sämmtlich eine innere Einheit, durch welche selbst die scheinbaren Widersprüche, die sich etwa in ihnen finden, zusammengehalten werden und zu welcher alle ihre verschiedenen Seiten, ihre Reden, Handlungen, Lebensansichten, in entsprechender Beziehung stehen. Sie nehmen überdieß jedesmal in derjenigen Sphäre, in welcher sie sich bewegen, eine bestimmte, oder wenigstens natürliche Stellung ein und bilden meistentheils in derselben einen integrirenden, zum Ganzen beitragenden Theil. Die Absonderlichkeiten selbst, welche sie besitzen, sind, sobald und soweit es nöthig erscheint, stets motivirt und uns dadurch näher

gerückt; sie halten sich bei aller Keckheit, mit der sie vom Dichter gezeichnet sind, doch stets in den Gränzen der Schönheit; sie sind wohl zuweilen Caricaturen, aber nur wenn sie als solche wirken sollen, und werden dabei nie fratzenhaft, nie beleidigend für das ästhetische Gefühl, sondern erscheinen im Gegentheil fast durchgängig als höchst ergötzliche, interessante und von einem tiefschauenden Meister mit gewandtem Pinsel gemalte Bilder. Ja selbst der Vorwurf, daß sich solche Figuren in der Wirklichkeit nicht finden sollen, ist ungerecht. Wir können nur sagen, daß sie sich dort verhältnißmäßig nicht in solcher Masse finden, als in den Tieck'schen Novellen. Bei manchen Tieck'schen Figuren ist es sogar sehr deutlich, daß sie nach dem Leben gezeichnet sind, dermaßen, daß sich die Originale selbst getroffen und beleidigt gefühlt haben. Wo er aber rein aus der Phantasie geschöpft hat, hat er sich, sobald er nicht in die Mährchenwelt übergegangen ist, immer in den Gränzen der Möglichkeit gehalten, und es möchte daher schwerlich eine Figur existiren, zu der sich nicht in der Wirklichkeit da oder dort ein Ebenbild finden sollte. Und wenn die keckste und ausschweifendste Phantasie all' ihren Uebermuth, all' ihre Erfindungskraft zusammennimmt, so kann sie doch nichts herausbringen, worin ihr nicht die Natur wenigstens in den Grundzügen zuvorgekommen wäre; ja die Phantasie ist am Ende weiter nichts, als die unbewußte Entdeckerin geheimer, verborgener Naturerscheinungen, und der Dichter, der voraus-

eilende Herold oder Prophet, an dessen Ankündigungen und Weissagungen aber die ungläubige Masse nicht eher glaubt, als bis das Phänomen, allen sichtbar, selbst hinterherkommt.

Soviel im Allgemeinen. Wollten wir alle die wunderlichen, phantastischen Figuren Tieck's im Einzelnen aufführen und nur Weniges über sie sagen, so würde dieß allein Stoff für eine weitschichtige Abhandlung geben. Ich erinnere daher nur an einige, wie sie mir gerade aus dem Gedächtnisse auftauchen: an Peter Lebrecht und seinen wunderlichen Schwiegervater, an den Arzt, den Geistlichen u. A. im Aufruhr, an Zinns, an den Jesuitenriecher Zimmer, an den Maler Eulenböck, an den armen Balthasar, den zopfstolzen Römer, den Namen Ingrammm, an den treuen Neger des Camoens, an den blödsinnigen Fritz Wilhelm, an den Magister, Albert und den alten Joseph im jungen Tischlermeister, an Lebebrinnen, Ubique, Heinzemann, Petermann, Ambrosius u. s. w. und Jeder wird zugeben müssen, daß nicht leicht ein Dichter sein möchte, der eine solche Masse verschiedenartiger, origineller Persönlichkeiten erfunden und mit so viel Vorliebe ausgemalt hat. Zugleich aber wird Keiner behaupten können, daß die genannten Figuren über das Ergötzliche hinausgestrichen und zu unmöglichen, in sich selbst zusammenfallenden Caricaturen verzerrt seien. Viele derselben stehen einzig in ihrer Art da und tragen so sehr das Gepräge ihres Schöpfers, daß man sieht, nur Tieck und

ſonſt Keiner hätte ſie ſo in's Leben rufen können. Eine Figur z. B. wie der alte Joſeph, der die Maſern vom Tiſche, die Figuren aus den Tapeten abſpielt, der ſtets bedenkt, eh' er etwas bedacht — wäre Goethe nicht zu ſchaffen im Stande geweſen, wie wir ihn denn überhaupt in dieſer Sphäre nicht mit Tieck vergleichen dürfen. Selbſt der Harfenſpieler und Mignon gehören in ein anderes Gebiet. Sie machen gar nicht den Eindruck, daß wir uns über ſie verwundern müßten oder daß wir zu der Frage genöthigt würden: wie kommen ſie gerade zu dieſer Lebensanſicht, zu jener Handlungsweiſe? warum ſind ſie gerade ſo und nicht anders? — ſondern ſie erſcheinen uns, obwohl geheimnißvoll, doch von ihrem Standpunkte aus natürlich; wir betrachten ſie mehr als Effecte, mithin als conſecutive, ſecundäre Erſcheinungen, wogegen uns die Tieck'ſchen Perſönlichkeiten mehr wie Urſachen, als unerklärliche Principien oder Primitiverſcheinungen vorkommen. Tieck läßt uns bei den meiſten der genannten Charaktere höchſtens ahnen, aus welchen Gründen ſie ſo werden konnten; Goethe aber geht weiter und zeigt uns, warum ſie ſo werden mußten. Goethe führt uns ſtromabwärts, von einem beſtimmten Quelle her; Tieck aber ſtromaufwärts, ſo daß uns die Quellen von allen Seiten entgegenſtrömen. Während wir die eine verfolgen, bleiben uns die andern räthſelhaft.

Eigenthümlich iſt es, daß die weiblichen Charaktere Tieck's weit ſeltener das Gepräge der Wunderlichkeit tragen,

als ſeine männlichen Figuren. Sein Fräulein von Caſteinau, die beiden Katharinen, die junge Tiſchlermeiſterin, Charlotte, Albertine, Kunigunde u. v. a. geben ſich alle als Figuren aus dem Leben zu erkennen und ſie tragen verhältnißmäßig daſſelbe beſtimmte Gepräge, wie die männlichen Figuren Goethe's. Ja Dieß ſcheint ſogar eine gewiſſe Vorliebe für die ſtärkeren, abgeſchloßneren weiblichen Charaktere zu haben, und dieß unterſcheidet ihn wieder von Goethe, der am Weibe vorzugsweiſe die Weichheit, Hingebung, Naivität und ähnliche Eigenſchaften zu zeichnen liebt. Es liegt am Tage, daß hier Goethe wiederum den beſſeren Theil erwählt hat. Denn eine wie herrliche Figur auch z. B. die Frau Katharina im Heyenſabbach iſt und ſo wenig ſie auch in ihrer Abgeſchloſſenheit die Gränzen der ächten Weiblichkeit übertritt: ſo müſſen wir doch geſtehen, daß unſer Gefühl ſich nicht in dem Grade zu ihr hingezogen fühlt, als zu einer ähnlichen Goethe'ſchen Figur. Charlotte, die ihr vielleicht von allen Goethe'ſchen Frauen am nächſten ſteht, in welcher gleichfalls zufolge des reiferen Alters der Verſtand als wohlwollender Lenker und Leiter der Gefühle auftritt, ohne dadurch das hereinbrechende Unglück zurückhalten zu können, tritt uns doch im Ganzen als eine viel weiblichere Erſcheinung entgegen, als Katharina. Wir ſehen bei ihr wenigſtens das Ringen, das Kämpfen; ihre Kraft iſt keine im Voraus fertige, ſondern eine ſich vor uns entwickelnde. Katharina's Wohlwollen dagegen, ihre Freundlichkeit und

Lebensfröhlichkeit erſcheint uns zu ſehr als eine Abſtraction von der Erde und ihren Verhältniſſen, als daß wir mit vollſter Ueberzeugung daran glauben könnten; ſie ſchwebt wie der geklärte Aether über der irdiſchen Atmoſphäre, und daher müſſen uns auch ihre Beziehungen zu ihrer Umgebung wie zu uns ſelbſt, als lockerer und loſer und die völlige Löſung als minder ergreifend erſcheinen. Bei Charlotte iſt das Alles ganz anders; ihre Reſignation zeigt ſich wenigſtens als Reſignation und dadurch iſt ſie uns um ein Bedeutendes näher gebracht. — Dagegen unübertrefflich und ſo, daß ſie mit jeder Goethe'ſchen Figur wetteifern kann, iſt die junge Tiſchlermeiſterin. Sie ſteht ſo einfach, natürlich, deutſch-häuslich vor uns da, ihre Zeichnung iſt mit einer Menge ſo feiner und treffender Züge ausgeſtattet, daß wir uns kaum überreden können, ſie bloß aus den ſchwarzen Lettern kennen gelernt zu haben. Es iſt uns, als hätten wir ſie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, mit ihr geſprochen, mit ihr gelacht und geſcherzt und von einem Tiſche mit ihr gegeſſen. Hier iſt Tieck augenſcheinlich gegen Goethe im Vortheil, wenigſtens kann ich geſtehen, daß weder Lotte noch Thereſe, die wir ihr ungefähr gegenüberſtellen könnten, ein ſo anmuthiges, durch und durch befriedigendes Bild in mir erweckt haben. Friederike hat ſchon das vor ihnen voraus, daß ſie ſogleich als junge Frau auftritt, daß ſie ſich in einem angemeſſeneren Kreiſe zeigt und daß ſie wohlthätiger und freund-

licher in das Ganze eingreift, als jene beiden Mädchen, die mit all' ihrer Klarheit des Verſtandes und des Gemüths die Verhältniſſe doch eher verwirren, als klären helfen. — Ganz vorzüglich gelingen Tieck auch die Zeichnungen des weiblichen Charakters kurz vor und während der Entwicklungsperiode. Kenn' ich auch nicht gerade eine Schilderung, die an Originalität und pſychologiſcher Tiefe mit der Schilderung Mignon's wetteifern könnte, ſo bieten uns doch mehrere ſeiner Novellen z. B. des Dichters Tod, der Alte vom Berge, in dieſer Beziehung die lieblichſten und friſcheſten Erſcheinungen.

Neben dieſen klaren und einfachen Geſtalten finden ſich aber natürlich auch manche wunderliche, die mehr mit ſeinen männlichen Charakteren correſpondiren. Dahin gehört z. B. Ophelia in der Vogelſcheuche, die gnädige Frau in der Geſellſchaft auf dem Lande, die Gemäldeſammlerin in den Wunderlichkeiten, die Bucklige in der Wunderburg u. a. Umgekehrt müſſen wir aber auch manche unter den männlichen Figuren als höchſt einfach und frei von allzu abweichenden Zügen hervorheben. Unter dieſen nenn' ich nur den jungen Baron im jungen Tiſchlermeiſter, den jungen Tiſchlermeiſter ſelbſt, den Dichter Camoëns, die meiſten Figuren in William Lovell, und vor Allen den Dechanten im Hexenſabbath, der rückſichtlich der Einfachheit und Wahrheit in der pſychologiſchen Zeichnung gewiß unter allen Tieck'ſchen Charakteren dieſer Art der gelun-

genſte iſt. Selbſt Goethe, dem doch dieſe Seite näher gelegen, hat keinen Charakter, deſſen Zeichnung wir höher ſtellen müßten, obſchon er viele bietet, die ihm gleichzuſtellen ſind. Wir können daher, um uns nicht noch mehr ins Beſondere zu verlieren, im Allgemeinen ſagen, daß Tieck in der männlichen, wie in der weiblichen Charakteriſtik der einfacheren Art Einzelnes geliefert, worüber ſich auch Goethe nicht zu erheben vermocht hat, nur daß Göthe verhältnißmäßig mehr ſolcher vollendeter Zeichnungen darbietet; daß hingegen Tieck in ſeiner beſonderen Sphäre eine Maſſe ſo höchſt eigenthümlicher und abſonderlicher Figuren geſchaffen hat, daß Goethe kaum etwas Aehnliches dagegen aufweiſen kann. Höchſtens finden ſich einige Beiſpiele in den Wanderjahren, die ſich aber mit den Tieckſchen Charakteren nicht meſſen dürfen. — Goethe hat alſo das Uebergewicht auf der an und für ſich bedeutenderen Seite; es iſt aber bedeutend geringer als Tieck's Uebergewicht auf der an und für ſich minder bedeutenden Seite. Dadurch ſcheinen mir die beiderſeitigen Vorzüge und Mängel ausgeglichen zu werden und ich glaube daher, daß wir, ſummariſch betrachtet, weder dem einen, noch dem andern der beiden Dichter in der beſprochenen Sphäre den Vorrang einräumen dürfen.

Zu einem ähnlichen Reſultate werden wir gelangen, wenn wir unſer Augenmerk auf die in den Novellen niedergelegten Ideen und Gedanken richten. Tieck hat

unſtreitig einen größeren Reichthum neuer, überraſchender, origineller Gedanken; Gedanken, über die wir uns verwundern, von denen wir nicht einſehen, wie Einer darauf kommen kann. Goethe's Gedanken dagegen haben mehr Kern, mehr praktiſche Brauchbarkeit und drücken ſich mehr als Ergebniſſe einer vielſeitigen Erfahrung und einer höchſt klaren Lebensanſicht aus. Die Tieck'ſchen Gedanken ſind ergötzlicher an ſich; die Goethe'ſchen Gedanken ſind eindrucksvoller wegen ihrer nahen Beziehung auf das Leben. Tieck's Ideen reizen uns, gefallen uns, auch wenn wir ihnen nicht beiſtimmen; Goethe's Anſichten dagegen müſſen uns ihrem realen Gehalte nach zuſagen, wenn ſie uns angenehm berühren ſollen. An die Tieck'ſchen Gedanken machen wir kaum noch die Anſprüche, daß ſie auch wahr ſein ſollen; wir betrachten ſie faſt wie die Begebenheiten eines Mährchens, die uns um ſo mehr anziehen, je weiter ſie ſich von der gebildeten Wirklichkeit entfernen. Goethe's Gedanken dagegen ſcheinen gleichſam den Titel „wahre Gedanken" auf der Stirn zu tragen, und wir verlangen daher auch, daß ſie mit der Wirklichkeit übereinſtimmen ſollen; wir ſehen ſie ungefähr wie die Erzählungen eines Hiſtorikers an und fühlen uns um ſo befriedigter, je ſicherer und feſter ſie auf dem feſten Boden der Realität einherſchreiten. Tieck's Gedanken erſcheinen uns höchſtens wie gutachtliche Berichte, die uns zur näheren Prüfung vorgelegt werden; Goethe's

Gedanken dagegen tragen den Stempel unwiderruflicher Edicte, sie sind wie unterschrieben und untersiegelt, wir sollen uns ihnen unterwerfen. Dies können wir aber nur dann mit Lust und Liebe, wenn wir einsehen, daß sie das Wahre und Rechte getroffen haben.

In den meisten Fällen hat Goethe dies geleistet, und wo er es geleistet, ist er augenscheinlich vor Tieck im Vortheil: weil sich zu dem idealen Interesse auch noch das reale gesellt. Dagegen, wo dies nicht der Fall ist, wo seine Ansichten den unsrigen zuwiderlaufen, ist er ohne alle Frage gegen Tieck im Nachtheil: weil nämlich mit dem realen Gehalt auch der ideale Werth des Gedankens für uns verloren geht, was bei Tieck nicht so ist. Von rein poetischer Seite betrachtet, sind daher die Tieck'schen Gedanken den Goethe'schen jedenfalls gleichzustellen und in ihrer Wirkung noch sicherer, weil sie mehr oder weniger unabhängig sind von den verschiedenen Ansichten der Menschen und wie ein schöner Schmuck auf Treu und Glauben von uns angenommen werden, ohne ihn vorher zu prüfen, ob er ächt oder unächt ist. Sehen wir sie aber zugleich von Seiten ihrer logischen Bedeutsamkeit, ihrer Objectivität und realen Geltung an, so werden sie natürlich gegen die Goethe'schen in den Hintergrund treten müssen, ungefähr wie interessante Hypothesen, geistreiche Conjecturen, ergötzliche Paradoxa gegen die einfachen Resultate der Empirie. Insofern wir nun die Poesie nicht gern so ganz von dem Leben trennen

mögen, sondern sie am liebsten als ein idealisirtes Abbild desselben betrachten: werden wir uns auch nicht allzuhäufig einer Vergleichung der poetischen Gedanken mit der Wirklichkeit völlig entäußern können und daher die umfassendste Befriedigung leichter bei Goethe als bei Tieck finden.

Von Seiten ihrer Gesinnungen und moralischen Tendenzen werden beiden Dichtern nicht selten Vorwürfe gemacht, und, wie mir scheinen will, besonders aus dem Grunde, weil die Helden ihrer Novellen nicht gerade Tugendideale sind, sondern neben manchen Vorzügen auch einzelne Schwächen und Fehler haben, ja sich sogar ernstere Vergehen zu Schulden kommen lassen. Das vermag die Mehrzahl nicht von der rechten Seite aufzufassen. Die Meisten verlangen von der Poesie auch eine moralische Idealisirung des Lebens, und sie können nur ein solches Leben für sittlich-idealisch halten, worin sich leichter und bestimmter das Gold von den Schlacken sondert, wo bereits die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken gestellt sind, kurz, wo sich die in abstracto gesonderten Begriffe des Guten und Bösen auch in concreto geschieden finden. Da nun dies weder bei Tieck noch bei Goethe der Fall ist, so sehen sie in deren Dichtungen ebenfalls wieder nur eine unvollkommene Welt, die ihnen als poetische Welt sogar noch unvollkommener erscheint, als die wirkliche, weil man sich in dieser leichter als dort mit den gewohnt gewordenen Mängeln und Gebrechen aussöhnt. — Wie falsch und verkehrt

dieſe Anſichten von der Poeſie ſind, bedarf keines Beweiſes und wir haben daher auf ſie keine weitere Rückſicht zu nehmen. Es frägt ſich aber: hat nicht einer oder der andere der beiden Dichter wirklich einmal eine unmoraliſche Tendenz an den Tag gelegt oder durch irgend eine Entwicklung und Darſtellung das tiefere ſittliche Gefühl beleidigt? — Auch von dieſem Vorwurf ſind Beide nicht frei geblieben, und namentlich haben von Goethe die Wahlverwandtſchaften, von Tieck aber der junge Tiſchlermeiſter lebhaftere Angriffe erfahren. In jenen hat man vorzugsweiſe an der Zeichnung einzelner Situationen Anſtoß genommen, in dieſem aber eine poetiſche Rechtfertigung unſittlicher Handlungen finden wollen. Welcher Vorwurf iſt der gerechtere, tiefere? — Mich dünkt: der zweite. Denn Goethe hat in den vorzugsweiſe angegriffenen Scenen der Wahlverwandtſchaften eine ſo natürliche, ungezwungene Ruhe der Darſtellung an den Tag gelegt, es iſt ſo ganz und gar keine Spur von Lüſternheit darin zu entdecken, daß nur ein bereits verderbenes Gemüth, welches die unſittlichen Darſtellungen aus eigner Phantaſie hinzuthut, daran Anſtoß nehmen kann. Die ganze Tendenz der Novelle aber iſt eine ſo ſtreng-ſittliche, daß ſchwerlich ſelbſt die eifrigſten Moraliſten eine größere Strenge in der ſittlichen Weltordnung nachzuweiſen vermöchten.

Anders verhält es ſich mit dem jungen Tiſchlermeiſter. Dieſem kann die ſtrenge Moral allerdings einen Vorwurf

machen, der nicht ganz und gar abzuweiſen iſt. Der Dichter führt ſeinen Helden ein, als verbunden mit einer jungen, liebenswürdigen Frau. Das Band zwiſchen ihnen iſt nicht bloß das Band einer kalten, berechneten Ehe, ſondern einer zwar ruhigen und leidenſchaftsloſen, aber doch warmen und zärtlichen Liebe; ſie befinden ſich alſo in einem Verhältniſſe zu einander, das rein-ſittlich iſt und deſſen Verletzung alſo in noch höherem Grade als eine Verletzung der Moral betrachtet werden muß, als wenn vielleicht die gegenſeitigen Beziehungen zu einander ſchon an ſich unnatürliche oder in ihren Motiven unſittliche geweſen wären: weil dann allenfalls die zweite Verletzung als eine restitutio in integrum aufgefaßt werden könnte. Trotz dieſem gegenſeitigen Verhältniſſe, dem nur die Gluth, die Leidenſchaft fehlt, wird Leonhard vom Dichter auf Abwege geführt; er giebt ſich einer neuen Neigung hin, macht ſich, wenn auch nur idealiſch, einer Untreue gegen Friederiken ſchuldig, und deſſenungeachtet bleibt er vom Dichter ungeſtraft, ja es tritt nicht einmal das Gefühl der Reue ſehr lebhaft in ihm hervor, er ſcheint in dem, was er gethan, kaum ein Unrecht zu fühlen, und fühlt ſich vollkommen befriedigt in dem Bewußtſein, daß er ſich wenigſtens nicht zum letzten Schritte habe fortreißen laſſen. So angeſehen erſcheint allerdings das Ganze als eine Rechtfertigung der Leidenſchaft im Gegenſatz zur ruhigen, ſtilleren Liebe, als eine Emancipation zwar nicht des Flei-

ſches, aber doch der ſinnlichen Begierden, als eine Beſchönigung unreiner Neigungen, ſobald ſie ſich nur von dem Aeußerſten frei erhalten. Darf nun die Moral ſtreng und lieblos genug ſein, gleich dem ſtarren Geſetz ein Factum bloß nach dem objectiven Thatbeſtand zu richten: ſo hat ſie, wie ſchon geſagt, allerdings das Recht in den Händen, über den jungen Tiſchlermeiſter das „Schuldig" auszuſprechen und den Dichter, welcher ihn losgeſprochen, der moraliſchen Indifferenz zu beſchuldigen. Ich bin aber der Meinung, daß dieſe ſtrengſte Moral nicht die ächteſte iſt, ſondern daß die ächte, mehr als das Geſetz, auf die beſonderen Motive und Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen hat. Der junge Tiſchlermeiſter begeht allerdings ein Unrecht an ſeiner Frau, das iſt nicht wegzuleugnen; — aber alle Umſtände, unter denen es geſchieht, ergreifen das Wort für ihn, um ihn zu entſchuldigen, ſeinen Fehltritt als menſchliche Schwäche erſcheinen zu laſſen.

Der junge Tiſchlermeiſter hat aber außer in der berührten noch in einer zweiten Stelle Anſtoß gegeben. Leonhard kommt auf wunderbare Weiſe wieder mit ſeiner erſten Geliebten zuſammen und trägt an ſie eine Schuld ab, gerade dadurch, daß er an ſeiner Frau eine neue Schuld begeht. Dort hatten wir es blos mit unſittlichen Neigungen zu thun, die ſich zu keinem unſittlichen Factum geſtalteten. Hier haben wir ein an ſich unſittliches Factum, aber ohne unſittliche Neigungen und Motive. Leon-

hard befindet ſich hier in einem moraliſchen Dilemma. Entweder er verſündigt ſich auf's Neue an den heiligſten, natürlichſten Regungen und Gefühlen, oder er vergeht ſich an den heiligſten Geſetzen und Statuten. So wie ſich die Verhältniſſe einmal geſtaltet haben, machen ſie ihm jeden Ausweg unmöglich. Es iſt ein Colliſionsfall, und ein ſolcher hat immer etwas Tragiſches. Tieck ſtellt ihn aber nicht von dieſer Seite dar, und dies kann ihm als zweites moraliſches Vergehen zur Laſt gelegt werden. In Leonhard zeigt ſich kein moraliſcher Kampf — er folgt ganz ſeinem natürlichen Gefühl, und fühlt auch hinterher keine ſchmerzliche Reue, ſondern ſogar eine gewiſſe, wenn auch mit Wehmuth gepaarte Beruhigung, gerade als ob nun alle Widerſprüche gelöſt ſeien. Der Dichter ſtellt es auch ſelbſt von dieſer Seite dar, und eröffnet nach dieſem Factum eine freundliche Perſpective in das ganze folgende Leben.

Tieck giebt allerdings dadurch zu erkennen, daß er die Rechte der Natur höher achte, als die der Sitte; daß ihm die Liebe mehr iſt als die Ehe; daß ihm das Gefühl für heiliger gilt, als der überlegende Verſtand. Dies darf natürlich die Moral nicht unbedingt gelten laſſen: weil ſich hinter den Begriffen der Natur und des unmittelbaren Gefühls auch die Unſittlichkeit zu verſtecken pflegt. Aber es frägt ſich: darf ſie es unbedingt verwerfen? Hat ſie nicht die Verhältniſſe, die beſonderen Beziehungen und Verſchlingungen zu berückſichtigen? Und ſind dieſe nicht hier wieder

von der Art, daß sie die Rechte der Natur, in das hellste Licht stellen? Ist nicht Leonhard's Schuld mehr eine Buße, eine Sühnung für ihn, als ein Genuß? — Er ist freilich glücklich darin — aber Niemand kann sagen, daß sein Glück vom Dichter als eine Lust, als eine sinnliche Befriedigung dargestellt würde. Im Grunde fühlt er sich nur wohl, daß er eine Schuld vom Herzen wälzen darf, die er an der Liebe, an der Geliebten und an sich selbst begangen hat.

Eine genauere Betrachtung wird zeigen, wie der Dichter alle moralische Inconvenienzen gar wohl zu vermitteln weiß, so daß sie im Grunde aufhören solche zu sein und der ganze Vorwurf gegen Tieck wird sich darauf beschränken müssen, daß er sich nicht als strenger Moralist gezeigt.

Sowohl in Wilhelm Meister als in den kleineren Novellen Goethe's finden sich manche Schilderungen, die wenigstens sehr nahe an das Ueppige und Sinnlich-Reizende angrenzen, wenn sie auch nicht gerade als wirklich lasciv bezeichnet werden dürfen. Der größte und ernstlichste Vorwurf ist ihm aber unstreitig wegen des Lothario und seines Verhältnisses zur Aurelia zu machen, über deren Untergang er allzu leichtfertig hinweggeilt, so, daß er sich selbst nicht scheut, Wilhelm darüber, daß er die Sache tiefer ergreift, in ein halb lächerliches, halb beschämendes Licht zu stellen. Natürlich ist auch dies nicht ohne Gründe und ohne Absicht geschehen; aber der Dichter durfte wenigstens nicht in dem Grade, als es geschehen ist, den Lothario als das allbewun-

derte Ideal eines Mannes aufstellen. Dergleichen findet sich bei Tieck nicht. In allen übrigen Novellen hat er, so viel ich mich erinnere, niemals einen ähnlichen Anstoß, wie im jungen Tischlermeister erregt. Seine Dichtungen durchweht ein sittlicher Geist, wenn er auch nicht darauf ausgeht, Moral zu predigen.

Es bleibt uns nun noch die letzte Frage zu besprechen übrig, nämlich: welcher von beiden Dichtern in seinen Novellen ein vollendeteres Ganzes liefere. Wir dürfen hier um so kürzer sein, je offenbarer es ist, daß Tieck hierin hinter Goethe zurückbleibt. Wenn ein Ganzes entstehen soll, ist erstens nothwendig, daß nichts daran fehle; zweitens, daß nichts daran überflüssig sei, und drittens, daß alle einzelnen Theile und Glieder die gehörige Ausdehnung, die angemessene Bedeutung und die nothwendige Stellung erhalten, kurz, daß sie unter einander und zum Ganzen in den schicklichen Beziehungen und in proportionalem Verhältnisse stehen.

Gegen die erste Bedingung möchte Tieck nur höchst selten gefehlt haben. Seine künstlerische Verarbeitung ist fast stets eine umfassende, erschöpfende; er läßt sich nicht leicht etwas entgehen und liebt es, einen Gegenstand nach allen Seiten zu drehen und zu wenden und von den verschiedensten Gesichtspunkten zu betrachten. Sehr häufig dagegen fehlt er gegen das zweite Gesetz der Totalität. Eben seine überaus reiche Schöpfungs- und Entwicklungskraft verführt ihn nicht selten dazu, mehr

zu geben als nothwendig, ja mehr als ſtatthaft iſt. Nicht ſelten verwebt er Perſonen in ſeine Novellen, welche zur Entwicklung des Ganzen, ſei es der Geſchichte oder der Idee, nicht das Geringſte beitragen: ſo daß ſie faſt den Eindruck machen, wie wenn eine nicht zum Stück gehörige Perſon über die Bühne läuft. Solche Figuren können an ſich höchſt ergötzlich ſein z. B. der Schauſpieler Zimmer im Jahrmarkt; aber weil wir nicht wiſſen, was wir mit ihnen anfangen ſollen, weil wir ſie wie einen ungebetenen Gaſt nicht wohl unterzubringen wiſſen, machen ſie im Ganzen mehr einen ſtörenden, als angenehmen Eindruck. Zuweilen verhält es ſich auch ſo mit manchen einverwebten Vorfällen und Begebenheiten. Auch dieſe ſind oft auf das Lockerſte mit der Haupthandlung verknüpft und erſcheinen ſomit faſt wie Bilder, welche über einem Wandgemälde hängen. Mögen ſie an ſich ſo ſchön ſein als ſie wollen, ſo erwecken ſie doch den Wunſch, ſie wegnehmen und ſtatt ihrer die durch ſie unterbrochenen Freskobilder im Zuſammenhange betrachten zu dürfen. Am häufigſten iſt dies aber der Fall mit den eingeſtreuten Geſprächen und Reflexionen. Hierbei hat ſich Tieck oft bis zum Aeußerſten gehen laſſen. Um über dieſen oder jenen Gegenſtand ſeine Ideen auszuſprechen, ergreift er den erſten beſten Anlaß und ſcheint ſich wenig Sorge darum zu machen, ob ſie gerade für den vorliegenden Fall nothwendig erſcheinen oder nicht. Es genügt ihm, daß ſie

ein allgemeines Intereſſe haben, und von dieſer Seite müſſen wir ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Sie behandeln faſt durchgängig anziehende Fragen und faſſen dieſelben ſtets von einer neuen, überraſchenden, meiſt launigen und humoriſtiſchen Seite auf — nur daß ſie nicht immer in ſpeciellſter Beziehung mit dem beſonderen Intereſſe der Novelle ſtehen.

Was endlich die dritte Bedingung der Totalität betrifft, nämlich die Verhältnißmäßigkeit und Proportionalität der einzelnen Theile: ſo hat ſich Tieck auch gegen dieſe mancherlei Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen laſſen. Wer wie Tieck gewiſſe vorherrſchende Richtungen und Lieblingsneigungen hat, wird nur ſelten im Stande ſein, ſich deren ganz zu entäußern. Anſtatt fortwährend das Ganze im Auge zu haben, wird er ſich bei Ausführung der einzelnen Theile, je nachdem ſie ihm näher oder ferner liegen, mehr oder weniger fortreißen laſſen, und bei dem einen Gegenſtande länger, beim andern kürzer verweilen, nicht weil jener gerade der wichtigere, ſondern nur, weil er für ihn ſelbſt der anziehendere iſt. So hat Tieck ſeinen Novellen nicht nur ganz und gar ungehörige Reflexionen einverwoben, ſondern auch die ſtatthaften und nothwendigen oft zu lang ausgeſponnen. Wie viel Platz man auch der Reflexion in der Novelle einräumen möge: ſo iſt doch, ſobald dieſe ein Kunſtwerk bleiben ſoll, nothwendig, daß ſie den Körper der Novelle, d. h. die Geſchichtserzählung,

nicht allzu dünn und mager durchschimmern lasse. Es muß ein gewisses Gleichgewicht zwischen Leib und Seele Statt finden: sonst erscheint jener als kränklich, und die Seele selbst gewinnt dabei auch nicht.

Es soll hiermit nicht gesagt sein, als ob Tieck nicht auch Novellen geliefert habe, in denen er sich beherrscht hat. Aber diese Maaßhaltung ist doch nicht gerade seine Natur, wie wir dies im Gegensatz zu ihm von Goethe sagen müssen. Als Muster eines Ganzen, als Ideal einer Novelle, die in den ebenmäßigsten Verhältnissen gegliedert ist, werden stets die Wahlverwandtschaften ihren Platz behaupten. Hauptidee und Nebenideen, Fabel und Reflexion sind hier auf das Entsprechendste und Geschickteste verwoben; Alles greift, wie in einem gesunden Organismus, sich hebend, fördernd, unterstützend in einander; wir fühlen, daß Alles ist, wie es sein muß, und an der Stelle stehen mußte, wo es steht. Und dabei tritt uns doch nicht die Gesetzmäßigkeit kalt und starr entgegen; das Ganze stellt sich uns dar wie ein schöner, regelmäßiger Körper in einer anmuthig-nachlässigen Situation; es ist gleichsam das entfesselte Gesetz, die freigewordene Nothwendigkeit, die aber auch als Freiheit noch Nothwendigkeit ist. — Nicht ganz so vollendet, obschon in andern Beziehungen höher, steht in formeller Hinsicht Wilhelm Meister da. Die Interessen des Schlusses, wiewohl dünner und magerer, verschlucken zu sehr die Interessen der

früheren Partieen und erſcheinen ſo wie die ſieben magern Kühe Pharaonis, die freilich das Gute haben, daß ſich Joſeph an ihnen, wie hier Wilhelm, emporarbeitet. Die beiden erſten Bände dagegen bis zu Wilhelm's Myſtificatien auf Lothario's Schloſſe ſind faſt tadellos; ſo wie auch die meiſten der kleineren Erzählungen Goethe's, namentlich „die Novelle" in Bezug auf Form, Darſtellung und Abrundung zu einem ebenmäßigen und wohlgegliederten Ganzen als Vorbilder und Prototypen gelten können.

Zur Claſſe der Erzählungen im weitern Sinne gehören auch die Mährchen. Hier hat Tieck vor Goethe unſtreitig weſentliche Vorzüge: das Duftige, Verſchwimmende, Romantiſche ſeiner Poeſie, deſſen wir ſchon öfter Erwähnung gethan. Trotzdem hat auch in dieſer Sphäre Goethe Einiges geliefert, was dem Beſten zugezählt werden muß: ſeinen neuen Paris, ſeine neue Meluſine, vor Allem aber ſein Mährchen von der ſchönen Lilie. Dieß iſt in ſeiner Anlage ſo neu und originell, in ſeiner Durchführung ſo mannigfaltig und ergötzlich, in ſeiner Idee ſo tief, räthſelhaft und bedeutungsvoll, daß die kindliche Phantaſie und die Denkkraft des Philoſophen gleich ſehr davon angezogen werden müſſen. Es iſt mir unbegreiflich, daß ſeiner nicht öfter gedacht wird und daß ſich namentlich — ſo viel ich weiß — die Interpreten noch nicht daran verſucht haben.

Suchen wir hiernach das Urtheil über die poetiſchen Leiſtungen der beiden Dichter zuſammenzufaſſen, ſo er-

giebt ſich Folgendes als Reſultat. Goethe übertraf Tieck in Allem, wobei es auf einen ſchärferen Blick und einen kräftigeren Willen ankommt, ſteht dagegen hinter ihm zurück, wenn der Erfolg durch ein wärmeres Gemüth und eine reichere Phantaſie bedingt iſt. So ſahen wir, daß er ſich nicht durch eine Lieblingsneigung in eine beſondere Sphäre der Stoffe fortreißen ließ, daß die Ruhe ſeines Styls mehr eine verſtändige als gemüthliche war, daß ſelbſt ſeine Lyrik uns nur die objectiven Bilder ſeiner Empfindungen giebt und ſich faſt durchgängig der ſubjectiven Ausmalungen enthält, daß ſeine Tragödien ihn als einen unparteiiſchen Sittenrichter darſtellen und daß er endlich auch in ſeinen Novellen durch einen engeren Anſchluß an die Wirklichkeit, durch die practiſche und reale Bedeutſamkeit ſeiner Gedanken und durch die künſtleriſche Selbſtbegränzung und Formgebung hervorſticht. Tieck dagegen erſchien uns als größer, wenn es ſich darum handelte, uns eine neue, ſelbſtgeſchaffene Welt aufzuſchließen, uns durch eine gemüthliche Darſtellung und geheimnißvolle Idioſynkraſien in die behaglichſte, traumſelige Stimmung zu verſetzen, uns durch das Spiel einer übermüthigen Komik, eines kecken Humors zum höchſten Grade der ſubjectiven Ausgelaſſenheit zu führen und uns durch eine unüberſehbare Fülle neuer Gedanken, überraſchender Reflexionen, origineller Charaktere mit Staunen und Bewunderung zu erfüllen. Es fragt ſich nun: welche der genannten Vorzüge verdienen am Dichter den Vorrang?

Iſt an ihm der ausſcheidende Verſtand höher zu ſchätzen oder die ewig zutragende Phantaſie? Die ſich zuſammennehmende Willenskraft oder das ſich gehen laſſende Gefühl? Mit einem Worte: das künſtleriſche Geſtaltungsvermögen oder die künſtleriſche Schöpfungskraft? — Die Frage ſcheint faſt für Goethe bedenklich. Aber beide Kräfte ſind gleich unerläßlich. Die Schöpfungskraft muß dem Geſtaltungsvermögen Stoff liefern, aber das Geſtaltungsvermögen muß dem Gelieferten, dem Stoff, erſt das Gepräge der Vollendung aufdrücken. Die Phantaſie iſt der erſte Grad der Dichterweihe, ſie führt in den hohen, heiligen Tempel der Schönheit, und hier ſitzt Tieck unter den Erſten und ſelbſt Goethe muß ſich vor ihm neigen. Aber die Technik — ich meine die innere, welche Jean Paul die göttliche Beſonnenheit, den Griffel der Genialität nennt — iſt der höhere Grad, er erſchließt das Allerheiligſte und hier iſt Goethe Meiſter vom Stuhl und Tieck zollt ihm ſelber reichlich die gebührende Verehrung.

„In der Begränzung zeigt ſich erſt der Meiſter"

ſind Goethe's eigne Worte, und im Gefühl dieſer Meiſterſchaft durfte er ruhig und ohne Anmaßung das Urtheil ausſprechen, das zu dieſer Vergleichung der beiden Dichter Anlaß gegeben hat, zumal da er mitten im hohenprieſterlichen Selbſtgefühl den Göttlichen nicht vergißt, der Tempel und Allerheiligſtes durchdringt — Shakſpeare.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Jahreszeiten.

Eine

Vierteljahrschrift,

der

Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen

gewidmet.

Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller

herausgegeben

von

Oswald Marbach.

Herbst, 1839.

Leipzig,
J. C. Hinrichsche Buchhandlung.
1839.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenfi.

Ac 7443 - 1859

Inhalt.

Blicke ins Leben. Von Leopold Schefer . Seite 1
Gedanken und Sprüche. Von Leopold Schefer . . . . . „ 99
Das Häuschen auf der Stadtmauer. Novelle von Henriette Hanke geb. Arndt . „ 117
An Friedrich Rückert. Von Oswald Marbach . . . . . „ 157
Wind und Windsbraut. Allegorie von Richard Morning . . . . . „ 160
An eine Fliege mit versengten Flügeln. Von Agathon Keber . . . . . „ 163
Die Gewässer. Von Reinhold Jachmann . . . . . „ 165
Tithon. Von Oswald Marbach . . . . „ 166
Glosse. Von Oswald Marbach . . . . „ 168
Die Liebesprobe. Novelle von Oswald Marbach . . . . . „ 170

Jung Triſtan . . . . . Seite 2
Gegenwart und Zukunft der Tonkunſt. Von Auguſt Kahlert, ... „ 2
J. S. C. Schweiggers phyſikaliſche Deutung der alten Mythologie. Von Oswald Marbach . . . . . „ 2

Blicke ins Leben.

Von

Leopold Schefer.

1.

Blicke der Liebe.

Blicke der Liebenden ſind energiſches ſeelebelabnes
Anſchaun, Kraft, die da aus geht, und dem Andern ins Herz.
Sieh', und den Willen des Blickes erräth nun der Liebende ſinnvoll,
Selber der Haſſer erräth ihn, doch er fruchtet Ihm nicht!
Aber ich liebe das Leben und wiederum liebt mich das Leben;
Leb' ich das Lieben, ſo lebt wieder die Liebe mich ſelbſt.

2.

Blick in den Wald.

Wer in dem Wald Holz haut, fragt nicht nach Pilzen und Spähnen,
Selber nach — Holz nicht! Nichts will er, als Wärme und Licht!

3.

Die Lichter.

Licht hat jeder; ja Licht iſt jeder; der Eine, er brennt ſchon.
Jener iſt niedergebrannt, Andre noch — liegen im Schrank.

4.

Rath.

Richtet das Neue nicht frech aus dem Alten! es bringt ſein Geſetz erſt;
Pflegt wie ein Kind es ſo zart! Kind, und du pflegſt dann den Geiſt!

5.

Allgemeine Anerkennung.

Alles was iſt, iſt wirklich; der Irrende tritt noch — den Irrthum,
Selber der kühnſte Traum war noch ein wirklicher Traum.

6.

Gott iſt gnädig. Der Menſch iſt unbarmherzig und gnadlos
Der aus Wahrheits-Wuth ſchreiet: „o Mäher, du träumſt!“
Der da dem Kinde das Gärtchen zertritt, das geſtückte Blumen
pflanzt! Dies Gärtchen iſt ihm einzig noch ſein Paradies.

7.

Grenze der Duldung und Unduldsamkeit.

Wo ist die Grenze der Duldung? — „Am Ende der Liebe zur Menschheit.“ —
Und Unduldsamkeit, sage wo fänget die an?
„Schon mit der Liebe der Mutter zum Kind vom Tag der Geburt an,
Nimmer die Fliege sogar duldet sie ihm an dem Aug'!
Nicht ein Federchen duldet sie ihm auf der Lippe! ein Härchen
Nicht auf der Wange; die Brust reicht sie ihm rein und gesund.
Doch sie erschlägt, wie der pfäffische Bär, mit dem wuchtenden Felsstück
Nicht auf des Schlafenden Stirn — Raupe und Schläfer zugleich!
Aber die Raupen im Hirn, die vertilgt ihm der lehrende Vater;
Nicht Ein lügendes Wort duldet er, hassend, von ihm.
Hassend verfolgt er den Wahn in dem Kind, und den schädlichen Irrthum;
Trug, Unwissenheit, tilgt er, sie hassend, ihm aus.
Wer ihm den Knaben verlockt in Gefahr, für den Leib, für den Geist nun,
Daß er verblödet zum Schaaf, daß er verkommt zum Gerippe —
Diesen gefährlichsten Mann, er sei nun ein Lehrer, ein Hausfreund,
Weh' ihm, den hält er ihm fern, wirft ihn zum Hause hinaus. —

„Blind ſein .... ſchwach ſein .... leben von Wahn und leben von Irrthum

„Sollt' mein Herzblut mir! Glücklich und frei mir nicht ſein!

„Frei und ſchön wie die Sonne des Tages am Himmel ſich hinſtellt,

„So frei ſtelle das Recht, Menſchen das Wahre ſo hin!

„Jeglicher reine den Sinn ſich des Auges am ſtärkenden Lichte,

„Selber der Maulwurf ſeh' noch in dem Schachte davon.

„Schmerzet der Eule des Aug', ſo fliege die Arme des Nachts nur.

„Aber kein menſchlicher Geiſt ſei mit dem Lichte verſchont!

„Denn ſein Leben iſt nicht in der Nacht! und ſelbſt die Geſtirne

„Ziehn nicht in Nacht, doch ſie ſind Sonnen mit eigenem Tag!

„Menſchliches Leben iſt Leben am Tag des göttlichen Geiſtes,

„Und kein menſchlicher Geiſt ſei mit dem Himmel — verſchont!“

Alſo ſpricht ein liebender Vater zum Sohne. So ſprich du, hoffend den Tag und die Nacht, liebend zum göttlichen Sohn.

8.

„Solches gewähret dir Gott.“

Nur kein Sclave! — Das iſt dein eiſernes Wort, ſo für Kirche,

Staat, und Stadt und Haus, jedem Propheten und Gott.

Lieber den Kopf als den Sinn! und lieber das Herz aus dem Leibe
Als aus dem Herzen den Muth. Solches gewähret die Welt.

9.

Qual des Verluſtes.

Liebende lieben die Liebe, und dann noch die Qual des Verluſtes!
Liebte nur! Nein ſich': Gläubige quälen ſich auch!

10.

Zwiegeſpräch.

A.

Wer es vortrefflicher hat als ich Wurm in der Knolpe der Roſe,
Melde ſich!

B.

„Ich, der Poliſt, hab' es noch beſſer in Rom!"

*

C.

Der Gärtner, epilogirt:
Aermſte chriſtliche Roſ', und ärmſtes, du roſigts Kirchlein,
Beid' ihr vergeht und ſtirbt — Unſere Würmer gedeihn!

11.

Gleichniß.

Kam ein Irrer zu mir, schnitt alle die Rosen vom Bäumchen,
Sah' es dann an und sprach: Siehe, so bist Du nun schön!
— Merke Dir das, o Mutter, die alle die Töchter an Männer
Hingab — schmucklos Weib, siehe, so bist Du nun schön!
Kirche, so bist du nun schön, die mit Freude die Lehren dem Volk gab;
Einsames, redliches Weib: siehe, so bist Du nun schön.

12.

Cis-Oltramontanen.

A.

„Wozu reden Wir erst — auch schreiben ist reden zum Volke —
„Sind wir doch einig im Sinn, sind wir doch fest in der Brust."

B.

Aber wir sagen doch, daß wir es sind! es bestärket ein Wort eft
Tausender Sinn, ein Wort wächst wie ein Baum in der Welt.

A.

„Die dort über den Bergen, die hören uns nicht; sie verharren
„Dumpf im dumpfem Geflecht, surrend im Spinnengespinnst."

12.

Dießseit der Berg' auch wohnen noch heute — Cis-Ultramontanen!
Und Nachahmer sind stets ärger als — original.
Frei, frei über die Berg' und über die Berge, wie Schwalben
Frei, frei fliegt das Wort; lasset es! gönnt ihm die Luft!
Rom hat Ohren genug —: Dienersohre und Eselsohre!
Und nun zu hören allein steht es auf Erden noch da.

13.

Geistliche und Geistige Macht.

Lange zu lang' hat Roma befohlen; nun lernt es gehorchen,
Weichend der geistigen Macht; sterbend nun lernt es den Tod.
Decket Italien zu, wie den schmauchenden Meiler die Köhler,
Schlafet dabei nicht ein! lasset dem Brande nicht Luft!
Wahrlich, ihr äschert keinen Demant ein! — Knorrige Stöcke,
Wurzeln und altes Gerüll glimmt nur zu Asche, zu Dung.
Werft Rom zu, wie das Grab, deckt Rom so zu wie den Leichnam,
Bindet den Mund ihm zu, drücket die Augen ihm zu —
(Lange, so sagen sie, soll ein Todter noch sehen) — damit ihm
Selber nicht graut! und Euch vor dem gebrochenen Aug'!

14.

An Baader.

Tausend Reliquien hab' ich gesehn von Völkern der Erde,
Bibel, Homer und Zend, und Analekten wie viel!

Ganze Museen gefüllt. Dort sah ich der Pythia Dreifuß,
Da, dein Schlangengewind, Delphischer, todter Apoll;
Shakespeare's eiserner Stuhl umfing auch duldend mich Wandrer;
Selber von Dir sah ich, Mutter Maria, ein Haar;
Auch dein Beil, du schottische Königin, schöne Maria,
Das dein Hälschen zerschnitt, drückt' ich mir fest an den Hals;
Pharao's Traum selbst hab' ich gesehn als schimmernde Kugel
Lieblich gemahlt, denn ein Traum ist doch noch wirklich — ein Traum.
Aber vom heiligen Stuhl sieht Keiner ein Bein in der Zukunft —
War er doch nur ein Phantom von dem Phantome der Welt.

15.

Gewissenspflicht der Inquisition.

Was das Gewissen doch ist? Nur die Mahnung: das zu erfüllen
Was ein Wissen für Pflicht hält, ein Erkennen für Pflicht.
Traut dem Gewissen nur nicht! Denn es ist kein Führer noch Deuter,
Und zu dem schändlichsten Mord treibt es den irren Verstand.
Heilige Zehen Gebote, ihr wart dem Gewissen der Rohen
Heilige Schranke und Zaum, den nur die Wuth nicht empfand!
Gotte gefällig zu sein, und Gott an den Menschen zu rächen
Hielt tollgläubiger Wahn heiliges-tolles Gericht.

Wahrlich der Pabst ist klüger geworden und menschlicher, besser —
Doch klug, göttlich und gut wird er erst — wenn er nicht ist.

16.

Wird einst auch nur christlich die Menschheit, da hängt sich der letzte
Freiknecht, welchen man preßt: Einen zu hängen, der lebt.

17.

Urtheil.

Im Vor-Urtheil lebte die Welt, man nennt es den Glauben —
Im Nach-Urtheil bald lebt sie nun — in der Vernunft.

18.

Der Erzbischof von Cöln:

Gebhard Truchses,
vermählt mit Agnes Gräfin von Mansfeld.

Gute Natur, du vergreifst dich auch stark in der Reihe der Boten —:
Menschen schickst du zu früh, Kauze zu spät in die Welt.
„Lachen ist Freude dem Volk, wenn am Tage die Eule hervorkommt
„Und, von den Kindern gefreyt, knappt! und die Sonne nicht sieht!“ —

19.

Das zweite Gebot als das erste Gebot.

Hast du den Gott auf der Zunge bei jeglichen Worten und Dingen,
Sieh dann wankst du das Wort, machst du das Ding dir nicht klar.
Lasse die Dinge dir selber erscheinen, und Gott, da erscheint dir
Gott recht klar! Du verbirgst dir mit dem Worte das Wort!
Ja du verbirgst dir den Gott — (der sich offenbar in den Dingen
Nicht erst selber gemacht) — bist du so immer entzückt!
Sei recht menschlich, o Mensch, dann bist du ein göttlicher recht erst;
Dein menschlichster Geist ist ja der göttliche selbst.
Sprichst du bei jeglichem Lamm — „o Gott!“ und bei jeglichem Lämmchen
„O mein Gott!“, dann gewahrst wird er dir: Lämmchen und — Lamm!
Und so bleibe das Zweite Gebot! es ist wahrlich das Erste —
Denn du verfügst die sonst, was dich das Erste gelehrt.

20.

Was hat man vom Leben.

Mensch.

Sage, was hab' ich vom Leben? — Da hab' ich die Frau und die Kinder,
Ehre und Ruh und Haus, Sorge und Arbeit und Müh

Endlos von früh bis zu Nacht! Nie komm' ich zu wirklicher Ruhe
Und an dem Sonntag ſelbſt denk' ich die Woche voraus;
Alles für Wen? für mich? mit nichten! das Wenigſte wird mir —
Alles geb' ich dahin! Iſt dies das Leben, o Herr!
Wär' doch ein Roſenbett mir bereit, wo ich ruhte vom Leben,
Ewige Seligkeit, welcher gepolſterter Stuhl!

Der Herr.

Sage, was hab' ich vom Leben? — Da hab' ich die Sterne, die Wolken,
Jedes Geſchlecht was da lebt, Sorge und Arbeit und Müh
Immer die heilige Zeit; nie komm ich zu wirklicher Ruhe
Und an dem Sonntag ſelbſt ſchaff' ich noch Blumen und Gras.
Alles für Wen? für mich? mit nichten! das Wenigſte wird mir,
Alles geb' ich dahin. — Das iſt das Leben, o Menſch.
Nichts entſetzlicher als die ewige Seligkeit, die Du
Träumeſt. Kommſt Du zu mir, ſchaff'ſt Du erſt endlos mit mir.

21.

Das Vorbild.

Gott, der Herr, iſt das Muſter der Herrn, ihr leuchtendes Vorbild.
Wie Gott Herr iſt, ſo ſollen es Herren nur ſein.

Jeglichem giebt er ſich ſelbſt, und ſo viel das Gebild nur zu faſſen
Nur zu bewalten vermag, giebt er ihm ohne ein Maaß:
Eigenthum iſt Jedem der Geiſt, die Vernunft und die Liebe,
Jeglichem eigen, er giebt ſelber im Grab ſie nicht ab,
Wie ein irdiſches Erbe nach lebenslänglichem Nießbrauch;
Irrt er, ſo lehret er ihn; fällt er, ſo hebt er ihn auf,
Ohn' ihm die Ehre zu kränken, noch ohn' ihm die Freiheit zu rauben.
Gott verſuchte das ſo — und es gelang! und es geht,
Weil er der Mächtigſte iſt, nicht, ſondern der Freieſte ſelber!
Darum gelang es und geht Ihm, in dem göttlichen Reich.
Sicher im menſchlichen Reich auch gilt ſie die Ehr' und die Freiheit,
Wenn ſie der Menſch erſt fühlt, und, ungeſchenket, ſie hat.
Keinem beugt er ſich dann aus Zwang, auch ſelber dem Gott nicht;
Tod und Verdammniß ſind nimmer dem Menſchen die Herrn!
Tod auch iſt zu verachten, zu trotzen iſt auch der Verdammniß,
Nimmer-bezwingbar ſteht eiſern der Menſch in dem All!
Einzig die Liebe bezwinget auch ihn, und die Ehre! — ſo göttlich
Willig von ſelber zu ſein, wie die Vernunft ihm gebeut.

22.

Die Diebe der Erfindungen.

Guttenberg! Du erfandeſt den Druck — und alſo .... den Nachdruck!
— So auch predigteſt Du, heiliger Jeſu —: den Pabſt.

23.

„Wort an Alle."

„Was Ihr auf Erden gebunden, das soll auch im Himmel gebunden
Sein; was auf Erden Ihr löst, sei auch im Himmel gelöst."
Und so bindet denn alle, und löset denn alle — einander;
Wahrlich und so geschah, und so geschiehet noch fort. —
Eins nur dabei ist vergessen: Das, was nun der Himmel auf Erden
Bindet, der Himmel hier löst! Und er bewahrt sich das Recht!
Lang, lang band „der Himmel auf Erden" in schreckliche Bande
Hoffet und seht jetzt zu, ob er Euch endlich nun löst.

24.

Göttliche alte Griechen und Römer.

Wahrlich das war das göttlichste Stück von den göttlichen Menschen:
Daß sie den sittlichen Geist priesen als göttlichen Geist!
Mehr nun verlangt nicht von Gott, und mehr noch verlangt nicht vom Menschen,
Als daß sie Beide so Eins scheinen, so wie sie es sind.

25.

Keiner ist widerleglich der sagt: Gott ist; hie das Sandkorn
Ist; sei weise, sei gut; siehe, die Sonne sie scheint.
Sein Wort bleibt bis an's Ende der Welt, und wenn sie verwandelt
Würde, dann wär' es noch wahr, stürbe auch selber der Gott.

Wer Ein Stäubchen entdeckt auf dem Flügel des Sommervogels
Siehe, der bleibt bei uns bis an das Ende der Welt.
Und so erkennt denn das göttliche Reich, die unwandelbar feste
Gegenwart für den Geist! Menschen gegönnt wie dem Gott.
Alle die Genien sind noch bei uns, die das Menschengeschlecht einst
Lehrten, ja Der, der den Ball Kindern zum Spiel nur erfand!
Durch ihr Erkennen und Schaun sind Die da erkannten und
schauten;
Die sie erkennen und schaun, sind wie sie selber so gut.
Und auch Alle die einst nur gelebt im Gefühle des Daseins,
Ja, die nie es bedacht, sind — durch ihr ewiges Sein.

26.

Der Namen Gottes.

„Namenlos" Sein ist Sein auch, selber das herrlichste Sein ist's;
Namenlos ist selbst Gott, namenlos ist er der Gott.
Namen Gottes! du birgst wie ein Schleier nur Wunder an
Wunder,
Ihr unendlich „Geschehn" deckt sich der Mensch mit dem: „Gott!"
Also nennt der geblendete Mensch Millionen Gestirne:
„Nacht!" und die Wogen nur „Meer!" Wüsten voll Körner nur: „Sand!"

27.

Siehe, das Große ist Gott nicht; nimmer fall' ich Dir nieder
Dort vor dem Sternengeflirr, vor dem unendlichen Haus;
Nicht auf die Knie' hin fall' ich vor Ewigem! — Das ist
der Gott nicht.
Siehe, das ist er nur auch, bin ich doch ewig ja auch.

Doch vor dem Guten, dem Freien, dem Sittlichen — ſiehe das iſt Gott —
Fall' ich da nieder? — Emporreißt es mich! richtet mich auf!
Gott, Du erhebſt! Du erhebeſt zu Dir, wie die Sonne den Thau hebt,
Und Dir entgegen weint ſelig der liebende Menſch.

28 a.

Humphrey Davy.

Chemiker, Zauberer, Schalk! Du erkannteſt den „Baum der Diana"
Welcher aus Silber erwächſt. — Dankbar dem Guten, der dich
Einſt aus dem Waſſer gezogen, nun machſt die Natur du katholiſch,
Denn durch chemiſche Kunſt ließeſt Du wachſen — den Pabſt.
Fürchtet und haßt die Chemie, und verachtet die Wiſſenſchaft, die da
Auf Endreime nur los wirket! auf Spiele! — nicht frei!

28 b.

Armer unſchuldiger Hecht mit dem Leiden Chriſti im Kopfe,
Sage, was legt man im Mond droben zuſammen aus dir?
„Hechte die giebt es da nicht." — So iſt mir ſchon wohl; denn vermuthlich
Iſt da auch ☽ nicht und ☥. Scheint uns, ihr Sterne, Verſtand,
Scheint uns, Sonne, Vernunft! und blicke uns, Geiſt, aus den Himmeln
Geiſt herab, Geiſt zu ſein! nimmer bedingt und betauft.

29.

Rebel — haut mit Schwertern darein, ihr bewegt ſie nur höchſtens,
Aber ein Sonnenblick hebt ſie und ſcheucht ſie hinweg.

30.

Verbum Papae.

„Nehmt Haushälterinnen von fünfzig Jahren und drüber!"
Sagt, vorbauend, den Mann-Prieſtern das päbſtliche Wort.
Aber was ſagen die Prieſter? — „Nun ſind wir gezwungen zur Ehe!" —
Siehe, ſo ſtürzt die Vernunft ſelber die Kirche mit Macht.

31.

Glaubte doch Jeder nur recht, recht feſt, recht klar: daß er ſelbſt iſt
Und nur: was Selbſtſein ihn nöthigt zu glauben im All.
Anders-Gläubige ſind; denn Tauſende glauben noch Andern,
Fertig empfangen ſie Gott ſo wie der Knabe den Rock,
Fertig die Seligkeit, und fertig unſterbliches Leben —
Sonntags ziehen ſie's an, nehmen es fromm aus dem Schrank,
Hängen es fremm in den Schrank, bis es etwa wieder wo klingelt,
Nicht froh, ſchleichen ſie dumpf, himmliſche Tage dahin.
Denn jetzt ſtreitet das Volk: „Soll Glaube noch ſein? es erſetzt Gott
„Jeglichen Glauben, und Gott wiſſen und ſchauen wir klar.
„Wiſſe den Gott, und wiſſ' ihn in Dir und draußen in Allem;
„Glaube nur Gott, dann Herz, haſt du an Alles geglaubt:

„Sollen an Einzelnes wir und an Einzelnen glauben? mit nichten!

„Denn Abgötterei wär's, Seelen dem Fetiſch verkauft." —

Alſo um Gottes-**Verehrung** nur ſtreiten ſie noch; doch nun wird ſie

Klar, denn der göttliche Geiſt ehrt nur mit Würde ſich ſelbſt.

Wie Er ſich ehrt, ſo will er verehrt ſein. Wie ſich der Gott ehrt

Und wodurch, das allein giebt der Verehrung: Geſetz.

32.

Nicht vor der Macht hab' Ehrfurcht! — Schütze dich, iſt ſie tyranniſch!

Iſt ſie gerecht und frei ſelber — ſo ſchützet ſie Dich.

Meinſt du, die Schwachen noch liegen in Ketten? — In eiſernen Banden

Liegt noch die Macht! und ſie ringt ſich in den Königer frei.

Schwerer noch ſchmachtet die Liebe. Sie kann ſich nur opfern, noch einzeln

Blutend und ſterbend, und arm ſcheinend, doch reich in der Bruſt.

Macht wird erſt aus Gehorſam. Gehorſamt werden aus Freien,

Freie aus Guten; und gut wird erſt der Menſch aus Vernunft.

Welche Vernunft ich meine? — Die Eine: die göttliche Einſicht,

Daß in dem Menſchen der Gott lebt, und ſo göttlich als Gott.

Alſo die Schwachen an Kraft nicht liegen in Ketten — die Schwachen

Nur an Vernunft. Doch der Gott macht nun die Göttlichen ſtark.

33.

Tief inwendig im All iſt Eine beſtändige Ruhe,
Friedliche Gegenwart, Eine beſtändige Kraft,
Aber in ewigem Leben, in ewiger heiliger Wandlung,
Mächtigem Drängen hinaus, mächtigem Ringen an's Licht.
Regte da drinnen ſich nichts, nichts regte dann je ſich hier draußen,
Regt ſich hier draußen das Werk, regt ſich da drinnen die Kraft.
Ganz unmittelbar iſt die Kraft, ſie erſcheinet als Werke;
Aus, mit dem Geiſte gefüllt — ſind die Gebilde der Geiſt
Noch in ſeiner, in reiner durchdrungenſten engſten Vermählung
Mit der Geſtalt, mit dem Bild; ſelber der Stoff iſt noch Er.
Mehr als „die ſeine" iſt jede Geſtalt: ſie iſt ſelbſt! Sie iſt ſelbſt Er.
Er iſt Alles was lebt, alles was iſt und was ſcheint,
Alles was wird zum Scheine, und was da vergehet zum Scheine,
Siehe, Er kam nur mit ihm, ſiehe, Er bleibt nur mit ihm.
Hier dieß Leben des Menſchen iſt Gottes urſprüngliches erſtes
Geiſtiges göttliches noch, wenn es ein zweites auch ſcheint,
Scheinet ein äußeres; iſt doch das Aeußere tief noch das Inn're
Noch in dem innerſten Sein, in dem Allheiligſten noch.
Siehe, es iſt kein zweites, kein ſeliger beſſeres Leben,
Nur Ein Erſtes iſt, Ein göttliches ſeliges iſt.
Dieſes lebet der Geiſt, der da Menſch iſt; wenn er des Menſchen
Schöne Geſtalt auflöſt, eben ſo groß wie zuvor.
Wiſſe du alſo, o Menſchengeſtalt, Wer deine Geſtalt füllt,
Und ſo lebe wie Der —: ſelbſt als der göttliche Geiſt!
Das ſei Deine Verehrung des Geiſtes, des Gottes, der Geiſt iſt,
Und des Geiſtes, der Gott iſt: daß Du lebeſt als Geiſt.

Daß Du als Geiſt Dich ehrſt, Dein Denken und Fühlen Dir rein hältſt,
Wollen und Thun Dir rein ſtimmſt in die Stimme des Alls,
Daß Du ſo lebeſt aus Dir in Deinem Bereich und mit Deiner Kraft, wie da draußen der Gott lebet in ſeinem Bereich,
Jedem ſo wehl, wie der Gott, willſt; Kindern und allem was Menſch iſt.
Allem was athmet und fühlt, allem was keimet und blüht.
Göttliches **Leben** iſt Gottes-Verehrung; denn wer noch nicht göttlich
Lebet und ſchauet und denkt, Der noch entehret den Gott,
Mag er nun ſingen und räuchern und knien, anbeten, erſtaunen —
Mag er nur dieſes erſt thun, mag er auch dieſes noch thun.

34.

Sich Selbſt wiſſen.

Was ihr nicht ſelbſt wißt, werdet ihr nimmer von Andern erfahren,
Oder erführt ihr's bekehrt, wär' es doch Wiſſen von Euch.
Alles was Andere wiſſen, das weiß doch „der Menſch", der Du auch biſt.
Nie noch auf Erden hat Wer etwas gewußt, als der Menſch.

35.

Fichte's Buch mit der Grille.

Grenzen der Menſchenerkenntniß, wo ſind ſie, als da nur wo Niemand
Etwas mehr weiß; da begreift Er, und da weiß Er auch nichts.

36.

Imperatoren und Päbſte.

Sprich doch, was hätten die Römer noch jetzt von den Bergen von Schätzen,
Die ſie aus jeder Provinz Beute gemacht und geraubt?
„Nichts!“ — Und was hätten ſie da noch behalten, vererbt und geborgen,
Als von den Deutſchen ihr Reich ſchrecklich in Trümmern zerfiel. —
Leider, der Arge, Tyranniſche ſieht ſein Ende vor Augen
Und ſo beerbt er ſich ſelbſt noch bei lebendigem Leib',
Thut ſich gütlich, verſchwendet, genießt; denn ſein Haus wird
Doch nicht der Enkel, der Sohn ruhig beſitzen — kaum Er.
Ihr Neu-Römer, ihr geiſtliches Volk, wart eben ſo weiſe!
Was die Provinzen gebracht, haben die Päbſte verzehrt.
Denn ja Provinzen auch waren ſie Euch — mit dem Kreuze regiert nur —
Und der Proconſul hieß klarer: der Provinzial.

37.

Saal der Verwandlungen.

Wie viel bringſt du hervor, o Erde, Lebendige jährlich!
Deine Geſchlechter, wer zählt dieſe Unzähligen all!
Aber die Heerſchaar Menſchen allein, die im Laufe du deines
Langeſten Lebens gezeugt, ſeit dich die Sonne beſcheint,
Alle die Heerſchaar von Heerſchaaren von Tauſend und aber
Tauſend, ſie wögen dich auf, ſchwer wie du, Wuchtende, biſt!

Ihrer wären Unzählige mehr als Körner des Sandes,
Zahllos wie Gras und wie Laub, zahllos wie Tropfen im Meer.
Wären ſie Alle noch einmal lebendig verſammelt in deinen
Hallen, verſänkeſt du raſch tief in die Räume hinab. —
Aber auch alle die Sterne ſie haben von je auch geboren
Nimmer gezähltes Geſtirn: nimmer gezähltes Volk,
Völker von Weſen verſchiedner Geſtalt zum ſeligen Leben
Alle beſtimmt, und ſie all' haben es ſelig gelebt.
Aber .... erweckte ein ſchrillender Stoß von der Rieſenpoſaune
Alle die Schläfer, die je all' auf den Sternen umher ....
Links unendlich, und rechts unendlich, unendlich da oben ...
Endlos dort unten, gelebt, ſammelte jemals das All
Seine Gebilde auf einmal, welche ſeit ewigen Zeiten
Nach und nach es gezeugt, kaut' es ſie wieder herauf,
Spie' es ſie wieder zu Tag, wie der Haifiſch, was er verſchlungen,
Und die Verſammlung wär' voll zum Erſticken gedrängt —
Gingen dann Selige Tauſend in Eine Düte des Mohnhaupts —
Faßten die Seligen All' alle die Himmel doch nicht!
Würde Der aber nur ſelig, der ganz vollkommen gelebt hat,
Schonungs-erbarmungslos jeglicher andre verdammt ....
Wären die Räume der Himmel dann nichts als Höllen — ſo faßten
All der Verdammten Gezücht alle die Höllen doch nicht.
Darum ſeid barmherzig, ihr Pfaffen, erbarmt Euch des Gottes:
Nicht ſo Grauſes zu thun, was zu unmöglich ihm fällt!
Oder ergebt Euch dem Wort: „... Die Lebendigen kommen aus Einem
„Geiſt, und in Einen Geiſt kehren ſie alle zurück.

„Nicht Ein Sandkorn mehr ist in Tausend von Jahren geworden,
„Mehr — nicht ein einziger Geist, seit sich der Himmel bewegt.
„So viel Wasser ist nicht auf der Erde vorhanden, so vieles
„Im Missisippi nur schon strömend zum Meere gerollt.
„Nur im Augenblick lebt **Alles** und schwebt, was im All lebt
„Ganz in den Augenblick alle die Kräfte verwandt.
„Doppelt ist selbst nicht der Gott, noch tausendfach wird er in Jahren,
„Und nichts bringt er hervor als unaufhörlich sich selbst.
„Nur Ein großes, ein einzig Bewußtsein lebt in beständig
„Klarester Gegenwart, leuchtend in Allen im All;
„Alle die Tage der Erde, so viel durch Wälzen ihr tagten,
Sind nur ein einziges Licht, alle die Sonnen Ein Licht,
Alle die Himmel: Ein Haus! und alle die Wesen: Ein Wesen,
Nur Ein Gedanke, der fest steht, wie ein schwebender Blitz.

38.

Trotz der Unmöglichkeit.

Oder .... der Gott wird besser, der Gott wird klüger und reicher,
Ja erst † † hat ihn wirklich zum Manne gemacht.
Pfaffen! in Einem der Stricke nun fangt Euch! Oder an Einen
Hängt nun Euer System, und an den anderen Euch.

39.

Thersites.

Wahrlich, die Kunst: Gott Zeus so zu sein, ist unendlich geringer
Als ein sterblicher Mensch, arm, und ein Sclave zu sein!

Bucklig auf Erden zu gehn von der Wiege bis hin zu dem Grabe!
Mache mir nach es, o Zeus! siehe, ich mache dir's vor!
Doch Du bedankst Dich? — Ich auch! — Du erzürnst Dich? — Ich bin auch
Wahrlich nicht gut; man wird bös — wie ein bucklig Kameel!
Sage, was hast Du gethan? — Du hast Dich da droben — gefunden,
Ohne Verdienst und Kunst riechst Du Ambrosia stets,
Aber ich esse das trockene Brot, das ich sauer verdient, Ich!
Macht! o Macht! — Ohnmacht! laßt euch begreifen von mir! —
Doch da kommt mir Odysseus zu recht! — Den will ich! Das Scepter
Zittre ihm doch in der Hand, dreh, was ein Bucklicger kann!
Schlägt er mich tüchtig — so muß Er doch prügeln! und wein' ich — so lach' ich
Eigentlich Thränen! und Er weint das Gelächter um mich!

40 a.

Der Vater an den Sohn.

Fürchte nicht Tod, noch trockenes Brot, o Sohn des Thuiskon!
Und dann sieh: Wer du wirst! siehe wie hoch du es treibst.

40 b.

Sage den Leuten: ich führte die Kinder von mir in Versuchung,
Darum lehre sie, mich bitten: ich soll das nicht thun.

40 c.

Vater, Du ſchläfſt in der Gruft! — und deine gediehenen Kinder
Seh' ich hier ſpielen, ſo ſchön, roſig und friſch wie der Tag!
Sinnend ſeh' ich dem Spiel hier zu; dein Mädchen, das Kleinſte
Blickt mich ſo an! — und Ich ſtreiche den Blick ein — für Dich!
Herzlich gerührt empfang' Ich in Deinem Namen die Blumen
Ihr aus der Hand, und für Dich drück' Ich ſie ſtumm an die Bruſt!

*

Alſo ſeh' ich die Juden von Heut im Geiſt des Propheten
An, deß Worte ſich einſt Jeſus, als Höchſte, geborgt;
Jenes Propheten, des Größten, der einſt ſprach: Liebe den Nächſten
So wie Dich! und Gott über das alles was lebt.
Könnt' ich den Juden je rathen und helfen, ſo thät' ich's mit Freuden
Um den Mann, der ſelbſt Jeſum das Beſte gelehrt.

41.

Die künftigen Potentaten.

Potentaten der Nachwelt, neben denſelben die Kaiſer,
König' und Fürſten dereinſt nur figuriren, o hört!
Seid Euch günſtig einander ſchon hier, ſo lang' ihr in ſchlechtem
Rock und Hut hier geht, ſeid Euch doch „Liebden" im Ernſt!

Haltet auf Euere künftige Würde ſchon jetzt —: geht ſtolzlos
Um mit dem Volke! belehrt es von der künftigen Zeit!
Kennt es Euch nicht, und geht Ihr getreten in ſeinem Gedränge —
Kennt es doch Ihr! und wohl thu' Euch der ſchmerzende Fuß!
Lächelnd bettelte einſt ſich Homer durch das Land, das nun ſein iſt,
— Selber die Götter, die einſt herrſchten, nun ſind ſie nur ſein —
Und nicht laut, nicht ſtumm ſelbſt, ſchalt er den Knaben, der ſeinen
Hund auf ihn hetzte, denn er ſetzte nur lächelnd ſich hin!
Aber der Hund ſelbſt wedelt' ihn an! — Doch im Auge die Zukunft,
Sah' ihn der Greis? ..... und das Volk nannte den Schauenden blind!
Blind Euch Schauende nennt auch das Volk; oft hetzt es auch Hunde
Blind auf Euch — und Ihr füttert ſie mild aus der Hand.

42.

„Schalom!"

„Frieden ſei mit Euch!" So grüßten die zänkiſchen Juden
Türkiſch ſich. — —: „Guten Tag!" grüßen wir himmliſcher uns,
Wenn wir wieder erſtanden aus jenem verſchwiegenen Grabe,
Das „Nacht" heißt — und Schlaf, ſüßer, den Lebenden iſt.

43.

Der neue Moſes.

Hoch, wie von Gott, auf dem Berge begraben, o Waſhington, liegſt Du!
Denn Du führteſt Dein Volk auch aus Egypten beglückt.
— „Wie? — aus Egypten?“ — — Wo Knechtſchaft iſt, iſt heut noch Egypten!
Gott iſt dankbar! denn ſein Volk iſt das Menſchengeſchlecht.

44.

Peter von Bohlen.

Die Geneſis.

Heißt Strauß: „Strauß,“ o ſo heiße Flamingo, gewaltiger Condor;
Denn das erwählete Volk trägſt Du wie Schaafe davon.
Sagt nicht: „erwähletes“ Volk; — von Gott iſt das teufliſcher Ausdruck,
Wenn Sultan und Czaar ſelber die Heiden beſchützt!

45.

Incarnation.

Was rings draußen im All ſo geſchwiſterlich wohnet und wandelt,
Biſt Du verleiblicht, o Menſch! Darum denn lebe ihm gleich.
Sieh', Dein Vater iſt auch Dein Bruder! die Mutter: die Schweſter!
Deine Kinder ſie ſind Deine Geſchwiſter — wie einſt!

Sprich nicht zur Mutter: „Wer biſt Du?“ und ſprich nicht zum Vater: „Was thuſt Du!“
Sprich nicht zum Raben: „Wovon lebſt du? Was thuſt du, o Reh?“
Frage das Eis nicht: „Was ſtockeſt du hier?“ — Und ehrſt du das Menſchſein,
Frage nicht ſtreng was ſie thun? Ehre das ſtreng: was ſie ſind.
Ehre das ſtreng an Allem was lebt, dann thuſt Du dem Gott gleich,
Der am Abend nicht fragt: „Roſe, was thateſt du heut?“
„Stein, was haſt du gebaut? und Wind, was haſt du geſäet?
Spinne, was haſt du gewebt? Gieb mir vom Tage den Lohn!“
So wie der Himmel die Lilie tränkt, die ſo müßig im Leben
Nichts thut als nur blühn, da, als die lebende, ſein,
Alſo gewärtige Du von den heiligen Mächten des Aethers
Freundlichen Beiſtand, jetzt lebend, und todt noch dereinſt,
Wandelnd mit ihnen, als ſtummer und dennoch gekannter Geliebter,
Aber als Menſch jetzt ſprich: Segne Euch Alle der Gott!
Denn das ſinget die Lerche, das ſcheinet die Sonne vom Himmel,
Und das leuchtet der Mond freundlich Dir Schlafendem nachts!
Segne Euch Alle der Gott! Und ſegnet ihr alle den Gott ſo,
Offenbar und geheim, fühlend und lebend und ſei'nd.

46.

Jesu Glaube.

Jesu Glaube war: Gott. Er glaubte sogar an sich selbst nicht,
Glaubte sein eigenes Wort nicht, als nur Rede von Gott.
Gotte befahl er den Geist mit dem Eli-Lamageschreie
Und dieß Eligeschrei weckt mich! und reißt mich zu Gott.

47.

Grund.

Hat Gott jemal geschrien: „Warum hast Du, mein Gott, mich verlassen!"
Darum verlass' ich Dich nicht, Gott, ich verlasse nicht Dich!

48.

Th. a. K. von der Nachahmung.

Welchem die Sterbenden selber den Geist in die Hände befehlen,
Diesem befehl' ich den Geist, meinen, und Sterbender nur.

49.

Absolution.

Teuflischer Höllenzwang, o ihr christlichkatholische Pfaffen,
Die ihr noch Sterbende quält! Oder die Todten entehrt!
Ach, ich dächte nun müßt' Euch wohl sein, edele Menschen,
Daß wir von Peiniger Pein Euch denn nur liebend befreit.
Schreckenberger! entsetzlicher Popanz! Hannibal ante
Portas! Knecht Ruprecht! kindischgefürchtetes Nichts:

„Abſolution", du erſtickſt mit dem nimmer gebrannten
Fegefeuer! und frei kehret der Geiſt in den Geiſt.

50.

Calvin's Geiſt.

Ja, Vielſinniges und Tiefſinniges glaubet das Volk leicht.
Widerſinniges, Un-ſinniges iſt ihm zu toll.
Darum glaubt auch das Volk der Vernunft, und höret ihr gern zu:
Wo es doch nicht ſoll gehn! Was es, zu glauben, beſchämt.
Iſt kein Deutſcher nun da? mehr Keiner der herrlichen Männer? —
„Tauſend ſind wir nun da!" — Trete denn Einer nur vor,
Einer erſchüttre und ſtürze den Bau der papiſtiſchen Kirche,
Einer ſchon kann es, und nie ſteht ſie vom Tode mehr auf.
Lehre du Einer Deutſche doch klar und pfaffenzerſchmetternd:
„Abſolution iſt nichts, nur ein trügendes Wort."
Gott ſelbſt hat Jeſum nur Einmal geſchaffen aus ſeinem
Geiſt, doch der Pfaffe nun ſpricht: „Stille! — Ich ſchaff' ihn aus Teig
„Tauſendmale, den wirklichen Leib! Kniet nieder, das iſt er!
„Denn ich Pfaffe, ich Wurm, wandle den Teig zu dem Gott.
„Alſo hat Jeſus geſagt — (der ſelbſt nicht ſchaffen ſich konnte) —
„Alſo hat Jeſus gethan — (und was Er konnte, kann Ich)
„Alſo denn thun wir Pfaffen, vergeben die Sünde, erlaſſen
„Martern und Feuer — (das doch irgend im Himmel wo brennt!) —

„Und ſo ſind wir die Leute, die mächtiger ſind als der Gott ſelbſt
Und ſo fallet vor Uns nieder, und betet Uns an!" —
Deutſcher! Stürze die Abſolution klar in den Ungrund
Und mit dem Funken Vernunft haſt Du den Lama geſtürzt.
Gott iſt die Liebe! Deshalb brennt Fegefeuer und Hölle
Nirgend. Der Guten Geiſt iſt dort der Himmel wie hier.
Nur an der Aſche des Fadens der Abſolution hängt noch
Petrus Fiſcherring, hängt noch die Kirche, der Pabſt.

31.

Die uralte Welt des uralten Gottes.

Davenport's magnetiſcher Wagen der fähret am Himmel
Schon Billionen Jahr! Sonnen, Trabanten, bezeugt's!
Klein Dionyslein, großer Petavius, ach, und ihr Juden
Schiebet doch: „Anno Eins" höher hinauf — bis zu Gott!
Konntet ihr, ſo wie die Kinder an Fingern, nur zählen die Fünfzahl,
Zählen vom Fixſtern wir ſicher das Kommen des Lichts.
Zwar vom unendlichen Nichts-thun habt ihr den Gott durch die Schöpfung
Kurz doch erlöſt — vom Nicht-Sein nun erlöſt ſich der Geiſt.

52.

Zu hoffende Kirchenvereinigung.

Wann ſich „die Kirchen" vereinigen werden? — wenn Keine mehr Ausſicht
Auf Ihr Herrſchen mehr hat, nur auf den ſichern Verfall.
Nimm Du dem Kinde das Spielzeug jetzt nur, wie wird es ſich ſträuben!
Aber der Knabe dann ſchenkt ſelber die Puppen noch weg.
So wie Du jetzt in Egypten Dir Siſtern kaufſt um den Groſchen,
Kupfern „der Jungfrau" Bild um den Para in Athen,
Alſo kaufet der Wanderer einſt in Italien billig:
Tabernakel, Monſtranz, Kelche, ja Kirchen ſogar.
Das was „dem Gärtner" nicht Werth mehr hat, das vereint er im Rummel;
Und Gleichgültiges nur gilt auch den Menſchen nur — **gleich.**

53.

Nero als Divus.

Hätte der Gott ſich erniedrigt, die ſämmtlichen Wunder um Nero
Wirklich und glaublich zu thun: ihn zu erzeugen vom Geiſt
— Gottes dritte Perſon — ihn geboren werden zu laſſen
Schadlos vom Schooße der Jung-frau, die es blieb wie zuvor,

Ihn für den wohlgefälligen Sohn zu erklären im Bade,
Ihn zu erwecken im Grab, und ihm behülflich zu ſein,
Daß er gen Himmel auf fahre, und neben ihm ſitze zur Rechten,
Daß er was habe: worauf weich es ſich ſitzt — und womit;
Wahrlich dann kennte die Welt erſt klar an dem ſcheußlichen Nero,
Was nur das Göttliche iſt: göttlich von Herzen zu ſein.
Und ſie erkennte: daß, Wunder, zum Böſen gefügt, ihm nicht helfen,
Und vom Guten gelöſt, ihn, ſtatt zu mangeln, erhöhn!
Göttlich zu ſein iſt das äußerſte Wunder am Menſchen, wie an Gott
Einzig das Wunder nur iſt, Eins: daß er iſt .... und der Gott!

34.

Laß uns einmal zaubern! .... die alten Bewohner der Erde
Wecken wir auf mit dem Wort: „Kommet herauf aus der Gruft!“
Siehe, da ſtehen ſie auf aus den Gräbern .... ſie grüßen ſich träumend ...
Und ein jeglicher Schwarm zieht in die eigene Stadt.
Siehe, da baun ſich die Parſen noch heute den Tempel der Baal,
Und die Egypter erbaun heut dem Oſiris das Haus.

Siehe, die Griechen erbaun ſich noch heute das Parthenen wieder,
Werfen die kleine Moſchee Mahomets lachend hinaus,
Lachend zerſtören ſie rings in der Stadt auch die Kirchen der Chriſten,
Unbegreiflichen Kram, ihnen, den Frommen des Zeus.
Siehe, die Römer erbaun froh wieder die Tempel der Götter,
Selber den Tempel des Keuch-Huſtens erbauen ſie neu.
Weinend wälzt ſich der Pabſt auf der Erde, er ſtellt die Monſtranz aus —
Proceſſionen ſchrein: „bitte Marien, o Gott!“
Aber der Mufti bekehrt in Jeruſalem keinen der Juden,
Und es bekehret in Rom keinen der Römer der Pabſt;
Ein unermeßliches Kreuzzug-Heer aus lauter Apoſteln
Lauter Jeſchuim ſelbſt nimmer bekehrten die Welt.
Sage: Wer hat denn die Welt doch bekehrt: die verſunknen Geſchlechter?
Und wer bekehret ſie heut? — Keiner! ſogar nicht der Gott.
Denn Gott ſandte ſie ſo auf die Erde! So haben ſie Alle
Sicher gelebt, ſo ſind alle gezogen zu ihm.
Nimmer bekehrt wird dieſes Geſchlecht auch der lebenden Menſchen,
So wie es iſt, ſo vergeht jegliches Menſchengeſchlecht.
Neue, den alten Gott neu ſchauende Menſchen erſcheinen
Und in den Menſchen erſcheint anders derſelbige Gott.

Alle die niederträchtig genug von Euch „Heiden" genannt
sind,
Sind wahrhaftig das Volk Gottes, und waren es
treu.
Sterben, das ist die Bekehrung! **Bekehrte nur werden**
geboren,
Wo Gott anders geglaubt wird, ist ein anderes Volk.

*

Also Wer bringt denn die Menschen nun weiter in Werken und
Einsicht?
Wahrlich die Könige nicht, wahrlich die Priester auch
nicht;
Könige sind aus dem Volk, aus dem Volk auch nur sind die
Propheten,
Nur zur Menschheit gehört jeglicher lebende Mensch.
Aber vom Himmel herauf steigt Gott in die Herzen der
Menschheit
Und von dem Sonnenlicht strahlt das erglühete
Meer.

35.

Einst nur war es das Höchste: ein Christ-katholischer Mensch
sein,
Jeglicher Mönch und der Pabst hatte „der Menschen"
Vernunft,

Hatte die Stimme des Stockes der Bienen! So ſummten ſie Alle!
Aber dann ſchwärmte das Volk, und er verblieb in dem Stock!
Wirklich „im Stock", mit Händen und Füßen, mit Kopf und Tiara,
Und ſtatt erſter Verſtand iſt er der letzte zuletzt.

36.

Beſſerer Hülfsmann.

Nimmer ſo nöthig iſt Völkern und Herrn die Beruhigung Armer
Durch die papiſtiſche Zwangsjacke: „So glaube, du Schaaf,"
Als die Vernunft, als der Gott, der gewißlich Daſſelbige leiſtet,
Was die papiſtiſche Zwangsjacke, die überall reißt!

37.

Hermes.

Heroide.

„Der Euch doch Schein noch verhieß, Euch in Spiritus ſetzte den Leichnam,
„Hermes, der — Hermes Euch war, floh zu den Todten — vor Euch!

„Dort nun macht er Euch Raum in der Polterkammer der Erde,
„Raum auch für all' das Geräth eueres Spiels in der Welt;
„Hört ihr ihn Nachts in der Stille? wie ſchlägt er das morſche zerfall'ne
„Griechen- und Parſen-Gerüll und das Egyptergerüll
„Emſig zuſammen, daß Platz wird! reißt von den Prieſtergewändern
„Schlirrend das Gold noch, und ſteckt flink es im Buſen ſich ein!
„Alſo erkenn' ich den Sparer! Dann kommt er zu Eurer Beſtattung
„Wieder herauf und holt Euch nacheinander hinab.
„„Lang noch werden ſie umgehn, noch als Geſpenſter erſcheinen —
„„Aber Ich ſchwör' es: ihr Geiſt iſt bei den Todten und todt!"" —
„Hermes mögt ihr glauben! Was Der ſagt, das iſt gewiß wahr;
„Sichrer als Huf'land kennt Er aus Erfahrung: was todt!"

38.

Urahn Dalberg an von Pradt und Kotzebue.

Heroide.

Neuer Adel, o zeige dich nun! tritt auf in dem Volke,
Draus auch der Alte nur kam, drein auch der Alte nun ſank.

Wüßt' ich doch Beſſeres nichts als Adel, den Jeglicher hoch ehrt,
Weil er ſich ſelber zuerſt ehret — aus göttlichem Stolz.
Halte ein jegliches „Haus" auf Ehre des Menſchen! auf edles
Thun! auf Beſchützen des Rechts; bieder ſei jegliches Wort!
Kein Volks-Ritter verführe des anderen Tochter,
Keiner verführ' ihm das Weib! Keiner erweiſe ſich roh!
Nicht Ein Einziger ſei von ſechszehn Ahnen zu finden,
Welcher geſchändet ſein Haus, welcher den Namen entehrt:
„Menſch!" — „Menſch!" Dieſen den edelſten älteſten Namen auf Erden
Nehme das Volk nun an, ſtifte den Adel der Welt!
Sei kein Edler daraus, kein Kaiſer und König verſtoßen,
Wenn er den Namen bewährt hat, und ihn offen bewährt.
Gebet die Namen —: Bankett, Lindwurm, Pfaff', Drachen und Kreuzzug
Anderem ſchlechten Geſchmeiß, welches die Erde noch ſchmäht;
Gebet den Namen „Turnier" nun dem Ringen nach Leben und Freiheit,
Jeglichem edelen Werk, welches den Kampf nun verdient.
Plündert den Kaufmann nicht — zieht gegen die Ritter, die rauben,
Rauben was uns nun Werth hat für den Geiſt und das Herz!
Andere Waffen auch leget Euch zu: Licht! Wiſſen! und Können!
Anderen Dank auch begehrt, als ein erobertes Lehn —:

Hütten mit Sclaven, ihr sauer erworbenes Brot zu vertafeln;
Artus und Tafelrund sei Euch die Erde! der Gott!

59.

Kästner an Euklides.

Heroide.

Dir, Euklides, der richtig gesehn, daß es Winkel auf Erden,
Bogen am Himmel giebt, und sie gemessen, benannt —
Dir, Euklides, erbaun wir nun fromm mathematische Tempel!
Denn ja die Mathematik bist Du und warst Du nur selbst!
Und der Magister „Mathe eos" wird: Domprediger, Cubus;
„Incubus" wird: Altar; Linien —: Pfeiffen dem Wind!
Alles vergessen wir, rasend, um Dich! Nicht mögen wir wissen:
Daß sich der Himmel vor Dir ewig schon richtig bewegt!
Daß die Gestirne mit reißender Wucht so richtige Kreise
Zogen, der junge Komet selbst Cykloïden beschreibt,
Wie Du sie richtiger, schließender nie mit dem Zirkel gezogen;
Daß ja die Astronomie droben dort waltet und lebt!
Daß, die da Nichts von Dir wissen auf allen den andern Gestirnen,
Doch auch das Einmaleins können — das achten wir nicht:
Denn Dein Haus ist das All, die Gestirne nur sind Dir die Sclaven,
Nur Dein dümmester Schul-Bub' ist der göttlichste Mensch;

Ja, wir vergeſſen, daß ſeither die Erde die Geometrie iſt,
Daß ſchon die Biene das Sechs-Eck, noch als Kantrin, erkannt —
Alſo es kennt — und alſo es mitbringt, alſo es ſelbſt iſt
Tief in dem winzigen Geiſt! Alles vergeſſen wir das!
Alles! was Herſchel erſt ſah, was Kopernikus ſah im Verſtande,
Sprach: So kann es nur ſein! alſo auch iſt es nur ſo!
Alles, was Hindenburg noch entdeckte, und was er hinzuthat —
Das, Was jegliches Kind rechnet und mißt —
das biſt Du!
Ja, Du biſt ſelbſt ein jegliches Kind, das da miſſet und rechnet!
Jedes Exempel biſt Du, jeglicher Winkel und Kreis!
Nichts iſt der Himmel, und nichts iſt die Erde, der Gott und die Menſchen,
Nichts ſind die Geiſter, die heut leben, verſtehn und ſind,
Denn Sie waren nicht Du, der Du ſelber die Mathematik warſt,
Einzige Linie! Kreis! Einziger Winkel der Welt!

68.

Neptun an die Flußgötter in Irland.

Heroide.

— — — — —

Geſtern erſah auch ein Mann in dem Iſter; noch naß wie ein Kalbe
Kam er ans Ufer zu uns. Aber wir thaten ihn auf
Uns zu erzählen; und Manches erzählte der heitere Herr uns,
Auch ein Geſchichtchen, und gern wiedererzähl' ich es Euch.

„Pilgert' ein Oeſterreicher vereinſt nach dem Quelle der Donau,
„Hundert Flüßchen vorbei, tauſende Quellen vorbei.
„Endlich in Donau-Eſchingen ruft er am Munde des Quellherrn:

— „„Ei au's! — Jetzt halter Ich hab' — hab' ſie bedeckt mit dem Hut.
„„Habe die Donau geſtopft! Jetzt ſollen's ſich wundern in Wien drinn:
„„Wo nur die Donau bleibt! Macht' ich den Menſchen doch Angſt!““

„Alſo ſchloß er und ſchwang; ſah ſchüchtern ſich um in dem Orkus,
„Doch, als er Gläubige ſah, zeigt er auch ihnen — den Hut!“

•

— „Lach Du den Donauquell zu Eſchingen gänzlich verſchütten,
„Halte ihn zu mit dem Hut — immer doch ſtrömet der Strom!
„Tauſend Quellen des Flußgebietes ſie rauſchen im Thal fort,
„Himmliſch von Wolken getränkt, irdiſch von Bergen geſpeiſt.
„Nur Ein winziger Quell, der ſich keck an die Tauſende anſchließt,
„Kaufet den eigenen Strom rinnend mit eigener Fluth.
„Halte den Männern, die Religionen getrübet, den Mund zu —
„Und laut donnert der Strom fort aus der menſchlichen Bruſt!“

61.

Winckelmann an Strauß

Hercibe.

Laß es Dir ſagen aus ruhiger Seele, wie mir es ergangen,
Tüchtiger Landsmann, Freund, Ihr des gläubigen Volks. —
Voll zum Zerſpringen, ach, war mir die Bruſt voll Liebe zum Schönen,
Heiß aus Begeiſterung ſchuf Ich die Geſchichte der Kunſt.
Aber dann kamen die Männer, die richtenden, ſtäubenden Mäkler,
Sieh', und an meinem Werk blieb auch ein Wort kaum noch mehr.
Aber noch leb' Ich! Ich, ich der Winckelmann! und unſterblich
Bleibet die Liebe zur Kunſt, die ich geſtiftet auf's neu'.
Ewig bleibet die Liebe zum Schönen! das Schöne, das bleibet!
Und ſo bleibe auch Ich Dem, der das Schöne je liebt.
Sieh', die Begeiſtrung, die Liebe, das iſt der begötterte Menſch ſelbſt,
Und mit himmliſcher Kraft bleibt ſie und wirket ſie fort.

•

Ueberſetze Dir treu nun das Schöne in's Gute, ſo haſt Du
Alles geſagt, auch Das: Jeder iſt Liebe und Geiſt.

62.

F. H. Jacobi an W. v. r.

Heroide.

Keiner vergeßt doch nicht! nicht ganz! O brauchet nur Ein Wort,
Und ich Euch tiefe gesagt, als ich noch bitte und sann.
Glauben iſt glauben! Sei auch der Gegenſtand wer er wollt —
Glaub' ich den Roſenkiel, oder den heiligen Stuhl,
Glaub' ich das hölzerne Kreuz, und glaub' ich es eiſern und golden,
Glaub' ich den Schächer daran — Glauben iſt glauben — des Seins,
Glauben des Daſeyns, Glauben des Alls und des eigenen Bewußtſeins,
Voll von den Dingen des Alls, voll von den Bildern im Geiſt,
Glauben hat keinen Inhalt. Alles erfordert den Glauben,
Was Dir daſein ſoll! Aber ſieh', Alles iſt da!
Selber der Traum! ſo gewiß wie der Menſch! ſo gewiß wie die Sonne
Iſt auch der Irrthum, der Wahn, Täuſchung und Blendung und Trug.
Glauben hat keinen Inhalt. Inhalt giebt ihm der Geiſt erſt,
Giebt ihm die Wiſſenſchaft, giebt ihm die Kenntniß des Alls,
Soll er nicht ſchwinden in Dunſt ſo wie alle „die Glauben“ der Vorzeit
Schwanden, und fort und fort täglich noch ſchwinden in Dunſt.

Glauben ist Nacht, und Schauen ist Tag; was Du glaubest im Finstern,
Siehst Du bei Lichte und sprichst: Was man im Finstern doch glaubt!
Nur die Vernunft ist das Licht, der Verstand, das Verstehen der Dinge
Reinigt den Glauben von Irr-Glauben, von Glauben an — Nichts.
Bisher habt Ihr zu wenig geglaubt, unendlich zu wenig!
Und an Alles im All sollt Ihr doch glauben und müßt,
Weil es im Geist Euch liegt. Drum Erfahrung ordne das All Euch!
Forschet, erkennet im Geist! und so erfahrt die Vernunft!
Und so stellt kein Dogma heraus, als das Einzige: „Eins ist"!
Und dieß Eine ist Eins, Alles was lebt, und ist — Ihr!
Denn Ihr lebt! Ihr liebt! so seid Ihr denn Leben und Liebe
Selbst! Selbst: Geist! — und an Sich glaubet nur ewig der Geist.

63.

Klopstock an H*****t.

Heroide.

Vieles verschweig' ich, was mich bewegt; doch lob' ich Euch höchlich!
Hermanns Thaten erneut habt Ihr, und sinnt nun im Geist.

Immer noch thut ihr sie neu, wenn sie Noth thun. — Seid mir gesegnet! —
Doch nur zu Kleinerem treibt heut mich die Seele — zu mir!
Hatte das Menschengeschlecht Ein Paar nur zu Gründern, nicht: Viele,
Siehe, dann hätt' auch der Affe — „Adam und Eva“ gehabt;
Adam und Eva auch hatten die Affen, und Adam und Eva
Hatte das Gras — doch es wächst häufig an jeglichem Bach! —
Aber wie schön doch malte Raphael: Adam und Eva,
Ach, und wie reizend besang Milton den Ersten, der starb.
Lasset die Fabeln der Welt! und laßt ihr die Mythen — zu Kunststoff!
Lasset sie als Kunstwerk! ..... Lasset mich Dichter noch sein!
Menschliche Wahrheit ist das Gedicht auch, wahr im Momente,
Wahr im Gefühl', und wahr immer im träumenden Geist.
Siehe, das Leben auch wird zu Gedicht, sobald es gelebt ist,
Andere leben ein neu-künftiges wahres Gedicht!
Wahr — war jegliches Wort, das aus vollestem Herzen gesagt ward,
Welches den Menschen ergriff, wie er da lebte und sann.
Aber es ändert der Geist sich, der neu in die Menschen sich einlebt,
Fest stehn bleibet als wahr — mit dem vergangnen Geschlecht!
Aber der Neue, der Geist, schaut neu es an! und das Gelebte
Nicht sein Ausdruck ist's, ist ihm die Fassung nicht mehr.

Drum sind Dichter und Helden der Vorzeit: unsere Helden,
Unsere Sänger nicht mehr — unsre Propheten nicht mehr!
Unsere Sänger und Helden und unsre Propheten, sie wären
Hin, zu den Alten versetzt: Thoren! verblüffendes Volk!
Hätt' ich vereinst mein Lied den homerischen Menschen gesungen,
War es das, was es Euch jetzt ist — nur denn Fabel, Gedicht.
Doch Schulbibel voll Ernst war den griechischen Kindern Homers Lied;
Wie es mir nur — ein Gedicht war, bin Ich Euch nun Gedicht.
Las ich Homer .... da versank ich gebannt in die Halle der Vorzeit!
Helios ging mir auf! schmückte mit Rosen den Tag!
Iris baute die schimmernde Brücke in Luft hinwandelnd!
Zeus war mir es, der hoch donnerte in dem Gewölk!
Glaubt es — ich kannte die Menschen nicht mehr, ja die Mutter, die Freundin
Nicht, die geduldig und sanftlächelnd mich Träumer umschlich;
Selbst in den Garten hinaus ging ich —: in den Frühling Homeros!
Und zu dem Monde sah ich fromm nur —: zu Ilions Mond!
Hört' ich das Rauschen des Meers, da rauschte — der Hellespontos!
Meine, die lebende Welt war mir verschlossen und todt;
Jene, die todte, sie lebte mir hell in dem Glanze von meinem
Tag! mein Aug', mein Geist fühlte und sah — als Homer!
Selige Zeit! unvergeßlich Gefühl des unsterblichen Lebens,
Welches die Seele versetzt hin wo sie sehnt, wo sie liebt!
Liebend gönn' ich sie Euch! ich entschuldige Eure Bezaubrung
Billig mit meiner; ich gönn' Euch sie als stehendes Glück!

Freudig erweitert den Kreis des Gedichts weit über Geschlechter!
Selber des Lebens Reich sei Euch ein wachsend Gedicht!
Ueberliefrung von Wundern, die glaubt ihr leichter als Wunder,
Seit hier die Welt steht, hat Keiner ein Wunder gesehn,
Keiner! doch Jeglicher schaut ja des eigenen Geistes Vermeinung,
Diese geschahe nur stets Jedem, geschiehet auch Euch.
Nichts ist wahr als der Gott in allen Zeiten und Herzen,
Nichts ist wahr, als nur sein dauerndes Leben im All —
Euer Gebiet ist, Euer Bereich ist, Euer Gesetz ist:
Rein mit dem Gotte zu schaun froh in den wandelnden Tag.
Klopstock bleib' ich da Euch, was ich war auch als ich noch lebte —
Leset mich nun als Gedicht! Fühlt die Gedichte als wahr!
Wahre Gedichte nur rühren! Wie weint' ich selber als Knabe,
Sonst um Achilleus so! Ach, und um Thetis, das Weib,
Welches den Sohn so beweint als Mutter des sterblichen Gottes,
Der nie war, und die nie war, und doch weint' ich — mit Euch!
Weint nun mit mir .... um den Sohn und die Mutter des sterblichen Gottes,
Doppelt weinen wir nun, ach, um den doppelten Tod.

Was aus dem Leben, und was aus den Herzen der Menſchen dahinſtirbt —:
Steigt in die Reiche der Kunſt, bleibt da lebendig und ſchön!

64.

Lord Byron an den Fürſten P. M.

Heroide.

(Schluß.)

— — — —

Vieles begehrt ich im Leben zu ſein, und mehr noch zu ſcheinen;
Alles ermaß ich, und war's doch als Gedanke in mir.
Thörig wär' ich als Kind gern ſelbſt auch — die Bibel geweſen!
Lieber „die Ilias" ſelbſt, wenn Du die Thorheit begreifſt!
Ja Gott Zeus wär' ich gern geweſen, und gern noch der Todte
Selbſt der er iſt! Denn als Er-Gott ja noch glänzt er in Ruhm!
Alſo ſchlichen die lieben Beſeſſenen einſt um die Säue,
Höchlich verlegen von vorn, höchlich von hinten verdutzt.
Aber ich konnte doch auch nicht hinein! und gelangs auch — da ſteckt' Ich
Als der Beſeſſene, und — als der Beſitzer darin!
Anderes ſchien mir nichtiger: Macht, vor der größeren Macht — nichts!
Schönheit vor Schimmerem — nichts! Gold vor dem Käuflichen — nichts!

Mancher erſchien ich ſchön — doch liebte mich Eine nur — einzig?
Und mit dem Irrlicht zog ich — in den Sümpfen umher!
Andrer Verehrung hilft Uns nicht! Denn ſie iſt nur der Andern
Glück! Unglück! Unſinn! meiſt nur ihr Stolz und ihr Narr.
Alſo beneidet' ich Keinen auf Erden, und Keinen im Himmel,
Nur was Ich fühle und bin, füllt und — zerreißt mir die Bruſt:
„Habt nicht Fehler! und macht nicht Fehler! ſonſt ſeid Ihr der Fehler,"
Dieſes, aus meinem Geſchick, lehr' Ich, als mein Teſtament!
Und einſt werd' ich geadelt, wenn Menſchen die ſprödeſte Keuſchheit
Meines Herzens verſtehn, und die Verachtung, die ich
Zeigte Verächtlichem Allem, auch meiner Perſon — nur aus Achtung,
Einziger Achtung vor kind-reinem, vollkommenem Sein!
Lacht die Chineſen nicht aus, daß ſie Todte noch adeln im Grabe!
Väter des rühmlichen Sohns, auf, bis ins dritte Geſchlecht.
Siehe: „Katholiſcher Adel" auch iſt! — denn geadelt iſt David,
Heilig geſprochen im Grab Moſes, der Findling vom Nil.
Hatte Heſiodus auch ja geregelt der Götter Verwandtſchaft,
Und ſein Stammbaum galt tauſend von Jahren im Volk.
War an die Götter die Welt doch vertheilt! Meer, Erde und Himmel,
Todte und Träume ſogar hatten im Orkus den Herrn.
Hinter ſo würdigem Beiſpiel konnte der klügere Römer
Doch nicht bleiben! und ſo ordnet' er chriſtlich den Hof.

Aber die Ruhmſucht hab' ich verloren! Ich achte auf Erden
Keinen! Was Einer nur iſt, bin ich als Todter wie Er.
Könnt' ich für einen Groſchen von Bathſeba ſtammen und David,
Gäb' ich den Groſchen auch nicht! Stammen doch Alle von Gott!
Könnt' ich ſogar von Sant' Anna geboren ſein, oder von Joſeph
Richtig gezeugt, ich gäb' auch nicht den Kreuzer darum.
Fielen bei meinem Namen die Menſchen in Koth auf die Knie',
Hallten die Glocken der Welt alle und immer für mich —
Nichts troſtloſer für Todte, als lebenden Menſchen der Halt ſein!
Bis in das Himmelreich hallen nicht Glocken hinauf,
Bis in das Grab nicht hallen die Glocken hinab! .... Und noch lebend
Sich für die Seligkeit halten, und Sich für das Herz
Aller voll Gott, die da leben, da leben noch werden in Zukunft —
Das iſt beklagenswerth. — Klaget, ihr Glocken, denn laut!

63.

Herder an P....e.

Heroide.

Glaubſt Du an Sittlichkeit, dann glaubſt Du an Gott als das höchſte
Weſen, ſie iſt für das Herz alles, und alles der Welt.

Alle das Andre iſt Plunder: die Macht, und die Dauer, die Größe;
Größe und Dauer und Macht — macht dich nicht froh und nicht gut!
Wäre die Dauer und Größ' und Macht nicht ſittlich, dann wär' ſie
Nichts! — unſittlich und roh — wär' ſie verächtlich ſogar!
Aber die Reinheit! aber die Ehre! die Güte, die treueſte Wahrheit
Macht Dein Weſen ſo werth, ſelber ſo werth wie den Gott.
Endlich ſagt ihr es: Jeſus war nur ein ſittlicher Lehrer,
Lehrer der Sittlichkeit; ach, und wie habt ihr da Recht.
Aber nun iſt er der richtigſte Menſch, iſt des Göttlichen Lehrer,
Und wer ein Sittlicher iſt, iſt ſo vollkommen als Gott.
Jeglicher kann das ſein und ſoll es, denn Jeder iſt göttlich;
Dieſe Erinnerung gab ſelbſt ſich der göttlichſte Geiſt.
— Alles iſt in der Welt, der Gedank' iſt ſelber im Haupte
Und in der Welt iſt das Haupt; tief iſt die Liebe darin —
Gott nur allein ſoll nicht in dem eigenen Hauſe mit wohnen!
Nicht bei den Allen mit ſein, was er ſo liebet — das All?
Gott iſt unter uns, Gott iſt mitten in uns — denn die Lieb' iſt
Mitten in uns und der Geiſt! Innen im All iſt der Gott.

66.

Hirt an E.....e.

Heroide.

Freude mir hab' ich erlebt, daß Euch Das für die Kunſt nun Geſetz iſt,
Was Ich beſcheiden geſagt. — Doch auch die Warnung erlaubt!

Wahret Euch, daß Euch das neue Geſetz einſeitig und halb nicht
Laſſe und mache, ſo wie leider das alte gethan.
Jenes hieße Verſtändniß „des eigenen Selbſt“, und das hieße
Selbſtverſtändniß „der Welt“ — iſt in dem Menſchen nur Eins.
Was an Gehalt zu gewinnen ihr ſcheint, das verliert ihr an Haltung,
Prägung und Energie, ſelbſt an Charakter zu leicht.
Immer erkläret den Menſchen, erkläret die That — aus dem Ganzen,
Draus ſie nur ſtammen, darein alles ſich lieblich verbirgt;
Gebt zu dem Werke das Werk, daraus dies Werk es hervorſchlägt
So wie die Stunde die Uhr, ſo wie der Sommer die Frucht.
Handlung iſt nicht die Handlung allein; ſie iſt ein Ergebniß
Erſt des Ergebenden, iſt dann ein Ergebendes auch.
Gebt mit dem Kunſtwerk ſeine Vergangenheit, gebt die Zukunft
Mit ihm, die Gegenwart; gebt ihm die Ewigkeit mit!
Lernet das Kunſtwerk von der Natur. Nicht giebt ſie den Menſchen
Ohne die Sonn' und den Mond, ohne die himmliſche Welt!
Selbſt kein Veilchen nur giebt ſie ohne den ſchwellenden Lenz ganz,
Ohne die Welt ein Gott wär' nur ein hohles Geſpenſt.
Eins nun habt ihr gewonnen: Ihr kennt nicht mehr die Ergebung
An die Natur, an die Macht, die Euch zu Boden gedrückt!

Brüderlich-herzlich verwandt iſt jegliche Kraft mit dem Menſchen,
Euers Gleichen nur iſt jedes Gebild der Natur,
Selber der bildende Geiſt rings draußen iſt Euers Gleichen —
Einzelnes bildet ihm denn, bildet ein Ganzes ihm nach!
Bildet die Freude ihm nach, und Ihm nach bildet die Wehmuth —
Tief in die Gegenwart hüllt er Vergangenheit ein;
Berge ſind untergeſunken, empor ſind Inſeln geſtiegen,
Siehe, die Ewigkeit malt er in jeglichem Tag!
Jegliche Roſe zuerſt iſt die Roſe, dann iſt ſie das ſchöne
Bild zum Gedächtniß zugleich jeglicher Roſe, die einſt
Alſo geblüht um Menſchen, und iſt auch das Bild von den Roſen
Allen, die wahr ſo wie ſie, einſt um die Menſchen noch blühn.
Auch die Geſchicke vergeßt nicht der Einzelnen und der Geſchlechter
Voriger Menſchen, die einſt ſinnend der Meiſter erdacht!
Seht, denn der Menſch iſt nicht ſo der Menſch nur, der er im Heut ſcheint:
Deutlich der Vorige auch iſt er, der Künftige auch,
Iſt auch der ewige Menſch, der gebildete Bildner des großen
Bildners, welcher das All rings um ſich baute und baut.
Wollt ihr die menſchliche Kunſt, ſo erſchaffet die göttliche Kunſt Euch
Und mit des Gottes Geiſt bauchet die Schöpfungen an!

Oeffnet die Pforten des Alls, und zu herrlichen ſchönen Triumphen
Ziehet als Sieger hinein, freh des Beſitzes der Welt!

67.

Leib und Seele und Leben.

Führt in den Himmel, und legt in das Grab, was ihr wollt, doch führt ihr
Nicht in den Himmel und legt nicht mir „das Leben“ ins Grab!

68.

Ich weiß wer ich bin.

Wer das vergangene Leben gewinnt? und verliert? — nun denn —: Niemand!
Denn als das Leben gewann Ich es, die Welt und der Gott.

69.

Was da geirrt und vergangen, damit iſt nichts mehr zu machen,
Weder im Himmel, im Grab, noch in dem Menſchen, in Gott.
Wiederum Friſches zu leben iſt Werk und Sorge des Geiſtes.
Welcher Ein Leben geirrt; ewiges Leben iſt ſein.

70.

Du weißt wer du biſt.

„Sage, was hat nun der Geiſt — das unſterbliche ſtete Bewußtſein —,
„Daß es als Lebende lebt, wenn doch das Leben vergeht? ....“
— Was Du als Menſch im Kleinen von Deinem Leben gewannſt,
Daß Du den einzelnen Tag nicht für die Sonne da gäbſt —
Siehe, das hat unzählige ſelige Male in Allen
Und als Alle der Gott immer und ewig ſo fort.
Gott hat — den Menſchen vom Leben! der Menſch hat vom Leben den Gott ſelbſt,
Gott iſt Geiſt, und der Menſch —: Geiſt; und ſo lebt nur der Geiſt.

71.

Unrecht des Menſchen.

Alles geſteht frei zu, weß Euch „die Verwitterten“ zeihen,
Ihre Beſchuldigung iſt Euer gediegenſtes Lob.
Sprecht voll Ruhſinn: „Gut, ſo ſind wir! Erlaubt das Dusein!
Denn wir erlauben Euch, ach, leidend das thörige Sein.“

72.

Nutzloſigkeit der „Geſchichten“

des Ur- Moſes- Jeſus- und Mahomet-thums.

Wenn Du Eines Entſtehung begreifſt in vergangenen Zeiten,
Haſt Du es denn für Heut ſchon unentbehrlich gemacht?

73.

Gross unverweslicher Leib.

Schwindelt und banget auch Dir, Du freier und freundlicher Forscher,
Unverweslich ein Haus rettend dem Menschen zu baun?
Keine Minut' auch bleibt sich der Leib an Stoff und Gestalt gleich;
Blieb' er, dann hast Du den Floh auch so unsterblich gemacht!
Hasen und Hühner, und Katze und Maus und Ratte und Hund, gleich!
Leben und Auferstehn machst Du zum himmlischen Schwank!
Gönnst Du dem Sauerstoffe die Flocke des Schneees zu bilden
Und Jahrtausende lang gleich zu erhalten am Pol —
Gönne dem bildenden Geist auch stets sein Gehäuse zu bauen!
Der, der die Dattel gebaut, baut auch die Palme daraus!
Sieh', und die Spinne, die frisch ihr Netz an den Balken gehangen,
Flicket es auch — und verzehrt selber als Speise ihr Netz.
Siehe, die Biene ist selber der göttliche Geist, darum baut sie
Göttlich! sie hat nicht gelernt, Keiner auch hat sie gelehrt!
Denn wie sollte sie lernen, was kaum ein Künstler erlernte,
Schon am Tag der Geburt konnte sie mehr wie der Mensch.
Wäre der Gott nur die Biene — nicht künstlicher konnte er bauen,
Wär er das Veilchen, dann selbst duftet' er köstlicher nicht;
Wäre der Gott nur die Spinne, nicht herrlicher könnte er weben —
Ist denn der Gott auch der Mensch — göttlicher kann er nicht sein.

— Lieber zerstör' uns den Leib! so machst Du uns groß, wie den König,
Der, der Gefangenschaft los, herrscht in dem Seinen daheim.
Unterworfen ist nicht die Natur der Geschicht' und der Mode,
Stehende Masken, das sind ihre Gestalten vielleicht,
Stehende Masken für jetzt sind Floh und Hasen und Hühner
Hund und Katze und Maus, Tiger und Affe — und Mensch.
Aber wir Menschen, wir wissen: Wer uns lebt, daß wir der Geist sind.
Durch dieß Wissen und Thun haben wir Religion,
Religion selbst gegen den Hund und das Gras auf dem Felde,
Aber der Floh und die Maus sind nur die .....;
Religion ist nichts für sich selber, sie ist **nur dem** Geiste,
Der **nicht** einig und Eins sich mit dem Göttlichen fühlt.
Alles, und Alle, die nicht in Träumen sich selber verloren,
Immer schon sind sie und treu einig und eins mit dem Gott.

74.

Die Diener von Gott.

Freunde der Menschheit! Freunde der Liebe, der Freiheit — des Gottes,
Wisset nun endlich: Ihr seid Nichts — wenn nicht Diener von **Gott!**
Diese alleine zu sein ist Eure alleinige Kraft nur,
Eure Würde allein, Euer Bestehen allein!
Jesus gab sein Wort selbst nur für das Wort von dem Gott aus,
Und so habt ihr an ihm, Diener, den Diener von Gott,

Habet den Bruder, den Freund, den Genoſſen, den liebendſten Lehrer —
Aber nur immer von Gott! Immer von Gott nur, von Gott.

75.

Die allgemeine Sprache.

Nie ein Stummer geweſen, und nie ein Stummer geworden
Iſt Gott; werdet es Ihr nimmer und nimmer denn auch.
Hoffentlich ſpricht auch Gott auf dem Morgenſtern! auf der Sonne!
Aus der Geſtirne Gebild all' in dem göttlichen All!
Hoffentlich ſprach er ſchon ewig ſo! ſpricht er ſo immer und ewig;
Hoffentlich ſpricht er aus Euch, ſpricht er aus jeglichem Kind! —
Hoffentlich! — — Spricht er in Euch, und verſteht ihr die heilige Sprache,
Habet ihr in Euch ſelbſt nur ja verſtanden den Gott.
Hättet ihr nicht **das Verſtändniß**, was nutzte die Lehre je ſelbſt Euch?
In dem Verſtändniß habt Lehre ihr, Lehrer und Gott.

76.

Der Gefühlvolle und die Flöte.

Der, wer das Lied aus der Flöte verſteht, iſt mehr wie die Flöte,
Iſt, wie der Bläſer, ſo Herz; iſt, wie der Meiſter, ſo Geiſt.

77.

Kinder und Wolken.

Sag', was haben die Wolken für Lectionen zu lernen?
Wolkenbruch-Lection — und in Gewitter und Sturm
Recht, bei steigendem Nebel und fallendem, recht sich zu schwenken,
Leise die Stimme vom Wind hörig auch Nachts zu verstehn,
Immer, im Finstern sogar, zu dem durstenden Acker des Armen
Sicher zu finden den Weg, tüchtig zu regnen und leicht. —
Aber wie lernen die himmlischen Kinder so richtig: so schwer Ding?
„Nun denn — sie werden beherrscht!" — Hat nicht der Sclave Verstand?
Keinen beherrschet die Macht, wer die Macht nicht empfindet, und seine
Macht in des Anderen Macht giebt. Der Beherrschte — er lebt!
Was durchdringbar ist von Verstand und Willen, das stammt selbst
Her aus ihnen, das ist heut noch sie; oder ist selbst.

78.

Giordano Bruno.

Freilich, wenn Du den Juden gesagt: „Gott lebet in Euch selbst",
Hätten sie richtig geglaubt: goldene Kälber zu sein!

Oder ſie hätten verlangt auch hoch ſo zu donnern, zu ſchrecken!
Wer noch ein Kalb iſt, denkt Gott ſich als goldenes Kalb.
Sagteſt Du Griechen: „Gott iſt Ihr", wollte Jedweder ein Zeus ſein
Mit Ganymed, ein Stier, der zur Europa ſich ſchleicht.
Siehe, die Wahrheit ſchaut und erträgt nur der offene Sinn erſt;
Offenbarer iſt Gott nicht, doch nun offner der Menſch.
Gäb's Millionen Jeſus, ſie glaubten nun alle das Wort leicht,
Freilich noch Jeder von ſich — wie es der Eine „geſagt."
Von ſich glaubt' er das Wort, von den Andern nur dunkel; doch an ihm
Habt ihr's zu glauben gelernt. Glaubt es von Andern nun all'.

79.

Sieh, wenn die Sonne den Schein nur verloren, verlor ſie das Beſte,
Und zu dem Untergang ſchleichet ſie hinter Gewölk.
Hat ein Menſch nun den göttlichen Schein nur verloren, verlor er,
Was ihm die Menſchen beſtach, geht er in Wolken zu Rüſt.

80.

Chriſtlicher „Wolf."

Thörig verbrennt die Geſänge Homers! — Ihr verbrennet doch Ihn nicht,
Seinen Ruhm! ſein Gedicht, das zu Gedanken uns ward.

81.

Wahre Lehre aus wahrer Begebenheit.

Fiel ein Maurer vom Dach; punct Eilf, und erſchlug ſich. —
— Am Samſtag
Kam, nach dem Tagelohn, Wittwe und Kinder zum Herrn.
Aber Der ſprach: . . . . „Nach-Mittag iſt er nicht wieder-
gekommen
„Bis zum Abend; mir blieb offen dem Regen das Dach!
„Schon bis Mittag zahl' ich das Lohn Euch über Gebühren,
„Denn punct Eilf ſchon fiel er aus der Arbeit ſich todt." — —

*

Sage, wer war, der ſo ſprach? — — Ein Undankbarer,
wie Tauſend
Jetzt, dem Jeder beſtehn ſoll, bis an's Ende der Welt!

*

Wer bis zum Tode gewirkt, dem danke du ſelbſt bis zum Tode,
Stünd' auch dir wirklich — wie nicht — offen dem Regen
das Haus.

82.

Auch nur erkannte das Gute ein jeder Prophet, und der
Gute
Uebte es aus, und das war auch dem Propheten —
ſein Glück!

83.

Gleichnißprobe.

Sagt ein Gleichniß zu wenig, erkennst du es aus der Verkehrung;
„Gott iſt ein Vater der Welt" — — „„So wie ein Vater ein Gott.""

84.

Accommodation.

Glaubt ein Guter daneben an Teufel, Gericht und Verdammniß,
Dann — ſagt Ihr ihm zu Gunſt — hat er ſich accommodirt!
Doch Wer hat ſich da accommodirt? Nur der Gott — in den Menſchen;
„Accommodation" iſt ſelber der Menſch in der Zeit.

85.

Unterſchied.

Wehe „dem Menſchen", durch welchen ein Aergerniß kommt.
— Und „der Menſch" ſelbſt
Brachte ein Aergerniß einſt, und THEOlogen noch heut.
Aber wodurch ein Aergerniß kommt den Verwitterten, das iſt
Herrlich, befreiend und frei. — Aergre doch Einer uns ſo!

86.

Erfahrungsſatz.

Wo Zwei geiſtliche Herrn nur verſammelt ſind, da iſt mitten
Unter ihnen nun — Wer? — horche: der chriſtliche — Streit!

87.

Theolog und Philoſoph.

Offenbarung! Wie iſt ſie denn? — —
„Speculativ.“ —
— Und Was iſt ſie?
„Speculation.“ —
— Auf Was?
— „Auf die geſunde Vernunft.“

88.

Leider faſt — ſind wir im alten Poſſeß und im Recht der Ver-
jährung —
Aber die Gährung gefällt mir nicht am — älteſten Wein!

89.

Phyſiker.

Machen die Würmer die Gährung? — Wie? Macht erſt die
Gährung die Würmer?
„Ewig gähret das All.“ Das iſt der ganze Proceß.

90.

Profector der Anatomie.

Oefter zerbrach ich den Kopf mir, ob alle die Wundergebilde,
Die ich zerlegt, aus Bedacht ſtammten? aus Plan und Entwurf?
Alſo aus Meditation! — ach, mit dem Meſſer im Munde,
Meditator, vor Dir fiel ich Erſtaunender um. —
Heut .... ſecirt ich den Mann mit dem Herzen zur Rechten! die Milz — rechts!
Und ſo verdreht ging doch ſeine Maſchine probat;
Kinderchen hat ſie gezeugt, wie ein Uhrwerk, und mich ergriff Luſt
Sie zu ſeciren! — .... Voraus wär' auch der Fehler bedacht!
Wäre der Fehler voraus auch gewollt? .... Und wär' es ein Fehler?
Iſt nicht alles was ſein kann? und das Andre — nicht!
Großes Komponium biſt Du! Kaleidoſkop uns erſcheinſt Du.
Große Natur! in Dir lebt jegliches Stäubchen als Du.
Jegliche Biene hat Götterverſtand, und jegliche Spinne
Götterkunſt. Der Inſtinkt iſt nun verklärt — zu Beſitz ....
Geiſtes und Lebensbeſitz; und Bewußtſein iſt auch das Sein nur,
Siehe, das Sein iſt ſo! bildſam und bildend das All.

91.

Parny an Léonor.

Krieg der Götter iſt jetzt — und das Menſchengehirn iſt das Schlachtfeld.
Ach, viel edeles Blut fließt — aus den Federn Euch ſchwarz!

Nenne mir, Muſe, die Götter, die feindlich geſinnt ſich bekämpfen,
Denn wir glauben in dir Eine, die jegliches weiß!
— „Götter? Hm! daß ich nicht wüßte; es wären die Herrn Orthodoxen,
„Pabſt und Clerus denn nur Alle — die Eine Partei!
„Aber die heidniſchen Götter, und die noch für Heiden gezählt ſind,
„Wäre der Menſchenverſtand! wäre der Gott in dem All!
„Aeſchylus dichtete ſchon zum Vorbild ſeinen Prometheus
„Und den Entfeſſelten — Ihr ſtellet ihn her, ja ihn dar."

92.

Nathuſius Abſchied von Aſtor.

„Seh' ich den dürftigen Knaben, der draußen im Wald bei ergrimmter
Kälte, im Schnee kniehoch, ärmlich bekleidet und krank,
Mit dem betagten Vater die mächtigen Stämme zerſäget,
Tagelang mit der Axt ſchweigend zerklüftet und ſetzt . . . .
Seh' ich am Schluß von der Woche . . . . und wieder vom anderen Mond ihn
Heimgehn, ſchwächer, und ſchwach, ſtumm mit der ſchmerzenden Bruſt,
Daß er der Mutter, der kranken, die äußerſten Tage verſüße
Doch mit — trockenem Brot, doch mit dem Feuer am Heerd —
Wahrlich, dann ſchaut mir der Gott aus den Augen! er flammt mir, er weint mir,
Wahrlich, da ſchlägt mir der Gott an die erſchütterte Bruſt.

Streitet um Gott, um Propheten und Wort, und um Prieſter und Kirche,
Nehmt Euch die Götter, das Buch — laßt mir das menſchliche Herz!
Brot nur zu haben und Brot nur zu geben den Tauſenden um uns,
Iſt auch Religion, wenn es denn eine wo giebt.
Ueber das Andere ſprechen wir uns in der Stunde des Todes,
Oder in anderer Welt — **wenn** ſie die beſſere iſt.
Denn ſonſt bleib' ich bei'm Alten! —: „Das Gute zu ſchaffen nach Kräften;"
Denn mein Herz iſt der Quell immer von Gott mir und Welt.
Stimmet der Himmel mit mir, ſo bin ich „ſein Diener" von weitem,
Stimmet er, ſtimmet er nicht, bleib' ich mein eigener Herr.

93 A.

Die göttliche Kirche.

Eine, „die göttliche Kirche" nun wird, und die anderen fallen,
Stürzen, zerſtieben, verwehn, da, wo die göttliche wird.
Gott ſchließt keine, von allen die ſind, von dem heilſamen Sturz aus,
Aber er ſchließet ſie leis all' in die Seinige ein.

93 B.

Pabſt iſt drinn die Vernunft: Das Vernehmen des Gottes in Allen
Und das Verhalten dazu, wie man zu Gott ſich verhält;

Wie ſich der Gott zu den Allen verhält, die da leben und todt ſind,
Alſo verhalte der Menſch, lehrt die Vernunft, ſich dazu.
Liebe, du biſt vom Altare der Lehrerin ab, in den Gott uns ....
Tief in die Seele geſetzt! lehrſt du und lernſt du doch nichts!
Sondern du ſinnſt nur und thuſt, machſt glücklich, und biſt die Beglückte!
Durch dich findet der Gott ſich in dem menſchlichen Sein.
Liebendes Weſen iſt göttliches Sein und göttliches Sein iſt Menſchliches Weſen, und ſo findet der Menſch ſich in Gott.

93 C.

Findet Euch doch in Gott, nicht alſo wie in die Verwirrung!
Sondern ſo wie in das Licht-ſtrahlende klareſte Sein.
Findet den Gott doch in Euch, nicht alſo wie einen Vermummten,
Sondern als Euchſelbſt-ſelbſtliebenden, ſehenden Geiſt.

93 D.

Selbſtſichbewußtſein, menſchliches Sein als das göttliche Selbſt, iſt
Ende der Religion; — ſeid Ihr doch Alle nur Eins!
Dazu führt kein Kultus, und keine der Kirchen, die Liebe
Selber ſogar nicht, nur ſchauende klare Vernunft.
Jeder erſteigt die erhabene Stufe für ſich — — aus den Tempeln
Wandelnd und lächelnd nur ſieht er — Chryſaliden darin.

Drum zwingt Keinen zu „Religion"; denn Den ihr beſchwatzet,
Iſt unwerth, und wer werth iſt, den beſchwatzet ihr nicht.
Gottesverehrung = ſich göttlich bezeigen und fühlen,
iſt immer
Nur ein einſam Geſchäft, nicht ein gemeinſam Geſchrei;
Aber ihr werdet ſie kennen, die Gott in dem Herzen empfinden,
Raſch, ſo wie Regen und Thau, Armen und Leidenden nah,
Feſt im Herzen in Leid und Tod, ſtets freudig im Leben
Freundlich zu jeglichem Kind, ſelig wie Kinder, und Kind.

94.

Der erſte Schnee.

Immer, Ihr Deutſchen, gedenkt an die großen Verhältniſſe, drinn ihr
Athmet; der Wurm ſelbſt lebt nur in des Sommers Geſchick.
Jeglicher Athemzug bringt Euch den Entſcheidungen näher
Welche die innere Macht, Nieren Euch prüfen und Herz.
Selbſt die erfahrloſe Biene ſie läßt ſich nicht täuſchen vom Sommer,
Weder von Linden und Klee, noch von der Kürze der Nacht;
Iſt der Auguſt auch trügeriſch nicht, doch bleibt er nicht! doch wird
Selbſt aus dem längſten Tag leiſe der Herbſt und der Schnee.
Erſter gefallener Schnee, wie verwundern ſich deiner die Kinder!
Himmliſcher Vater, ſo einſt wundert ihr Deutſchen Euch nie.

95.

An Platon.

Immer lieben die Dichter ihr Vaterland mit Begeiſtrung!
Und ſchon darum, o Volk, ſind ſie des Brotes doch werth.
Glückliche ſollen ja ſein! und Keinen erfreut ſo die Heimath,
Sonne und Saaten darin, ſo wie der Dichter ſich freut.
Keiner auch ängſtigt ſich ſo, aus Liebe zu allen den Kindern,
Deren Urenkel ihm graut, einſt nur, als Sclaven zu ſchaun!
Selber die Heerde beweint er, die Hunde der Fremden dann hetzen,
Weint um die Blumen, das Gras, welche dann wachſen und blühn.
Alſo beweint' ich den Krokus in deinem Garten, o Platon.
Denn, in der Heimath, liegſt Du in der Fremde! —
— Er blüht
Immer zu Hauſe! Und tief in der Blumen unſterbliche Heimath
Rette ich mich — und aus ihr lächl' ich die Sonne noch an!

96.

Die Perſer.

Aeſchylus ſchrieb für die Griechen „die Perſer"; er zeigte „Atoſſa"
Ihnen, des Königes Weib, wie ſie vor Kummer vergeht.
„Nie, nie ſitzen ſo Euere Weiber, wie dort die Atoſſa!"
Rief er den Griechen das Wort donnernd, ſo laut bis zu uns.

97.

Hekabe.

Du, Euripides, haſt der Tragödien Höchſte vollendet,
Denn Hekabe beſchwurſt Du von den Schatten an's Licht!
Auf dem erſchrecklichſten Grunde, dem Hintergrund des verlornen
Vaterlandes geſchah'n Schrecken der Mutter am Kind.
O Polydorus Geiſt! o Polyxena, die Du geopfert
Dort auf dem Hügel Achills, ſinkend dich keuſch noch verhüllt,
Lehr' uns — nimmer ſo ſterben — o nein! nein! lehr' uns zu leben
Göttliches Leben, und nicht Göttern nur Spiele zu ſein!
Denn um der ſtreitigen Götter Gezänk nur verſankt du, o Ilion,
Aber die menſchliche Bruſt büßte den göttlichen Krieg ....
Oder — die Ilier führten mit Griechen nur Krieg um die Götter —
Sieh', und die Götter entflohn Beiden — und Ilion iſt Staub!
Willſt Du es ſehn — ich habe ein Säckchen voll Staub von dem Staube,
Und vom Hügel des Tros ſah' ich — die Türken im Land.

98.

Die kleine weiße viereckige Platte.

Als ich auf Ziska's Grabe zu Czaslau ſtand, da verwünſcht' ich
Götter und Menſchen, die, weh, Menſchen und Götter nicht ſind.

99.

Der unſichtbare Fürſt.

Mantua machte den todten Virgil noch zu ſeinem Beherrſcher
Und nach Sprüchen von ihm lebten die Bürger beglückt.
Aber dann legeten Andere anders denſelbigen Spruch aus
Und ihr Frieden war aus — **und ihr Beherrſcher war aus!**

100.

Der handgreifliche Herrſcher.

Unſichtbarer Beherrſcher, o Gott! Handgreiflicher König,
Laß ſie in Menſchen doch Dich greifen! und Menſchen in Dir!

101.

Allocution.

Landesgeſetz iſt ohne Beweis, als daß es gegeben
Und publicirt iſt; den Grund nur befolget das Volk.
Auf, nun beweiſet Ihr Euer Geſetz — — dann beweiſ' ich das meine
Noch nicht .... glaubt doch: Ich bin über Geſetz und Beweis.
Was Ich glaube, das wird ſo Geſetz, wie bei Euch ſo Geſetz wird
Was Ihr denket und meint: „So iſt dem Volke wohl gut."

102.

Zeitung.

Kirchengeſetz hat keinen Beweis, als daß es gegeben,
Daß es geglaubt iſt; den Grund Einſt nur befolgte das Volk.
Auf, nun beweiſe dem Volk Dein Geſetz, weil es Keiner Dir mehr glaubt,
Denn Er iſt Menſch ſo wie Du, ſtehet dem Gotte ſo nah!
Unſer Geſetz, das beweiſen wir glaublich dem Volk: mit der Liebe,
Mit Einſicht: es iſt recht, heilſam, vernünftig und frei.

103.

Papſt.

Mich zu beweiſen! ... errettet mich's? Nimmer bewieſen nur war ich's;
.... Unter den Füßen, ach, zog Strauß mir den Boden hinweg.
Generallieutenant müßt' ich von Gott fortan mich benennen!
Aber das iſt mir zu ſtark, iſt mir der Glaube zu ſchwach —
Wie ein Regenbogen nach untergegangener Sonne
Schweb' ich Verlöſchender leis ſonnelos auf in die Luft!

104.

Machthaber.

Schwebe! — Wir bleiben und dauern; der Glanz von der Sonne der Gottheit
Glühet uns an, und ſie geht nimmer uns wieder hinab!
Uns mit Geſpenſt und Geſpinnſten der **Decretalen** zu ſtreiten
Iſt unwürdig für Uns. Donkiſchot kämpfte nur ſo.
Aus dem Syſteme des Andern beſiegt man des Andern Syſtem nicht —
Rechtlich verwirft man es ganz, mächtig aus Gott und Vernunft.
Alſo befaſſen ſchon Kinder ſich nicht mit den einzelnen Weſpen,
Sondern ſie nehmen das Neſt ganz! .... und in Sumpf damit — ganz!

105.

Wendung.

Nicht mehr, wo der Verſtand nicht hinreicht, ſehet ihr Weiſern,
Nur wo er nicht da iſt, ſeht! und verwerft es mit Gott.

106.

Unperſönlichkeit des Menſchen.

Jeder der ein gut Werk thut, einen Gedanken der Liebe
Denkt, der empfindet und weiß nichts ſo von Zeit wie von Raum.
Dadurch beweiſet der Menſch ſchon allein ſein göttliches Weſen,
Daß Gott Menſch in ihm iſt, Liebe und Geiſt und Vernunft.

107.

Das religiöſeſte Weſen.

Sich, der Gedank' iſt zugleich ſein Inhalt. Denken-
der Geiſt, Du
Biſt Geiſt Gottes, Du haſt Göttlichen alles in Dir.

108.

Könnte der Denker auch nicht nun der Offenbarung ent-
behren,
Kann es der Menſch! denn er hat alles zu Glaubende
ſelbſt.
Ja, er müßte ſie von ſich ſtoßen, wenn nicht ſich das
Gleiche
In ihm ſich offenbart, denn er verſtände nicht „Gott",
Wär' er nicht eigenſt das Göttliche ſelbſt. Doch iſt er es
ſelber,
Und der lebendige Gott iſt ihm das Herz und der Geiſt.

109.

Keine Erfahrung giebt es der Endlichkeit. Siehe
der Geiſt iſt
Menſch, das Unendliche lebt ihn, und unendlich in ihm.
Nur das Unſterbliche ſchaut und begreift und erfährt er,
Nur das Unſterbliche weiß Er, der unſterbliche Geiſt.
Wiſſen nur darf er: daß er nur Unſterbliches weiß, daß
Er es iſt, daß Er es fühlt, hat in dem eigenen Sein.

110.

Majestätsverbrechen und Selbstmord.

Spaltet den Geist nicht! Spaltet den Menschen nicht! Ganz ist er Mensch nur,
Ganz ist der Mensch. Inhalt ist er der Menschheit — der Mensch!
Ein' und derselbige Geist denkt, glaubet und fühlet; das ist nur
Strahlend — kaum anders gefärbt: Ein und dasselbige Licht.
Denker! O borge Dir nie — weit über die Nullen hinweg — Dein
Glauben, da links bei der Eins; mache zu Zahlen sie nicht.
Glaubender! Borge Dir nicht Dein Fühlen erst dort bei dem Fühler!
Fühler! O borge Dir nicht Glauben und Wissen — wie Geld!
Borgst Du, so ist es Geborgtes! — Wo steht denn der Kasten voll Glauben?
Der, voll Wissen? und der, voll von Gefühlen — zu Kauf!
Bilde Dir Geist und Gemüth! und schmück' es Dir reich durch das Leben.
Mach' es zum Quell dir des All's, wohne und lebe in Dir.

111.

Kein Mensch, kein Gott giebt sich und Anderen: Sittlichkeit, Liebe —
Gott um Mensch hier zu sein, bringet im Geist sie sich mit.

112.

Wo sie der Gott her hat? Er hat sie in sich gefunden;
Ewig fand sich der Gott, findet sich ewig und heut.

113.

Welche — nun „Religion" denn die Beste von allen ist? — Die ist's,
Welche von allen zumeist Wunder entdeckt in Gott:
Wunder im Denken, und Wunder im Wissen, und Wunder im Können,
Welche mit jeglichem Schritt wandelt die Wege zu Gott.
Aber die war es noch nicht: die vom Menschen ein Einziges auch nur
Ausschließt, ihn nicht ganz — Blüthen und Wurzeln — umschließt.

114.

Reines Bewußtsein.

Immer der Geist nur ist sich bewußt, und nie die Gestalt *) je,
Aber der göttliche Geist ist der Gestalt sich bewußt.
Ist nun gestaltbar der Geist? Das sagt. Doch Gott ist gewiß Geist,
Gottes Geist ist der Mensch, und so vergißt er ihn nie!

---

*) Des Menschen Person, des Schafes Schaf genannt.
„Der Seher nennt es besser".

Sagt: Gott **ist** nicht geschaffen, und sagt: Gott **hat** nicht geschaffen;
Streichet die „Schöpfung" aus, nennt sie nur Bildung, nur Bild;
Und auch der Mensch ist nimmer geschaffen, — **gebildet** nur ist er,
Großes Bewußtsein, Du bist auch im Menschen der Gott.
Redet nicht mehr von Erschaffung der Welt, von Erschaffung des Menschen;
Schöpfung — schöpfet aus sich, gießet in Bilder sich selbst.
Sei du erlöst von der Angst, o Geist, daß du auch nur ein Bild seist!
Bist Du ein Geist — und Du bist — bist Du der göttliche Geist!
Glaubt das, ihr Geister! — so lang', bis Euch Einer das Schaffen aus Nichts hat
Richtig bewiesen, dann seit jubelnd und jauchzend denn — Nichts.
Glaubt das so lang', bis Einer beweist: „Gott weiß, wo er her ist!
Sein war schon vor dem Sein; Geist ist erst später als Geist!"
— Frei muß ich sein! Frei will ich nur sein! und ohne das Selbst sein —
Ur-Selbstständigkeit — ist Tugend und Liebe nur Trug.

115.

Erfüllung.

Keinen Glauben gestiftet hat irgendwo uns ein Prophet je:
Nimmer das Glauben, und nie Das, was zu glauben uns sei:
Gott und Unsterblichkeit! Denn ewig sind sie gewesen.
Keiner bewies sie uns je! Jeder verließ sich auf sie.
Irgendwem schwebet der Mensch den Beweis. — „Was trösten sie sonst denn?"
—: Was so' göttlich Gemüth längst schon hat: göttliches Thun.
Aber **göttlich zu sein**, hat erfüllt erst die Lehre, die Lehre!
Seligkeit, Liebe, Vernunft selber zu sein. — **Das** bezwingt!
Das nur ist Halt, Kraft, ewiges Leben! — und nimmer bezwingt Aber's.
Gottfest steiget das Wort stehen: „Der Gott ist der Mensch."
Ist auch der Mensch, wie er beben auf allen Gestirnen des Himmels
Seligkeit, Lieb' und Vernunft ist — und das Leben dazu.

116.

Licht, die Erscheinung der Sonne, das ist ja die Sonne! wo Licht ist,
Ist ja das Licht, und wo Geist ist, ist der Geist, ist der Gott.

117.

Sonderbare Meilengebühr.

„Boten bezahlt man nur täuschend — den Hin-Weg, nicht auch den Rück-Weg.
„So auch läuft nun das Volk gratis vom Kreuz-Weg nach Haus."

118.

Der Heimweg.

Wahrlich! wir laufen nach Haus! doch zum eigenen ewigen Haus — hin!
Eilen und stürzen zu Gott, und Der belohnt uns den Weg!

119.

„Der Prophet".

Eines verkünde ich Euch: Ein unpersönliches Leben
Ist Euch bald so erwünscht, mehr als persönliches je.
Habt Ihr in Gottes Willen Euch fromm sonst freudig ergeben,
O so ergebet Ihr Euch auch in sein Wesen so fromm —
In sein Leben so weise, so selig als göttlich Bewußtsein,
Denn Ihr ergebet Euch nur groß in das eigene Sein.

120.

„Loge zu den Drei (Billionen) Weltkugeln."

Maurer! Ihr habt so gemauert im Stillen am größten Gebäude,
Und nun erfüllt es sich Euch bald mit dem Menschengeschlecht.

121.

„Luther'd'or."

Ist doch ein Klumpen gediegenes Gold zu schwer zum cursiren;
Drum aus der Münze, geschickt, kommt er, geprägt und mit Schrift,
Und so hatten sie einst „Pabstd'or" nur von dreifachem Krongold!
Und „Europa," verbraucht' ihn zum Vergolden — des H. end.
Aber Du, Luther'd'or, bist Deutsches Gold — und bist Luther!
Denn mit gewaltiger Kraft schwingst Du Dein Bild in den Stock.
Doch nun verlaufen sich bis nach Amerika still noch die „alten „Luther'd'or" — denn der Gold-Schacht ist den Deutschen entdeckt.

122.

THEO-dor.

Heiliges Bildniß Gottes! Nun hast Du in Jeglichem Menschen
Aus — Dich geprägt! Abgriff, aus — Dich als Gefäße, gemünzt.

Also gelten wir fort! Kein König verdächtigt das Geld-Stück!
  Geht es ja aus dem Kauf! Nie um den Glanz nur herab!

123.

Menschlicher Geist hat nicht Ausbildungen einst in der Urwelt:
  Wie durchaus, denn es gab, giebt ja nicht menschlichen Geist.
Jetzo ist hier auch der göttliche Geist nicht! Irdischen Leib
  Menschlichen Leib erschuf, will er erfahren als Mensch;
Wohnung macht er sich hier, hier baut er die Hütte den Kindern,
  Freuden und Leiden sind ihm lebend- und sterbend noch werth.
Lebt er und stirbt er ja doch als selbiger göttlicher Geist nur:
  Sterben verändert den Geist nicht, nur die Menschengestalt.
Darum besitzt der Geist Anlagen, die nimmer in Einem
  Menschenleben und nicht selbst im Menschengeschlecht;
Göttliches Leben ist mehr als nur Das. Doch braucht Er zum Menschsein
  All' sein Wesen auch hier: Seligkeit, Lieb' und Vernunft.

124.

Spinoza als — Staat.

Denke Dir ein groß Reich, daß Millionen Bewohner
  lauter Spinoza sind, Er in unendlicher Zahl.
Er als alle die Priester, und Er als alle der Adel,
  Er als Lehrer, und Er: Bürger und Bauer im Land.
Nichts, mit Würde beschirmt Reich grüßt wie ein Tyrann an!
  Keinem ja kommt es im Traum: das zu ändern, nur ein!

Denn dieß würdige Reich glaubt an den lebendigen Gott rein!
Nimmer verächtlich erscheint, wie der Vertilgung es reif!
Zogen auch Fürsten hindurch und schütteten Gold aus den Wagen,
Nimmer bestechbar ließ Jeglicher liegen das Gold.
Keiner nur kannte die Furcht, und Keiner nur wußte für Recht
Unrecht tauschen, den Grenzstein nur verrücken zu Nacht!
Jeglicher fühlte sich froh, den Geachteten nur nahe zu wohnen —
Deutscher, da siehe das Reich — das sich der Mühe verlohnt!

125.

Kirchenprobe.

Phantasmagorie.

Zaubere sämmtliche Kirchen hinweg! — Dann sieh' doch in zwanzig
Jahren: Wie viele gebaut sind? .. Und wie kostbar? .. Wie groß? —

126.

Selbstständige Welt.

Nicht erkennt nun der Mensch: Wie kann er vom Andern empfangen
Was er besitzt, was mehr ist, als ein Andrer ihm gibt':

Unschuld! Tugend! Vernunft! Gott! Freiheit! Göttlich Bewußtsein!
Schwer kaum nimmt er was an, weil er das Höchste besitzt,
Weil Er es selber erwerben muß, was ihm der Andere zeigte —
So wie die Fische im Meer! So wie das Gold in dem Schacht!

127.

Gnade — der Zeitung.

Gegen die Türken einst führtest Du an, Pabst. Jetzt in der Zeitung
Lies, was sie ohne Dich, Christ, Edleres für sie nun thun.

128.

Glückliche Einigkeit.

Legitim-höfliches Wesen bestätiget Aller Verstand jetzt. —
Constitutionel — ist's nun doch, ohne Papier.

129.

Gleichheit.

„Theile die Güter der Erd' in gleicheste Theile, und Jedem Gieb Eins. Ist das verzehrt, siehe die Folgen davon!"

130.

Siehe, dann hat der Vortreffliche, welcher für Andere wirket
Und wer dumm iſt und faul wiederum nichts, wie zuvor.

131.

„Sollen ſie Alle denn Gleiches beſitzen, erziehe ſie alle
Gleich, o belehre ſie gleich! Siehe die Folgen davon."

132.

Würdig iſt Das und Recht, und wahrlich ſo ſoll es geſchehen!
Doch ſind alle dann gleich? Haben ſie alle dann gleich?
Aber dann haſt Du noch Weiße und Schwarze — und wie ſie ſich miſchen,
Weiße und Schwarze an Herz! Schwarze und Weiße an Geiſt.

133.

„Alſo für gleiche Geburt denn geſorgt! — Und für gleiche Erzeugung
Sorgt zu der gleichen Geburt! Denket ſo rein wie das Licht;
Tilget die Fehler! vertilgt auch die falſchen Begierden erſt gründlich
Euch aus der Bruſt! Seid gleich! Gleiche erzeuget ihr dann.
Doch bis dahin iſt lang! Was ſei uns bis dahin die Gleichheit?
Achtet Jeglichen gleich! Strebet das Gleiche nach Kraft!

„Gleich ſind Alle!“ das ſagt nur der Laue, der Zöllner der Menſchen;
„Jeder hat heiligen Werth!“ ruft des Begeiſterten Mund.

134.

„Alles iſt mittheilbar, nur nicht die Begeiſtrung des Künſtlers!
Ewig mit Unrecht nur ſcheint er ſo göttlich begabt.“

135.

Hörſt Du ſie brauſen die Stimmen des Meiſters! Er reißt Dir die Seele
Mit in den Himmel! Er hebt Dich mit dem Werke zu Sich!

136.

Ungleichheit.

Kennſt Du die äußerſte Macht in der Welt für die Menſchheit? ſie heißet:
Ungleichheit. — „Nein! Sie iſt nur die Mutter davon!
Ungleichheit, ſie gebar zwei Töchter: die ewige Ohnmacht,
Weh, und die Uebermacht. Beide entſetzlich der Welt.“
Wie nun werden die Schwachen an Geiſt und die Schwachen am Leibe
Dennoch den Mächtigen gleich? — Durch die unendliche Zahl?
Durch Eintracht? Durch Hören und Lernen? und Wiſſen und Ueben?
— Aber die Mächtigen gehn mächtiger immer hinauf! —

„Wer nun beſchützet die Schwachen vor Geiſt und vor höherer Weisheit?“

Siehe, die Weisheit ſelbſt! ſieh, die Macht in dem Geiſt!

Nicht zum Verderben der Schwachen erfindet und herrſcht der Starke,

Nein! Er erfindet für ſie! theilet mit, was er erfand!

Sieh' — er erſchafft ſich Genoſſen! Genießende ſeines Genuſſes,

Mann' es: „der Weiſere iſt immer der beſſere Menſch.

137.

Kennſt Du den äußerſten Lohn des Vernünftigen für ſein Tagwerk?

Sieh —: ſein Lächeln iſt's über Verfolgung und Haß.

138.

Der Hornfiſch an die Hornfiſche.

Heroide.

Wißt ihr noch, wie ich Euch rief in den leuchtenden Hallen des Weltmeers:

„Kommt! Hornfiſche, zur Jagd! auf den entſetzlichen Feind!

„Seht! dort zieht er uns über den Häuptern hinweg! — ein Walfiſch!

„Ueber und über am Leib ſchwarz! wie er ſchäumet in Schnee!

„Wär' er nicht größer, ſo ſagt' ich: es iſt ein ſchnupfiger Wallfiſch,
„Sprützt' er nicht Rauch und Dampf ſtatt nur des Waſſers empor!
„Hätte der Haifiſch Flügel, ſo ſagt' ich: das iſt ſo ein Scheuſal,
„Aber er rüdert die Fluth laut von den Seiten zurück!
„Wer er auch ſei, und wie es auch heiße das neuſte Unthier —
„Kommt! denn es iſt uns ein Feind! Kommt! — es iſt mächtig und groß!“
Alſo rief ich, und rief nur vergebens! — vielleicht daß der Meerſchwall
Rettend, mein Wort Euch entführet! Oder daß Furcht Euch gelähmet!
Ich denn allein nun verfolgte den Feind wie er ruhig dahinfuhr
Mein nicht gedenkend, noch mich fürchtend im heiligen Grund.
Wie mich die Ruhe verdroß! Die Verachtung! — Wüthender Kräfte
Kraft mir und Muth — und ich ſtieß raſend das Horn ihm in Bauch.
Aber er ſchütterte kaum! noch ſtarb er, ſich gierig auf der Stelle verblutend!
Denn ſein Bauch war — Holz! Und der Gefangne — Ich!
Sorglos ſchleppt' er mich noch durch den Sturm, und die Nacht, und die Hellung
Immer am Horn! und umſonſt drehte ich die Stirne mir wund.

Und ſo verkam ich vor Hunger! ich ſtarb vor Mattigkeit, Nachwuth,
Freiheitdrang und vor Schaam! — denn wir erreichten den Port!
Da, mit gebrochenem — Ohr noch hört' ich Gelächter von Menſchen,
Die aus dem Ungethüm ſtiegen in's zierliche Boot:
„Seht! — kommt ſehen! — da hat ein Hornfiſch feſt in das Dampfboot
„Ein ſich geſtoßen! Das Horn ſtopfte ſein eigenes Loch.
„Aber nun wandr' es, gelöſt, zu Oceanos fernen Schlüßen!
„Armer, thöriger Wurm, der da gefürchtet die Macht!
„Macht iſt nimmer ja bös — nur die Bosheit; wird die doch Ohnmacht!
Und nur ein Hornfiſch noch fürchtet verſtändigen Geiſt." —
Unter Gelächter und Sterbenden deutlichen Worten — da ſtarb ich!
Und, Hornfiſche, für Euch gern, wenn Ihr Feinde erſt prüft!
Prüft ihr doch Freunde! Warum nicht Feinde, warum nicht die Macht auch —
Und wohlthätige Macht ſchont mit dem Horn! ... und das Horn!

139.

Ewigliche Freiheit.

„Wohin ſind die Syſteme?" — Nie gab es ein ander Syſtem, als
Dieſes unendliche All voll unerſchöpflichen Geiſt."

110.

Durch die Syſteme hin ſchreitet der Geiſt, wie durch Spinnegewebe,
Nicht ein Fädchen nur hängt an ihm, vom — Licht nicht verzehrt.

111.

War denn das ein Syſtem, als Kopernicus ſchaute: die Erde
Geht, und die Sonne ſie ſteht; ſchaute der Geiſt das da wo? Droben am Himmel? da hoch auf der Sonne? — Nur tief in dem Geiſte
Schaut' er die Wahrheit und ihr göttlich gebautes Gefäß.

112.

Zwei Pflichten als Ein Leben und Sein, und Leben als Pflicht.

Weil es dem Gott unlaßbar iſt: Gutes und Schönes zu wirken,
Laß es derſelbige Geiſt nicht, der als Menſchen hier lebt.

113.

Miniſter der Induſtrie.

Wer iſt der Meiſter der Induſtrie? — „Gott." — Was iſt das Muſter
Aller Maſchinen? — Der Menſch? — „Auch; doch die große Natur.

Gotteserkenntniß iſt die Naturerkenntniß; auf erz'nem
Weg, durch Wiſſenſchaft naht ſich die Menſchheit zu Gott."

114.

Stünd' ich, ſo wie ich hier bin, mit Fleiſch und Knochen im
Himmel,
Wär' ich ein Wunder . . . . ein Geiſt! — wie hier ein
irdiſcher Geiſt.

115 A.

N . . .

„Jeſus iſt auferſtanden, ſonſt wär ſein Wort in der Welt
nicht;
Darum den Kreuzestod ſtarb er, ſonſt ſtand er nicht auf."

115 B.

Sieh' doch, Du ſagſt es ſelbſt: ſein Wort iſt vom Grabe
erſtanden.
Jeder erlauchtige Geiſt, der uns belehret, — erſtand;
Aber — Wir wälzen die Steine vom Grab! Wir ſind ihm die
Engel;
Durch die Lebendigen geht, in ſie der Lebende auf.

116.

Wunderbare Quelle.

„Haſt Du die Quelle geſehn, die den Armen ihr Waſſer ver-
ſagt?
„Die gleich ſtockt, wenn er kommt ſchöpfen mit irdenem Krug?"

Solch ein Quell quillt nimmer! Denn wer nicht Waſſer für Andre
Hat, — der hat auch für Sich keins — der vertrocknete Gift.

147.

Nimmſt Du die Blume aus Gottes Bereich, aus dem Garten in Dein Haus,
Nimmſt ſie aus Sonne und Thau, muß Du der Vater ihr ſein!
— Weib und Kinder! Sie ſind aus dem Garten der Erd' in das Haus Dir
Freudig zu blühen geſetzt — Ihnen ſei Sonne und Thau!

148.

Wär' ich ein König, ich ſchliefe die Nacht nicht, wie der Chineſen Kaiſer, und zählte den Thau, welcher gefallen dem Volk!
Wär' ich ein Prieſter, ich äße nur ſtehend, nur gehend zum Armen;
Wär' ich ein Arzt, ich ſäh', warum Geſunde, unſer.
„Siehe, Du biſt ja ein König in Deinem Bereich, — der Dein Reich iſt,
„Biſt ja ein Prieſter, — der Gott ſitzt Dich — Du biſt ja ein Menſch.

149.

Kennzeichen.

Geiſter — ſie werden „citirt", ſonſt nutzen ſie Gott und der Welt nichts;
Wirſt Du „citirt" — und Du wirſt, ſiehe da biſt Du ein Geiſt!

150 A.

Ablauschung.

Wenn ein späterer Geist mit eignem Leben und Geltung
Eines Früheren Werk auf, wie die Rose, sich haucht,
Siehe, das wäre der Geist, den der Frühere sendet vom Himmel!
Aber die leiseste Luft ist nur das Hauchen von Gott.

150 B.

Jedes Geheimniß der reichen Natur und des Geistes und Lebens
Wird in des Lebens Verlauf erst uns an Einem nur kund;
Kaut erst beruft er allein sich darauf, und er fordert es von ihr —
Doch die Natur dann erfüllt Allen es, bindend, wie ihm.

150 C.

Ist Beethovens Geist der Geist, der die Anderen Alle
Mit Dasein und Geist gleich ihm begabte und schuf? —
Genien! Ach, was lernt Ihr von Genien? — Genienſein wohl?
Die ihr es nicht seid, was lernet ihr? — Form und Manier.

150 D.

Lehren und Lehre ist göttlich! Doch schlagt ihr sie Berge zu hoch an!
Leben, Bewußtsein, Geist-sein — das ist selber der Gott.

150 K.

Herſchel.

Wäre die Sonne, das Licht, mehr? beſſer? als Was ſie erleuchtet?
Fraget die Himmel voll Gott, Lieb' und Gefühl — in der Nacht!

151.

Lächerliche Klage.

Der alte Chronos.

„Meinen — und falſchen Zopf, hat man mit vergiftetem Meſſer
„Ab mir geſchnitten! .... Ich muß ſterben! — und ohne den Zopf!"

Criminel.

Geh' Er zu Hauſ', mein Freund! Ihm werden die Haare nun wachſen!
Lebt Er nicht? — war's Gift, fiel's auf den Todten — — den Zopf!

152.

Weſenſtielbetrachtung über die Flegel.

Einſt im Gericht da redet das Vieh, und die Treiber dann müſſen
Stumm ſein! Und an dem Tag ſtehen die Garben dann auf,

Nehmen die Flegel, die Dreſcher dann legen ſich ſchweigend
Hin auf die Tenne, und ſie dreſchen die Dreſcher dann ab.
Einer da rieth: die Vernünftigen werden das Vieh ſein und reden!
Aber die Dreſcher anjetzt werden Gedroſchene ſein.

153.

Tiefſinniges Bild.

Hab' ich ein Bild da: — „Ein Freund, dem vor lange die Mutter geſtorben,
Hat ſie gemalt — und Wen ihr auf den Schooß noch gemalt? —
Ach, ſein Kind! ach den Enkel, den nie ihr Auge geſehn hat!
Und hier liebt das Kind koſend, mit ſeligem Blick! — —
Das iſt ein dankbar Gemüth! ein Menſch, dem die Todten noch leben,
Weil Er lebt, ein Sohn, wie ihn die Mutter ſich wünſcht.

*

Setzet doch auch ſo den Enkel der Zeit: der geſtorbenen Mutter
Dankbar auf ihren Schooß! Sehet ſie Beide vereint
Mutter und Kind: ein gläubiges Herz, und Vernunft! Die Vernunft nur
Richtet den Glauben, und mild richtet die Mutter der Sohn.

134.

Willſt Du die Armen erkennen, ſo weiß ich das einzige Mittel:
„Was Du gebrauchest den Tag, dieſes erwirb mit der Hand.“
Haſt Du auch alles erfahren im Leben, die Freuden und Leiden,
Biſt Du gereiſet und haſt Völker und Länder geſehn —
Haſt Du das alles doch nur durch Geld und Güter erfahren,
Nicht durch die Hand, die der Kopf führet zum täglichen Brot:
Und ſo gebricht Dir die Kenntniß des Menſchen! denn Neunzig von Hundert
Wiſſen am Morgen noch nicht: wie ſie der Abend bezahlt.

135 A.

Ihr Mühſeligen, und ihr Beladenen — —! Wäre Der wirklich
Euch Wohlthäter und Freund, welcher da ſagte: „ertragt!
„Hier auf Erden iſt Nichts für eure unendlichen Reihen,
„Wartet auf's Ende der Welt, hoffet: da geht es Euch wohl!
„Aber das Ende der Welt weiß Keiner — doch, die Euch hier drückten,
„Kommen dort in das Gericht! . . . alſo die kleine Geduld!
„Jene dann werden gepeinigt! und in der fröhlichen Ausſicht
„Lächelt ſie heimlich hier aus, ſelig bei Waſſer und Brot.“

135 B.

Dennoch wär' er Euch nutz! Denn wird Euch die ſchreckliche Zeit lang,
Etwas zu hacken da fangt — etwas zu graben ihr an,

Hoffet auf keinen der Reichen, auf keinen der Mächtigen je-
mals ....
Und, von der Hoffnung erlöst, werdet Ihr würdig —:
Ihr selbst!

155 C.

Die bekehrten Elpistiker.

Hoffnung, du bist nur der Namen des würdigern Sinnes:
Vertrauen!
Aber Vertrauen, du bist wieder nur Namen des Muth's.
Aber auch, Muth, du bist selbst nichts; — Kraft nur ist du.
Du, o Einsicht,
Bist Kraft — Alle bist Du: Hoffnung, Vertrauen und Muth!

156.

Was ist die Literatur? — dein, Menschheit, schwerster Prozeß
ist's
Um ein unschätzbar Gut eifrig — in Briefen geführt!
Einer schreibt an den Andern .... hinaus auf die Inseln des
Weltmeers —
Doch der Empfänger ist todt ehe der Brief ihn erreicht!
Gleich antwortet der Sohn aus dem neuesten Stande der
Sache —
Aber indeß ist der Greis anderer Meinung zu Haus!
Neue Beweis' erscheinen und mächtige Zeugen erstehen,
Diametrales sogar sagen die alten nun aus —
Jetzt kommt wieder ein neues Gesetz mit dem Re-
torsionsrecht!
Ganz neu instradirt wird nun der ganze Prozeß.

Jetzt — iſt gewonnen! .... und perhorreſcirt wird jetzt das Gericht ganz!

Drauf ſind Acten verſchleppt, Krieg iſt indeſſen geführt!
Jetzt zum Erſchrecklichſten — ſtirbt noch der Erbe! — Da wählt man den Vormund!

Jeglicher wird nun Partei, Kläger und Richter zugleich.
Siehe, der Erbe der Maſſe, der ſchläft noch im Leibe der Mutter

Und noch geboren — doch wann? — ſoll es erſt werden das Kind!

Sind's Zwillinge vielleicht? .... und iſt nicht der Erſte —: der Letzte?

Gilt ſie, die Zeugung? gilt mehr ſie, die erſte Geburt?
Endlich ſtirbt gar — die Mutter! —: die heilige Erbe, ſie ſtirbt ſelbſt,

Und **der bewieſene Geiſt** war der geſammte Gewinn.

157.

Je- und Joſuaner.

„Aber die Sonne ſie geht, geht doch, wenn auch ſacht wie die Schnecke;

„Ihrer Küchlein Volk führet ſie leiſe mit ſich.“ —
— Dennoch hatteſt Du Unrecht, Joſua! Deine, das war nur

Schlechthin die Sonne des Tags! — nicht, empyreiſche Du!

Alſo gebieten ſie noch Stillſtand — nur der Sonne des Tages —
Aber die Höhere reißt Götter und Erde mit fort.

158.

Lehrer-Freiheit.

Laſſet die Lehrer ſo frei wie das Leben! was ſag' ich doch: laßt frei!
Denn wer erdrücket den Geiſt? Komm' er, woher er uns will!
Wer Heilſames entdeckt, ſei ein Hirſch ſelbſt! Sei er ein Schuſter!
Sei er ein Zimmermann! Sei er ein Fiſcher! ein Hirt!
Kein Brotſtudium, Amt und Geſchäft, kein äußeres Leben
Bringt je Großes. Der Geiſt iſt in dem Manne der Mann.
Wer ſich aus ſeinem Geſchäft nicht heraushebt, ſei es die Kanzel,
Sei es der Thron, der verſinkt über den Scheitel darin.
„Genius und Freimuth" ſind Eins, wie der Blitz und der Donner,
Eins ſo wie Glocke und Klang, Eins ſo wie Feuer und Licht.
Freiſinn, welchen das Alte nicht bannt, nur entdecket das Neue;
Genius, im Schaafpelz wärſt du noch immer ein Schaaf.
Genien finden nur! —: Kein Soldat hat das Pulver erfunden,
Kein Uhrmacher die Uhr! Keiner der druckte — den Druck.
Sieh': ein Arzt, am künſtlichen Menſchen die weiſen die einfach-
Schönen Geſetze gewohnt, fand in der Sonne — das Herz!

Sahst den Stern-Umlauf, Blutkugeln in Adern des Gottes,
Ein Blutkügelchen ward „Terra“, Kopernikus, Dir!
Kein Baumeister, — der Organist Herschel erbaute das Sternrohr,
Deckte den Himmel uns auf, jenen erstaunenden Bau!
Ein Buchbinder erfand uns den Blitzableiter. — Die heilige Nadel
Muß frei schweben! Nur frei weiset sie richtig den Bär!
Eher erwarte vom Zahnausreißer Erlösung vom Backzahn,
Welcher die Menschen noch schmerzt, als von Gelehrten der Schrift —
Göttlicher Dampf ward eher „der Pferde-Erlöser“, als —:
Kutscher!
Kutschergeschlecht wirft schwer, schwer nur die Peitsche hinweg!

Gedanken und Sprüche.

Von

Leopold Schefer.

I.

Du vielgeſchmähte Sorge, ſtille Sorge,
Wie biſt du doch das inn're Glück des Menſchen —:
Der warme Quell, der unter Eiſe gluckt,
Das Lerchenlied in düſtrem Frühlingsnebel,
Der rege Sinn im bangen Traum des Lebens,
Der ſüße Kern des ſchweren Menſchenherzens.
Durch dich, o Sorge, bin ich mit Natur
Feſt, tief verbunden, zu ihr hingedrängt
Von früher Jugend auf, das liebe Leben durch
Bis in das Alter, in den letzten Tag!
Durch dich bin ich mit der Natur vertraut,
Getraut wie mit dem Weibe. In dich birgt
Ein Jeglicher ſein Herz nur. Darum heißeſt
Du Frau dem Manne, heißeſt Mann dem Weibe,
Der Mutter aber: ſüßes Kind! dem Kinde

Noch heißeſt du nur Mutter ganz allein,
Bis du dem Knaben Buch und Lehre heißeſt,
Bis du dem Jüngling die Geliebte biſt,
Dem Vater dann das ganze Vaterhaus;
Dem Könige: das Land, das arme Volk;
Dem Volk: die Erndte und der Arbeit Gnüge;
Dem Arzt: der Kranke; und dem wachen Kranken:
Der Morgen, die Geneſung; und dem Greiſe:
Der Kinder Zukunft auf der alten Erde,
Die nach ihm bleibt von Sonnenlicht ſo hell,
So fort ſo hell wie jetzo da er ſcheidet.
Der Arme hat die Sorge um das Brot
Und um die alle, die es geben können,
Der Schiffer um die Wolken und den Wind,
Der Reiche hat ſie um den Tod, um Gold,
Um Fried' und Freude, böſe Zeit und Unglück;
Der Vater Aller aber hat die Sorge
Um alle ſeine Kinder ſelbſt, und hat
Die Sorg' um alle ihre Sorgen mit
Und um die ganze Welt, das ganze Haus!
Durch Sorge iſt die Welt an Gott gebunden,
Durch Sorge iſt Gott mit der Welt verknüpft —
Die Sorge aber iſt die Liebe nur,
Des Gottes Liebe zu der Welt, die Liebe
Der Menſchen zu den Menſchen und zu Gott,
Und ohne Sorge wäre ſelbſt der Gott

Ein hohl Geſpenſt, der große Wildejäger,
Der ſchwärmend durch die Nacht der Sterne zieht —
Woher nicht, und wohin nicht; und der Menſch
Wär' ohne Sorge unbefeſtigt hier,
Er lebte nicht, er lebte ohne Liebe
Unkundig aller Dinge, ſelbſt der Hände,
Er lebte ohne Kunde dieſes Alls
Des reichen, ſeligen, das jedes Herz
Mit Segenfülle überſchüttet, das
Mit leiſem Denken zart es nur berührt! —
O Sorge, himmliſche Vermittlerin
Des engen Menſchen und des weiten Alls,
Sei mir geſegnet! ſei mir ſtets im Herzen!
Durch dich bin ich ein Menſch, ſo ſehr ichs bin.
Doch du, o Kummer, bleib' mir immer fern,
Du eiſerner Bedrücker armer Menſchen,
Der dann erſt ihnen naht, wenn ihre Sorge
Nicht ſorgen kann, wenn ſie in Ketten liegt
Gefangen und gebannt von ſchwerem Schickſal,
Wenn ſie nicht Arbeit haben und nicht Mühe!
Und doch, o Kummer, biſt du noch das Bild
Des Glückes, das der Menſch im Sinne trägt,
Und linderſt mit dem Anſchaun ſeinen Schmerz
Um vorenthaltnes Leben — um die Sorge!
Der Kummer iſt Entbehren aller Sorge,
Der freien Sorge. Sorge will auch Freiheit!

Der Kummer kommt von Außen zu den Menſchen!
Drum ruhe du ein Weilchen, Kummervoller,
Und ſieh, wie glücklich du — voll Sorgen warſt,
Damit der Kummer nicht zu Harm dir wird:
Zu Harm, dem Trägverſunkenſein in Kummer,
Und wenn er weicht, wenn ſich die Feſſeln löſen —
Geh' freudig in die Sorgen —: in die Liebe!
Geh' freudig an die Arbeit —: an das Leben!
Nur Einer bleibe mir und Allen fern —
Der Gram! Der Gram nur will in keine Zukunft
Wie noch der Kummer; nein, er will zurück
In jenen Tag, an jene Scheideſtelle,
Wo ſeine Seele falſchen Schein erwählte
Statt reiner That — er will die heut'ge Sonne
Zurückeſtellen, will gefallnen Schnee,
Der ſeine Blüthenbäume all' verſchüttet,
So flockenweis zur Wolke wieder machen —
Gram hat der Menſch allein der ſittliche,
Wenn Vögel unterm Himmel, wenn das Reh
Im Walde Sorge ſelbſt und Kummer fühlt;
Gram kommt nur her aus innrem Menſchenfehl,
Der wirkend draußen ihm die Welt verwandelt;
Gram iſt die draußen ſelbſt geſchaffne Nacht,
Die erſt als Sturmei in der Stirn dir lag,
Und iſt das Anſchaun: daß die Hülfe nun
Vergeblich iſt, vergeblich, bis der Menſch

Auf reines Glück auf immerdar verzichtet
Und ſtill als Traum vergeht im blauen Himmel.
Drum bleib' mir fern, bleib' Allen fern, o Gram!
Und darum bleibe mir und Allen fern,
O Fehl! und weiche nie von mir, o Sorge!
Die du die Liebe biſt! und du, o Arbeit,
Die du das Leben biſt, das liebevolle.

II.

Die Erd' iſt groß, mit Bergen rings gekrönt ....
Mit Städten ... voll von Menſchen rings bewohnt,
Und dennoch ſchwimmt ſie wie ein goldner Ball
So ſchwer, doch leicht auf tiefem Aethermeere, —
Und dort .... dort drüben ſchwimmt der Abendſtern
Als goldne große Kugel licht und leicht
Und lieblich auf demſelben Aethermeere,
Vielleicht, gewiß mit Bergen rings gekrönt,
Mit Städten, und von Weſen rings bewohnt
So liebevoll, wie hier das Menſchenherz —
Dort bricht die Liebe innerlich hervor
Mit Sternenwärme in die Sternenblumen
Und in die Sternenherzen, blickt aus Auge
In Aug' — **ſo iſt die Liebe dort!** die Liebe!
Und iſt ſie dort, ſo iſt ſie ganz gewiß
Auch wo! und iſt die Liebe wo, o Seele.

So iſt ſie ganz gewiß an einem Ort!
Sie füllt den Ort, ſie füllt die Zeit mit ſich
Vollbrängend aus. Und thut die Liebe das —
So thut der Gott das! und der Gott iſt wo!
Er füllt den Ort, er füllt die Zeit mit ſich
Vollbrängend aus. Und thut der Gott das, Gott —
So thut ein Geiſt das, und der Geiſt iſt wo!
Er füllt den Ort, er füllt die Zeit mit ſich
Vollbrängend aus!
Und nun erſtaun' ich heilig
Erſt vor dem Abendſtern! .... dem Sternenhimmel! ....
Vor jenem Mond! .... vor dieſer Erde ſelbſt ....
Und vor dem Menſchen, der im Dunkeln mir
Begegnet — und mich leis hier grüßt als Menſchen! —
— Er iſt vorüber! — und ich liege nun
Betäubt-beſeligt an der dunkeln Erde,
Und mit dem Angeſicht in ihren Blumen
Nun bet' ich: Gott iſt wo! O Geiſt, ſo biſt du
Auch wirklich mehr als leiblich gegenwärtig;
Ich fühle dich in mir: Ich bin! — Du biſt!
Du biſt, du liebſt! Ich bin, ich liebe .... Dich!
Und mit der Hand kann ich die Liebe greifen
In ihren Wunderwerken; hier im Buſen
Den Geiſt, den Gott! Wahrhaftig, Gott, Du biſt,
Und mein Erſtaunen wird zur Ueberzeugung;
Der Zweifel: ob gewiß auch Etwas iſt,

Ob Etwas auch gewiß und wirklich iſt,
Wird heiße Glut! wird feſtes klares Wiſſen,
Und dieſes Wiſſen groß, ſo groß das All iſt;
Das Wunder, daß der Gott iſt, wird zu Schauen,
Zu ſtarkem herzdurchhallendem Gefühl!
Nicht mehr als Glauben will der Gott an ſich
Und Gottesglaub' iſt höchſter Wunderglaube!
Ein Wunder glaubt allein das höchſte Wunder,
Drum biſt Du ſelber mit dem Wunder Eins.
O goldner Abendſtern — voll Liebe dort,
Ich danke Dir, Du ſtiller Menſchenlehrer!
Denn Dein Geſtrahl iſt himmliſche Gewißheit,
So wahr mein Auge iſt, mein Geiſt, mein Gott —
Und die Gewißheit: Geiſtesſeligkeit.

III.

Und ſieht der ruhiggroße Geiſt im All
Die Sterne und die Blumen und die Menſchen ....
Und fühlt ſich ſelbſt in feſter Gegenwart,
— Und ſoll der Menſch mit Gottesgeiſte ſchauen,
So ſchau' und fühl' er Sterne, Blumen, Menſchen
Gleich wie ſich ſelbſt: in feſter Gegenwart!
Das dauernde Gefühl allein iſt Leben,
Iſt Liebe, Daſein, Immerſeligſein;
Kein Flüchtiges kann lieben! lieben kann

Kein Menſch das Flüchtige, nur Dauerndes.
So liebt der Mann das Weib! das Weib den Mann,
Weil ſie die Welt zu Gegenwart gemacht;
Die Liebe iſt unwandelbar, und macht
Unwandelbar. Die Liebe ſei gelobt!
Die wahre Liebe iſt die wahre Ehe —
Gott lebt in heil'ger Ehe mit der Welt.

IV.

Lob macht dich nur bekannt, es ſetzt nichts zu
Zu keines Menſchen, keiner Blume Werth;
Es macht nur klar und offenbar: was iſt.
Daß Menſchen nach dem Tode einſt dich loben,
Hilft todt dir nichts; es hilft dir nichts im Leben
Als das: Du ſollſt nur löblich Daſein wollen;
Es hilft dir ernſt zu ſtiller Freudigkeit.
Es ſoll das Rühmliche im menſchlichen
Geſchlecht vorhanden ſein, zu Andrer Freude,
So wie Viel Andrer rühmlich Werk und Weſen
Dir reine Freude war. Die ſetze fort,
Erhalte ſie, vermehre ſie für Andre
Durch dich, durch deines Weſens ſtilles Licht.
Verdieneſt du der Menſchen Lob mit Recht,
Dann lebteſt du ja wie es Recht geweſen!
Und das iſt nicht verächtlich! ſo auch Ruhm nicht.

Das Veilchen lebt ſo heimlich duftend fort,
Es iſt ihm keine Ehre vor dem Gott,
Es iſt ſein Weſen; daß das Blatt nicht duftet,
Das iſt ihm keine Schande vor dem Gott.
Der Ruhm iſt menſchlich; ſchönes Weſen: göttlich. —
Das macht die Seele weit: umher auf Erden
Im großen Kreis von allen holden Menſchen,
Im großen Kreis von allen reichen Sternen
Erkennen, ſchaun und ahnen, überzeugt ſein:
Wie viele große Güter dort vorhanden
Für viele unzählbare ſchöne Weſen,
Wie Viele ſtündlich froh und glücklich ſind,
Durch Eins der Eine, und durch Alles Alle,
Und Alle an der Andern Glück, wie Du
Durch ihr Glück unausſprechlich glücklich biſt!
Das macht die Seele weit, die Liebe ſüß,
Den Geiſt dir ſchön, und jedes Leben reich.
Das reinſte Sein beſteht aus reinem Schauen
Des ſeligreichen All's mit ſeinen Schätzen
Und ſeinen Kindern, die ſie ſelig machen. —
Nun frage leis dich: Iſt das reine Schauen
Perſönlich? menſchlich? — Iſt die Seligkeit
Perſönlich? Iſt die Liebe ſelbſt Perſon,
Die reinſte Sittlichkeit iſt ſie Perſon? —
Sie thut nur Gutes Allem, was da iſt.
Und ſieht die Liebe wo Perſon, Perſonen? —

Die Liebe ſieht nur Schönheit, ſieht nur Liebe!
Die Götterſeele ſchaut nur Göttliches,
Nur alles göttlich-frei und ungeſtaltet,
Nur Güte, Schönheit, Liebe, Seligkeit,
Wohl zart gefaßt in göttlichen Gebilden —
Doch in dem Einen Götterſein begriffen,
Vorhanden auch im Menſchen, doch nicht Menſch.
Und wär' der Geiſt: Perſon, ſo wär' es Gott:
Das große Eine Selbſtbewußtſein Aller
Als Alle — das doch nicht Geſtalten kennt,
Geſtalten fühlt, noch leis ſie unterſcheidet!
Und willſt Du wahrhaft göttlich leben — lebe
Ununterſcheidend! unterſcheidbar nicht!

V.

Zu deinem Frieden und der Deinen Frieden
Erfülle nur mein Wort, das Eine Wort
Vor allen großen Lehren in der Welt,
Die Dir umſonſt von Gott und Seligkeit
Und fernem Leben in die Seele reden,
Wenn du dieß nächſtbedurfte Wort nicht achteſt:
„Nimm nicht das Uebelnehmen Andrer übel!"
Du habeſt Recht gethan nun oder Unrecht.
Denn haſt du Recht gethan und recht geredet —

Das hält der Andre eben dir für Unrecht,
Wenn du zuvor dein Herz ihm nicht eröffnet;
Nimm keinem Menſchen nun die Meinung übel:
Du habeſt Unrecht und nicht Recht gethan,
Denn dadurch ehrt er dich! Er liebt dich ſelber!
Denn wärſt du ihm gleichgültig — nähm' er übel
Und kränkt' es ihn: daß du nicht recht gethan?
— Er iſt von heil'gem Wollen ehrbar voll! —
Und wünſcht er wahrhaft denn: Du lebteſt recht
Und thäteſt gut und ſprächeſt wahr — erkenn' es!
Und willſt du ihm dafür nicht danken, ſchweige
Doch wenigſtens! — — Und willſt du ſchroff und ſcharf
Und bitter ſein .... wenn du **nicht** Recht gethan!
Nicht nur den Schein des Fehlers an dir trägſt'
Macht denn dein Zorn in ihm dein Fehlen gut? —
Dein ſtilles Indichgehn beſänftigt ihn!
Bedarfſt du keine Warnung? keinen Wink?
Ja willſt du taub des Andern Wunſch nicht hören?
Nicht achten? nicht erfüllen, der dich liebt,
Den du ja liebſt, der immer doch ein Menſch iſt!
Drum, nimmt ein Menſch, ja erſt dein Weib, dein Freund
Ein Wort, ein Thun, ja nur ein Laſſen übel,
So blick' ihn an mit holder treuer Seele,
Gönn' ihm, beſänftigend, ein gutes Wort,
Vielleicht entſchuldigt Er dann ſelbſt gerührt
Dein Thun und Laſſen, ſelber deinen Fehler;

Du haſt ihn nicht gekränkt, nicht erſt erbittert —
(— Von Worten wird der Menſch heiß, nicht der Topf —)
Er dich nicht, und ſo wohnt der Friede fort
In eurer Bruſt, daraus, durch kleine Funken
Entzündet, helle Flammen ſonſt wohl ſchlagen,
Die euer Glück in wenig Augenblicken
Für alle eure Tage auf der Erde
Verderben, daß es Keiner wiederherſtellt.
Empfindlichſein iſt immer Unrechtthun.
Der Aergerliche iſt ein Kranker — ſchon' ihn!
Er iſt ein wundes Herz, ein Reuiger
Vielleicht, ſo duld' ihn! Nimmſt du Unglück übel?
Ja Unverſtand? heißt Böſe ſelber Böſein!
Nur Gutſein heilt die Uebel in der Welt.
Drum ſei nicht übelnehmiſch, nicht empfindlich,
Zu deinem Frieden und der Deinen Frieden
— Und ſie ſind Alle dein, die mit dir leben —
Erfülle gern mein Wort, das Eine Wort:
„Nimm nicht das Uebelnehmen übel! Keinem!"
Und du beginnſt für dich ein neues Leben
Und ſchaffſt es Denen, die da froh bei dir
Es mitgenießen — nicht mit leiden ſollen!

VI.

Gott freut ſich ſelbſt auch daß er iſt, ſonſt freute
Der Menſch ſich auch nicht, daß er jetzt ein Menſch iſt —
Des Menſchen Freude iſt des Gottes Freude!
Sonſt freute was da lebt ſich nicht des Lebens —
Es freut ſich nur des Gottes Da- und Hierſeins,
Der Weſen Freude iſt des Weſens Freude!
Des Gottes Freude aber, daß er iſt,
Die iſt des Gottes Urreligion:
Die Luſt zur Liebe und zu guten Werken,
Die ſchöne Sittlichkeit iſt Gottes Freude
Und Gottes Freude iſt des Menſchen Freude
Und Gottes Seligkeit die Seligkeit
Des Menſchen, als des eingebornen Gottes.
Wer hier nicht ſelig iſt, der wird es nirgend:
Wodurch denn will der Menſch je ſelig werden?
Die Seligkeit iſt kein Geſchenk und ganz
Unſchenkbar, unverdienbar, keine Gnade,
Sie iſt kein Preis, kein Lohn für gute Thaten,
Ja nicht dafür: das Leben aufzuopfern
Um alle Menſchen von dem Tod zu retten.
Die Seligkeit iſt eine Eigenſchaft,
Ein Eigenthum des Geiſtes: iſt Anlage,
Die ſo, wie jedes göttliche Talent
Der Menſch ſich nur ausbilden darf, das nährt

Entfernen was die reine Kraft verdunkelt.
Denn glaubſt du, wird das Gold wohl je gereinigt?
— Die Schlacke wird nur von ihm ausgeſchieden!
Und glaubſt du, klärt die Sonne je ſich auf?
— Es weht die Luft Gewölk und Dunſt nur von ihr!
Und glaubſt du, wird die Seele je erſt ſelig? ....
Wer iſt denn Seel' und Geiſt des Menſchen? — Gott.
Und Gott iſt ſelig. Drum bedarf der Menſch
Nur dieß zu wiſſen: „In mir lebt der Gott" —
So iſt er ſelig; denn er ſchaut und fühlt
Und lebt dann göttlich .... und vom Menſchen ſind
— So wie der Dunſt und Wolken von der Sonne —
Die Hirngeſpinnſte alle weggehaucht,
Und wie die Sonne ſtrahlt ſein reiner Geiſt
Und ſchaut und glüht in ſeiner Seligkeit.

VII.

Die fünfundvierzig Gerichtsaſſeſſoren,
Die vierundbreißigtauſend Menſchen einſt
Verdammten; dreimalhunderttauſend Menſchen
Nach langem ſchrecklichem Gefängniß, nach
Den Martern durch die Folter, nach Beraubung
Von ihrem Hab' und Gut auf lebenslang
In Ketten auf die Schiffe .... in die Nacht

Der fernen Goldbergwerke sandten, aber
All' ihre Weiber, ihre Kinder alle
Und ihre Brüder, ihre Schwestern alle:
Ein Volk von ganz Unschuldigen mit Wuth
In lebenslange Schand' und Armuth stürzten
Und ganze Völker aus dem Lande jagten —
Die fünfundvierzig Großinquisitoren
Sie kamen mit den Päbsten an die Pforte
Des Himmels und begehrten ihren Einlaß,
Sie rühmten: Wie sie Gott gerächt an Menschen,
Wie sie gewüthet fromm zu seiner Ehre,
Erbarmungslos und schonungslos auf Erden
Das eigne Blut nicht schonend in den Adern,
Und sprachen alle laut und froh im Chore:
„Wir haben an uns selber es erfahren,
„Daß unser Wort, das wir gethan, von Gott war!
„Das Wort, die Probe, hat sich uns bestätigt —:
„Wir sind voll Freudigkeit in unsrem Geiste!
„Und tutto dritto *) kommen wir zum Himmel!" —
Da nahm Sanct Peter seine Maske ab ....
Und leuchtend-mild erschien Giordano Bruno **)

---

*) Geradezu, sans façon, ohne Fegefeuer.
„Ein Leser avant la lettre."

**) In Rom von der Päbstlichen Inquisition zum großen Jubiläum anno 1600 lebendig verbrannt.
„Der Leser avant la lettre."

Mit seinem Herrn lächelnden Gesicht
Und sprach: . . . „Der Himmel, den ihr sucht, der ist nicht;
Ein andrer Himmel ist, ein andrer Gott,
Als den ihr armen Sünder heut noch glaubt.
Ihr lieben Geister hört und merkt es Euch
Für jetzt einen andern Weiterleben
In diesen Hallen, die der Himmel heißen:
Nicht das Wort ist von Gott, bei im Gewissen
Euch selber göttlich nur erscheint, wenn ihr
Es glaubt und thut! — Das Wort allein ist göttlich,
Die That allein ist göttlich, die **den Andern**
So göttlich ist, als käme sie von Gott;
Und nichts ist göttlich, Glauben nicht und Thun
Als was das Leben Jeglichem erhält,
Es freudig schafft und hell und freudig macht.
Ihr habt Die nicht gehaßt, die Ihr verdammt,
Doch habt Ihr sie zu lieben nicht verstanden!
Ihr Armen, Tiefvermittelbedürftigen,
Ihr habt des Glaubens Wort der Welt bewiesen!
Und Irrthümer kann Thaten göttlich scheinen.
Drum holt Euch andre Bestätigung
Als Eure . . . . kinderloses Vaterherz.
Denn Eure Religion verwandelt selber
Die Katze, die im Mund die Jungen birgt,
Der Hund, der Wolf, sogar die Mutterschlange,
Die schützend in dem Kranz der Kinder liegt.

Denn — mit dem Giftbaum nur vergleich' ich Rom
Und seine wilden Sprossen rings umher;
Der Stamm ist nicht gut, der Jahrhunderte
So gift'ge, außenbunte, Früchte trug
Und der noch heut sie trüge — wenn er dürfte!
— Der Feigenbaum, der doch nur keine Früchte
Einst trug, den hieß der Meister schon verdorren! —
Mein Herr ist Gott! Nur der bestät'ge mich;
Und in der Werkstatt Gottes lernt ein wenig
(Wie Jesus selbst aus der Natur gesehen)
Was göttlich ist, was jedes Kind zu sehn
Vermag an seinem Vater, jede Mutter
Mit ihrem Mutterherzen an dem Kinde
Was es bedarf — — nicht Folter! Strang! und Feuer!"

Er schwieg erröthet über ihre Blässe,
Und alle zogen stumm hinweg, hinaus
In jene schönern Hallen, die der Himmel
Den Menschen heißen, aber die nur Leben
Und Lieben sind — hin in die fernern Leben,
Die da Unsterblichkeit und Seligkeit
Nicht heißen nur, nein, die es Allen sind.

Nur Einer mit der dreifach-hohen Krone*)
War still zurückgeblieben, und er kniete

---

*) Aldobrandini, Clemens VIII.

„Der Leser avant la lettre."

Jetzt vor der .... neu zu herrlicher Gestalt
Gewordnen .... Asche Bruno's hin voll Reue.
Doch Bruno küßte sanft ihn auf die Stirn
Und sprach: „Schon gut, längst gut, mein Väterchen!
Die Thränen, die Du einst mit Deinen Augen
Mir weinen solltest, habe Ich schon redlich
Aus meinen Augen hier um Dich geweint,
Für Dich geweint. So reine Deinen Blick!
Wer zürnt auf Irre? Wer auf guten Willen?
Gott selber nicht! — Was hätt' Ich da zu scheiten?
Euch, die ihr Gott .... geehrt! — Gott ist mein Herr!
O laß ihn ewig Deiner sein und Aller!"

Das Häuschen auf der Stadtmauer.

Novelle

von

Henriette Hanke geb. Arndt.

[illegible]

[illegible]

In einer größeren Stadt, welche der Schauplatz dieser kleinen Erzählung sein soll, — stand ein nettes Häuschen, weiß von Ansehen, mit grünem Leistenwerk fein übergittert, auf dem Reste der grauen Stadtmauer, dicht am Aegidienthor. Dieser dunkle Bogengang, der sich nach Außen zu in einer tiefen Nische endigte, darin ein colossales Standbild des heiligen Aegidius seit manchem Jahrhundert stehen mochte —: war das einzige Thor, was dieser guten Stadt verblieben war. Jener Simson, dessen Kräfte einst die Welt erschütterten, hatte zu den Zeiten des Krieges und der Gewaltsamkeit die andern der Erde gleich gemacht, und an ihrer Stelle war eine leichte Barrière entstanden, die, wie ein Hinderniß zum Scherz — das Aeußere der städtischen Commune von den Palästen der Vorstadt schied.

Aber mit furchtbarem Ernſt hatte das Aegidienthor dennoch jedem feindlichen Angriff widerſtanden, und die Einwohner gaben die Ehre denen der hohen Schirmfrau allein, welche nach der älteſten Chronik ſchon vor Alters Wunder bei Schlachten gethan. Nicht genau genug bewandert in der Legende aller Heiligen, wiſſen wir nicht, ob das Fundament dieſer Verherrlichung auf dem Grunde hiſtoriſcher Wahrheit beruhet, oder nur als ein Sinnbild der Standhaftigkeit gegolten habe? Wenn jedoch, wie man ſagt, ſelbſt Götter dem Glauben gewicht werden: ſo iſt anzunehmen, daß auch jener ſteinerne Buſen dem gläubigen Vertrauen Wort hielt, womit er für das Herz der Sicherheit gehalten wurde. So viel iſt gewiß: kein Mauer hätte gewagt, Hand an dieſes geweihete Bollwerk zu legen: denn als einſt ein freiſinniger Rathsherr ſich über jene Scharte erhoben, weil die alte Stadtmauer den verſchönernden Abſichten eines wohlweiſen Rathes im Wege ſtand, war ein Pfeiler theilweiſe zuſammengeſtürzt, und hatte mehrere Arbeiter in Schutt und Graus begraben. Seitdem blieb die Verbindungs-Mauer unberührt: denn der Magiſtrat mußte bei einem wiederholten Verſuch vom Pöbel gesteinigt werden, der jenes Unglück für ein Strafgericht genommen.

Ein ſchmales Pförtchen führte mittelſt eines bequemen Aufgangs zu dem geräumigen Sommerhauſe hinauf, welches von der Eingangsſeite einen Zwinger beherrſchte, der ſich am andern Ende treppenförmig ſenkte, und nur durch

eine natürliche Wand von einer anmuthigen Gartenwohnung getrennt war; deſſen Fenſterreihe aber gegen das Thor zu, durch einen kleinen Balcon unterbrochen, eine eben ſo intereſſante als entzückende Ausſicht gewährte. Doch blieb die Wahl, welcher Standpunkt vorzuziehen ſei, zweifelhaft, einem ſtillen Sinn mindeſtens: denn der Zwinger, über den hinaus eine reizende Bergkette in perlfarbnem Schimmer ſichtbar ward, prangte im vollen Reichthum des Herbſtes, und der düſtere Anſchein der Mauer, mit wildem Wein umzogen, zeigte jenen dunkeln Purpur, darin dieſes Gewächs trauert, und miſchte in den Reiz der Anſchauung ein melancholiſches Gefühl von Leidweſen der Natur.

Es war um die neunte Frühſtunde eines hellen Tages, als ein ſchönes, ſchlankes Mädchen auf dem Balcon ſtand, angeleuchtet von der Morgenſonne, welche in den vergoldeten Spitzen des eiſernen Geländers blitzte. Die offenen Glasthüren, mit grüner Seide verhangen, warfen Schatten über dieſen engen Raum, und ſpiegelten magiſch klar, wenn auch in verkleinerndem Verhältniß, den großartigen Schauplatz zurück, der ſich von hieraus überſehen ließ; die ſchlanken feſten Thürme ſchienen zu wanken: ſo oft ein Lüftchen die Flügel der Thüre in ihrer Angel leiſe bewegte. Die Jungfrau in der Höhe blickte ſinnend abwärts; aber das Geräuſch der Menſchen, die ſich zum Thore heraus und herein drängten, in emſiger Eile neben der Zufuhr hinweg,

welche langsam und lässig den Paß verengte: war ihr nur, als ob der Wind ginge. Dort lag das Gewimmel des Marktes! für einen feinen Blick immer noch erkennbar, wenn auch von diesem Standpunkt aus das Gränzeug nur etwa wie Dragée erschien, den Kleinsinn eines Kindes zu vergnügen, und die Holzhändler ihre nützlichen Waaren gleich Spielsachen feil hatten. Wie so winzig, so ameisenartig erschien Alles! und droben der Himmel so weit! so blau! so einsam, und doch so heiter! das Mädchen sah hinauf mit Sehnsucht — und in der tiefsten Bläue der schönsten Augen glänzten stille Thränen.

Jetzt schlug es neun Uhr; der Seiger summte hörbar nach, es war, als ob die Luft ersichtlich zittere. Ein flüchtiger Blick auf die Straße hinunter, wo eben ein kleiner Mann die Pforte zum Zwinger aufschloß, brachte das Mädchen plötzlich zu sich selbst. Sie raffte schnell ein Tuch von einem Tischchen, die Spuren trüber Gedanken wegzuwischen; in diesem Augenblicke faßte ein leichter Windstoß das offene Papier, worauf es gelegen, entfaltete den Inhalt, wehete einen grünen Schleier mit silberweißen Blumen durchwirkt, zur heiligen Aegidia und legte ihn in schmiegsamer Verwickelung um ihren ehernen Schild.

Nach ängstlicher Erwartung trat ein unansehnliches Männchen von ältlicher Gestalt und abstoßenden Zügen in die Sommerstube, die nicht groß genug war, um für einen Saal zu gelten; der Zug warf die Thüre klingend hinter

ihm ins Schloß. — Der kleine Hagere war im Beſitztitel dieſes Grundſtücke, welches eigentlich ſeiner Frau gehörte, der Vater des lieben Mädchens: der Commerzienrath Schwelger. Wer ihn kannte, meinte jedoch, der Geiſt der Ironie hätte ihm dieſen Namen gegeben.

„Nun, was erſchrickſt Du denn ſo, kleiner Maulaffe?“ fragte er ebenfalls die verblaſſende Tochter: „daß die Thüre zuklinkte? warum müſſen die Fenſter drinnen immer offen ſtehen! wie leicht kann der Wind, der auf dieſer verwünſchten Warte ewig hauſt, eine Scheibe zertrümmern! — Oder, daß ich zu früh komme? Ja, Morgenſtunde hat Gold im Munde; und um Neune, fegt Hans ſchon Tenne und Scheune — wie ein ländlich Sprichwort ſagt. — Wo iſt die Mutter?“

„Im Zwinger“ — ließ ſich die kleinlaute Antwort vernehmen: „erlaube, lieber Vater, daß ich Dir einen guten Morgen bieten darf.“

„Nun wahrhaftig!“ fuhr der Commerzienrath fort, ohne dieſen Gruß zu beachten: „die Gemahlin des Lord Spleen, oder wie irgend eine Dame der reichen Pairſchaft heißen mag, hat es nicht beſſer. Wenn der Tag kommt, geht die Mutter ſpazieren, und das Töchterchen geht — müßig, wie ich finde, während dem Vater tauſend Sorgen im Kopf herumgehen.“ —

Eine feine, fliegende Röthe auf dem Geſicht des Mädchens zeigte, wie es durch dieſen unzarten Vorwurf

verletzt ſei; doch mit unterdrücktem Schmerz und verhaltener Stimme ſprach es: „Du weißt, Vater, wie dringend der Arzt den Genuß der friſchen Luft der armen Mutter angerathen hat.“

„Der armen Mutter!“ wiederholte der Vater mit ſpottender Härte: „was hat die Mutter denn für Noth? ſchlimm genug für mich, wenn ich Jahr aus, Jahr ein, den Doktor für ſolche einfältige Rathſchläge bezahlen muß, die ein Jeder umſonſt haben kann.“

Die Tochter erwiederte: „Die Mutter braucht ſo wenig — es iſt ihr, leider Gottes! Alles gleichgültig.“

„Schweig ſtill, Kind! ich kann es kaum hören,“ ſagte der Vater mit einem Anklang im Tone als hätte dies Wort an ſein Gewiſſen geſchlagen: „Nichts iſt gleichgültig in der Welt, und am wenigſten für die Frau eines Kaufmanns. Wenn mich die Leute fragen: Was fehlt denn eigentlich Ihrer Frau Liebſte? ich nehme Anſtand zu ſagen: es iſt eine Gemüthskrankheit. Wer vernünftig denkt, hält Schwermuth, die keinen Grund hat, für ein nichtiges Uebel der Einbildung, für Vornehmthun der Laune. Die Zufriedenheit erhält das gemeine Volk geſund; aber aus Hochmuth entſteht allemal Trübſinn, und der Gram, der ein kranker Stolz iſt, tödtet viel Leute.“

„Ach Vater, ſchone mein!“ bat die Tochter flehend, und wendete ihre Augen von ihm ab. Er aber gab dieſer rührenden Bitte kein Gehör, und ſprach: „Wenn ich nicht

einen ſo ſtarken Verſtand hätte, und eine unabläſſige Hand, um dieſer Niedergeſchlagenheit — Du haſt auch einen merkwürdigen Hang dazu, — das Gleichgewicht zu halten: was ſollte aus Euch werden? ſprich ſelbſt!“

Die Tochter aber ſchwieg; nur ein tiefer Seufzer erfolgte auf das ſchnöde Selbſtlob dieſer Frage.

„Doch, was ich ſagen wollte,“ redete der Commerzienrath weiter: „weshalb ich komme: zufällig ſehe ich heute im Comtoir-Kalender, daß morgen der Mutter Geburtstag iſt; ich merke mir ſonſt dergleichen Dinge nicht. Da wollen wir eine Geſellſchaft geben, und darüber will ich mit Dir ſprechen, Dörchen.“

Febera ſtarrte ihren Vater an. „Eine Geſellſchaft geben — wir?“ fragte ſie gezogen, und der behutſame Accent dieſes kleinen Plurals drückte auf die ſprechendſte Weiſe das Erſtaunen über eine Gaſtlichkeit aus, die — falls dem Vorzeichen des Todes zu trauen wäre — das Ende aller Dinge bei ihrem Vater andeutete.

„Nun, was giebt es dabei zu wundern und zu lächeln?“ entgegnete er betroffen. „Einer kränklichen Hausfrau ſind keine Gaſtgebote zuzumuthen, und ein Geſchäftsmann hat anders zu thun, als darauf zu denken, wie man das ſauer Erworbene nur üppig genug vergeude. Aber nachſagen laſſe ich mir doch nichts. — Geſtern Abend ging ich einmal in den baierſchen Keller, und traf ein luſtiges Convivium allda. Sie zogen mich auf, ich ſolle tracti-

ren, und Einer raunte mir trunknen Muthes zu: „Löſchen Sie aus, Freundchen! Sie ſtehen als Hieronymus Knicker auf der Kreide, und in üblem Credit. Das hat mich tödtlich verdroſſen, und ich trank Gift und Galle hinunter.“

„Du ſiehſt auch ganz gelb aus, Vater,“ ſagte Febore, und faßte erröthend in heißer Scham ſein erdfahles Geſicht mit einem Blick der Bekümmerniß ins Auge.

„Es iſt daher mein Wille,“ fuhr er in Ingrimm fort: „der Leute Mäuler zu ſtopfen; ich rechne auf Dich, meine Tochter, und erlaube Dir, zu der bewußten Feſtivität eine — Torte zu backen. Dabei bediene Dich keines Kochbuchs, hörſt Du? dieſe verſchwenderiſchen Theorien taugen nichts, und eine gute Wirthin wird ſich nimmer Raths bei ihnen holen. Da heißt es: nimm ein Pfund Zucker! nimm ein Pfund Mandeln — wenn man ein paar gute Freunde bewirthen will, von denen Hunden auf ein Loth gehen.“

„Und ſolche Freunde wollten wir einladen?“ fragte Febore mit dem bittern Ernſt der Wahrhaftigkeit. „Denkſt Du damit der Mutter eine Freude zu machen?“

„Ei, was geht das mich an? ich bin es mir ſelbſt ſchuldig: Du hörſt es ja,“ antwortete dieſer zärtliche Ehegatte. „Was nun die Freunde betrifft: ſo giebt es ſchwerlich andere; traue meiner Erfahrung, Kind! Wer Gäſte

ladet, ladet ſich eine undankbare Laſt auf den Hals; aber die Schwachheiten des Herkommens müſſen ertragen werden: es hilft nichts. Um nun wieder auf die Torte zu kommen: ſo brich ſelbſt dem mäßigſten Verhältniß noch ein Gemärkchen ab, es fällt im Geſchmack nicht auf, und Dir, ſo zu ſagen, in die Taſche. Wir laſſen kalten Aufſchnitt herumreichen: wenig mit Liebe! vorher eine Brühe in Taſſen, aber nicht ſo ſtark, daß etwa auf die Perſon ein Pfund Fleiſch käme — Gott bewahre! ein ſchwaches Süppchen, mit ſanfter Semmelkrume eingequitlt —"

„Schon gut, ſchon gut!" unterbrach Jedere den Küchenzettel des Vaters: „ich werde Alles aufs Beſte einzurichten ſuchen. Auch kenne ich ja das Gewicht Deiner Wünſche. — Aber — das verpönte Pfund laſſe nur fallen, Vater! das Pfund! ich vergrabe ſonſt das meinige."

„Ja, weiſe Sparſamkeit iſt Euch Pönitenz: man kennt das," erwiederte dieſer. „Nach dem Sinn der Zeit kann der Ueberfluß nicht groß genug ſein. Dann badet der Mann im Kummer, die Frau ſchwimmt in Thränen, und was ein Erbe iſt, ſieht trocknen Mundes ſein Glück zu Waſſer werden. Doch, ferne ſei es von mir, daß ich tadeln ſollte, was löblich zu nennen! Sei iſt das Nöthigen aus der Mode, und verfalle nicht in dieſen alten Fehler, mein liebes Kind! man beläſtiget nur. Mancher läßt ſich etwas aufzwingen, und iſt dann

in Gedanken, wo nicht mit Widerwillen, die Gottesgabe hinein."

Es ſchien, als hätte Fedore während dieſer Strafpredigt über den Bedarf des Abends nachgedacht.

„Wachslichter wirſt Du doch brennen laſſen?" fragte ſie vorausſetzend.

„Wachslichter!" rief der Commerzienrath entſetzt. Und wenn all ſeine Magazine in Flammen aufgegangen wären: ſein Blick hätte deutlicher nicht ſagen können, daß er ſeinen Ruin darin ſähe. „Wo denkſt Du hin, meine Tochter? Das wäre ein ſchrecklicher Luxus! läuft in dieſer argen Welt nicht ohnehin Alles auf den Schein hinaus? Wir wollen uns ſolcher Verblendung nicht theilhaftig machen. Verlaſſe Dich darauf: ein Mann, der ein Auge auf Dich hat, läßt Dich nicht aus der Acht, wenn wir auch nur Achter anſtecken, von reinem Talg. Sei Du nur fügſam, wie Wachs, nach Deines Vaters Willen: dann denkt Jener wohl: Du würdeſt die Kerze ſeines Hauſes ſein. Gehorſam! das iſt die Hauptſache — baſta!" Er wandte ſich, als wolle er gehen. Aber wie von einer leiſen Ideen-Verbindung zurückgehalten, wendete der Commerzienrath ſich nochmals gegen ſeine Tochter, die ſich während der letzteren Reden ihres Vaters entfärbt hatte, und ſprach: „Das bitte ich mir aus, Dorchen, kein ſolches Geſicht! denn daß Dein Herr Dichter *nicht* gebeten wird: dies verſteht ſich von ſelbſt; ich weiß keinen Titel,

unter dem ich ihn der Geſellſchaft präſentieren könnte. Er müßte Viel haben, wenn ich vergeſſen ſollte, daß er nichts iſt. Von Liebe kann daher die Rede nicht ſein, kommt auch bei einer ſoliden Verheirathung gar nicht darauf an. Was iſt die Liebe denn? der Beſcheid, den ich hierüber zu geben wüßte, iſt mir theuer zu ſtehen gekommen. — Welch ein Zug hier oben! das iſt ja nicht auszuhalten." Damit ſchritt er hurtig dem Balcon zu, um mit einer Hand, die im Verſchließen geübt war, das Fenſter zuzuwirbeln. „Doch —" ſchrie er der verſtummten Tochter zu; „was iſt denn das für eine Fahne dort unten?".

„Es iſt der Flor," ſtammelte Fedore: „den ich der Mutter zum Angedinde ſchenken wollte, ihrer geſchwächten Augen wegen —: der Wind entführte mir ihn."

„Dachte ichs doch!" rief der Vater zornig: „wieder ein Thaler und acht gute Groſchen zum Fenſter hinaus! da heißt es: ſie ſehen nur, wo ſie fliegen, nicht wo ſie kriechen; der Schaden aber folgt der Sauſeligkeit ſtets auf dem Fuße. Erbarmungsreicher Gott! wenn das ſo fortgeht —"

„Vater," unterbrach ihn Fedore, indem ein unwillkürliches Gefühl der Geringſchätzung aus ihrem Tone ſprach: „wir weſſen das Erbarmen Gottes bei einer Sache von ſo kleinlichem Belang nicht anrufen."

„Ich werde den Jacob rufen, obgleich er mitten in der Arbeit iſt, daß er eine kleine Leiter nehme, und das Dings da zu erlangen ſuche," erwiederte der Vater, und eilte in Haſt von dannen, ohne die Mutter grüßen zu laſſen, oder die Tochter auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

Als der Commerzienrath die Thüre hinter ſich zuſchlug, daß die Fenſter zitterten, erbebte auch ſeine Tochter, und ein Schauer rieſelte durch ihre Glieder. „Was iſt die Liebe denn?" jene Worte floſſen unter Thränen ſacht von Feborens Lippen, wie wenn nur an dieſer Frage allein das Glück ihres Herzens und ſein Gedächtniß haſte. Und hinter der ſtillen Wand des Buſens flüſterte es leiſe, ſo leiſe, wie nur Liebende es verſtehen:

„Lieb' iſt ein Rauſch — und kann doch nicht verfliegen;
Lieb' iſt ein Trank, der doch den Durſt nicht ſtillt;
Lieb' iſt ein Meer, das doch ſtets friſcher quillt;
Lieb' iſt ein Quell, und kann doch nicht verſiegen;
Lieb' iſt ein Traum, und kann in Träume wiegen;
Lieb' iſt ein Kampf, doch wie der Friede mild;
Lieb' iſt ein Schwert, und iſt doch auch ein Schild. —"

Verſe, welche ihr titelloſer Freund ihr geſtern vorgeleſen, mit inniger Freude, daß ein verwandter Geiſt das Unausſprechliche zur Sprache erhoben, und dem todten Buchſtaben das Leben des Gefühls gegeben hatte. — Das letztere Bild dieſer Strophen lenkte Feborens Sinn auf

die heilige Aegidia, und ihre Gedanken verwebten ſich in dem grünen Flor zu einer luftartigen Hoffnung, darin ſie das Wehen ahnungsvollen Troſtes empfand.

Ein Geräuſch draußen verrieth, daß Jemand komme. Federens Thränen ſtanden — und im Nu ſtand jener vom Vater ausgeſchloſſene Gaſt vor ſeiner Tochter. Es war ein junger Mann, Namens Lydor, der bei dem Commerzienrath im Hintergebäude ſeines Hauſes in der Stadt wohnte, und ſich während der ſchönen Jahreszeit mit einem heißen Dachſtübchen jenſeits der Wand des Zwingers behalf, um — wann der Mond über die Stadtmauer ſtieg, den Pyramus in Scene zu ſetzen. Dem Hausherrn gefiel nichts an dieſem ſtillen Miether, als daß er den Zins pünktlich bezahlte, keinerlei Anſprüche machte, und ihm die Ausgabe für einen Gärtner erſparte. Daß er ſtill und fleißig den Wiſſenſchaften oblag, und in jenem Selbſtgenügen, welches immer einen reichen Geiſt verräth, und die Kunſt, ſein eigener Freund zu ſein, jeder Luſtbarkeit entbehrte: dies hielt der alte Schwelger für keinen zureichenden Grund, ihm irgend einige Achtung zu ſchenken.

Aber Lydor hätte das elende Quartier ſeines kleinen Muſenſitzes um keinen Preis vertauſcht, denn ein Blick in die ſchönen Augen Federens entſchädigte ihn. Zwar mangelte es ihm in jedem Sinne an Ausſicht; doch die

wahre Liebe hofft über das Mögliche hinaus und ſieht Wunder, wo andere keine Wahrſcheinlichkeit ſehen.

Auch die verkümmerte Mutter war dem jungen Hausgenoſſen freundlich, wenn auch nur leidſam, zugethan. Sein gefälliges Aeußere, ſeine reinen milden Sitten, und der Ton zarter Theilnahme womit er ihr begegnete, hatten ihm ihr Wohlwollen gewonnen. Das Schickſal ihres einzigen Kindes drückte ſchwer auf ihr gebeugtes Gemüth: denn ſie ſah deutlich, daß Fedore mit leidenſchaftlicher Innigkeit liebte, und kannte des Vaters Denkart genau genug, um den Erfolg voraus zu wiſſen.

Von dieſer heimlichen Sorge bewogen, die ihr mit jedem ſinkenden Tage mehr zur Laſt fiel, und ihrer Nachſicht einſt zum größten Vorwurf gereichen konnte, hatte die Mutter trotz ihrer Apathie, ſich entſchloſſen, mit Lydor ein ernſtes Wort zu reden. Sie wollte ſich an ſeinen Edelmuth, an ſeine Liebe wenden, daß Fedore ſobald als möglich eines Kampfes überhoben würde, der ihr doch nun einmal bevorſtünde, und an dem ihr eigenes Herz ſich langſam verblutet hatte. Dazu hatte ſie ihren herannahenden Geburtstag auserſehen. Jetzt ſtand Lydor, mit Glut bedeckt, vor Fedoren, ihren Schleier wie ein Panier in ſeiner Hand, und ein Blutstropfen nach dem andern quoll an ihr herab.

„Hier haſt Du Deinen Flüchtling wieder," ſagte er tiefathmend: „ich kannte ihn an den weißen Blumen, da

ich ihn geſtern in Deiner lieben Hand geſehen. Indem ich nach der Stadt wollte, ließ ich nur erſt den Vater vorüber; geſchwind ſchwang ich mich hinauf — und — der Flor iſt unverſehrt."

„Du bluteſt Lydor!" unterbrach ihn Fedore ängſtlich: und ein verhaltener Tropfen fiel von ihren Wimpern — in ſein Herz.

„Ich ritzte mich nur an einer ſcharfen Kante —" antwortete er. „Aber Du weinſt? Was fehlt Dir, meine ſüße Freundin? darf ich es nicht wiſſen?"

„Der Vater hat mich abermals ein Bischen gequält;" erwiederte das Mädchen mit trauriger Stimme: „es iſt der alte Schmerz; ich fürchte jedoch, er hat einen neuen für mich in petto. Was die Mutter angeht, dringt mir durch die Seele; die kleinſte Wehthat aber, die Dich treffen könnte, o mein lieber Freund —" Fedore redete nicht aus.

Lydor lächelte. Er umfaßte die Geliebte, und ſprach leiſe: „Mein Wohl hat Gott bedacht! Sei nicht betrübt, Fedore! ich bin ſo glücklich, ſo überſelig — Deine kleinſte Thräne löſcht mir aber allen Glanz der Freude aus."

„Der Vater will ein Gaſtmahl geben — denke nur!" ſagte das Mädchen im Tone Eines, der das Erſtaunen aufruft, und ſetzte ſinkenden Muthes hinzu: „Du aber, armer Freund! ſollſt nicht dabei ſein."

Lydor lächelte und ſprach: „Ich könnte ihm dennoch zuvorkommen, der Mutter Geburtstag zu begehen, und nicht allein in ſtiller Feier meines Herzens. Wer Freude giebt, der giebt die beſte Gabe!“ Er hauchte einen leiſen Kuß auf ihre Wange, wie zur Verſiegelung deſſen, was noch nicht eröffnet werden dürfte.

„Und etwas Gutes könnte Lydor mir verſchweigen?“ fragte Fedore, und ſah ihm betrübt und forſchend in das leuchtende Auge: — „Du haſt ſeit einiger Zeit Heimlichkeiten vor mir —“

„Nur ein Geheimniß, meine Fedore —“ erwiederte er begütigend: „was ſich aber bald auflöſen wird, und wie ich zum Himmel hoffe, in Wohlgefallen. Es kommt nur auf die Frage an, ob Du“ (hier zog er die Holde an ſich, und drückte ſie innig an ſeine Bruſt) „umſchlungen von allen Kräften, allen Fäden meiner Seele, mein ſein wollteſt, wenn ich auch ſcheinbar in einem Verhältniß der Abhängigkeit lebte? Denke nicht an irgend ein ſchmähliches Joch! Sieh! ich könnte Blumen ziehen, oder in die Ferne, mein Brot mir zu erwerben; aber Deine Nähe hält mich, Du mein einzig Glück! und würdig will ich Dich beſitzen, oder Dir entſagen. Lege alſo der Mutter jene Frage vor. Sie hat den Stolz des Grames, und ein Herz voll mütterlicher Liebe.“

Fedore wand ſich ſanft aus ſeinen Armen los und ſprach: „Du vergißt, daß es eben der kranke Punkt, ich

möchte ſagen, die fixe Idee meiner Mutter iſt, daß ſie keine Frage, keine! leiden kann. Warum? das mag nun Gott wiſſen. Als ich jüngſt mit ihr in der Pauls-kirche bin, nimmt der Geiſtliche, der über einen freien Text predigt, die Worte dazu: Wer biſt Du? in Be-zug auf die Frage, welche die Jünger des Johannes im Gefängniß an Jeſus richten — wird mir die Mutter ohnmächtig und ſinkt geräuſchlos in ſich zuſammen! ich hatte Mühe, ſie ohne Aufſehen hinweg zu bringen. Ein andermal, es werden jetzt zwei Jahre ſein — als wir zu Morgenbeſſers gebeten waren, kommt unglücklicher Weiſe ein Frageſpiel auf die Bahn. Was iſt das Bitterſte? frägt der alte Doctor. Einer ſagt: verſchmähte Liebe — der Andere: Gnadenbrod — ein unfeiner Herr ſpricht: Galle auf der Zunge eines Weibes — ein Vierter: der Schmerz des Wiſſens — nun kommt die Reihe an meine Mutter. Sie entfernt ſich ſtumm und bleich, und mit gepreßtem Herzen ſah ich eine langſame Zähre an dem lieben Geſicht niedergleiten. — Ach Lydor! ich weiß es, was das Bitterſte iſt: ich allein! Thränen einer guten Mutter, und des Vaters Geiz; das iſt die Wurzel alles Uebels!"

Fedore brach aufs Neue in bittres Weinen aus.

„Gieb Dich zufrieden, mein armes Kind", ſprach der Freund mit liebender Zurede: „auch dieſer Wermuth trägt Dir einſt die ſüßen Früchte der Geduld, und jene trübe

Quelle kann ſich aufklären. Der Geiz iſt ja doch auch nur ein verkanntes Streben nach dem höchſten Beſitz, nach ewiger Genüge, die kein Goldſtaub geben kann. —"

Febore ſtarrte mit einem weitſchauenden Blicke durch das Fenſter in den Zwinger und ſprach: „Mir däucht, die Mutter dort unten ſähe ſich nach mir um — gehe jetzt, Lydor!"

„Sogleich!" antwortete er: „das Wichtigſte hätte ich jedoch bald vergeſſen: ich wollte Dich nämlich bitten, die Mutter dahin zu bewegen, daß ſie morgen früh, während der Kirchzeit, ein Stündchen mit mir ſpazieren fährt. Meinem Wunſche nach ſoll ſich die Mutter ſelbſt in einem Gewächshauſe eine Blume ausſuchen, wie ſolche ſelten ſo ſchön an ihrem Stocke blüht, und ich möchte ſie gern mit dieſer armen, kleinen Freude anbinden. Arm? faſt ſchäme ich mich dieſes Ausdrucks; ich bin reich, ſehr reich! Wer iſt glücklicher als ich, wenn Du mich liebſt? — Und die Blumen, ſage ich Dir, ſind wunderſchön! da iſt ein Chryſanthemum; man nennt dieſe ſchöne Pflanze auch die Goldblume, oder Wucherblume —"

Febore lächelte traurig-froh, und ſprach: „die wird die Mutter ſchwerlich wählen, ſchon des Namens wegen."

„Und es iſt ein ſo vornehmes Gewächs, was in gelben Sternen blüht", erwiederte dieſer leidenſchaftliche Blumiſt. „Ach, und Febore! Wünſche, von den wahrinnigen, von denen man denkt, ſie könnten

Sterne vom Himmel herabziehen: ſolche Wünſche erfüllen ſich doch am Ende. —"

Hiermit zog der Freund das ergriffene Mädchen entzückt und ſchweigend an ſein Herz, und eilte hinweg in einem Gange, dem Liebe und Hoffnung Flügel gaben.

Fedore traf ihre Mutter unter den Obſtbäumen des Zwingers, bei Betrachtung einer Calville. „Dieſe Sorte iſt trefflich gerathen —" ſagte ſie.

„O Mutter", antwortete Fedore: „wenn Dein liebes Geſicht immer ſo heiter wäre: ſo wüchſe dieſer Apfel für mich im Paradieſe."

Die Muter ſtreichelte die rothe Wange der Tochter und dieſe fuhr fort: „ich hänge nicht an eitlen Dingen: Du weißt's, nur eine heimliche Furcht vor der Zukunft beſchleicht mich bisweilen."

„Mein Kind, fürchte dieſe Furcht!" entgegnete die Mutter: „das iſt die Schlange, die mit falſcher Zunge ſpricht. Die Unſchuld wandelt ſchlecht und recht, meidet das Böſe, und ein reines Gemüth darf auf Gott trauen."

„Aber dieſe Zuverſicht", erwiederte Fedore halb überzeugt, halb vorwurfsvoll: „wie kann ſie Dir fehlen, die Du immer ſchuldlos gelebt haſt, und wandellos gut und treu geweſen biſt?"

„Das will ich Dir ſagen", antwortete die Mutter ſanft: „es rührt zum Theil von den Eindrücken einer trüben Jugend her, daß ich ſo muthlos bin. Wie leicht, Fedore, fällt ein Wort von unſern Lippen! und es fällt vielleicht einem empfänglichen Herzen lebenslang zur Laſt. — Das Schwerſte trägt man ſtill, und ſollte täglich beten: verzeihe mir auch die fremde Schuld — die verborgenen Fehler! Wir ſehen es nur nicht ein, was zu unſerm Frieden dient. Seit einigen Tagen fühle ich mich ſonderbar erleichtert, wie wenn man die Nähe eines Glückes ahnt. Als ich dieſen Morgen erwachte, war es mir, als ob ein Nebel vor meinen Augen zerflöſſe." Sie ſah die Tochter mit einem klaren, ſchönen Blicke an.

„O meine liebe Mutter!" rief Fedore in freudiger Rührung, und faßte ihre zarten Arme: „mir iſt, als ob ich die Sonne aufgehen ſähe! —" Sie dachte, die goldne Stunde hätte geſchlagen, ihr Anliegen vorzubringen. Und ſo ſetzte ſie mit wankender Stimme hinzu: „Lydor war bei mir. Er bat mich, ſeine Fürſprecherin bei Dir zu ſein; wenn er dringend wünſcht, daß Du ihn morgen früh in einen Garten, oder wohin? begleiteſt. Er möchte Dir eine Blume zu Deinem Wiegenfeſte verehren."

Die Mutter blickte ernſthaft zu dieſem Vorſchlage und ſprach: „Dein Freund kommt mir zuvor; ich habe eine Bitte an Lydor, welche eine Blume noch für mein Grab ſein würde."

„Dann hätte ich eine Vorfrage an Dich —" ſagte Fedore mit Zagen, da es ihr ſchien, als hätte ſich die helle Miene der Mutter unterweilen verdüſtert. Dieſe ſprach: „Ich werde Dir zuvor ein Geſchichtchen erzählen, weil ich mich dazu geſtimmt fühle; darnach wirſt Du mich der Antwort überheben. Du kennſt meine ſchwache Seite — wollen wir uns nicht hierher ſetzen, Fedore?" Sie ließen ſich auf einer Gartenbank nieder.

„Mein Vater war ein armer Gelehrter," hob die Mutter mit tiefen Athemzügen an: „arm an Einkommen; doch reich an Wiſſen und Genügſamkeit. Er war mildherzig und leutſelig in ſeinem Weſen, und hätte keinen Wurm zertreten, geſchweige einem Menſchen weh gethan. Deſſenungeachtet hatte er eine Schrift gegen die Juden verfaßt, die mit großem Scharfſinn geſchrieben geweſen ſein ſoll —: ich habe ſie niemals leſen mögen. Deine Großmutter, Fedore, väterlicher Seite, war meine Pathe, der, als der Buſenfreundin meiner ſeligen Mutter, mein Wohl innigſt am Herzen lag. Auch darf ich ſagen, daß ich ein wahrhaft kindliches Vertrauen zu ihr hatte. Einſt ſagte dieſe würdige Frau zu mir: „„Dein Vater hat ſich durch dieſes unglückliche Buch unzählige Feinde gemacht, und ich fürchte, mein armes Kind, Du wirſt es tragen müſſen. Er giebt es, wie ich höre, zum wievielteſten Male heraus, und hält, wie mir däucht, auf den Verſtand zu viel, auf den Verſtand! der doch ſo wenig iſt, da

Gott nur das Herz anſieht. Jener iſt der Geiſt der Widerſacher, der uns das Licht hält zu finſtern Werken; dieſes aber in ſeiner Güte und Reinheit ein Engel, der uns mit jedem Pulsſchlage erinnert, daß wir von Einem theuern Blut erlöſt, und Eines Vaters Kinder ſind.““ — Die Worte machten einen unauslöſchlichen Eindruck auf mein ängſtliches Gemüth. Ich hätte meines Vaters Sünde mit meinem Leben ſühnen mögen, und begriff nicht, wie er ſo harmlos ſein konnte. Meinen kleinen Bedarf nahm ich nur von den Juden, begegnete ihnen freundlich und verſöhnlich, wo ich wußte und konnte, und wenn ich am Jahrmarkte zu dem Straßenlager eines ärmlichen Juden hinknieete, ein paar Ellen Band zu kaufen, hätte ſchwerlich Jemand die Beziehung geahnet, in der ich ſeine Füße umfaſſen wollen und flehen: vergieb auch Du mir, daß mein Vater Dich gekränkt, Du Armer! —

Meine alte Freundin tauſchte inzwiſchen nicht minder Sorgen von Belang gegen meine bangen Gefühle aus. Wie kam dieſe gütige und liebhabende Frau zu einem Sohne, der — gleichſam im Inſtinkt des Geizes geboren war? — Welcher ſeinen Glauben dergeſtalt verläugnete, daß er als Gläubiger armer Schuldleute ſeiner frommen Eltern, ſich der Drohung nicht entblödet haben würde, ſich dem Shylok gleich, mit einem Pfund Herzfleiſch bezahlt zu machen! Wehe mir! daß es mein Mann, Dein leibli-

cher Vater iſt, von dem ich dies ſagen muß!" ſetzte die Mutter ſchmerzlich hinzu, als ſie ſah, daß ihre Tochter unter dieſer Vorſtellung erſchauerte. Fedore ſtieß einen Seufzer aus gepreßter Bruſt: denn dies Pfund fiel ihr ſchwerer auf das Herz, als jene, welche ſie mit Scherz aufgewogen hatte.

„Nun kam der Krieg," fuhr die Mutter mit einem Anlauf von Muth fort: „da ich den Zwinger einmal von der Frau Pathe erben ſollte, ſo hatte ſie meinem Vater zu ſeinen einſamen Studien den Gebrauch des Häuschens auf der Stadtmauer vergönnt. Wir wohnten eigentlich hierneben. An jenem furchtbaren Tage, wo das Treffen hier in der Nähe war, legte man uns, da die Miether nicht verſchont blieben, einen ſchwerbleſſirten ruſſiſchen Officier in das Quartier, und mein Vater in derſelben Stunde ſich an einem nervöſen Fieber ein. Welche Drangſal für ein junges, verlaſſenes Mädchen! Niemand konnte mir beiſtehen: denn Jeder hatte mit ſich zu thun. Nicht einmal eine Wärterin war in dieſer allgemeinen Noth zu bekommen. Endlich wollte ſich noch eine ehemalige Jüdin, wie es hieß, zu dem beſchwerlichen Dienſt der Pflege verſtehen, wenn ſie ihr Kind, was keine Aufſicht hätte, mitbringen dürfte. In Gottes Namen! rief ich, nur froh, daß ich mich einer menſchlichen Hülfe verſichert hätte.

Wie deutlich ſchwebt noch Alles vor meiner Seele!

die ſchöne, blutende Geſtalt, deren Anblick mir das Herz durchbohrte, mit einem Pfeil des Mitleids, der in mein Leben gedrungen" — Thränen drangen in die Augen der Mutter, als ſie dies ſprach — „noch immer höre ich das leiſe Klirren der venetianiſchen Uhrkette, die auf den Boden rieſelte, als der Capitain unter den Händen des Wundarztes leblos zuſammenſank. Das ruſſiſche Volksliedchen, was der alte Iwan zuweilen in rauher aber rührender Weiſe ſang, ſummt noch in meinem Gedächtniß, und der Schmerz dieſer Erinnerungen" — hier verſagte die erzählende Stimme.

„Mein Vater" redete die Mutter nach einer Pauſe weiter, „lag fort und fort im heißen Fieber; doch der Capitain geneſete, wenn auch langſam. Ich webte zwiſchen Beiden hin und her, und im wörtlichſten Sinne, wie ein Schatten: denn meinen Tagen fehlte Ruhe und meinen Nächten Schlaf. Die Wärterin erfüllte zwar treu ihre Pflicht, aber das Kind zog ihre Fürſorge zuweilen ab. Es weinte aus Unluſt, wenn es ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Weil ich nun dazumal Alles für Nichts achtete, ſo ſchüttete ich zum Zeitvertreibe meine Sparbüchſe in den kleinen Schoos des Kindes, das ein Knabe war und Johannes hieß."

„Lydor heißt auch ſo", fiel Fedore ein; denn die Liebe hört nicht lange zu, ohne den Namen des Geliebten ein-

zuflechten, wenn der ſchönſte Kranz der Rede ihr nicht aus tauben Blüthen beſtehen ſoll.

„Unter all den ſchönen Denkmünzen," ſprach Jene in Folge der Erzählung, „war eine Medaille, welche die Taufe am Jordan zum Gepräge hatte. Dieſes blanke Schauſtück griff das Kind ſtets heraus und betrachtete es mit dem Tiefſinn der Unſchuld. Als ich dies einſt gegen die Mutter bemerkte, ſagte dieſe: der Junge weiß, daß er ſelbſt getauft iſt.

Noch bei Weitem nicht hergeſtellt, rüſtete der Capitain ſich auf eine empfangene Nachricht zu den Waffen. Er bat mich um eine einſame Unterredung, bevor er ſcheiden müßte, und mein Herz drängte mich, ihm meine Theilnahme, wie ich glaubte — zu beweiſen. Es war zur ſchönſten Zeit des Jahres; ich hatte den Balcon mit Blumen ausgeſchmückt, und als nun der Abend gekommen war, führte ich den Capitain unter ſchwebenden Feſtons hinweg, auf meines Tempels Zinnen. Wir waren im Angeſicht des Himmels, und Gott ſchaute mit klaren Sternen auf uns nieder. Wie erſchien mir der edle Freund ſo bleich und doch ſo hehr! Er ſtand im vollen Schimmer des Mondes, und der Sanct-Annen-Orden auf ſeiner Bruſt voll friſcher Narben flimmerte mir in das verweinte Auge. Welch ein Geneſungsfeſt! Er ſagte mir, daß er mich über Alles lieb hätte, und nannte mich ſein Theuerſtes auf Erden. Nie — nie könne noch

werde er vergeſſen deſſen, was ich an ihm gethan. Kein Schwur bekräftigte dieſe Verſicherung; ein feſtes Herz iſt ſtets an Eidesſtatt, und ich empfand an dem ſeinen das Worthalten des heiligſten Ernſtes. Nur ſolle ich mich prüfen, ob ich — wenn er beſchützt würde — ſein Loos theilen wolle: Was er auch ſei? — In dieſem Falle erwarte er nach der Entſcheidung des Krieges die meinige, und durch dieſe Adreſſe werde ſie an ihn gelangen. Er drückte mir eine verſiegelte Karte in die Hand. Wie ein Prophet ſtand er auf dem Altan, und ſchaute mit Wehmuth auf die ſanftbeleuchtete Stadt nieder. Wohl Dir, daß Du träumſt — ſagte er, doch wehe mir, wenn mein Glück ein Traum wäre! — Wie oft habe ich jener Worte denken müſſen! —

Was könnte er denn ſein? dieſe Frage wurde nun das Räthſel meines Kummers. Etwas mir Mißfälliges gewiß! Etwas, wogegen ich entſchiedene Abneigung hatte — und ſo gerieth ich auf den Gedanken — und die fixe Idee meines ängſtlichen Gemüthes verwebte ſich darein — der Capitain könne wohl ein reicher und vornehmer Jude ſein. Seine Phyſiognomie hatte wirklich etwas Orientaliſches, und — wie täuſchend wirken Angſt und Furcht! kleine Züge fielen mir ein, und zudem enthielt die Karte, die er mir gegeben, die Adreſſe an einen jüdiſchen Banquier.

Mein Vater ſtarb bald darauf unter den Schreck-

niſſen, welche die Feinde über uns brachten; der Tod war ihm ein ſanfter Freund, der ihn zur Ruhe führte. Aber ich? — Vor mir eine Wüſtenei, in meiner Seele ein dunkles Geheimniß, ein trübes Andenken. So viele Ruſſen waren gefallen, wie hätte ich hoffen können, daß er allein —"

„Arme Mutter!" hauchte Fedore in einem ſchmelzenden Seufzer, und das ehrfurchtvollſte Mitleid malte ſich in ihren Zügen.

„Laſſe mich nun kurz ſein — mein Kind!" fuhr die Mutter mit erſchöpfter Stimme fort, „es iſt, als ob gewiſſe Menſchen, gewiſſe Mauern, die Freiheit unſerer Entſchließungen beſchränkten, und dieſe Erfahrung machte ich im Hauſe der Frau Pathe, die ſich treulich meiner angenommen hatte. Ihr Sohn faßte eine Neigung zu mir, und daß ich als ſein Weib ſein guter Engel würde: dies war der Wunſch ſeiner von mir ſo hoch verehrten Mutter, ihr einzig Hoffen! — Nach einem Jahre voll ſtiller Kämpfe verbrannte ich meine Karte, und ich glaube, eine junge Wittwe in den Flammen leidet kaum mindere Pein im Gefühl ihres Opfers als ich. Des andern Tages, als ich über den Markt gehe, höre ich dicht an der Börſe, daß ein Mann zu dem andern ſagt: der Banquier ſei nun auch geſtorben. So hatte ich ihm alſo unbekannter Weiſe die Leichenfackel angezündet.

Ein Geiziger aber — merke Dir das, meine Tochter! wird nie gebeſſert; hienieden nicht; bei Gott iſt kein Ding unmöglich. Ich lebte ſtill für mich, arm an Freuden und gehorſam dem Willen meines Mannes, der ſich wenig um mich kümmerte. Wenn ich auf dem Balcon ſaß und mit düſterm Blick in das Moos auf der Stadtmauer ſtarrte, und dem Geſäuſel des Windes in der gelben Wegewarte lauſchte, dann dachte ich wohl jener Verwünſchung, nach welcher Gras wächſt vor der Thüre deſſen, dem der Segen fehlt. Aber in dem Wucherſinn, unter dem meine Seele litt, trug ich die Schuld meines Vaters, und tauſend ſtille Thränen löſchten jene Schrift nicht aus; denn der Buchſtabe hat eine ätzende Kraft, und mit Recht heißt es von ihm: er tödtet! —

Die arme Jüdin, welche den Capitain gepflegt, ward von mir unterſtützt, da ſie kränklich war und wenig verdienen konnte, und ich that damit nur meinem eigenen Herzen wohl. — Doch als ich mit Dir in Wochen lag, Fedore, hatte man die Aermſte in das Grab gelegt, und ihr Kind war durch vermittelnde Hand an einen entfernten Ort gebracht worden. — So war auch die letzte Stimme einer allzuwerthen Erinnerung verſtummt.

Während eines heftigen Kindbettfiebers träumte mir oder ich glaubte deutlich zu ſehen — daß die geſtorbene Mutter Deines Vaters, der Gegenſtand meiner erſten und einzigen Liebe und die heilige Aegidia bei Dir zu

Pathen ſtünden. Das umgekehrte Schild der Letzteren war das Taufbecken, und alle drei Zeugen ſtanden ſtumm und bleich, wie Stein, vor meinen Augen. Dieſe Viſion erſchien mir als ein Zeichen, daß mein Freund todt wäre; doch empfand auch ich eine gewiſſe Schutzverſicherung darin und hoffte, der Himmel würde Dein Beiſtand ſein. Deinen Vater bat ich, daß ich Dich Fedore nennen dürfe — meinethalben! ſagte er, die Mutter hieß Dorothee, ſo kann ich ſie ja Dorchen rufen. Du erräthſt, weſſen Namen Du führſt. — Jetzt bin ich fertig. Du weißt nun, was ein armes Mädchen, auch wenn es reich wäre, entbehren muß, und verſchmerzen kann — Du weißt ferner, welch ein erſchütternder Moment mir im leiſeſten Anklang einer Frage an das Gemüth bebt. — Haſt Du mir jetzt noch Etwas zu ſagen?"

Aber Fedore ſchüttelte den Kopf in trübem Schweigen.

Der mondhelle Abend führte die Liebenden im Zwinger zuſammen. Sie begegneten ſich in großer Aufregung. Fedore ſchien betrübt, und im Troſtbedürfniß zärtlichen Vertrauens, das Auge des Freundes im Glanze des Mondes zu ſuchen. Lydor hingegen drängte alles Glück einer Hoffnung, die ſein Herz ſchwellte, in den Händedruck, womit er ſein Freundin empfing. Sie hätten ſich unendlich viel zu ſagen, verſicherten Beide wie aus Einem

Munde. Federe ſollte zuerſt ſprechen. Sie theilte ihm aus ſchmerzbewegter Seele mit, was ſie an dieſem Morgen von ihrer Mutter vernommen, und ihr Ton war dabei ſehr traurig, als ob ſie durch das Geheimniß der mütterlichen Schwermuth zu ähnlichem Entſagen eingeweiht worden wäre. — Als ſie an die jüdiſche Märterin kam, rief Lyder: O Gott! jener kleine Johannes bin ich! das Schauſtück, deſſen Du erwähnſt, iſt in meinem Gewahrſam; erſt heute, da ich zum Behuf gewiſſer Ausweiſe meinen Taufſchein ſuchte, fiel es mir in die Hände und ich dachte wohl nicht, daß ich es als ein Pfand der Verſehung zu betrachten hätte —; doch, rede weiter, mein ſüßes Mädchen!"

Als Federe mit ihrer Erzählung zu Ende war, ſprach Lyder: „Warum nun aber ſo muthlos, Liebe, Theure? Daß ein ruſſiſcher Offizier in der Schlacht gefallen, iſt ja weit entfernt von unſerm Fall. Wenn ich es recht beim Licht beſehe, ſo ſcheint es mir eine Gewiſſensfrage: Wem? und wofür? Deine gute, bedauernswerthe Mutter ſich eigentlich aufgeopfert habe? — Es iſt jedoch ein alter Erfahrungsſatz, daß oft unſer ſchlimmſten Feinde uns das Glück gönnen müſſen, deſſen das Wohlwollen der beſten Freunde uns beraubt. Die Härte des Schickſals, die fühlloſe Kälte der Menſchen, iſt in der Regel der Stahl, der den göttlichen Funken in uns herausſchlägt. Sei getroſt!" rief er begeiſtert, „laſſe alle Furcht vor der Zukunft verſchwunden ſein. Jedwedes Uebel, welches Abſchied nimmt, er-

ſcheint am übelſten, ſagt der Eine. Ich habe Dir Gutes, Erfreuliches mitzutheilen und kann den nächſten Tag nicht erwarten, ohne dieſes liebe, trübſelige Geſicht zu erheitern und Dich über mein bisheriges Geheimniß aufgeklärt zu haben. So höre denn! Du kennſt Eckardts Weinberg, draußen auf der Südſeite unſerer Gegend, mit dem ſchönen Belvedere, und den köſtlichen Gewächshäuſern, wo —"

„Ich weiß, ich weiß —" fiel ihm Federer hurtig ins Wort, um den Pflanzentrieb ihres Freundes nicht erſt aufkommen zu laſſen, doch habe ich dieſe herrliche Anlage nur von fern geſehen —" ſetzte ſie hinzu.

„Weil", nahm Leber das Wort wieder auf, „von ihrem Gründer an, die bisherigen Beſitzer ganz abgeſondert von Welt und Menſchen gelebt haben. Dieſe öde Neigung muß in den Boden verpflanzt und ihm eigenthümlich ſein. Der vorige, Herr Robert Cruſius, der gleich dem Robinſon Cruſoe wie ein Inſulaner, einſam, mitten in einem grünen Meer voll Segen, ſein Leben — verlorem? beinahe! hat in einer plötzlichen Anwandlung von Reiſeluſt das Grundſtück vergangenen Herbſt an einen Ausländer verkauft, den Niemand kennt, und deſſen Perſönlichkeit durch einen Mann repräſentirt werde, den man um ſeines ehrwürdigen Anſehens willen für einen Geiſtlichen zu halten geneigt ſei. So ſagte man mir. Immer zog es mich wunderſam dahinaus. Es war im Frühling, zur Zeit der Weinblüthe, als ich mich an meiner Lieblingsſtelle fand,

und an ihrem zarten Aroma erquickte. Dies war eine Bank zur Weinerndte, am Spalier des Gartens, und sehnsüchtig blickte ich hindurch. Ein alter Mann, in der Kleidung eines Popen, saß im warmen Sonnenschein und schrieb. Der Andere dieser Zweisiedler, der vermuthlich als der Erste zu betrachten, war auf dem Belvedere, wo er ein funkelndes Fernrohr nach der Stadt richtete, die in der schönsten Abendbeleuchtung balag. Sein seidner Kaftan rauschte im Winde — — und das tiefe, milde Schweigen der Natur ward nur zuweilen durch ein hectisches Hüsteln dessen, der da schrieb, unterbrochen. Gern hätte ich das Fernrohr nehmen und es dem Fremden auf das seltsam vermummte Herz richten mögen, nur um zu wissen, ob es der Güte fähig wäre, mich die schönen, seinen Gewächse in der Nähe schauen zu lassen. Welch ein Genuß für mich! ich wendete meine Augen von dem Flimmer jener Scheiben ab, die wie Brenngläser diesen Wunsch immer stärker in mir entzündeten. Da weht die Luft ein Blatt zu meinen Füßen nieder. Es war ein russisches Gedicht, ich kann ein wenig Russisch — und ich kannte es. Genug, Federe! dieser kleine Zufall war mein Glück; ihm verdanke ich eine Bekanntschaft und Stunden, welche ich die seligsten meines Lebens nennen würde, wenn ich Dich nicht liebte. — Da nun der alte Geheimschreiber, dem das Klima nicht zusagt, diesen Winter wahrscheinlich hingehen wird, so soll ich an seine

Stelle. Ein höchſt edler Mann iſt mein Freund, und will mein Verleger werden. Der Sinn für die Wiſſenſchaft, für die Natur, hat ſeine Liebe mir erworben. So habe ich ihm denn auch mein ganzes Vertrauen geſchenkt, und ihm mein Herz entdeckt. Er will mir einſt das Grundſtück hinterlaſſen, ja er will noch mehr thun, er will bei Deinem Vater für mich Armen werben. Vorerſt aber wünſcht er Deine Mutter zu ſprechen, und der willkommene Vorwand iſt gefunden. — O Federe! meine Pflichten werden hinfort in meinen Freuden beſtehen; Wir werden in einem irdiſchen Paradieſe —"

„Federe! Federe!" ſchall der Mutter bange Stimme von der Terraſſe herab. Sie fürchtete, ihre Tochter möchte ſich erkälten. Dieſe aber erſchauerte in Wonne, und ſchwand flüchtig wie ein Schatten von der Seite des Freundes.

Das Sonntagsgeläute hallte in der klaren Herbſtluft. Von allen Seiten ſtrömten ehrſame Leute, geputzte Mädchen und Frauen herbei, feierlicher Gewohnheit zu folgen, aber ihren Kirchenſtaat zu zeigen, der ſchwerlich gleich dem Gebiet des Papſtes als der Bereich der Unfehlbarkeit anzuſehen war. Gebeugte Seelen ſuchten beſcheiden die Stätte der Erbauung, und jetzt bückte ſich der Commerzienrath, um durch die niedere Thüre in der Stadtmauer zu ſeinem hehren Hausaltar zu kommen; dieſe kleine ſchmale Pforte

glich dem biblischen Eingang der Gerechten in den Himmel, und mit dem finstern Troze der Werkheiligkeit trat der Mann, der für die seligsten Gefühle verschlossen war, in den Raum, den die Seinen durch Liebe und Geduld zu einem stillen Himmel machten. Sein sogenannter guter Rock, der jedoch ziemlich schlecht zu nennen, glich in dem matten, verschossenen Grün der Hoffnung, die auf seine Güte gesetzt war. Jedermanns Mutter empfing ihn auf der obersten Stufe der Terrasse mit einem sanften Morgengruß, und fragte nach seinem Befinden.

„Hm! leidlich!“ antwortete er: knurrend: „bis auf ein wenig Asthma, welches mir vermuthlich ein dummer Traum erregt hat. Ich war in der Paulskirche, wohin ich eben im Begriff bin, und sang mit lauter Stimme das Lied: meine Lebenszeit verstreicht — ich hörte mich noch singen, da ich erwachte, und es überlief mich ein Grauen. Seitdem ist mir enge um die Brust, ist mir nicht ganz gut.“

„Und Du willst dennoch zur Kirche gehen?“ fragte die Mutter mit erblaßtem Gesicht und ängstlich.

Der Commerzienrath nickte auf die besorgte Frage seiner Gattin, und sprach mit einem bizarren Lächeln, welches eine vollkommene Verachtung des Glaubens, auch des Aberglaubens — ausdrückte: „ich werde mich durch nichts abhalten lassen. Verstreicht! fatales Wort das! es mahnt an einen Strich durch die Rechnung, an einen Strich, den man leiden muß — doch dabei fällt mir ein: es ist ja heute

Dein Geburtstag, Irene! nun, gratulire! und wünsche Dir das Ende aller Deiner Leiden."

Die Mutter reichte ihm die Hand, wie vergnügend. Thränen entstürzten ihr. Sie schwieg jedoch.

„Was betrübtigte Dich denn?" fragte Hebert, als ihr Vater hinweg gegangen war.

„Wie sei ein," antwortete die Mutter: „daß der Doctor einst gesagt: wie das Singen eines Sterbeliedes im Traum, die Disposition anbrute, vom Schlage gerührt zu werden."

„Ach, der Vater scheint nicht geneigt, zu irgend einer Rührung," sprach das Mädchen klüglichen Tones, und seufzte tief.

Jetzt kam Hebert mit leuchtendem Auge, wie der junge Gott des Tages. Die Mutter warf den grünen Schleier über, und Jener geleitete sie schweigsam, doch hoffnungsvoll an einen kleinen Theetisch, der am Thore hielt. —

Die letzten Pulse der Glocken hallten eben aus, auf den Straßen war es allmählig leerer geworden: und jetzt verschwebte jeder Ton von städtischem Geräusch, in der Feier der Natur, in der Heiligkeit der stillen Lüfte! — So lange der Wagen hörbar rollte, konnte der Mutter schwache Stimme sich nicht vernehmlich machen: darum schwieg eine unerklärliche Befangenheit ihr die Brust zusammen. Hebert stieg ganz Genuß, ganz Glück zu sein! und Hebert Mutter wollte und konnte ihm die Freude nicht verderben.

die er ihr zudachte. „Auf dem Heimwege —" dachte sie, aber Gott lenkt die Gedanken und Wege der Menschen.

„Dies ist Eckardts-Weinberg, und dorthin wollen wir!" sagte Lydor, und zeigte auf einen schönen Rebenhügel, der von bläulichem Duft umhaucht, im Glanz der Morgensonne vor ihnen lag. „Eckardts Weinberg!" rief die Mutter, froh überrascht: „nun, das erfüllt einen lebenslänglichen Wunsch von mir; ich hielt dafür, Niemand dürfe straflos diesen wunderschönen Ort betreten, wie wenn ein verwünschter Prinz die bezauberte Rose dieses Gartens hüte, dessen Lage und Aussicht entzückend zu sein scheint."

„Das ist sie auch —" erwiederte Lydor wie vertraut mit der Oertlichkeit, und stolz darauf. „Ein Weinberg" sagte die Mutter: „ruft mir immer das Bild jener Parabel zurück: wo der Herr den Lohn austheilt."

Sie warf einen Blick der Wehmuth auf die Gelände voll üppiger Trauben. Vielleicht dachte sie: „was ist's, daran sich mein Herz stärken mag!"

Als Lydor pochenden Herzens seine mütterliche Freundin die Anhöhe hinauf geleitet hatte, drehete die Thür des Gartens sich leise in ihrer Angel; ein bleicher Mann in schwarzer Tracht erschien, und deutete schweigend nach dem Gewächshause hin. Sie gingen durch die reizende aber blumenlose Wildniß des Herbstes diesem magischen Raume zu. Drinnen duftete der Frühling der Heimath und der Fremde — und dieser verjüngende Odem hauchte ein Ge-

fühl von Liebe und Leid, von Sehnsucht und Lebenswärme in die Seele der trübsinnigen Frau.

An beiden Seitenwinkeln des Hauses stand ein blinkender Käfig, darin Papagaien, deren Gefieder im farbigen Licht durchsichtig schien, wie Smaragd und Saphor — sich mit gellendem Laut wie im Echo einen Namen zuriefen. Die Mutter horchte. „Ruft das nicht Fedore?“ fragte sie gespannt.

„Nein, es ruft mich!“ sprach eine tiefe, wankende Stimme, und eine Gestalt trat hinter einer Pisangstaude hervor, bei deren Anblick die Mutter mit einem leisen Schrei des Schreckens und der Freude zusammensank. Lydor umfaßte sie sanft, und legte sie im seligsten Vergehen an das Herz des alten Freundes.

Unsere Leser haben es längst errathen, daß der Besitzer dieses Grundeigenthums kein Anderer war, als der Capitain. Wir wollen ihn nicht avanciren: denn der Stand gehört dem Unbestand der irdischen Dinge an, und im Himmel der Freundschaft wie der Seligen kennt man keine Anciennetät.

„Da liegen meine Gebeine!“ sagte er jauchzend, und wies auf die Krücken, die ihm entglitten waren: „im Wiedersehen der Liebe sieht man vor Gott!“

Fedorens Mutter wußte in dieser Stunde, daß es nur auf die Gewißheit des Herzens ankomme, und daß in den Glaubenssachen der Liebe, der Freundschaft, der kleinste

Zweifel das größte Unglück sei. Eine Frage war es nur gewesen, was sie einst ihrem Peiniger überantwortet hatte. Doch die Folter des Lebens war nunmehr ausgestanden, und alle Dinge haben ein Ende.

Als später das Nähere zur Sprache kam, sagte der Herr des Weinbergs: „Wenn ein Fatum waltet, so hätte es mir die Aufgabe gestellt, daß ich ähnlich einem classischen Bilde, mich als der standhafte Prinz benähme. Aber die Liebe Gottes herrscht auf dem Throne der Welt, und der leiseste Faden ihrer weisen Verhängnisse läßt nicht im Elend versinken. — Die Natur erhöhete mich zum Sohne eines Mächtigen, der Krieg machte mich zum Krüppel — alle Lebenskraft aber zog sich in mein Herz zusammen, und so konnte ich den Schmerz des Daseins aushalten, in dem einzigen Wunsche, daß dieser Boden einst mein Grab würde."

Während Fedorens Mutter sich in diesen Momenten für die stillbewahrte Liebe zu dem Freunde, für das Weh ihres Lebens belohnt fühlte, ward sie eines Augenblickes überhoben, der den letzten Feind des Menschen betrifft. Man brachte den Commerzienrath vom Schlage getroffen aus der Kirche. Er lebte zwar noch; aber ohne das Vermögen der Sprache. Man bestrebte sich schleuniger Hülfe; allein die Aerzte waren nicht sogleich bei der Hand. Als endlich der alte Morgenbesser kam, sagte Einer der Um-

ſtehenden: „Herr Doktor! hier drängt die Zeit — wir haben Ihnen mit Angſt entgegen geſehen.“

Der Greis ſchüttelte den weißen Kopf, trat unfreiwillig einen Schritt zurück, und ſprach: „Cede majori! menſchlichen Anſehens iſt es hier vorbei.“

Darauf ſchaute er mit forſchendem Ernſt in dieſes entſeelte Geſicht, und ſein Blick, vertraut mit den Geheimniſſen des Todes ſchien zu fragen, wie damals: „Was iſt das Bitterſte?“ Ein herber Zug im Krampf des Mundes, gab die ſtumme Antwort, wonach keine erfolgte. —

Von dieſem Manne hieß es bald: der Reiche ſtarb und ward begraben. — — — Seine Firma erloſch in dem Blendwerk eines neuaufgehenden Geſtirns am merkantilen Horizont; ſeine Handlung kam in die läſſigen Hände ſeines Gegners. „Wo kommt all unſer Gut hin?“ ſagt der weiſe Young: „zu Fremden — zu Feinden!“

Die Mutter behielt das Häuschen auf der Stadtmauer, und Fedore vertauſchte es im nächſten Frühjahr gegen eine ſchönere Ausſicht. Der wilde Wein des Zwingers verwandelte ſich ihr in die heiligen Reben der Freiheit, die ja mit der Liebe Eines iſt.

Der Mutter ſchwaches Auge ſtärkte ſich nun in Freudenthränen. Einſt ſagte ſie: „Daß Treue und Geduld tauſendfältige Früchte trügen: dies wußte ich wohl; dennoch weinte ich. Das Herz muß klar und geiſtesgegen-

wärtig ſein, und ſich in jedem Augenblick auf Gott verlaſſen! meine Seele weilte beſtändig in der Vergangenheit, mein Sinn war trübe —: wie hätte ich den Himmel der Zukunft offen ſehen mögen?“

Lydor umſchlang entzückt ſein ſüßes Weib, und ſprach: „Nicht wahr, Mutter? beharrliche Wünſche können auch Etwas!“

An Friedrich Rückert.

Von

Oswald Marbach.

Du übst, wie im Hauſe ein Herr ſchafft,
Im Reiche der Sprache die Herrſchaft;
Dein Mund, wie ein Held ſich ein Heer ſchafft,
Die Fülle der Worte ſich herſchafft,
Daß du ſtets mit kluger Sichtung,
Und mit jedes Wortes Wichtung,
Und mit jedes Mißlauts Schlichtung,
Und mit jedes Dunkels Lichtung,
Und mit eitlen Prunks Verzichtung,
Und mit jedes Trugs Vernichtung
Einſt des Reichthums weiſe Schichtung,
Streng verfolgſt der Schönheit Richtung
In der Faſſung Deiner Dichtung.

Wohl fände Niemand einen alſo Reichen,
Und frög er nach in aller Herrſcher Reichen,
Den Du nicht würdeſt zehnfach überreichen
Mit Deiner Worte Fluth der überreichen.

Wohl fände Niemand einen alſo Mächtigen,
Durchforſcht die weite Welt er des Allmächtigen,
Der ſich der Sprache wüßte zu bemächtigen
Gleich Dir dem allen Dichtern übermächtigen.

Wohl fände Niemand den, der ſo beſonnen —
Und ſucht er überall wo leuchten Sonnen, —
Zu ſagen weiß, das was er kühn erſonnen,
Wie Du der nie ein Wort ſprach unbeſonnen.

Du ſchwelgſt in Wohllauts Fülle
Und wirfſt um Dich die Hülle,
Des Geiſtes Kleid, die Sprache,
In Falten, tauſendfache,
Daß bei der Sprache Rauſchen
Und bei der Worte Rauſchen,
Durchblitzt wie von Demanten von Gedanken,
Die Deinem denkgewandten Geiſt wir danken,
Des Hörers Auge glänzt.
Es ſieht Dein Haupt umkränzt
Vom Kranze, der den Sängerkönig kündet,
Vom Laube, das den Göttern Dich verbündet.

Und Du, — o zürne nimmer den Philiſtern,
Die nur nach Deinem friſchen Kranze lüſtern
Aufbauſchen kritiſch ihre ſtumpfen Nüſtern
Und gegen Dich in ihrem Winkel flüſtern; —
Ob die ſich alle gegen Dich verſchwiſtern,
Dein ſtrahlend Licht, ſie werdens nicht verdüſtern.

Strahl immerhin, ob auch die Blinden ſchelten,
Daß keine Strahlen ihre Nacht erhellten,
Und ob ſie auch noch lauter widerbellten:
Das Herz des Menſchen läßt Dich ewig gelten
Und ſonnt ſich gern in jenen lichten Welten,
Den vor uns durch Dein Zauberwort geſtellten. —
Wenn längſt ihr Nam' im Sand der Zeit verſickert,
Nennt Deutſchland ſtolz und froh noch ſeinen Rückert!

Wind und Windsbraut.

Allegorie.

Von

Richard Morning.

„Hu, Wind, was rennst du denn so sehr!
So steh' doch einmal still!
Du stürmst ja wie ein Ries' einher,
Der zu dem Bräutchen will!"

„„Und um das Bräutchen stürm' ich just,
Da will ich eben hin!
Drum kocht mir's so auf meiner Brust,
Drum pocht mir's so im Sinn!""

Und über Feld und Stoppeln ging's
Und über Stock und Stein,
Als müßt' er heut noch platterdings
In ihren Armen sein.

Wie Liebesblätter vor sich her
Jagt er das bunte Laub;
Wie hinterm Blitz die Wolke schwer
Fliegt hinter ihm der Staub.

Wo ſich ein Fels entgegenſtemmt,
Den peitſcht er um das Ohr;
Und wo ein Baum den Schritt ihm hemmt,
Den knickt er wie ein Rohr.

Und immer weiter tobt der Sturm,
Bis er gewahrt ihr Schloß.
Das Bräutchen ſtand wohl auf dem Thurm,
Ihr Sehnen, das war groß.

Und wie ſie ihn von fern erſchaut,
Stürzt ſie herab in Haſt:
Man ſah, es war des Windes Braut,
Die zu dem Bräut'gam paßt.

In ueberhitztem Freudenſprung
Stürmt ſie an ſeine Bruſt,
Und faſſet ihn zum Wirbelſchwung
In wilder Lieb' und Luſt.

Und dreht ihn mit ſich um und um
In toller Fiebergluth,
Daß Baum und Felſen rings herum
Ergreift die gleiche Wuth.

Und Stock und Stein und Laub und Staub
Drängt tanzend ſich zum Reihn,
Die Steppel wird des Wirbels Raub,
Der Wald muß mit hinein.

Und Alles, All' im gleichen Nu
Durchzuckt die Narretthei,

Und Wind und Windsbraut pfeift dazu
Die tolle Melodei.

Und spät erst, als der Morgen graut,
Hat man den Taumel satt;
Da sucht der Wind mit seiner Braut
Die traute Lagerstatt.

Hoch auf dem Thurme, hoch wie nie
Ein Bettlein ist gemacht,
Da kosen sie, da kosen sie
Gewander manche Nacht.

Da spielen sie im Hochzeitskranz
Der goldnen Stern' ihr Spiel,
Und tanzen manchen Ringeltanz
Und tanzen nie zu viel.

Was aber unten mitgerast,
Von Sinnenlust verführt,
Vom wilden Taumel nur erfaßt,
Von Liebe nicht gerührt;

Vom Sturm der Zeiten nur gefegt,
Nicht von dem innern Drang,
Vom Herzen nicht, das schwellend schlägt,
Nur von dem fremden Zwang:

Das liegt tief unter'm Sternenkranz,
Wie Heu und Spreu zu Hauf,
Das hat getanzt den Todtentanz
Und steht wohl nimmer auf.

An eine Fliege mit versengten Flügeln.

Von

Agathon Keber.

Magst dich recht mit Grübeln quälen,
Was dir, Thierchen, möge fehlen;
Glaubst wohl, eines Zaubers Hand
Hat dich wunderbar gebannt,
Und das Fliegen dir benommen,
Als du in den Kreis gekommen.
Denkst an Nachbars kranke Kuh, —
Denn natürlich geht's nicht zu, —
Hohles Kreischen von Gespenstern,
An den alten Gitterfenstern,
Schweflige Gerüche drinnen
Und verwünschte Prinzessinnen,
Blut'ge Tropfen, Zauberkünste,
Blauer Flammen flüss'ge Dünste,
Basilisken, Spinngelenke,
Sympathetsche Liebestränke,
Zwerge, Riesen, Hexensagen
Aus den alten grauen Tagen,

Böſer Geiſter tolles Treiben,
Wie's die alten Mährchen ſchreiben,
Raſcher geht's dir um und um,
Als du ſelbſt, im Sinn herum. —

Und ſo nah ſteht dir das Licht,
Denkſt ſo viel, und ſiehſt es nicht!

Die Gewäſſer.

Von

Reinhold Jachmann.

Wolken thürmen ſich am Himmel,
Regenſchwanger ziehn ſie auf;
Und zum Bache wird die Quelle,
Und zum Strome wird ihr Lauf.

Aus den Feſſeln ſeiner Ufer
Steigt Aegyptens heil'ger Fluß,
Und umarmt die dürre Erde,
Schmachtend nach dem Waſſerguß. —

Ach nur eine Thränenperle,
Die Dein Auge mir geweiht,
Stillet mehr als Strom und Wolken
Meiner Flammen brennend Leid!

Tithon.

Von

Oswald Marbach.

I.

Wie im Kampf Tithon muthig ſtreitet,
Ward er einſt erblicket von Auroren,
Als ſie aus des Himmels lichten Thoren
Zu den purpurfarbnen Roſſen ſchreitet.

Da — von ihren Wangen ſich entbreitet
Morgenroth, wie ſchöner nie geboren;
In den ſüßen Anblick ganz verloren
Steht ſie da, der Zügel ihr entgleitet.

Eine Purpurwolke wird entſendet,
Die den theuren Liebling ihr entwendet.
Tithon ſieht, wie Götterauge ſtrahlet,

Sieht wie Götterwangen Liebe malet:
Kann ſein Herz, das irdſche, widerſtehen,
Wenn die Augen Götteranmuth ſehen?!

II.

Selger Tithon, was macht dich erheben? —
Liebe brennt auf deiner Göttin Wangen,
Sie erfüllt dein einziges Verlangen:
Nie soll Tod der Liebe dich entheben! —

Armer Tithon, zwar ein ewges Leben
Hast durch deine Liebe du empfangen,
Aber was nur Liebe kann erlangen:
Ewge Jugend — ward dir nicht gegeben!

Deiner Göttin Wangen glühn noch immer,
Längst entflohn ist deiner Jugend Schimmer;
Götterantlitz Ewigkeit nicht altet,

Während Zeit des Menschen Antlitz faltet:
Armer Greis, zur Grille eingesunken,
Singst du noch die Göttin liebestrunken.

Gloſſe.

Von

Oswald Marbach.

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

Uhland.

Wie dem Vogel in der Luft
In dem Buſen der Geſang
Wohnet, den ein innrer Drang
Aus des Buſens dunkler Gruft
Dann zur Auferſtehung ruft;
Alſo, wenn bei Licht und Leben
Lieder dir im Buſen beben,
Laß die Feſſel ſie zerſprengen,
Laß ſie frei in lauten Klängen:
Singe, wem Geſang gegeben!

Wie Natur dir hat die Seele
Selbſt geſtimmt zum eignen Lied:
Was dir durch den Buſen zieht,
Luſt und Schmerzen, nichts verhehle!

Friſch aus unverſtimmter Kehle
Laß es tönen ohne Halt,
Daß es unverkünſtelt ſchallt.
So, dein eigenſter Geſang,
Werd es laut in Liedesklang
In dem deutſchen Dichterwald!

Stimme ſich an Stimme reiht,
Und es tönen Harmonien,
Weiche durch die Waldung ziehn;
Selbſt wo Lied entſteht aus Leid,
Doch kein Mißton ſtörend ſchreit.
Wie ſie durch einander weben,
Eins ins andre überſchweben,
Alle nur für ſich erklingen,
Alle doch nur Ein Lied ſingen:
Das iſt Freude, das iſt Leben!

Keinem iſt das Herz verſchloſſen;
Frei das Lied ſich ſtets ergießt,
Wo Gewalt es nicht verſchließt:
Ueberall, wo ſichs ergoſſen,
Iſt es freier Bruſt entfloſſen.
Nur der Tod iſt ſtumm und kalt,
Wahres Leben glüht und hallt;
Reich des Todes iſt die Stille,
Leben ſchweigt in holder Fülle,
Wenns von allen Zweigen ſchallt!

Die Liebesprobe.

Novelle

von

Oswald Marbach.

Duftige Nebel lagerten noch auf dem breiten Strome und bedeckten den Spiegel desſelben; immer dünner und leichter werdend ſchichteten ſie ſich über die hohen Ufer empor, empor bis zu den Gipfeln der mächtigen Eichen, welche am rechten Ufer eine Waldung bildeten. Jenſeits zog ſich eine weite fruchtbare Ebene nach Oſten, von wo die Helligkeit ausging, welche die Landſchaft durchſchimmerte. Weiter oben rötheten ſich die leichten Dunſtgebilde, die nachflatternden Schleier der entſchwebenden Nacht; ſie glühten goldig. Unten am hellſchimmernden Horizont blinkte es und ein rother Saum, ſcharf begrenzt, der Rand des Sonnenbildes tauchte auf. Da wehte aus dem Oſten her ein kühler Luftzug, bewegte die Nebelmaſſen über dem Waſſer, rauſchte drüben in den Zweigen der Eichen und der Silberblick des majeſtätiſchen Stromes erglänzte — ungeſehn und unbeachtet.

Kein Menſch war noch zu ſehen. Auf den Fluren hatte der Landmann ſeine ſegensreiche Arbeit vollendet, der Hauch des Morgens fuhr über die noch friſchen Stoppeln. Die Eichenwaldung ſchloß ſich eng an das ſteilabfallende Ufer; wo es ausgeſpült war, da ſtreckten ſich nackte gewaltige Wurzeln hinab wie durſtend nach dem Waſſer, ohne es erreichen zu können. Nur an Einer Stelle lichtete ſich die Waldung wenig. Ein freier Platz öffnete ſich nach dem Fluſſe zu, bogenförmig wölbte ſich hier das Ufer in das Waſſer hinein und ein eiſernes Geländer bekränzte das Ufer, zugleich zum Schutz und zur Stütze für den, welcher vom Park aus, denn zu dieſem gehörte jener Platz, den Fluß hinauf ſchauen wollte, hin nach den fernen mächtigen Gebirgen, nach denen er als auf ſeine Heimath hinwieß.

In der Mitte des Platzes, nach welchem mehre Gänge führten, ſtand ein einfaches Denkmal. Ein Würfel von Sandſtein wurde von zwei Stufen getragen; auf der Seite nach dem Fluſſe zu war eine Marmorplatte eingelegt, mit der Inſchrift

A M A L I A.

Die goldenen Buchſtaben erglänzten in den erſten Strahlen, welche die aufgehende Sonne über die Ebene ſandte. Die Bänke zu beiden Seiten des Platzes waren zerfallen, zwiſchen dem Sande drängte ſich überall grünſchimmerndes Gras vor. Vertrocknete Blumenkränze lagen in Menge zerſtreut umher und ein auch ſchon welkender

Kranz lag auf dem Haupte des Grabmals. Die Nebel des Fluſſes hatten ſich in Thautropfen verwandelt, die wie Thränen auf den Blättern der welkenden Blumen glänzten.

Der Sand kniſterte, und es trat ein anſtändig aber nachläſſig gekleideter Mann aus einem der Gänge des Parkes auf den freien Platz. Er ging langſam, den Blick auf den Boden geheftet, ohne zu bemerken, daß ihm das Geſtirn des Tages ſeinen ſtrahlenden Morgengruß bot, als er aus der Waldung trat. Er nahm den welkenden Kranz von dem Denkmal und legte an ſeine Stelle einen friſchen, den er mitgebracht. Eine Weile ſtand er mit beiden Händen ſich ſtützend, über den Kranz und den Stein gelehnt, dann neigte er ſich tiefer, berührte mit den Lippen eine Monatsroſe im Kranz, fuhr ſchnell empor, eilte haſtig nach dem eiſernen Gitter und lehnte ſich über daſſelbe hinaus, hinüber, als ob er unten in den Wogen etwas entdecken wollte. Er richtete ſich endlich wieder auf und wendete ſich. Die goldigen Buchſtaben blinkten ihm entgegen; er ſchrie laut auf: Amalia. Schmerzlich gellte dieſer Ruf, wie wenn in der Mitte der Nacht die Saite eines Inſtrumentes ſpringt.

„Schon ein Jahr!“ wimmerte er nach einer Weile trüben Hinſtarrens. „Und heut — und in dieſer Stunde! O, Amalia, warum haſt Du mich verlaſſen! Warum mich ſo elend gemacht! — O ich Elender, ich Verbrecher, wehe mir! — Doch Du haſt vergeben; die Liebe vergiebt und

jetzt kannſt Du leſen in meiner Seele, an die Du nicht glaubteſt! Ach hätteſt Du geglaubt, wie Du liebteſt!"

Er wand die Hände vor ſich, zog die verſchlungenen rückwärts, drückte ſie feſt auf beide Augen und wendete ſich ſo dem Fluſſe, der Sonne zu. Nach einer Weile ließ er ſie ermattet herab auf das Geländer ſinken.

„Schauerliches, kaltes Wogengrab, begehrſt du auch noch nach mir? Ha, warum wichſt du nicht ſcheu zurück als ſie in der Gluth der Verzweiflung deine kalte Umarmung ſuchte; warum trugſt du nicht zurück auf die Erde die lieblichſte ihrer Blumen; — nicht einmal ihren Leichnam haſt du mir wiedergegeben — nicht einmal ihren Leichnam! Leer iſt das Grab an dem ich verzweifele! Schauerlichſter Troſt des grenzenlos Elenden, nicht einmal dich habe ich!"

Heftig raffte er ſich empor, ging nach dem Gange, aus dem er gekommen, und dann zurück zu dem Grabmal. Da kniete der Unglückliche nieder auf die Stufen, lehnte ſich über den noch unbethauten Kranz und beträufelte ihn mit ſeinen Thränen, daß er ſchimmerte, wie die übrigen Kränze, die ſchon verwelkten. Er lispelte leiſe vor ſich hin:

„Nicht wahr, mein ſüßes Weib, jetzt, jetzt verſtehen ſich unſere Seelen und Du haſt vergeben! Wie glücklich, wie unausſprechlich glücklich hätten wir ſein können, wenn die Kraft Deines Glaubens der Stärke Deiner Liebe geglichen hätte. Ach, Du wirſt auch bereuen. — Doch Gott iſt gerecht! Das allein hält mich aufrecht — denn einſt wird

er auch anſehen Deine Reue und meinen unſäglichen Schmerz, den ich ausdulden will ohne zu verzweifeln. Ja, ja ich will! Und einſt, wenn der Herr ſagen wird, daß ich ausgebüßt den thörigten Leichtſinn meiner Jugend, daß Du ausgebüßt Deinen Mangel an Vertrauen zu dem Geliebten, dann werde ich Dich wiederempfangen aus der Hand des Gerechten zu ſeligem entzückendem ewigem Glücke! Gott, Du weißt es, meine Seele iſt ohne wiſſentliche Sünde, und die Seele meiner Amalie iſt rein wie ein Engel des Lichtes, wie ſchrecklich auch die That der Verzweiflung war, die ſie mir entriß, die ich, ich Unglückſeliger veranlaßt — Gott, Du wirſt vergeben, Du haſt vergeben! Heilig willſt Du Deine Kinder, wie Du ſelbſt biſt und weil Du uns lieb haſt, giebſt Du uns Trennung und unſäglichen Schmerz der Trennung, auf daß wir durch ihn geheiligt werden zum Mitgenuß Deiner Seligkeit." — —

„Amalie, meine Amalie! liebſt Du mich? Ich bin die Urſache Deines entſetzlichen Todes, aber ich fürchte Dich nicht! denn ich weiß, daß Du mich liebſt und daß ich Dich liebe. Wenn Du plötzlich vor mir ſtändeſt, mir erſchieneſt, — das Lächeln der Liebe brächte durch den Ernſt des Todes auf Deinem holden Angeſicht, — — ich erbebte vor dem Wunder, aber ich ſtürzte in Deine Arme, allen Schrecknissen des Todes, der Nacht, der Verweſung wollte ich Dich abkämpfen, und ſtürb ich ſelbſt vor Entſetzen! Dann hätte ich Dich errungen, und Du wäreſt Du ſelbſt, mein,

mein holdes theures Weib. — Amalie, Amalie, erſcheine mir!"

Er richtete ſich auf, verklärt ſtrahlte ſein Angeſicht, die Sonne hatte ſich über den Horizont erhoben in voller Pracht und er ſchaute in ſie hinein, wie in das Antlitz der verklärten Geliebten — einen Augenblick. Geblendet wandte er ſich ſchnell um, und ſiehe — vor ihm, noch einige Schritte entfernt, ſtand eine weißgekleidete Frauengeſtalt.

Mit den geblendeten Augen erkannte er nur die Umriſſe der Geſtalt, er bebte in jeder Faſer ſeines Leibes, er wollte ſchreien „Amalie" aber nur unartikulirte Laute kämpften ſich aus ſeiner Bruſt. Beide Arme hoch emporhebend, leichenblaß taumelte er zwei, drei Schritte der Geſtalt entgegen. Da brachen ihm die Kniee zuſammen, er griff, wie um ſich zu halten, nach dem Denkſtein und ſank auf die Stufen deſſelben hin.

„Eduard, was iſt Dir!" rief die hohe ſchlanke Jungfrau, welche den Platz am Fluſſe betreten hatte; und mit dieſem Rufe eilte ſie zu dem Hinſinkenden. Sie kniete neben ihm nieder, mühte ſich ihn aufzurichten; vergebens, das Bewußtſein war ihm entflohen. So ſtand ſie wieder auf und ſchaute einige Augenblicke rathlos um ſich.

„Armer! Gemißhandelter! — Gott verzeihe Dir — Schweſter!" waren die Worte, die ſie leiſe hervorweinte, indem helle Thränen aus ihren Augen niederträufelten. Dann wie ſich beſinnend eilte ſie in das Gebüſch zu einer Stelle

am Fluß, wo eine ſchmale Treppe hinab bis zum Waſſerſpiegel führte. Eilig die Stufen hinunter ſchwebend löſte ſie das weiße Tuch, welches ſie um den Hals geſchlungen. Auf der unterſten Stufe ließ ſie ſich ſittſam auf ein Knie nieder, tauchte das Tuch zweimal in das Waſſer und eilte dann ſchnell mit dem triefenden zu dem Ohnmächtigen zurück.

Noch lag er regungslos. Mit aller Anſtrengung richtete ſie ihn auf, er ſank rückwärts an ihre Bruſt. Sie ſtrich ihm das Haar aus Stirn und Schläfen und benetzte dieſe dann mit dem naſſen Tuche, indem ſie mit einer vom liebevollſten Mitleiden beſeelten Stimme rief: „Eduard! lieber, guter Schwager! — Was iſt Dir? — erwache!"

Eine heiße Thräne fiel aus ihrem Auge auf das bleiche Antlitz des Unglücklichen. Da hob ſich langſam ſeine Bruſt, ein tiefer Seufzer — er ſchlug die Augen auf — ſchloß ſie — und öffnete ſie wieder.

Lange ſtumm, — allmählig die Wangen wieder röthend, ſtarrte Eduard mit weit wie in Verwundrung geöffneten Augen in das durch Thränen ihm verklärt entgegen lächelnde Geſicht der Jungfrau.

„Wie iſt Dir? — Iſt Dir wohler Eduard?" fragte ſie endlich leiſe.

„Du biſt es — Clotilde — Du?" war ſeine kaum hörbare, ſich langſam vordrängende Antwort.

Er wiederholte: Clotilde! legte die Rechte an die feuchte kalte Stirn, ſtützte ſich auf die Linke und richtete ſich langſam mit dem Oberkörper auf. Clotilde unterſtützte ihn — er ſaß auf den Stufen und lehnte ſich rückwärts an den Denkſtein. In langen Zügen athmete er die friſche Morgenluft ein. Clotilde ſaß neben ihm, hielt ſeine Hand und betrachtete ihn vorgelehnt, ſorglich wie eine Mutter ihr krankes Kind, aber immer ſtill ſelig lächelnd über das gelungene Werk der Wiederbelebung. Zuweilen auch berührte ſie mit dem feuchten Tuche ihm wieder Stirn und Augen, indem ſie ihm zuflüſterte: „Es wird Dich ſtärken.“

Der tiefe ſtarre Ernſt in Eduards Zügen wich immermehr der Beweglichkeit des Lebens und verſchwand endlich in ein wehmüthiges Lächeln. — „Vergieb — Du Gute! ich bin ein Thor, ein elender kranker wahnſinniger Thor!“

„Nicht doch, lieber, lieber Schwager!“ rief Clotilde. Sie ſah ihn an mit den Zügen ſchmerzlichſten Mitleidens, man ſah, ſie rang mit ſich ſelbſt, aber plötzlich brach unaufhaltſam ein Strom von Thränen aus ihren Augen.

Auch ſeine Augen wurden feucht, und lange ſaßen ſie ſchweigend neben einander. Eduard ſann über den natürlichen Zuſammenhang des eben mit ihm Vorgegangenen nach und die ſinneberaubende Ueberreizung ſeiner Phantaſie beruhigte ſich in der weichen Stimmung, in

welche auch ihn die weinende Schweſter ſeiner ihm verlorenen Gattin verſetzte.

Clotilde ermannte ſich endlich; ſie ſann noch einige Augenblicke ernſt bei ſich nach, dann mit ihrem linken Arm ſich um Eduards rechten ſchlingend und ſich ſanft nach ſeiner Bruſt neigend, ſprach ſie faſt feierlich mit gen Himmel gerichteten Augen:

„Eduard, armer gemißhandelter Freund! Glaube an die Wahrheit meiner Worte! Mir ſagt eine Stimme in meiner Bruſt: Du wirſt Amalien wiederſehen! Es iſt mehr als Ahnung, ich ſage Dir, es iſt Gewißheit: Du wirſt ſie wiederſehen! Nicht jenſeits der Grenze dieſes Lebens, nicht als ein ſinnezerrüttendes Phantom Deiner Phantaſie; — nein, friſch, lebendig, blühend, und liebend mit tiefer unwandelbarer Ueberzeugung von Deiner Gegenliebe — ſo wirſt Du ſie wiederfinden, beſitzen. Sie iſt nicht todt, ſie iſt uns nur auf eine Zeit lang entriſſen, — dieſes ſchreckliche Jahr der Trennung wird ausgeſtrichen ſein aus dem Leben Eurer Liebe, keine Frucht wird es haben als die, daß es das Gift des Zweifels, welches Euer Glück verbitterte, aus dem Herzen Amaliens entfernt haben wird!“

Eduard hörte ihr wehmüthig lächelnd zu und ſchüttelte mit dem Unglauben verzweifelnder Reſignation das Haupt.

„Ich erkenne Dein ſanftes Mitleid mit meinem Elend, — aber ich weiß auch, daß Du ſelbſt an die Worte des

Wahns, welche Du als lindernden Balſam des Troſtes in die Wunden meines Herzens träufelſt, nicht glaubſt" —

Clotilde wollte ihn mit einer Betheurung unterbrechen, aber Eduard ließ ſie nicht zu Worte kommen:

„Nein! ſchweige, liebe Freundin, Du regſt mich nur auf! So elend ich bin, ſo halt ich doch feſt an der Kraft meines Verſtandes, die mir nur auf Augenblicke ſchwindet. Zu hoffen, wäre Wahnſinn, — ich mag nicht das Glück eines Wahnſinns, der mit dem Schatten einer ihm entriſſenen Wirklichkeit ſpielt! Ich hab es nicht aufgegeben, der Welt noch zu nützen und müßte mich ſelbſt verachten, würde Amaliens für ewig unwerth werden, wenn ich eine andere Geſinnung hegte. Tapfer will ich mein Unglück tragen; und das ſchauderhafte Bewußtſein ſogar es ſelbſt veranlaßt zu haben durch den Leichtſinn meiner Jugend, wird mich nicht vernichten, denn nachdem ich lange gerungen, iſt es in mir zur Gewißheit geworden, daß ich durch mein jetziges Unglück abbüße meine frühere Thorheit und reife zu neuem ewigem Glücke, welches mir der weiſe Vater vorbehält. Wenn Du mich vorhin in einer an Wahnſinn grenzenden Ueberſpannung meines Geiſtes überraſchteſt, ſo war dies nur die Folge davon, daß die feierliche Macht dieſer Stunde, in welcher heut vor einem Jahre dieſer Strom das Glück meines Lebens verſchlang, mich hingeriſſen hatte, — der blendende Strahl der aufgehenden Sonne — Dein unerwartetes Erſcheinen, in dem Augen-

blick, wo ich mich der Vorstellung hingab, es wäre möglich, daß die Geister Verstorbener unsern irdischen Blicken erschienen — Alles dies wirkte zusammen um mich mir selbst zu entreißen. Aber, Clotilde, es soll, es muß anders werden, das bin ich Gott, mir, Amalien schuldig!"

Während er sprach, schlug die Thurmuhr auf dem nahe gelegenen aber durch die Eichenwaldung verhüllten Schlosse, der Besitzung Eduards, die sechste Stunde. Eduard, welcher während seiner letzten Worte nachdenklich vor sich hinsah, bemerkte es nicht, daß Clotilde unruhig aufblickte, sich bewegte um aufzustehen. Kaum hatte er geendet, so richtete sie sich schnell empor. Eduard folgte ihr und indem sie seinen Arm fassend ihn mit einiger Hast von dem Schauplatze dieses Morgens fortdrängte, sagte sie heftig:

„Ich fühle und weiß, daß ich Dir nicht widersprechen kann und darf; aber dennoch hast Du Unrecht, wenn Du meinst, ich glaubte selbst nicht an den Trost, den ich zu Dir geredet. — Es ist die höchste Zeit! — Ich beschwöre Dich, Eduard, denk an meine Worte, wenn Dir — Amalie wider Hoffnung und Erwarten erschiene, denke dann an mich, fasse Dich, glaube nicht, daß es eine Täuschung Deiner Sinne sei. Ich schwöre Dir, ich glaube daran, daß Amalie lebt."

Es war noch keine Viertelſtunde verfloſſen, als Clotilde zu dem Orte zurückkehrte, an welchem ſie vorhin ihren unglücklichen Schwager überraſcht hatte.

Sie kam in unruhiger Eile, ſah ſich rings um, lehnte ſich dann über das Geländer und ſchaute forſchend in den Fluß hinauf. Mit der Miene getäuſchter Erwartung trat ſie von dem Ufer zurück, ging noch einigemal, immer ruhiger werdend auf und ab, ſchaute nochmals über das Geländer und trat dann nachdenklich vor den Denkſtein hin.

Ihre Augen ruhten auf dem blühenden Kranze, den Eduard dort niedergelegt. Sie hob ihn auf und betrachtete ſinnend Blume für Blume. Darauf ließ ſie ſich ſitzend nieder auf die Stufen des Steines. Ihr ſchönes etwas blaſſes Haupt, von welchem ſich blonde Locken nach dem Halſe herabſchlängelten, ruhte mit der Stirn auf der Linken und der Ellbogen des linken Armes ſtützte ſich auf das Knie, während die Rechte hingeſunken auf das halbausgeſtreckte rechte Bein den Kranz hielt. Um die vollen aber jugendlich ſchlanken Glieder der jungfräulichen Geſtalt legte ſich das leichte weiße Morgengewand in den anmuthigſten Wellenlinien, und wie ſie ſo unbewegt da ſaß und vor ſich hin auf den Kranz ſchaute, glich ſie einer der ſchönſten Statuen von der Meiſterhand eines altgriechiſchen Bildners.

Mehremal athmete ſie tief auf, das Gewand über dem Buſen bewegte ſich und der Ringfinger der linken

Hand glitt von der Stirn nach dem Auge herab — um eine Thräne zu zerdrücken.

„Nein — nein, ich hätte es nicht vermocht! — Er iſt der vortrefflichſte, edelſte Menſch! — Amalie treibt ein entſetzliches, ſündiges Spiel mit ihm. Sie verdient ſeine Liebe nicht — dieſe Liebe — dieſes Mannes! — Wie ſoll es enden!“ —

Dieſe Worte flüſterte Clotilde und verſank dann wieder in ſtummes Sinnen.

Das Plätſchern von Ruderſchlägen, die Worte einer weiblichen Stimme: „Hier, gleich hinter dem Vorſprung!“ weckten Clotilden aus ihren Träumen.

Sie ſprang auf mit dem Rufe: „Amalie!“ und eilte nach der Stelle, wo ſie vorhin ihr Taſchentuch bewegte um den ohnmächtigen Freund zu erwecken und wo jetzt der Kahn anlegte.

Amalie eilte ihr entgegen; die beiden Männer, welche den Kahn geleitet, ſtießen alsbald wieder vom Ufer, und führten zwei andere in Mäntel gehüllte weibliche Geſtalten mit ſich fort.

Lebhaft ſprang Amalie die Stufen herauf und umarmte die ebenſtehende Schweſter, deren Rechte noch unbewußt den Kranz hielt.

„Liebe Clotilde! — Wie geht es meinem Eduard!“ rief ſie. „Mit Blumen empfängſt Du mich — das bedeutet ein freudiges, ſeliges Wiederſehn — gieb, gieb!“

Clotilde fuhr erſchreckt zuſammen. „Nein, nein!“ rief ſie und warf, ſich aus den Armen der Schweſter löſend und einen Schritt zurücktretend, den Kranz in die Wellen des Fluſſes.

„Was thuſt Du?“ fragte Amalie heftig.

Clotilde ſchaute überaus ernſt die Schweſter an und ſprach nach einer Weile des Beſinnens: „Amalie, dieſer Kranz war ein Todtenkranz — Eduard legte ihn nieder auf Deinem Grabmal!“

„O Eduard — mein geliebter Gatte! Das Denkmal! komm!“ — Und mit dieſen Worten eilte Amalie ſchnell nach dem Platze, den ſie ſchon kannte.

Als ihr Clotilde nachkam, ſtand jene mit leuchtenden Augen vor dem Steine, betrachtete ihn und die Kränze, welche zerſtreut um denſelben lagen. In leidenſchaftlicher Aufregung umarmte ſie wieder und wieder die Schweſter.

„Er liebt mich! Clotilde, er liebt mich! Sieh dieſes Denkmal der innigſten treuſten Liebe, ſieh dieſe Blumen! Keinen Tag hat er mein vergeſſen! O, wie will ich ihm vergelten! mit welcher unſäglichen Liebe! ja, jetzt bin ich überzeugt von der Wahrheit und Reinheit ſeines Herzens!“

Clotilde unterbrach ſie nicht in dieſen Ausrufungen. Ein tiefer Ernſt lagerte auf ihrem ſchönen Antlitz und ſie duldete die Umarmungen der Schweſter ohne ſie zu erwidern.

Amalie glich an Geſtalt und Geſichtszügen ihrer Schweſter, aber ihre Formen waren etwas voller und ihr in Geſundheit blühendes, jetzt in der leidenſchaftlichen Erregung noch höher geröthetes Geſicht, bekränzt von vollen dunklen Locken, hatte einen eigenthümlichen Reiz, der durch zwei ſchwärmeriſch unter den langen ſchwarzen Augenbrauen hervorblitzende Augen noch erhöht wurde.

Als Amalie endlich bemerkte, wie wenig die Schweſter ihre Lebhaftigkeit theilte, wie über ihr bleichgewordnes Angeſicht einzelne Thränen aus den blauen zum Himmel gerichteten Augen niederrannen, rief ſie zurücktretend und die Hände vor der Bruſt ineinander flechtend:

„Was iſt Dir, Ekelilde! Um Gotteswillen, was iſt ſeit geſtern geſchehn? Ein Unglück! Wo iſt Eduard?“

„Nichts iſt geſchehen!“ erwiderte Ekelilde.

„Nun dann! — warum dieſe feierlich ernſte Stimmung! Dein geſtriger Brief war ſo heiter!?“ —

„Er war in der Freude des Wiederſehns geſchrieben. Aber, Amalie, Schweſter, Du haſt ein großes — großes Unrecht auf Deine Seele geladen?“ —

„Nein, nein, Du weißt nicht — Ekelilde, wüßteſt Du was ich geduldet, wie, — Du würdeſt anders urtheilen. Eduard wird, muß mir vergeben; was ich that, that die Liebe!“

„Die Liebe duldet Alles!“ ſprach Ekelilde leiſe, aber mit der Stimme zurückgehaltenen Vorwurfs.

„Ja, ſie duldet Alles!“ rief Amalie: „und darum wird Eduard verzeihen, daß ich ihn prüfte um ſeiner Liebe mich zu verſichern, an der ich zweifeln mußte! Hat er doch herrlich beſtanden — aus dieſem Halbjahr des Kummers und der Thränen werden uns lange Jahre des ungetrübteſten Glückes erwachſen! Er wird mir nicht wieder entfliehen, jede Stunde meines Lebens wird er hoch und heilig halten, denn er weiß, wie der Verluſt der Geliebten ſchmerzt!“

Elviſe ſchüttelte langſam das Haupt; ſie trat zu dem Geländer und ſtützte ſich auf daſſelbe wie ermattet. „Wüßteſt Du, ſagte ſie endlich, wie er gelitten hat, welche entſetzliche Schmerzen, Du würdeſt einſehn, daß Du Unrecht haſt: Du würdeſt aufgeben ihn noch tiefer durch dieſes Wiederſehen zu erſchüttern, welches Du vorbereiteſt. — Nein, Schweſter, laß mich ihn vorbereiten und nahe ihm ſelbſt als Bittende, nicht als Triumphirende, denn Du haſt kein Recht zu triumphiren!“

„Wohl, wohl! antwortete Amalie: aber nicht über ihn, ſondern über mich ſelbſt! Den Argwohn, der meinen Himmel zur Hölle vergiftete, dieſen ſchlimmſten Feind unſrer Ehe habe ich beſiegt, hat Eduard beſiegt. Er wird die Freude des Sieges theilen, im Glücke des Wiederſehens den einzig würdigen Lohn ſeiner Treue empfangen. O gönne mir, gönne ihm dieſen Moment höchſten Entzückens!“

Liebe antwortete nicht, ſondern ſchaute hinunter in den Strom. Da trat Amalie noch einer Weile zu ihr hin, lehnte ſich gleichfalls auf das Geländer und ſah endlich ruhiger als bisher fort.

„Unſere gute Tante, die Aebtiſſin, bei welcher ich wie Du weißt, dieſes Jahr zugebracht habe, war erſtaunt, als ich ſo plötzlich mit meiner Bitte um Aufnahme vor ihr erſchien, wie Du gegen meinen Vorſatz. Nur mit Mühe konnte ich ſie zurückhalten mein ganzes Vorhaben zu vereiteln. Meine Vorſtellungen und der Erfolg meines Unternehmens haben ſie aber nicht nur beruhigt, ſondern ſogar von der Unbedachtſamkeit meines Verhaltens gegen Eduard überzeugt. So wird es auch Dir gehn und auch Eduard wenn er in einen Augenblick ſchwanken ſollte. — Bedenke Schweſter, wie die Verhältniſſe ſtanden, ehe ich ging, und wie ſie ſich nun geſtaltet haben und noch geſtalten werden nach meiner Rückkehr. Nach einer kurzen Bekanntſchaft hatte eine Stunde leidenſchaftlicher Erregung mich mit Eduard für immer vereinigt. Ich liebte ihn und hatte ihm einen glänzenden Beweis meiner Liebe abgelegt, indem ich, durch Stand und Vermögen zu den höchſten Anſprüchen berechtigt, ihn den Unbekannten, nichts als ſeine Wiſſenſchaft beſitzenden Mann zu meinem Gatten erwählte, er konnte mir keinen gleich großen äußerlichen Beweis ſeiner Liebe geben. So war mein Mißtrauen in die Reinheit, Unverfälſchtheit ſeiner Liebe menſchlich

gerechtfertigt; wurde es aber noch in höherem Grade, als einige Wochen nach unserer Vermählung Eduard mich schon auf längere Zeit verließ. Warum genügte ihm meine Liebe nicht, warum mochte er nicht das häusliche Glück froh genießen, dessen er mit meiner Hand theilhaft geworden war? Gestehe, er selbst hat es mir in einer Stunde, wo ich in ihn drang nicht von mir zu gehen, gestanden, daß er sich schäme, wie er sagte, von seiner Frau sich erhalten zu lassen, daß er noch der Welt müsse um wegen eines Amtes sich zu bemühen, damit er unabhängig im Leben dastehe — unabhängig! O Schwester, dem Staate wollte er dienen, fremden kalten Geschäftsmännern als seinen Vorgesetzten sich unterwerfen um unabhängig zu sein — von mir, die ihn mehr liebt als sich selbst. War sein Stolz nicht stärker als seine Liebe, war ihm seine vermeintliche Ehre nicht lieber als ich? Er ging — oft und bald mußte ich glauben, er habe mich vergessen; zwar versicherten seine Briefe bei Gegenheit, aber klagte er nicht öfter über seine vorgeblichen Verhinderungen um eine Anstellung als über die Trennung von mir? Wurden nicht seine Briefe immer kürzer, mißmuthiger — mußte ich da nicht zweifeln an Liebe und Treue? Schwester, Du weißt, daß kein unedler Beweggrund die Reinheit meiner Seele getrübt, als ich dem Geliebten die harte Probe auferlegte; vor seinen Augen, vor den Deinen, vor mir selbst hatte ich die Reinheit meiner Absicht

verbirgt auch für den Fall, daß Edmund wirklich als ein Verräther sich bewiesen hätte. Als ich schied, hinterließ ich zu diesem Zweck eine Erklärungs-Akte, welche unter jeder Bedingung Edmund zum Herrn meines ganzen Vermögens machte. Hätte er mich vergiftet, hätte er sich nur hingerichtet, und der eigentliche verborgene Grund und Gegenstand seiner Liebe gewesen, meine Reichthümer, denn hätte ich ihn vielleicht noch einmal durch die Nachricht von meinem Leben beschämt, aber nie hätte ich meine Liebe zurückgefordert, er hätte die Frucht meiner Liebe fortdauernd genießen sollen, indeß ich mich mit meinem mißverstandenen, gebrochenen Herzen hinter die dunklen Mauern des Klosters für ewig begraben hätte. Ist nicht Alles, was ich gethan, der klarste Beweis für die Wahrheit, Unbegreiflichkeit und Innigkeit meiner Liebe? Soll ich nun nicht froh und glücklich sein, wenn ich höre, daß die Stimme, welche in meinem Herzen von dem Argwohn, den ich gegen ihn hegen mußte, für Edmund sprach, daß diese Stimme nachsagte: daß ich Nichts wagte, indem ich Alles wagte. — Ja, es ist wahr, Edmund hat gelitten, schwer, viel! Aber ich nicht auch, nicht noch mehr? Und vorher, was nachher! Nicht ertragen hätte ich den Schmerz der Trennung von dem Geliebten, wenn mir nicht die regelmäßigen Nachrichten Deines Kommandeurs" —

„Antoinettens?“ fragte Clotilde schnell, indem sie erröthete.

„Ja, Antoinette! fuhr Amalie fort: sie habe ich von Anfang in das Geheimniß gezogen. Sie hat meinen Hut und Schleier auf jene Bank gelegt, den Brief an Eduard an das Geländer befestigt, damit es scheine, als hätte ich in den Wellen mein Grab gefunden. Sie hat mir auch alles geschrieben was während meiner Abwesenheit vorgefallen, hat mir Eduards Schmerz geschildert, seine treue Anhänglichkeit, und dadurch die Leiden der Trennung mit der immer mehr und mehr zur Gewißheit reifenden Hoffnung des Wiedersehens mir versüßt.“

„Ich hätte Antoinetten diese Treulosigkeit nicht zugetraut,“ sagte Clotilde halb für sich. Amalie hörte nicht darauf und fuhr nach einigem Besinnen fort: „Alles habe ich in den Stunden der Einsamkeit und Sehnsucht auf das vollkommenste vorbereitet, denn mit nichts habe ich mich ja beschäftigen können, als mit Plänen der Wiedervereinigung. Hätte ich nicht schon gleich bei meiner Flucht mir selbst zugeschworen bis zum heutigen Tage wenigstens mich zurückzuhalten, nicht eher als heut die Prüfung des Geliebten zu beenden, ach, wie viel eher wäre ich schon in seine Arme zurückgekehrt.“

„Aber warum hast Du auch mich im Dunkeln über Dein Schicksal gelassen?“ — fragte Clotilde und wollte noch weiter sprechen, als sie Amalie unterbrach.

„Weil ich Dein sanftes Herz kenne, welches kein Thier, geschweige einen Menschen, noch dazu einen edlen, achtungswerthen leiden sehen kann. Du hättest meinen ganzen Plan verdorben, und dieser war zu ernst, zu heilig, als daß ich um Dir, so sehr ich Dich liebe, einen Schmerz zu ersparen, ihn hätte preisgeben können. Gleich die ersten, wenn auch noch so offenbar nur conventionellen Thränen und Trauergeberden Eduards hätten Dich bewogen, mein Geheimniß zu verrathen. Doch nun, nun sollst Du mir beistehn; darum habe ich Dir gestern geschrieben. Aber —" bei diesem Worte trat Amalie einen Schritt rückwärts und blickte Clotilden scharf und forschend an: „Du hast doch nicht etwa schon seit gestern —?"

„Nein, rief Clotilde, indem eine hohe Röthe über ihr Gesicht flog: Nein ich habe nichts verrathen! aber nur darum, setzte sie ernst hinzu: weil ich hoffte Dich noch von Deinen Ueberraschungsplänen abzubringen, sonst wäre es wahrlich geschehen."

„Schwester, sagte Amalie: ich habe Monden lang überlegt wie alles geschehen muß — und so ist es am besten, wie ich mirs vorgenommen!"

„Der Schreck der Freude wird ihm schaden, ihn betäuben, ihn tödten!" rief Clotilde heftig.

„Dafür ist gesorgt! lächelte ihr Amalie entgegen: er wird mich sehen mit dem vollendetsten Schein des Lebens, ehe er weiß, daß ich wirklich lebe und allmählig nur wird

für ihn der Schein des Lebens zur beglückenden Wahrheit werden.“

„Wenn Du wüßteſt“ — wendete Clotilde noch ein; aber die lebhafte Amalie ließ kein wenn und aber mehr zu, ſondern ſchloß ihr mit freudigen Küſſen den Mund.

„Komm, komm! ſagte ſie: in Deinem Zimmer ſollſt Du Alles erfahren; wir gehen durch den Säulengang rechts, damit uns Eduard nicht ſieht. Erſt heut Abend ſchlägt die entzückende Stunde des Wiederſehens! Ach, Schweſter, wie glücklich wollen wir ſein!“

Sie faßte Clotilden unter den Arm und eilte mit ihr nach dem am weiteſten ſeitwärts abführenden Gange, durch welchen man unbemerkt nach einer Seitenthür des Schloſſes gelangen konnte, zu dem Flügel, in welchem Clotildens Zimmer lagen.

Eduard hatte den ganzen Tag über einſam, aber in regſter Thätigkeit auf ſeinem Zimmer zugebracht. Der Vorfall von dieſem Morgen hatte eine höchſt wohlthätige Nachwirkung in ihm zur Folge gehabt. Was er ſich ſchon mehrmal geſagt, war ihm jetzt mit beſtimmter Klarheit in das Bewußtſein getreten. Er wußte, daß es ſeine Pflicht ſei dem Zuſtande, in welchem er ſeit einem Jahre gelebt, dem des Verſunkenſeins in den Schmerz über ein verlorenes Glück, ſich zu entreiſſen, wenn er nicht geiſtig zu

Grunde gehen wollte. Er mußte Thätigkeit, Geſchäfte haben um ſich zu retten und er wollte nicht untergehen. Ottilde, das einzige für ihn lebende Weſen, an welchem er noch in liebender Anhänglichkeit feſthalten konnte, hatte ihn ſo ſchwach geſehen, daß er ſich im Gefühl ſeiner männlichen Würde ſchämte und ſich vorgenommen hatte, ihr bald einen entſchiedenen Beweis zu geben, daß die letzten Worte, welche er heut zu ihr geſprochen, ſein tiefſter Ernſt wären.

So hatte er ſich entſchieden, ſchon morgen eine Reiſe anzutreten, von welcher er nicht Zerſtreuung, ſondern Sammlung ſeiner geiſtigen Kräfte hoffte, um dann einen Beruf zu wählen, der ſeiner Jugend, ſeinen Kenntniſſen und ſeiner ihm durch das Glück angewieſenen bürgerlichen Stellung gemäß wäre. Den ganzen Tag hatte er Briefe geſchrieben, eingepackt, Verordnungen für den nächſten Morgen gegeben und den Verwalter der Güter, die ihm durch Amalie zugefallen waren, in ſeiner Pflicht angewieſen. Schon dieſe geſchäftliche Thätigkeit hatte ihn in eine ruhigere, ja faſt heitere Stimmung verſetzt, als der Abend dieſes verhängnißvollen Tages heranrückte.

Eduard gehörte einer ſeit einer langen Reihe von Jahren durch Bildung ausgezeichneten Familie bürgerlichen Standes an. Er hatte ſeine Eltern ſchon als Kind verloren und das kleine Vermögen, welches ihm dieſelben hinterlaſſen, war auf ſeine Erziehung und gelehrte Bildung

verwendet worden. Als er das Fräulein Amalie von B. auf einem Balle in der Reſidenz kennen lernte, hatte er kurz zuvor ſeine juriſtiſchen Examina mit ungemeinem Glücke überſtanden und durfte, da er mit dem Ruhme eines ausgezeichnet gelehrten Juriſten das feine Benehmen eines Weltmannes, eine imponirend würdevolle Haltung und ein ſehr empfehlendes Aeußere verband, auf eine ehrenvolle Laufbahn im Staatsdienſte rechnen. Amalie erregte ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt durch ihre Schönheit und Lebhaftigkeit und feſſelte ihn bald durch ihre Bildung und durch eine ſchwärmeriſche Richtung ihres Weſens, die ihm ſelbſt zwar fremd war, aber ihm darum nur um ſo liebenswürdiger vorkam. Sie war mit ihrer jüngern Schweſter die Erbin eines ſehr bedeutenden Vermögens und hing von niemand anders als von dem Rath eines gutmüthigen Vormundes und dem der Schweſter ihrer Mutter, der allgemein verehrten Aebtiſſin eines Kloſters der Reſidenz, ab. Gewohnt ihren, immer dem Edlen ſich zuwendenden Neigungen zu folgen, hatte ſie dem jungen Manne alsbald mit liebevollem Vertrauen ſich hingegeben und war ihm entgegengekommen, als ſie bemerkte, daß er in Rückſicht auf ihre Geburt und ihr Vermögen ſich nicht getraute ſich ihr zu nähern. Mit leidenſchaftlichem Eifer hatte ſie ſich an ihre mütterliche Freundin, die Aebtiſſin, gewendet und dieſe, beſeelt von dem Wunſche die Kinder ihrer verſtorbenen Schweſter glücklich zu machen, hatte willig die

Hand geboten, um eine Verbindung zu Stande zu bringen, welche bei dem vortrefflichen Rufe, deſſen Eduard genoß, nur erfreuliche Folgen verſprach. So waren Eduard und Amalie ſchneller zum Ziel ihrer Wünſche gelangt, als ſonſt unter den beſtehenden Verhältniſſen zu erwarten geweſen wäre. Das junge Ehepaar zog auf das Landgut, welches nur einige Meilen von der Reſidenz entfernt war und das die Schweſtern von ihrem Vater geerbt hatten.

Eduard war überaus glücklich. Aber als er, der in wenn auch nicht dürftigen doch beengten Verhältniſſen aufgewachſen war, ſich nun von dem Glanze des Reichthums umgeben ſah, ſo erregte ihm dies kein wohlthuendes Gefühl. Er hatte nie daran gedacht, durch eine Heirath, wie man es nennt, ſein Glück zu machen, das heißt Geld und Gut zu erwerben. Nun war es von ſelbſt gekommen und ihn beſchlich die Sorge, daß ſein geliebtes Weib auf den Argwohn kommen könnte, daß er aus gemeinen Rückſichten ihre Liebe geſucht hätte; und in der That wurde dieſe Sorge noch erhöht durch eine gewiſſe Aengſtlichkeit, mit welcher die junge Frau des Herzens ihres Gatten ſich zu vergewiſſern ſuchte, als habe er nicht ſchon durch die getroffene Wahl ſelbſt die Wahrheit ſeiner Liebe hinlänglich an den Tag gelegt. Die Geſchäfte, welche ihm als Verwalter des Vermögens ſeiner Gemahlin zuſtanden, waren allerdings nicht unbedeutend und hätte er damit noch die Sorge verbunden, wie die Einkünfte auf eine geiſtigen

Genuß gewährende Weiſe wohl zu verwenden wären, ſo würde dieſes hingereicht haben, ihn in einer Thätigkeit zu erhalten, wie er derſelben unter allen Bedingungen bedurfte, um glücklich zu bleiben. Doch dieſe Art der Beſchäftigung ſagte ihm wenig zu. Zur Landwirthſchaft, zur Jagd und was ſonſt die Beſchäftigung eines Landbeſitzers ausmachte, war er nicht erzogen, das bloße Rechnungsweſen, die Beaufſichtigung der Beamteten nur im eigenen Intereſſe ſchien ihm nicht angemeſſen ſeiner geiſtigen Bildung, und in Verwendung der ungewohnt anſehnlichen Summen war er ſcheu und fühlte, wie ſehr er darin ſeiner Gemahlin nachſtand, welche derartige Gegenſtände mit einer Leichtigkeit der Gewohnheit behandelte, die ihm fremd war.

Ueberzeugt, daß die Liebe auch des vortrefflichſten Weibes nur dann Beſtand haben kann, wenn daſſelbe fortwährend vor dem Manne die unbedingteſte Achtung hegt, und daß nur der Mann Achtung verdient, welcher ſich mit Sicherheit in einem Geſchäftskreiſe bewegt, deſſen er vollkommen mächtig iſt und in welchem er täglich ſeine Exiſtenz erwirbt, nicht ſie einem andern, auch nicht dem geliebteſten Weſen nur verdankt, war er zu dem Entſchluß gekommen, ſeine früheren Lebenspläne nicht aufzugeben, ſondern, obſchon er deſſen nicht bedürftig war, ſich um einen Staatsdienſt zu bemühen.

Dies war gegen Amaliens Pläne für die Zukunft. Bei der unbedingten Hingebung, mit welcher ſie an Eduard

hing, bei ihrer weiblichen Geſinnung, welche glücklicher in der Abhängigkeit als in der Selbſtſtändigkeit iſt, war ſie nicht im Stande, den Grund zu würdigen, auf welchem ſein Entſchluß gereift war, und ſo legte ſie demſelben ganz falſche Gründe unter. Sie meinte, der Umgang mit ihr genüge ihm nicht, er brauche nur einen Vorwand um Gelegenheit zu haben, ſich ihr zu entziehen, und in dem Wunſche ſeine Exiſtenz zu verdienen, ſah ſie nur einen Mangel an Liebe, ein Mißtrauen gegen ſie ſelbſt von der kränkendſten Art.

So heftig und leidenſchaftlich Amalie widerſprach, ſo ſetzte Eduard ſeinen Willen doch durch, denn er glaubte ihn als vernünftig erkannt zu haben. Ja, als Amalie erklärte, daß ſie ihm auf keinen Fall nach der Reſidenz folgen wollte, ſo war es eine Art edlen Trotzes, der ihn noch eher ſeine Pläne ins Werk zu ſetzen beſtimmte, und er reiſte ohne ſie ab.

Seine Bemühungen um eine Anſtellung hatten, wie vorauszuſehen war, keinen ſchnellen Erfolg. Denn ſo angenehm der Regierung die uneigennützigen Dienſte eines in ſo ausgezeichnetem Rufe ſtehenden Mannes auch ſein mußten, ſo fand ſich doch nicht bald eine paſſende Gelegenheit ſie in Anſpruch zu nehmen. Eine niedere Stellung anzunehmen geſtatteten Eduard die Verhältniſſe nicht, in die er durch ſeine Frau gekommen war, und in eine höhere konnte ihn die Regierung nicht ohne Wei-

teres einſchieben, wenn ſie nicht verdiente Männer beleidigen wollte.

Dieſe Verzögerung ſetzte ihn in die mißmuthigſte Stimmung, um ſomehr da Amalie ſtatt ihn zum geduldigen Abwarten zu ermahnen, mit Eifer die Gelegenheit benutzte, ihn womöglich noch von ſeinen Plänen abzubringen. So wurden ſeine Briefe kürzer, ſeltner, verſtimmter, wodurch wieder die ohnehin ſchon mißtrauiſche junge Frau in dem Wahne beſtärkt wurde, daß er keine wahre Liebe gegen ſie empfände.

Da fiel ſie auf den Gedanken ſich wenigſtens ihres Unglückes zu verſichern, wenn daſſelbe einmal über ſie hereinbrechen ſollte und den Gatten auf eine Probe zu ſtellen, die ihm zugleich den höchſten Beweis ihrer Alles aufopfernden Liebe ſein ſollte. Wohl ſagte ihr eine durch keine Leidenſchaft zu übertäubende Stimme in ihrem Herzen, daß Eduard die Probe beſtehen würde, daß er ſie doch wahrhaft liebe, wenn er auch ſtatt ihrem Eigenſinne zu gehorchen ſeiner Ueberzeugung nachlebte, und um ſo lieber ergriff ſie eine Gelegenheit, ihn im glücklichſten Falle doch auf eine empfindliche Art zu ſtrafen. Denn daß er Strafe verdiene für die Vernachläſſigung, welche ſie ſich doch ſelbſt erzwungen hatte, war ihre feſte Ueberzeugung.

Sie hinterließ einen zärtlichen aber alle Vorwürfe, welche ſie gegen ihn hegte, ausſprechenden Brief, in welchem ſie für immer von ihm Abſchied nahm und traf alle Veran-

ſtaltungen, daß der alsbald von ihrem Verſchwinden benachrichtigte und nach dem Schloß zurückeilende Eduard glauben mußte, ſie habe den Tod in den Wellen des Stromes geſucht.

Dieſes Unglück brachte auf Eduard eine furchtbare Wirkung hervor. Er hatte ſie innig geliebt und nach dem Schritt, den ſie gethan, erſchien ihm nun auf einmal das, woran er als beſtes Mittel ihrer Achtung und Liebe ſich zu verſichern feſtgehalten, erſchien ihm das männliche ernſte Durchſetzen ſeiner Ueberzeugung als verächtliche und ſträfliche Eitelkeit, ſein ganzes Benehmen als gränzenloſer Leichtſinn, den er mit den herbſten Schmerzen nicht hinreichend und ihm ſelbſtgenügend abbüßen könne.

So war der vorher thatkräftige und friſche Mann an ſich ſelbſt irre geworden. Mit einer ſeiner innerſten Natur im Grunde widerſtrebenden, früher von ihm verachteten Sentimentalität und Schwärmerei hielt er nun das Andenken der geſchiedenen Gattin heilig. Wohl ſagte ihm ſein klarer Verſtand, daß es nicht ſo fortgehen könne und dürfe, aber ſein von Schmerz zerriſſenes Herz hatte bisher immer den Sieg davon getragen und die milden Tröſtungen der ſanften Gotilde waren nur geeignet geweſen ihn in dem Zuſtande geiſtiger Auflöſung zu erhalten, in welchem er ſich befand. Er mußte bis zu dem hohen Grade der Schwäche zuſammenſinken, daß er mit wachen Augen Geiſter zu er-

blicken meinte, um ſich nun mit einemmale in ſeiner eigentlichen mannhaften Natur wieder erheben zu können.

Den Gedanken an eine Anſtellung im Staatsdienſte hatte Eduard indeß nicht wieder gefaßt. Es war ihm, als ob er der Geſchiedenen ſchuldig wäre, nun, nachdem ſein hartnäckiges Widerſtreben die Urſache ihres Todes geworden war, ſeine Lebenshoffnungen willig zum Opfer zu bringen. Er war entſchloſſen, ſich der Sorge für die ihm zugefallenen Güter und dabei den Wiſſenſchaften auf die uneigennützigſte Weiſe zu widmen. So hoffte er wenigſtens kein für die Menſchheit verlornes, wenn auch kein glückliches Leben in der Zukunft zu führen.

Die Reiſe, die er mit dem nächſten Morgen antreten wollte, ſollte ihm, wie geſagt, Gelegenheit geben, ſich zu ſammeln und ihm zu dem fernern Leben, welches er vorhatte, friſche Kräfte einflößen.

Mit dem frohen Bewußtſein den größten Sieg über ſich ſelbſt davon getragen zu haben, ſchaute er Abends zum Fenſter hinaus der herrlich untergehenden Sonne nach. Zum erſtenmale ſeit einem Jahre war ihm wieder leicht ums Herz und die ſchon herbſtlich werdende Natur hauchte ihn wie mit Frühlingslüften an. Er dachte mit einer nicht ſchmerzlichen Wehmuth an Clotilden, von der er heut noch Abſchied nehmen ſollte; er empfand, wie ſehr er in der Ferne ihre liebevoll zarte Aufmerkſamkeit, Sorge und Pflege entbehren würde; — aber ihm machte es eine geheime Freude,

wenn er daran dachte, daß er eines Tages wieder als ein lebensfrischer und muthiger Mann vor ihr erscheinen und dann das weinerliche Wesen ganz abgelegt haben würde, welches ihm jetzt an ihm selbst verächtlich vorkam.

Er dachte auch Amaliens, ihres traurigen Endes, und ein tiefes Mitleiden lebte noch in seiner Seele, aber er gestand sich zum erstenmal leise und noch schwankend bei sich selbst, daß jener Schritt, den sie gethan — eine Thorheit gewesen, welche auch durch die entsetzlichsten Folgen nicht berechtigt werde, — daß er Amalien wegen der krankhaften Reizbarkeit ihrer Seele innig beklagen müsse, aber sich im Grunde nicht anklagen dürfe. „Nur zu schroff und hartnäckig bist du gewesen, du hättest klüger und vorsichtiger mit ihr umgehen sollen.“ Dahin beschränkte sich jetzt der Vorwurf, mit dem er sich bisher selbst gequält, so daß er sich oft als Mörder des besten edelsten Wesens angeklagt hatte.

In dieser Stimmung traf ihn Clotilde, welche ihn aufsuchte.

Eduard erzählte ihr, daß er die ihm von ihr selbst früher angerathene Reise nun antreten wolle — schon morgen, — auf längere Zeit; er mußte zu seiner Verwunderung bemerken, daß Clotilde seine Nachricht mit der größten Theilnahmlosigkeit anhörte. Sie schien mit ihren Gedanken gar nicht bei dem Freunde zu weilen, und doch war sie in einer überaus weichen Stimmung,

wie Eduard aus dem Beben ihrer Stimme entnehmen konnte, als ſie ihn bat, ihr auf einem Gange durch den Garten Geſellſchaft zu leiſten.

Lange gingen ſie noch neben einander in dem bereits dunkel werdenden Garten, Clotilde am Arme ihres Schwagers, ohne mit einem Worte die Rede Eduards zu unterbrechen, welcher ihr mit dem Tone des Muthes und der Hoffnung von ſeinen Abſichten und Plänen erzählte, ihr rieth den Winter in der Stadt zuzubringen und endlich damit ſchloß, daß er ihr ſchilderte, wie er ſie im nächſten Frühjahr wieder zu ſehen hoffe, ſelbſt an Geiſt und Körper neugeboren, im Stande eine würdige Zukunft ſich zu bereiten, befreit von der krankhaften Reizbarkeit, in welcher ihn der Tod ſeiner Gattin verſetzt habe, mit welcher er aber, wie er wohl einſehe, weder dieſe noch ſich ſelbſt ehre.

„Ich freue mich," erwiederte Clotilde, als er ſchloß und offenbar eine Antwort erwartete: „ich freue mich, daß Du ſo heitern Muthes biſt, denn dieſer ſcheint mir das Glück Deines künftigen Lebens zu verbürgen, welches Du ſo ſehr verdienſt. Deine Reiſe," ſetzte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln hinzu: — „vielleicht unterbleibt ſie auch noch! — Still, Freund, nimm Dich zuſammen — denke an meine Worte von heut morgen — und folge mir!"

Eduard hatte nicht Zeit über Clotildens ſeltſam beziehungsvolle Worte nachzudenken, um ſo mehr, da er auf das, was ſie ihm dieſen Morgen geſagt, als auf wohlgemeinte, aber leere Troſtreden kein Gewicht gelegt hatte; und jetzt hatte ſie ihm keine Zeit zum Fragen gelaſſen, ſondern war ihm in ein nahegelegenes Gartenhaus vorausgeeilt, welches einen ziemlich großen Saal enthielt. Als ſie die Thür öffnete und hineinſchlüpfte, hatte Eduard wahrgenommen, daß der Saal erleuchtet ſei.

Mechaniſch folgte er ihr. Clotilde ſaß auf einer Ottomane, bleich und zitternd, und winkte dem Eintretenden neben ihr Platz zu nehmen. Er ſtürzte zu ihr hin.

„Was iſt Dir, Schweſter!“ rief er: „Was ſoll dieß Alles? — was haſt Du vor?“ —

Clotilde winkte ihm zu ſchweigen und mühte ſich zu ſprechen, während er neben ihr ſich niederließ und ihre Hand faßte.

„Eduard“ — ſagte ſie endlich mit leiſer abbrechender Stimme: „unſere Mutter, — die Aebtiſſin — will Dir eine unerwartete — Freude machen; — ſie hat für Dich — ich ſoll es Dir heut übergeben — ein Bild — Amaliens“ —

„Wo, wo?“ rief Eduard aufſpringend und ſich ſchnell im Saale umſehend —

„Ich will“ — lispelte Clotilde ſich aufrichtend und ihn zurückhaltend. Aber ſchon hatte Eduard das gegenüber

aufgeſtellte Bild erblickt; riß ſich los und eilte hin die Decke herunterzuwerfen, die es noch verhüllte. Clotilde ſank in die Kiſſen der Ottomane zurück.

„Sie iſt es, ja ſie iſt es, mein Weib!“ ſchrie Eduard als er das ſprechend ähnliche Gemälde erblickte. Er wankte einige Schritte zurück, hielt wie geblendet beide Hände über die Augen und rief einmal über das andere mit zwiſchen Schmerz und Freude wechſelnder Stimme: „Meine Amalie! — mein ſüßes Weib!“

Das Bild ſtellte Amalien in ganzer Figur, aber etwa halber Größe vor, ganz ſo gekleidet, ſo lächelnd, wie damals als er ſie zum Altar geführt hatte um ſich für immer mit ihr zu verbinden.

Nicht lange verharrte Eduard in ſeiner Stellung, dann eilte er wieder vor, nahm das Bild herunter, blickte in die ihn anlächelnden Augen, drückte ſeinen Mund auf die ihm entgegenſchwellenden Lippen — der kalten Leinewand.

„Ach, nur noch einmal, noch einmal, möchte ich ſo Dich ſelbſt beſitzen, Du theures Weſen, nur noch einmal in Dein leben- und liebeſtrahlendes Auge ſchauen, Deine Lippen berühren! O Gott, wie unglücklich bin ich!“

Er ſtellte das Bild wieder an ſeinen Platz, ſchaute es anſinnend mit vor ſich niedergerungenen Händen an, da verſchwamm es vor ſeinen Augen und zitterte wie lebendig — denn in ſeinen Augen bebten helle große

Thränen, die bald über ſeine Wangen niederrannen. Er kehrte zu Clotilden zurück und ließ ſich ſchweigend neben ihr nieder. Sie weinten beide ſtill vor ſich hin.

Man hörte ein ſchwaches Geräuſch im Nebenzimmer. Eduard hatte es nicht wahrgenommen, aber Clotilde.

„Hier, Eduard!“ ſagte ſie: „dieſen Brief von der Aebtiſſin!“ und zugleich reichte ſie ihm ein zuſammengefaltetes Blatt hin.

Er ſchlug es haſtig auseinander, er las:

„Mein geliebter Sohn! Danken Sie Gott dem Allmächtigen und Liebenden und bitten Sie ihn, daß er Ihnen Kraft gebe, zu ertragen, was Er Ihnen ſpendet. Er iſt immer gnädig, und ſeine Gaben ſind immer gut, wir mögen ſie nun in unſerer Blindheit Glück oder Unglück nennen.“ —

„Ihre mütterliche Freundin ſendet Ihnen mit dieſem Briefe das lebensfriſche Bild Ihrer Braut, Ihrer Gattin, Ihrer Amalie. Verſcheuchen Sie bei dem Anblicke deſſelben jedes Bild des Todes, jeden Gedanken der Trennung, denken Sie der Allmächtige kann Todte lebendig machen, kann die Nebel mit dem Hauch ſeines Mundes verſcheuchen, welche unſere Seelen alſo umhüllen, daß ſie Tod und Trennung ſehen, wo Leben und ewige Vereinigung iſt.“

„Stellen Sie Sich vor Amalie lebte, Sie wäre nur, um in heiliger Stille eines Irrthums Ihrer Seele vor Gott ſich zu entäußern, auf einige Zeit aus Ihrer geliebt-

ten Nähe entwichen, — ſie kehrte nun zurück, reuig Sie betrübt zu haben, mit der lebendigen Gewißheit Ihrer Liebe und Treue, voller Sehnſucht an Ihrem Herzen das Glück ihres Lebens wiederzufinden — — ſcheuen Sie dieſe Vorſtellung nicht, halten Sie muthig an ihr feſt, ſie iſt keine Täuſchung, ja Amalie lebt" — — —

„Sie lebt, Sie lebt!?" ſchrie Eduard auf und ſchlug haſtig das Blatt um; da ſtand geſchrieben von Amaliens eigener Hand:

„Ich lebe! liebe Dich! bin in Deiner Nähe! bei Dir!

Deine Amalie."

Eduard las dieſe Worte nicht, er ſah ſie nur. Er ſchrie auf, richtete ſich empor, wankte — ſank zurück — Amalie lag zu ſeinen Füßen.

„Mein Eduard! theurer, lieber Mann!" rief ſie weinend vor Freude und umſchlang ſeinen Hals, bedeckte ſeinen Mund, ſeine Augen mit Küſſen.

„Ich lebe; lebe für Dich! todt iſt nun der Argwohn in meiner Bruſt, der mich und Dich unglücklich machte. Ich liebe Dich und Du liebſt mich — ich weiß es — habe es erkannt — ich weiche nie wieder von Deiner Seite, bis zum Tode!"

Clotilde lag ſtill in die Ecke der Ottomane gelehnt und hielt beide Augen mit Tuch und Händen bedeckt.

Eduard — antwortete nicht, regte ſich nicht. Seine Arme hingen machtlos herunter, er war leichenblaß, aber die

Augen ſtanden ihm offen und ſtarrten auf ſeine Gattin hin.

Amaliens erneuerte Liebkoſungen brachten kein Leben in ihn und jene ſank endlich nieder vor ihm in die Knie, umfaßte ſeinen Oberkörper und lehnte ihr Haupt gegen ſeine Bruſt.

Es war eine lange feierliche Pauſe.

„Eduard liebſt Du mich? fragte Amalie leiſe. Sieh, es war alles nur Täuſchung; bei der Aebtiſſin habe ich mich aufgehalten — es war nur eine Probe Deiner Liebe — und Du haſt ſie beſtanden!“

Da zuckte er zuſammen, wie wenn ein Dolchſtich durch ſeine Bruſt gefahren wäre, — ſein Geſicht glühte, ſeine Augen rollten wild in ihren Höhlen, — ſein Haar ſträubte ſich empor.

„Eduard, liebſt Du mich?“ fragte Amalie ohne aufzublicken noch einmal.

Da ſprang er auf, ſchleuderte ſie wild von ſich und rief mit gellendem Entſetzen: — „Nein!“ und ſtürzte zum Saale hinaus.

Mit einem Schrei des Schreckens fuhr Clotilde auf, Amalie lag beſinnungslos, blutend am Boden.

Im Bett, unter Clotildens Pflege, die ſelbſt kraftlos umherſchwankte, erwachte Amalie, — aber ſie fand ihre Beſinnung nicht wieder. Wilde Phantaſien glühten in ihrem Hirn, man mußte Wächter herbeirufen um ſie nur im Bette zu halten. Die Angſt gab Clotilden Kräfte, ſie ſchickte

nach dem Arzt, nach Eduard, aber dieſer hatte ſich in ſeinem Gemache eingeſchloſſen.

Der Arzt kam; Alles war um die Kranke beſchäftigt; — da hörte Clotilde auf dem Schloßhofe den Hufſchlag von Pferden, ſie flog ans Fenſter, — der Mond ſchien hell — Eduard ſprengte von dannen und Clotilde hatte nicht die Kraft ihm nachzurufen.

Nach einigen Tagen der Angſt kam ein Brief von Eduard an Amalie, die dieſen Morgen in den Armen der herbeigeeilten Aebtiſſin verſchieden war. Sie war nicht wieder zur Beſinnung zurückgekehrt, aber, die letzte Nacht ruhiger geworden, hatte ſie öfters mit bittend wehmüthiger Stimme Eduards Namen genannt.

Clotilde bewahrte Eduards Brief wie ein Heiligthum, aber ſie las ihn nicht, bis die Aebtiſſin ihr vorſtellte, daß er wichtige Aufträge, Aufſchlüſſe über ſeinen Aufenthalt enthalten könnte. Da gab ſie ihn weinend der ehrwürdigen Frau. Hier iſt er:

„Amalie! Du haſt ein entſetzliches, ſchauderhaftes Spiel mit meinem Herzen getrieben, mit meinem Geiſte! Mit den Mächten des Todes haſt Du verderblich geſcherzt — ſie vernichten uns. Möge Dir Gott vergeben; — ich vergebe Dir! Aber wir ſind geſchieden für ewig. Aus mir ſelbſt haſt Du mich herausgeſchleudert, ich finde mich ſelbſt nicht mehr, nicht mehr die Liebe zu Dir in meiner verödeten Bruſt. Unter frembem Namen ſuche ich ein fremdes

Land auf — Du wirſt nie wieder von mir hören. Sei glücklich, wenn Du es vermagſt; vergiß mich um Dich ſelbſt zu vergeſſen. Auch Clotilden möge Gott vergeben, wenn ſie nicht betrogen wurde, wie ich ſelbſt; — daß dies der Fall ſein möge, iſt noch der einzige Wunſch, den ich hege. Amalie mein Lebewohl für Hier und Jenſeit: ich vergebe Dir!" Eduard.

Jahre ſind vergangen und wir kehren noch einmal dahin zurück, wo uns Eduard zum erſtenmal begegnete.

Das einfache Denkmal ſteht noch da; auch die Blumen fehlen nicht auf demſelben, aber unter dem Namen Amalie ſteht nun noch der Tag und das Jahr ihres Todes. Es iſt Abend, der Mond erfüllt die Luft mit ſeinem bleichen Licht, ein Herbſtwind weht über die Stoppeln nach dem Denkmal zu.

Ruderſchläge werden laut und bald darauf tritt ein bärtiger Krieger in den Soldatenmantel gehüllt und den Federhut tief in die Stirn gedrückt vor das Denkmal, neigt ſich und lieſt die Inſchrift.

Es iſt Eduard, er ſtöhnt tief auf und hüllt ſich tiefer in den Mantel und bleibt vor dem Denkſtein ſinnend ſtehen.

Er war, wie er geſchrieben hatte, unter fremdem Namen in ein fremdes Land gegangen und war dort in

Kriegsdienſte getreten, da man eben Soldaten zu einem Kriege gegen einen übermüthigen Nachbar warb. Da er den Tod nicht ſcheute, ſondern ſuchte, jedoch vergebens, ſo war er ſchnell emporgeſtiegen und nahm jetzt einen hohen Rang in der Armee ein, mit welcher er in die Reſidenz des dem ſeinen verbündeten Fürſten, in ſein Vaterland hatte zurückkehren müſſen. Hier erfuhr er Amaliens Tod und konnte dem Drange nicht widerſtehen noch einmal unbekannt und ungeſehn ihr einſt zu früh errichtetes Grabmal aufzuſuchen.

In ihm war es eine feierliche Stille, wie rings um ihn; aber ſeine ganze Seele war Gebet, daß ihr Gott vergeben möge — ihren Irrthum, ihre Sünde.

Eduard ſchlug endlich die Arme aus einander, legte den Mantel zurück und hob den Hut von der ſonneverbrannten Stirn. Er legte den Hut auf die Stufen und brach aus dem Kranze auf dem Grabmal eine Monatsroſe, die er ſtill betrachtete.

Da hört er ſeinen Namen: Eduard! von einer weiblichen, wohlbekannten Stimme; er ſchreckt empor und greift nach ſeinem Hute um zu entfliehn, aber Clotilde umfängt ihn ſchon mit ihren Armen.

„Weile! ruft ſie: weile nur einen Augenblick! Eduard, ſie iſt todt — und ich bin unſchuldig — an Allem. Gott vergiebt — und liebt die Gefallenen! Sie hat gebüßt — o vergieb auch Du — liebe auch Du Amalien

wieder! Und Du liebſt ſie, was ſonſt führte Dich hierher! Drüben ſehen wir uns alle wieder ohne Irrthum an uns ſelbſt."

Seit Jahren zum erſtenmal wieder trat eine Thräne in Eduards Auge, und ſein Herz, ſo lange im todtähnlichen Starrkrampf zuſammengezogen, wurde ihm weich. Er ſchaute Clotilden wehmüthig an, ſie war immer noch ſchön und ſanft, wenn auch gewelkt im Gram um Amalien und — um ihn; er drückte ſie innig an ſein hörbar klopfendes Herz, berührte ihre Lippen und flüſterte:

„Ich habe längſt vergeben. Ich liebe ſie und liebe Dich!"

Jung-Triſtan.*)

Dich, meine Jugend, ruf ich an,
Die du, ein ſchöner Traum, vorbeigeflogen!
Auf roſenüberſtreuter Bahn,
O komm, noch einmal komm zu mir zurückgezogen
Mein Auge fülle mit dem Glanze
Der Liebeſchwärmerei, und birg
Ergraute Locken unter grünem Kranze!

Was heben wir zu ſingen an
Von Helden alter Zeit und ihren Holden?
Vom ritterlichen Herrn Triſtan
Und ſeiner Braut Iſolden,
Was der von Strasburg Gotefried
Sang meiſterhaft und ſtarb, eh' er's vollendet,
Vollenden laſſe mich ein günſtiger Stern das Lied!

*) Dieſes Gedicht bildet den erſten Theil eines größern poetiſchen Werkes Triſtan und Iſolde von einem der ausgezeichnetſten deutſchen Dichter. — Den erſten Theil des gleichnamigen Werkes von Gottfried von Straßburg, welcher die Geſchichte der Eltern des Triſtan enthält, wird in Ueberſetzung das nächſte Vierteljahresheft bringen.

Anmerkung des Herausgebers.

Und ob es anders mir beſchiede,
Der über uns die Sterne lenkt,
So will ich ſterben unterm Liede,
Ins ſüße Weh der Welt verſenkt;
Die Liebe, die mir gab das Leben,
Sie möge mir den Tod,
Und ewiges Leben dort, hier ewigen Nachruhm geben!

Ja, manches Herz in ſpäten Tagen,
Wann ausgeſchlagen längſt hat das in meiner Bruſt,
Es müß' im Mitgefühle der Liebe höher ſchlagen,
Voll Dankbarkeit, wenn ihm zu ſanfter Luſt
Den Knoten das Geſchick geſchürzet,
Den reizenden verbotnen Becher nicht,
Wie meinem Liebespaar, mit ſcharfer Pein gewürzet.

Vermagſt du die verſchlungnen Bahnen,
Die dich will führen dein Geſchick,
In kindiſcher Unbefangenheit zu ahnen?
Der Knabe Triſtan nicht, mit unſchuldheiterm Blick,
Sah, als verlaſſen er an Englands Küſte ſchweifte,
Das Mindeſte voraus von dem,
Was einſt ihm unter dieſem Himmel reifte.

Der ſchönſte Sommerabend lag
An Albions fluttriefendem Geſtade,
Und müde ſehnte ſich vom heißen langen Tag
Die Sonne nieder nach dem Wellenbade;
Da klomm empor die ſteilen Uferhöhn
Ein Knabe, den zu ſchaun, ſie gerne noch verweilte,
So lieblich war er und ſo ſchön.

Er blickte nach der Sonne Stand,
Als ſollte ſie den Himmelsſtrich ihm deuten;
Er blickt' hinein in's unbekannte Land,
Und ſah nur wilden Wald, und keine Spur von Leuten.
Er wandte ſich zurück, und blickt' hinaus in's Meer;
Dort ſchwamm das Schiff, dem er entronnen,
Halb ſichtbar noch, und ſchon nicht ſichtbar mehr.

„Fahr wohl! dein Schwinden ſcheidet mich
Von meiner Furcht, von meinem letzten Hoffen;
Ich hoffe dennoch! über mir verbreitet ſich
Der Himmel, und vor mir das Land iſt offen.
O Sonn', eh' du herniederſteigeſt
Vom blauen Dom in's grüne Bette bitt' ich dich,
Daß du mir meinen Weg mit deinem Strahle zeigeſt!

Soll ich zur Rechten oder gehn zur Linken?
Ich bin ein Knabe zart und blöde.
Du winkeſt mir, doch ich verſtehe nicht dein Winken,
Und Niemand ſeh' ich ſonſt in dieſer Oede.
Wer wird dem unbekannten Gaſt
Nachtlager geben zart und weich,
O Mutter, wie du hold verwöhnt mich haſt!

O meiner Kindheit Pflegerin,
Dir rufen meiner Sehnſucht Stimmen;
Der Wind trägt über's Meer ſie hin,
Und läßt im Abendnebel ſie verſchwimmen.
Wie wirſt du und' wie wird der Vater ſorgen,
Wenn ihr am Abend mich vermißt!
Er reiſet aus nach mir und wartet nicht bis morgen.

Mich aber finden wird er nicht;
Ich bin für euch, ich bin mir ſelbſt verloren.
In fremder Schatten Schauer fällt das Licht,
Und was ich rufe, dringt zu keines Menſchen Ohren.
Schläft etwa nicht ein Widerhall
In dieſem Klippenſtrand, in jenen Felſenklüften?
Erwecken will ich ihn mit lautem Waldhornſchall."

Er nahm das goldne Jägerhorn,
Das nach Gewohnheit an der linken Seit' ihm ſchwebte,
Und gab mit jugendlichem Zorn
Ihm einen Athem, der es raſch belebte.
Er freute kindiſch gleich ſich am gewohnten Schall,
Und aller Kummer war erſt ganz vergeſſen,
Als Antwort ihm nach Wunſch auch gab ein Wiederhall.

Schnell aber ſetzt er wieder ab,
Denn um den Saum des Waldes ſah er ſchreiten
Zween Männer, und an Hut, Gewand und Stab
Erkannt' er ſie als Pilgrime von weiten.
„Die ſind wie ich der Heimath ferne,
Doch wiſſen ſie, was ich nicht weiß,
Wo in der Welt ſie ſind! Auf, daß auch ich es lerne!"

Er ſchritt den Männern zu getroſt,
Und rief: „Gott ſei mit euch, den Gottgeweihten!
Woher, wohin, nach Weſt und Oſt?
Wie weit noch wollt ihr in die Nacht hin ſchreiten?
Sind euch im unbekannten Lande
Die Stege ſo bekannt, und wer
Giebt Obdach euch am unbewohnten Strande?"

Der eine von den Greiſen ſprach:
„Geſprächig Weltkind, lieber Sohn!
Wir gehn bei Nacht dem Licht der Sterne nach,
Und kennen unſre Steige ſchon.
Ein Obdach beut der grüne Wald,
Doch läßt uns wenig Ruhe finden
Die Sehnſucht, nur zu ſein am Ziele bald.

Das Ziel der Sehnſucht, das uns labet,
Iſt Joppe's pilgerreicher Strand,
Und Jordan's Flut, worin ſich heil der Sieche badet,
Seit unterm Täufer dort der Heiland ſtand.
Wir ziehn an Marke's Schloß vorbei,
Des reichſten Königs hier im reichen Engelande,
Und ſuchen, ob ein Schiff am Strande ſei,

Das dorthin uns hinüber trage,
Wo Ruh' allein zu finden iſt.
Erloſchen iſt das Licht dem irdiſchen Tage,
Und wenn du ein Verirrter biſt,
So laß dich von dem Zeichen mahnen,
Das Gott in uns dir zugeſandt;
Verlaß die Welt, und zeuch mit uns des Friedens Bahnen."

Der ſchöne Knabe ſprach: „Ich danke;
Ein hoher Weg iſt, den ihr geht,
Doch nicht gerufen fühl' ich mich in dieſe Schranke;
Zum Schloß gehör' ich, das dort hinterm Walde ſteht.
Ich bin nur auf der Jagd verirrt;
Geleit' euch Gott! dort kommt das Jagdgefolge,
Das mich zum Schloſſe bringen wird."

Die Pilger zogen ihrer Wege,
Und wandten keinen Blick mehr um;
Doch Triſtan ſah wie aus dem Waldgehege
Ein Jägerzug hervorkam langſam ſtumm.
Sie führten ohne Jagdgepränge
Den feiſten Hirſch, den ſie erlegt,
Hin ohne Hörnerklang und Jagdgeſänge.

Sie wechſelten kein muntres Wort,
Und luſtig bellten nur die Hunde;
Das Waldhorn müßig hing an ſeinem Ort,
Und führt' es einer nach dem Munde,
So kam ein heiſerer Ton hervor,
Als ſei es vorlängſt eingeroſtet,
Und Echo ſchloß unwillig ihm das Ohr.

Da ſahen ſie den Knaben ſtehn
Im grün und goldnen Jagdgewande,
Dem lichten Abendſterne gleich zu ſehn,
Der hinter ihm ſtand am des Himmels Rande
Von Triſtan ging ein Freudenblitz
Vielſtrahlig aus, der ihre Herzen rührte,
Und rief ins Leben ihren Witz.

Der eine hob zum andern an:
„Ei ſeht die fremde glänzende Erſcheinung!
Gewiß, der hat vorhin den Waldhornruf gethan.
Was, meint ihr wohl, iſt dieſes Wunders Meinung?
Er ſieht nicht einem Wilddieb gleich,
Ein ſolcher pflegt auch nicht in's Horn zu blaſen;
Er kommt wohl über's Meer, vielleicht vom Frankreich!“

Und von den übrigen trat ein beſonders dreiſter
Hervor, zu Triſtan hub er an:
„Ei, ſchmucker Junker, junger Jägermeiſter,
Was ſucht ihr hier auf unſrer Bahn?
Ihr ſeid in's Jagdgehieg gegangen
Dem König Marke von Engeland;
Wir nehmen euch für ihn den ſchönen Hirſch gefangen.“

Mit Lächeln ſprach Triſtan: „Es ſei!
Ein Jägermeiſter ſcheint euch noch zu thun.
Ich habe wohl erlernt die edle Jägerei,
Und euer Jägermeiſter bin ich nun:
Nur eins beding' ich mir dabei,
Wo ich in Amt und Würde bin,
Daß Alles um mich her ſein froh und munter ſei!

Was ſchleppt ihr da den edeln Hirſch,
Als wie ein Bauer ein geſchlachtet Kalb,
Verdrießlich, mürriſch und unwirſch?
Da iſt die Jagdluſt weder ganz noch halb.
Beſteckt zuvörderſt ihn mit grünen Reiſern,
Aus vollen Lungen dann den müßigen Hörnern
Gebt einen Klang, doch keinen heiſern!"

Er rief's, und brach den erſten Aſt,
Und pflanzt' ihn in des Thiers geſchoſſene Seite;
Da hatte ſeiner lange Raſt,
Bald war das ganze Thier beſteckt mit grüner Reiſe.
Dann blies er einen frohen Schall,
Und fröhlich klangen alle Hörner,
Und fröhlich klang der Widerhall.

„Nun ſaget mir vom reichen König Marke,
Für deſſen Tiſch den Braten ihr geſchoſſen:
Jagt er nicht ſelbſt in ſeinem Parke?
Wie kann er brauchen Leute ſo verdroſſen?
Iſt er vielleicht an Beinen ſchwach,
Daß er nicht mag zu Roſſe ſitzen?
Wie, oder feſſelt ihn ſo ſehr ſein Frauengemach?“

Da ſprach der Aelteſte von ihnen:
„Mein junger Herr, ſo klug für eure Jahre!
Ihr wißt, dem Herren gleichen, die ihm dienen;
Und an uns ſeht ihr, wie der unſrige gebahre.
Viel Heiterkeit iſt nicht auf unſern Mienen,
Weil auf den ſeinigen die Sonne
Der Freude lang nicht mehr geſchienen.

Ein finſterer Kummer ſitzt in ſeinem Herzen,
Er ſelber ſitzt in ſeinem finſtern Schloß;
Mit Frauen liebt er nicht zu ſcherzen
Noch ſich zu tummeln auf dem Roß.
Wie um die Braut ein Bräutigam,
Klagt er um eine einzig liebe Schweſter,
Die ihm ein räthſelhaftes Schickſal nahm.

Sein einziger Zeitvertreib iſt ein ungleiches Paar
Von Lieblingen, die nur an Grämlichkeit ſich gleichen:
Sein Mundſchenk iſt ein Zwerg, verwachſen ganz und gar,
Der feierlich ihm darf den Becher reichen,
Dazu ein Barde, blind von Augen, grau von Haaren,
Zur ernſten Harfe trübe Weiſen ſingt
Von Ahnengeiſtern, die auf nächtigen Wolken fahren.

Wenn dieſe Käuze, junger Falk,
Du aus dem Felde jagen,
Die Sauertöpfe kannſt, o Schalk,
Mit frohem Witz in Scherben ſchlagen,
Dann ſollſt du recht uns erſt willkommen ſein;
Wenn ſtatt der böſen gute Geiſter
Du führeſt in's verwünſchte Schloß hinein." —

„Ich dank' euch!" ſprach der junge Gaut
Mit anmuthreichem Lachen:
„Dieß alſo iſt der Sachen Stand;
Wir wollen ſehn, wie ſie ſich künftig machen.
Dort ſeh ich aus dem Buſch die grauen Zinnen tauchen:
Nun laſſet uns zum lauteſten Gruß
Den Geiſt der Jagdluſt in die Hörner hauchen!"

Sie ſchmetterten mit heller Töne Macht
Von weiten an das fürſtliche Gebäude,
Daß aus den Mauerritzen in die Nacht
Scheu flatterten die Fledermäuſe.
Der Zwerg erſchrocken kroch neugierig auf die Zinne,
Der König drinnen ſah erſtaunt vom Becher auf,
Im Harfenſpiele hielt der blinde Spielmann inne.

Und von den höchſten Hofbeamten
Bis zu den niedrigſten hinab —
Der Meiſter Koch mit den geſammten
Gehilfen ſeiner Kunſt wollt' auch ſehn, was es gab.
Und als ſie auf dem Wagen hoch
Den Hirſch mit Reifern ſahn beſteckt,
Und hingen drinnen, ſprach der Meiſter Koch:

„Weich ein Geiſt um einen Hirſch,
Der ohne mich doch nicht iſt zu genießen!
Ich dächt', ihr möchtet auf der Pirſch'
Heut ſolcher Zeiſig ein halb Dutzend ſchießen.
[illegible] in den Wald, den Wald hereinzuholen
[illegible] doch mangeln nicht
An Feuer noch zu Kohlen."

Doch von der Zinne ſprach herab
Der Zwerg, dem Könige Bericht zu ſagen:
„Die Jäger kommen aus dem Wald, ein feiner Knab'
Iſt unterm Eber, wo möchten ſie ihn erjagen?
Ich ſeh' im Dunkeln wie bei Tag;
Er nimmt bei Nacht ſo ſchön ſich aus,
Daß er bei Licht beſehn noch ſchöner ausſehn mag." —

Und mit den Jägern trat herein
Triſtan, und neigte zierlich ſich zu Füßen
Des Königes; lang hatte nicht der Kerzenſchein
So hehres Bild zu grüßen
In dieſen alten Hallen,
Der Blick des Königs ruht' auf ihm
Mit ſtillem Wohlgefallen.

Der alte König ſprach in ſeinem Herzen:
O hätt' ich ſelber ſolchen Sohn!
Sein Auge überſtrahlt die trüben Kerzen,
Und dieſe Züge, dünkt mir, kenn' ich ſchon.
Seit meine Schweſter Blanſchefleur
In Trauer ließ mein Herz und dieſe Hallen,
Sah ich ein Bild von ihr in dieſem Knaben nur.

Denn ſagt er ihm: „Wie heißeſt du?
Was führet dich hierher zur guten Stunde?
Woher und wohin reiſeſt du?
Wie kommſt du hier in meiner Jäger Runde?“
Er ſprach: „Triſtan bin ich genannt,
Und komme aus fernem Lande;
Wie weit von hier es liegt, das iſt mir unbekannt.

Man führte mich hieher zu Schiffe,
Und gegen meinen Willen zwar,
Darob zu klagen war ich im Begriffe,
Da fand ich mich zu deiner Schaar;
Und willſt du mich in deiner Schaar behalten,
So klag' ich um's Verlorne nicht,
Und ſage dankbar meiner Sorge Walten.“

Da ſprach der alte Jäger beſcheiden
In ſeines Herren Gegenwart:
„Wir haben ihn erwählt zu unſerm Jägermeiſter,
Und weiſer hielt er ſich auf ſeiner eignen Fahrt.
Herr König, wenn nur eigenes Ergötzen
Und unſere Zufriedenheit
Euch lieb iſt, werdet ihr ihn nicht bei Zeiten verletzen.

Er weiß so guten Weidmannsbrauch,
Und Alles geht bei ihm im Flug;
Von seiner Waldhornkunst habt ihr ein Stückchen auch
Bereits gehört, klang es nicht hell genug?
Er macht das Herz in jeder Brust
Vor Freude hüpfen, wenn er will;
Ich seh' es schon, ihr seht ihn auch mit Lust."

Der König lächelnd sprach mit Wohlgefallen:
„Blutjunges Jägermeisterlein!
Da meine Leut' euch mit Gewalt bestallen,
Muß ich es wohl zufrieden sein.
Doch da du bist, o feiner Knab',
Aus solchem Freudenstoff gewebt,
Sag' an, warum man dir den trüben Namen gab?"

Doch Tristan sprach: „Warum man's that, ich weiß
es nicht;
Tristan hört ich mich nennen von den Leuten,
Und traurig ward davon nicht mein Gesicht,
Mir fiel dabei nicht ein, es solle was bedeuten.
Doch, gab man übler Vorbedeutung wegen
Den Namen mir, in eurer Dienstespflicht
Will ich die Vorbedeutung widerlegen.

Die Gunst, die ihr mir zugewandt,
Möcht ihr nie wieder ab mir wenden;
So will ich Tristan sein genannt,
Und immer fröhlich sein und Fröhlichkeit euch spenden.
Auch einen widerwärtigen Stern
Mag wohl mit regem Eifer überwinden
Der treue Diener eines guten Herrn."

Der König rief: „Das arme Kind
Wird heute nicht gegessen haben;
Man soll vom Besten ihn geschwind
Aus unsrer Küche laben."
Und Tristan ward vor Freuden roth;
Er hatte noch nicht Zeit daran zu denken,
Nun merkt' er doch, gut sei ein Abendbrot.

Da hatte auch der Meister Koch
Vom schnell gewirkten Wild ein Ziemer schon gebraten,
Und ob es gleich noch jagdfrisch roch,
So war's durch Würze doch gar gut gerathen.
Der König rief: „Wer schneidet nun
Das beste Stück dem Knaben vor?"
Und Tristan sprach: „Das laßt mich selber thun!

Ein rechter Jägermeiſter ſoll
Nicht nur verſtehn ein Wildpret zu erlegen,
Auch ein gebratnes anſtandvoll
Und richtig zu zerlegen."
Er ſprachs, und machte ſich zu Nutz des Königs Gunſt
Nahm Gabel und Vorſchneidemeſſer,
Und ſchnitt als trieb er einzig dieſe Kunſt.

Dem Könige das erſte Stück,
Sich ſelber legt' er vor das zweite;
Der König maß ihn mit vergnügtem Blick,
Der unbefangen aß an ſeiner Seite
Mit gutem Hunger, aber zierlich;
Der König mußte ſichs geſtehn,
Nie hatt' er einen Pagen ſo manierlich.

Dann rief er ſeinem Zwerge zu,
Der aus der Ecke ließ die ſcheelen Augen blinken:
„Zwei Becher füll' und reiche da
Den einen mir, den andern dem zu trinken!"
Doch Triſtan ſagt: „Das Schenkenamt
Sei mit dem Truchſeßdienſt vereinigt!
Die beiden ſind von Haus mir angeſtammt."

Zwei Becher faßt' er ſchnell, und hielt
Sie kunſtreich in der einen Hand zuſammen;
Dann, ohne daß er fehlgezielt,
Goß er ſo voll ſie, daß ſie nur nicht überſchwammen.
Dem König bot er einen dar,
Den andern leert' er auf des Königs Wohlergehen
Bis auf den Grund, weil er aufs Wildpret durſtig war.

Der König ſelber trank mit beſſerm Zug,
Als ſonſt er pflag, und rief: „Daß dir's bei uns gefalle!
Nun, alter Harfner, daß mit Fug
Ein Lied dazu erſchalle!"
Der alte blinde Barde griff die Saiten ſchon;
Dem Könige zum erſten Male
Behagte nicht der ernſte Ton.

Das ſah ihm an den Augen ab
Triſtan, und rief: „Laßt mir die Harfe geben!"
Der König ſprach: „Ei Wunderknab',
Und kannſt du wie das Horn die Saiten auch beleben?"
Doch Triſtan ſprach: „Wie ſollt' ich nicht!
Ich hab' es in der Schul' erlernt;
Die Sprache kenn ich wohl, die jedes Tonzeug ſpricht.

Man nahm die Harfe aus der Hand
Des Alten, und gab ſie in die des Jungen,
Von der ſie kaum berührt ſich fand,
Als ſie erklang wie ſie noch nie erklungen:
Ein Liebeslied begann zu wogen
Frei auf dem Spielraum, wo zuvor
Vorüber Wolkengeiſterchöre zogen.

Und wohl gefiel dem König das,
Es ſchien zum Trunke beſſer ihm zu ſtimmen;
Drum trank er noch ein zweites Glas,
Und ließ ſich fort im ſanften Wirbel ſchwimmen.
Der alte Meiſter ſtarrte blind
Von ſeinem Sitz herüber nach der Stelle,
Wo er vernahm das Wunderkind.

Er konnte der gewandten Kunſt
Des Kenners Beifall nicht verſagen,
Dem neuen Günſtling gönnt' er auch des Königs Gunſt;
Doch ſeine Harfe, die den Wohllaut mußte tragen,
Schien ihm entfremdet ihrer Weiſe;
Er tappte nach des Zwergen Hand,
Und ſchlich mit ihm fort aus dem Zimmer leiſe.

Gegenwart und Zukunft der Tonkunst.

Von

August Kahlert.

Wenn man auch die Literatur eines Volkes für den Spiegel seiner geistigen Entwickelung zu nehmen geneigt ist, so ist dies doch nur insofern zulässig, als sich die letztere noch in andern als Buchstaben-Denkmälern ausspricht; Moden, und Bauten, Gemälde und Bildwerke reden eine wortlose Sprache, und vor Allem eine giebt es, die kein Staatsgesetz, keine Censur beschränkt, vom tiefsten subjectiven Geheimniß zum Organe erwählt, nämlich die Sprache der Töne. Wie in den Schriftdenkmälern die Zeugnisse von der Denkweise, dem Bildungszustande eines Geschlechtes enthalten sind, so ist auch in denen der Tonkunst der Inhalt kein zufälliger, der nur etwa in abwechselnden Formen, je nach der Richtung des sinnlichen Geschmacks beschaffen, niedergelegt sei, sondern ein geistiges Band verknüpft sie; der Geist der Geschichte durchläuft auch unter dieser Gestalt seine Phasen, und läßt in dem besondern Zweige, nämlich in der Geschichte der Tonkunst die Gesetzmäßigkeit des Fortschrittes eben so

wohl erblicken, als dies in der Literaturgeſchichte ſchon ungleich leichter möglich iſt. Denn freilich iſt letztre immer der Abglanz des allgemeinen Bildungszuſtandes, der mithin ein allgemeineres Verſtändniß möglich macht, während eine Kunſt, wie die Tonkunſt, welche zu ihrem Weſen von dem Begriffe überhaupt nichts weiter, als deſſen mathematiſches Geſetz bedarf, ihren geheimnißvollen Verlauf nur einer particulären Bildung zu ſchauen verſtattet. Die Denkformen liegen in der Wortſprache. Der Zuſammenhang der logiſchen und mathematiſchen Geſetze iſt jedem philoſophiſchen Geiſte bekannt, die Logik der Tonſprache nun iſt Mathematik, wie dies auch in der Baukunſt der Fall iſt. Wer nun ein Tonſtück nach ſeinem architektoniſchen Bau allein zu würdigen Luſt hätte, würde eben ſo wenig ſein richtiges Verſtändniß erreichen, als wer ein Gedicht nach deſſen logiſchem Gedankengange allein ſchätzen wollte; Beide würden zu demſelben Reſultate kommen; Jener würde ein ſymmetriſches Geſetz entdecken, das wie das Knochengebäude die menſchliche Geſtalt ſtützt, ſo dort die ſucceſſiv kommenden und verklingenden Töne für das Ohr zuſammenhält; Dieſer würde, wenn er alle Tropen, und Metaphern durch das logiſche Scheidewaſſer aufgelöſt hätte, einen logiſch richtigen proſaiſchen Aufſatz erhalten. Beide hätten ein anatomiſches Kunſtſtück gemacht, und daher die troſtloſeſte Art der Kritik geübt, welche von einem am lebendigen Werke, wie die Phyſiologie am lebendigen

Menſchen, ſich heranbildenden Verfahren keine Ahnung hat. Der tüchtige Phyſiolog ſteht höher als der bloße Anatomiker, den er in ſich ſchließt. Dies ſollte alle Kunſtcritik fortwährend beherzigen.

Wenn nun den Tonſtücken der verſchiedenen Zeitalter ein geiſtiger Zuſammenhang hierdurch vindicirt wird, deſſen nur äußerer Abdruck die nach einander erſchienenen Geſtalten der Tonſtücke entſprechen, ſo iſt eine Art von Parallelismus mit der Literaturgeſchichte hierdurch ſchon ausgedrückt. Allein die Wortſprache befindet ſich nirgends in einer ſo mißlichen Stellung, als der Tonkunſt gegenüber. Die Sprache, die dieſe redet, iſt ihr zwar auch verwandt, aber ungleich weiter als die Sprache *ſichtbarer* Zeichen, welche zu dem Begriffe immer noch ein logiſches, während die Töne nur ein mathematiſches Verhältniß haben; das Wort iſt der Leib des Begriffs, aber welch ein unſcheinbarer Leib! die Seele dieſes Leibes, der Begriff ſelbſt wirkt ſo unmittelbar, daß die *ſinnliche* Gewalt des Wortes in gar keinen Betracht kommt. Erſt dann geſchieht dies, wenn der Begriff von dem Affekte zurückgedrängt iſt, wenn das Wort in der Ausſprache dem Tone ſich nähert, wenn es endlich gar im Geſange oder in der höchſten Luſt, dem gräßlichſten Schmerze ſich mit demſelben verbindet. Nun ſoll die Wortſprache den Unmuſikaliſchen die Tonſprache erklären, der Begriff ſoll das Unbegreifliche ſich unterwerfen, — da ſind wir denn wieder plötzlich auf dem Felde, wo das Wiſſen

ſich nur annähernd des Weſens bemächtigen kann. Eine andre Art der Aneignung des Weſens als das Wiſſen wird hier mit überwiegender Gewalt erfordert. Dieſe Aneignung iſt eine unmittelbare, eine künſtleriſche, iſt ein Erleben, und weiſet die Philoſophie in ihre Schranken zurück, falls ſie ſich anmaßen ſollte zu behaupten, daß mittelſt der Wortſprache allein die vollſtändige Mittheilung der Wahrheit erreicht werden könne. Die Wortſprache, das unermeßliche Organ des Denkens, wird zur Demuth vor der Allmacht ſinnlicherer Mittheilungen aufgefordert; was mittelſt jener hier erreicht wird, iſt kaum ſo viel, als wenn ein Sachverſtändiger ein Notenheft nur durchſieht, anſtatt die Noten ſpielen zu hören. Aus dieſem Grunde ſind die höchſten Stufen der muſikaliſchen Wiſſenſchaft ſo unzugänglich, der Künſtler kennt die Ohnmacht aller Worte am Beſten, und der kunſtgebildete Kritiker ringt meiſtens vergeblich mit dieſem unzulänglichen Material.

In dieſer Hinſicht wird es beſſer, in Zeiten, wo die künſtleriſche Begeiſterung nachläßt, wo ſich das Beſitzthum Einzelner der Menge mittheilt, wo das geſammte künſtleriſche Element mehr in die Breite, als in die Tiefe geht. Auf die Kunſt folgt die Philoſophie, und je ſchwächer jene, deſto trotziger wird dieſe. Sie verwundert ſich ſelbſt zuweilen über ihre productive Unfähigkeit, ſie bringt auch wohl einen homunculus zu Staade, an welchem ſie aber, ſo lange ſie nicht allzubänkelhaft geworden, wenig Freude hat, denn

die lebendigen Weſen erſcheinen ihr noch allerdings im Glanze ihrer himmliſchen Vorzüge. Allmählig legt ſich der Kummer, ſie hält ſich für die Königin der Welt, und ſpottet der Kunſt als der Zierde eines unmündigen Zeitalters. Nun entſteht eine babyloniſche Verwirrung unter den Ausgeburten der Afterkunſt, die, weil die Menſchheit den Drang zum Schaffen nie los wird, an die Stelle der ächten getreten iſt. Zum Glücke kommt dann die Weltgeſchichte zu Worte, und räumt etwas gewaltſam auf, damit der Wechſel des Spielens, Lernens und Handelns von vorn beginne. Der Tod hat ſchon oft Zeitalter begraben, aus deren Grüften uns dunkle Wehmuthslaute vergeblich warnen, wir geſtehn es uns ungern, wenn wir ahnen, daß eine Kunſt über die Periode des Werdens, oder gar des Blühens hinausgeſchritten ſei.

Es iſt noch nicht lange her, ſeit die Philoſophie das Gebiet der Tonkunſt aufmerkſam zu beleuchten angefangen hat. Nachdem in früheren Zeiten alle muſikaliſche Kritik ſich auf das Aufſuchen mathematiſcher Verſtöße, verbotener harmoniſcher und rhythmiſcher Verhältniſſe in den Kunſtwerken beſchränkt hatte, kam die Zeit, wo man nur von Sphärenharmonien, Stimmen der Engel, und ähnlichen ſchönen Träumen eines bedeutloſen Idealismus ſprach; es fällt dies ungefähr in die Zeit des Schelling'ſchen Einfluſſes und der aufkeimenden romantiſchen Schule, welche die ethiſche Richtung Kant's und Schiller's mit der Berufung auf ſinn-

lichen, leider immer zweideutigen Reiz zu bekämpfen ſuchte. Die Hegel'ſche Lehre hat auch in dieſem Gebiete dem Urtheile zu größerer Schärfe verholfen, und das alleinige Vertrauen auf das Gefühl als Geſchmacksrichter zweifelhaft gemacht, ohne daß ſie die oben angeführte Schwierigkeit, die die Wortſprache der Tonkunſt gegenüber ewig zu überwinden haben wird, gänzlich wegräumen könnte. Die Philoſophie, deren weſentlichſtes Organ die Wortſprache iſt, muß ſich vieles, was durch die Töne überliefert wird, erſt mühſam und dürftig in jene überſetzen, bevor ſie es in dem Fachwerk ihrer Kategorieen unterbringen kann, ſie muß leider, um zu beſchreiben, um die Theile in die Hand zu bekommen, oft erſt den Geiſt, der das Band des Ganzen war, heraustreiben. Sie wäre gänzlich ſchlimm daran, wenn das Richteramt, das die Zeit ausübt, ihr nicht zu Hülfe käme. Sie weiſet nunmehr nur nach, warum dieſe ſo, und nicht anders gerichtet habe, ein Vortheil, welchen der entbehrt, der die Kunſtwerke der Gegenwart zu richten unternimmt. Dieſer hat eben über den Geiſt des Werks kein freies Urtheil, und am Wenigſten iſt dies in Zeiten der Fall, wo die Kunſt blüht, und die Philoſophie in der Kindheit liegt; aus dieſem Grunde wurde über Händel, Gluck, Mozart und Beethoven von manchen ihrer Zeitgenoſſen ſogar der Stab gebrochen.

Gegenwärtig, da die Werke jener Meiſter langſam und allmählig gewirkt, und uns unſre muſikaliſche Bildung

verſchafft haben, hat man bei der Beurtheilung von Kunſtwerken einen feſten Boden, worauf man fußen kann. Die Philoſophie darf jetzt eher, als jenen Männern gegenüber, es wagen, die gegenwärtige Stellung der Muſik zu prüfen, ja ſogar einen Blick in deren Zukunft zu werfen. — Eine Weltliteratur hat Goethe verheißen, worin die Deutſchen eine bedeutende Rolle ſpielen würden. Sollte die Erfüllung dieſes Wortes auch ſo fern, als das tauſendjährige Reich liegen, ſo räumt Jeder den Deutſchen gern ein, daß ſie auf Koſten des früheren nationellen Ruhms ihrer Literatur bereits das Amt der Vermittelung zwiſchen entgegengeſetzten Nationalitäten ſehr bereitwillig verwalten, ein Amt, das ſchon öfters von ihnen übernommen, ihnen, aller Aufopferung ungeachtet, den Vorwurf, ihre Nationalität beſtehe darin, keine zu haben, zugezogen hat. In der That blieb in einer Periode, wo man ihnen täglich vorſagt, ſie befänden ſich in einem Uebergangszeitalter, der Höhepunkt ihrer Literatur ſei vorüber, ſie glichen „Epigonen", die der Väter Schuld bezahlen müßten, nichts weiter als jener Kosmopolitismus übrig, welcher dem mehr der Idee als der Erſcheinung gewidmeten Lande ganz wohl anſteht. Es frägt ſich nun, ob jener Weltliteratur auch eine allen Nationalitäten gleich nahe ſtehende Tonkunſt gegenüber treten ſolle, ein Schluß, zu dem man wohl berechtigt ſcheint, ſo bald zugegeben iſt, daß zwiſchen den beiden getrennten Gebieten doch eine gewiſſe Analogie ſtatt finde. Ohnedies bemerkt

man, daß, da die äußerlichſte Seite der Tonſprache, die Tonzeichen und die Naturgeſetze der Töne aller Völker gemein ſind, jene Annäherung des verſchiedenen in derſelben Sprache niedergelegten nationellen Inhaltes weit leichter, als dies bei der Wortſprache geſchehen kann, zu Stande komme. Jede Nation genießt den Vortheil, die in Tönen niedergelegten Gedanken der anderen nicht erſt in Ueberſetzung, ſondern in der Urſprache zu vernehmen. In der That muß es faſt in Verwunderung ſetzen, daß die Muſik, welche ein ſo allgemein verſtändliches Mittel der Mittheilung des Allgemein-menſchlichen iſt, doch von jedem Volke den Stempel ſeines beſondern Charakters ſich aufdrücken läßt, und ſo ſcharf, daß ſich in jedem eine beſondere Tonliteratur herausbildet.

In Jedem? Dies iſt freilich etwas zu viel geſagt; in manchen, in den meiſten europäiſchen Nationen iſt die Tonkunſt nicht zu freier nationeller Entwickelung gelangt. Bei den ſlaviſchen Völkern, bei den ſcandinaviſchen, ferner in England, Holland, Ungarn, Spanien trifft man nationelle muſikaliſche Keime von hoher Bedeutung, Volkslieder, die zur Baſis einer individuellen, künſtleriſchen Geſtaltung wohl hätten werden können. Eine ſolche vollbracht zu haben, ſo daß aus Naturlauten endlich abgeſchloſſene Kunſtwerke hervorgegangen ſind, die in einem genetiſchen Zuſammenhange, nicht blos in einem chronologiſchen ſtehen, dies iſt nur den Italiänern, den Franzoſen und den

Deutſchen gelungen. Den welthiſtoriſchen Grund dafür aber aufzuſuchen, iſt, um die Gegenwart der Tonkunſt zu begreifen, vor Allem erforderlich.

In der europäiſchen Bildung iſt ein orientaliſches und ein occidentaliſches Element bemerklich, welches ſich zunächſt in den germaniſchen und romaniſchen Sprachen offenbart. Auch in der Muſik läßt ſich das germaniſche von dem romaniſchen Elemente abſondern. Die älteſte Wanderung der Tonkunſt ſoll die aus China oder Indien nach Island geweſen ſein, wofür neuerlich durch Fink wieder der Beweis geführt worden iſt, ein Umſtand, der für die oft behauptete Thatſache, daß die germaniſche Bildung mit der orientaliſchen, näher mit der indiſchen ſich in Zuſammenhang bringen laſſe, nicht unwichtig iſt. Ohne die mannigfaltige Weiſe, wie ſich in der Geſchichte der Tonkunſt zu verſchiedenen Zeiten beide Principien angezogen und abgeſtoßen haben, in ihrem geſchichtlichen Verlaufe hier erörtern zu können, erinnere ich nur daran, daß das eine, das germaniſche, immer das ſubjective, in ſich hinein lebende, beſchauliche, das andere, das romaniſche, das objective, nach Außen ſtrebende, ſinnliche Leben ausſpricht. Jenes iſt träumeriſcher, geſtaltloſer, dieſes naturwahrer, anſchaubarer; jenes dem Mond-, dieſes dem Sonnenlicht zu vergleichen. Wie der Italiäner ſich noch jetzt in allen Lebensbeziehungen enger an die Natur anſchließt, der Deutſche aber mehr dem Gedanken vertraut, ſo iſt dies auch in der Tonkunſt der

Fall geweſen, und der nahen Verbindung mit Italien wird der Deutſche immer die Verſöhnung ſeiner innern mit der äußern Welt zu verdanken haben. Im Gefühle des Deutſchen behauptet die geiſtige, in dem des Italieners die ſinnliche Gewalt den oberen Rang, jenes mehr geiſtige, dieſes mehr ſinnliche Gefühl äußert ſich in den Künſten einerſeits als Streben nach Idealiſtik, anderſeits nach Charakteriſtik, denn die Mutter der Kunſt, die Religion, fand hier einen andern Boden als dort. Das Chriſtenthum hat die römiſchen Götter, wie die der Deutſchen geſtürzt, durch den Glauben an einen Gott der Liebe die getrennten Völker verbunden, und die an deſſen Verehrung geknüpfte Kunſt hörte hier wie dort auf, einem ſichtbaren Götzen gewidmete zu ſein, ſondern ward die Manifeſtation des aus dem tiefſten Herzen ſtrömenden Vertrauens, der ſubjectiven Hingebung, und äußerte ſich daher nicht mehr in Opfertänzen, ſondern in Geſängen, nicht mehr in ſteinernen Umriſſen, ſondern in der des Gefühlsausdrucks fähigeren Farbe. Das Geheimniß der Töne iſt kein anderes, als das des Chriſtenthumes, welches die occidentaliſche mit der orientaliſchen Individualität auszuſöhnen vermochte, indem es die Bedeutung des freien Subjectes durch deſſen freiwillige Demuth vor dem, in welchem allein alle Widerſprüche gelöſet ſind, verkündete.

Die europäiſche Tonkunſt, in ihrem Weſen als chriſtliche Kunſt bezeichnet, verläugnet in ihren Werken den Urſtoff nicht, den der göttliche Hauch beſeelte. Das römiſche

Heidenthum war ein andres, als das germaniſche, darin ſind die Unterſchiede der verſchiedenen Auffaſſungen der chriſtlichen Lehre, und die der muſikaliſchen Kunſtwerke geſetzt. Schon in frühen Zeiten ſind Spuren davon bemerklich. Von Italien aus verbreitete ſich die Kirche, wie die Tonkunſt; die wiſſenſchaftlichen Verdienſte um dieſelbe, die die Niederländer ſich erworben, ſind bekannt, ebenſo, daß Paleſtrina die Kunſt von den contrapunktiſchen Künſteleien wieder befreite, die durch jene nach Italien gekommen waren. Schauen wir uns aber nach Zeitgenoſſen, die einander gegenüber die germaniſche und romaniſche Richtung in ihrer Entfaltung repräſentiren um, ſo kann man Sebaſtian Bach und Durante (oder etwa Leonardo Leo) nennen, zwiſchen welchen nun als beide vermittelnd Händel ſich erhebt. Bei S. Bach iſt der Tiefſinn nirgends durch ſinnlichen Zauber geſtört, bei Durante geht die religiöſe Andacht im Sinnenreize auf. Es liegt Jedem nahe, zu begreifen, auf welchem tieferen Grunde dies beruhe. Deutſchlands welthiſtoriſche That war die größte Reform im Reiche des Gedankens, die Reformation; der Proteſtantismus verſchmäht den Glanz des Cultus, dem Katholicismus iſt die Einwirkung auf die Sinne weſentlich. Wie ſollte die Kunſt einer jeden Confeſſion nicht den Abdruck davon an ſich tragen? Die proteſtantiſche Andacht iſt eine geiſtigere, abſtractere, von der Intelligenz bedingte, die katholiſche eine unmittelbarere, ſinnlichere, vom Gefühl ausgehende.

Die tiefſinnige Verſchlingung der Tonreihen iſt dort, das freie Ausſtrömen des Tones in ſeinem hohen Einzelwerthe hier entſcheidendes Merkmal. Daher kommt dort auf das ſinnliche Material weniger als hier an, und hier wieder weniger auf die kunſtvolle Beſchränkung durch geiſtige Herrſchaft, daher begnügt ſich jener allenfalls mit Inſtrumenten, dieſer braucht Menſchenſtimmen, daher nähert jener ſich dem gothiſchen, dieſer dem griechiſchen Bauſtyl. Bei ſolcher Vergleichung iſt indeſſen nicht zu verſchweigen, daß Sebaſtian Bach gegenüber einen gleich würdigen Vertreter der entgegengeſetzten Richtung zu finden, ſehr ſchwer hält, ſo völlig einzig ſteht Jener in ſeiner Zeit, während die katholiſche Richtung ſich in einer Reihe von Componiſten ausſpricht, — gewiß kein zufälliges Merkmal, da die Subjectivität in ihrer wahren Bedeutung eben ein Einzelgut iſt, während die Objectivität ein Gemeinſameres heißen darf. Ein Vermittler zwiſchen den getrennten Richtungen iſt oben Händel genannt worden, ein Deutſcher, und damit iſt denn zugleich die Thatſache angegeben, daß dieſes Amt der Vermittelung, worin das heiligſte und von den deutſchen Künſtlern niemals zu verläugnende Verdienſt der deutſchen Nation beſteht, daß daſſelbe einem für fremde Nationalität ſo empfänglichen Volke als die Deutſchen es ſind, vorbehalten bleiben mußte. Bach iſt nur dem deutſchen, Händel auch den nicht-germaniſchen Völkern begreiflich. Denn dieſer vereinte die ſubjective und objective Richtung, in welche

ſich bereits die ſubjectivſte aller Künſte, die Muſik zerſpalten hatte. Der Gegenſatz erzeugt immer ein drittes, das der Keim des Fortſchrittes iſt. Händel war dramatiſcher Natur, und im Drama ſind die Widerſprüche des epiſchen und lyriſchen Elements gelöſt. Wenn Bach ſich des architectoniſchen, die Italiäner des maleriſchen Theils der Tonkunſt bemächtigten, ſo darf man Händel den plaſtiſchen zuſprechen. Doch, den Gleichniſſen darf, um die Wahrheit nicht zu verwiſchen, nicht größerer Raum geſtattet werden; ſie ſollten, um den Gang der Begebenheiten nicht zu unterbrechen, nur dazu dienen, dem allgemeinen Verſtändniß den Gegenſtand näher zu bringen. — Nach Händel wird das weltgeſchichtliche Princip des Gegenſatzes in der Tonkunſt von Deutſchen fortgeführt. An Händel zunächſt ſchloß ſich Gluck an, der die, ihm das volle Gegengewicht zu bieten, unvermögenden Piccini und Sachini zu Boden ſchlug. Es gab eben noch keinen ebenbürtigen Repräſentanten jener andern Richtung. Der Ton an ſich in ſeinem Reiz, ſeiner Schönheit, genügte nicht, wenn er nicht zugleich Organ des individuellen Charakters wäre. Auch Gluck hat ſeinen entgegengeſetzten Pol, nur iſt dieſer ihm bedeutend näher gerückt, als früher etwa irgend ein Italiäner neben Bach ſtand, und berührte ihn nicht, da er in einer andern Sphäre der Tonkunſt als er einen Fortſchritt begründete, es war dies Haydn. Er verjüngte die Inſtrumentalmuſik, die recht eigentlich deutſche Tonkunſt, durch das

Hereinziehen des italiäniſchen ſinnlichen Reizes, und es wird nun nicht mehr auffallen, wenn ich Mozart als das Ergebniß jener beiden Factoren betrachte, der nun dieſen gegenüber ein ähnliches Verhältniß, als früher Händel einnimmt, er, der den vollen Ausdruck der Individualität mit der allgemeinen Schönheit der Melodik ſchmückt. Mit ihm hat die Kunſt einen Höhepunkt erſtiegen, den man leicht ihren Gipfel zu nennen ſich verſucht fühlen kann. Wir haben nämlich, und darauf kommt es hier allein an, keinen Tondichter ſeit ihm gehabt, der den Gegenſätzen gleich nahe, wie er ſtünde, und worin dieſelben ſich eben ſo vollſtändig auflöſeten. Nicht zu einem Volke allein, zu allen redet er, allen verſtändlich, und daß ein Deutſcher dies vermocht, dies muß uns mit Freude und Stolz erfüllen, denn Mozart iſt ein Triumph germaniſcher Bildung. Wie könnte man dieſe deshalb ſchelten, weil ſie, von fremdem Saamen befruchtet, immer mehr ihren engen Geſichtskreis ausbreitete? Das italiäniſche Element wird in Mozart vergeiſtigt, und das germaniſche in ihm aus ſeinen Banden befreit, Freiheit und Nothwendigkeit, Fülle und Maaß, Idee und Erſcheinung ſind im völligen Gleichgewichte.

Bis hierher ſehen wir die Fortbildung der Tonkunſt dadurch geſchehen, daß das germaniſche Element das ihm entgegengeſetzte in ſich aufnahm; auch dafür giebt es eine Grenze, und auf dieſer beginnt dann das Vereinigte ſich wieder zu ſcheiden. Dies iſt in allen Geiſtesgebieten der

Fall; dieſem Verhängniß entflieht auch die Tonkunſt nicht; das Zeitalter der Gegenwart iſt dasjenige, welches jene Trennung zur Erſcheinung bringt. Aus Mozart heraus ging Beethoven, der ſich von dem italiäniſchen Einfluſſe wieder zu befreien ſtrebte, und das germaniſche Leben, das ſeit S. Bach in ſeiner Selbſtſtändigkeit ſich zu zeigen aufgehört hatte, von jenem unabhängig zu machen vermochte. Er zieht ſich in das Gebiet der Idee zurück, er wird immer ſubjectiver, und iſt für das Geheimniß des Geiſtes zu ſehr entzündet, um die ſchöne Sinnengeſtalt zu ſeiner Aufgabe zu machen. Jene klare Objectivität des Umriſſes macht nebelhaften Zügen, jene Pracht der Farbenverhältniſſe einem eintönigen Colorit Platz. Von Jahr zu Jahr begreift die Mitwelt ſeinen Tiefſinn mehr, und entfernt ſich eben ſo ſehr von dem Sinne für äußere Schönheit, je mehr es dieſelbe zu einer geiſtigen macht. Das germaniſche Element hat durch Beethoven ſich emancipirt, aber dadurch ſeine Allherrſchaft in Europa verloren. Das Moment des Widerſpruchs iſt gegeben; der idealiſtiſchen Richtung mußte die rein ſinnliche gegenübertreten, und zwar um nun, wie jene, ſelbſtſtändig ihre Bahn zu durchlaufen, während es früher nach Vereinigung geſtrebt hatte.

Mozart hatte die Jomelli's, Paëſiello's u. ſ. w. geſchlagen durch jene ungeheure Kraft, getrennte Richtungen zu vereinigen; Andere, die Aehnliches als er verſuchten, als Pär, Righini, hatten bei geringerer Kraft

das nothwendige Schickſal, daß der Deutſche ſowohl, als der Italiäner ſie ſchnell vergaß. Die nach Mozart es wagten, wie Winter und Weigl, waren nicht glücklicher, denn das italiäniſche Element war durch die geſchehene Trennung des germaniſchen ebenfalls frei gegeben; der idealiſtiſchen Richtung trat die ſinnliche, Beethoven trat Roſſini gegenüber, der Europa beherrſchte, während Beethoven kaum ſein Vaterland. Die Objectivität wird immer über die Subjectivität einen äußerlich glänzenden Sieg erringen, wenn dieſe es einmal zum Kampfe kommen läßt. Hierzu tritt, daß nun die Spaltung zwiſchen Vocal- und Inſtrumentalmuſik, zugleich mit der zwiſchen dem italiäniſchen und deutſchen Princip entſchieden ward. Die Sphäre von jener iſt den Sinnen, die der letztern der Idee verwandt. Der Deutſche träumte, der Italiener genoß, jene Begeiſterung, welche zugleich ein Träumen und Genießen iſt, wurde immer ſeltener, je mehr Beethoven den verwandten Geiſtern, wie namentlich dem ſo lange überſehenen Bach, zu neuer Macht verhalf. Je ſtrenger die eine, deſto übermüthiger wird die andere Partei. Die Gegenwart blickt nach dem Genius vergeblich, der die Kluft ausfüllen könne, denn jede der beiden Einzelrichtungen muß ſich ausleben, bis die Verſöhnung wieder ſtatt finden könne. Zu klagen hierüber wäre abgeſchmackt, dem Brama dient der Bramin, wie die Bajadere.

Mittlerweile war die Tonkunſt in Frankreich einen

eigenthümlichen Weg gegangen. Der Verſtand überwiegt dort die Macht des Gemüths; das ſinnliche Gefühl, das den Ton anregt, und mittelſt deſſen er auf das Gemüth wirkt, wird von der Aufmerkſamkeit auf den Wortverſtand im Geſange beſchränkt. Den Sinn des Wortes einerſeits in einer declamatoriſchen Weiſe auszudrücken, andrerſeits ihm als Folie an ſich ganz bedeutungsloſe Töne unterzulegen, dies Streben ſpricht ſich in der ernſten, oder in der komiſchen Oper der Franzoſen aus. Genau genommen iſt die Muſik dieſes Volkes nur ein Zweig der italiäniſchen, der nur im fremden Boden andere Früchte als anderswo trägt, doch hat Deutſchland ebenfalls darauf eingewirkt. Die Schule Gluck's rief Mehul, Cherubini und Spontini hervor, ſie gedieh in Frankreich, während die deutſchen Anhänger, wie Reichardt und Schulz, vorübergehende Erſcheinungen waren, bis ſie ſich auch dort ins Extreme verirrte. Die komiſche Oper Frankreichs, die liebliche Repräſentantin des Witzes in der Muſik, beweiſet am meiſten, wie wenig es jenem Lande um das Geheimniß des Tones zu thun iſt, darum iſt ein Moment allen franzöſiſchen Muſikſtücken eigenthümlich, und zwar die Ausbildung des Rhythmus. Eine künſtliche rhythmiſche Bewegung intereſſirt, ohne daß die Beſchaffenheit der Töne, die ſich bewegen, dabei weſentlich in Betracht käme. Das praktiſche Talent der Franzoſen hindert ihn, ſich über ſolchen Leichtſinn Gewiſſenszweifel zu machen. Die Unterhaltung iſt Zweck des Kunſtwerkes,

dies leitet auf Hülfsmittel, den Verſtand oder die Sinne zu beſtechen; das höhere Moment, worin beide ſich ausſöhnen, und von ihrer einzelnen Hülfsbedürftigkeit befreien, darauf kömmt es nicht an; die franzöſiſche Schule iſt die des Ornamentenſtyls, der im Streben nach Schmuck, oder ſelbſt nach Charakteriſtik entweder der Decorationsmalerei, oder der Caricatur ſich leicht nähert. Sie hat in ſich ſelbſt den ſchlimmſten Feind, da ihr Lebensprinzip die Neuheit iſt. Aus ſich ſelbſt heraus kann ſie ſich nicht regeneriren, aber der italiäniſche und deutſche Einfluß wird von Zeit zu Zeit dazu verwandt, wiewohl allerdings der erſtere immer die entſchiedene Oberhand behält. Nunmehr kann es nicht verwundern, daß Frankreich die brauchbarſten Operntexte, und wenig nationelle Inſtrumentalmuſik hervorgebracht hat.

Wir müſſen zur deutſchen Tonkunſt zurückkehren, wollen wir von den Fortſchritten, die die Kunſt in der Gegenwart überhaupt macht, Kenntniß gewinnen, denn die italiäniſche Richtung in ihrer ſelbſtändigen Bahn iſt über Roſſini noch nicht hinausgegangen, ſeitdem dieſer ſelbſt franzöſiſchen Einfluß auf ſeine Eigenthümlichkeit geſtattet hat. Bellini, Donizetti u. ſ. w. haben Roſſini fortgeſetzt, nicht übertroffen. In Deutſchland aber war der Keim der Bewegung, der Gegenſatz durch Beethoven und Mozart gegeben. Zunächſt an jenen ſchloſſen ſich Ries, F. Schubert und mit einigem Hinblick auf Gluck C. M. v. Weber an, zunächſt an Mozart Hummel, und Spohr.

Bei Weber tritt das germaniſche Prinzip ohne italiäniſchen Einfluß, bei Spohr diejenige Richtung, die beide Prinzipe in ihrer Verſöhnung zuſammen zu halten ſtrebt, hervor. Dies ekn kann, ſeit einmal nach Mozart die in ihm vereinten Momente auseinander gegangen, nicht von dauernder Wirkung ſein. Mozart ſcheint durch die Werke der Schüler hindurch, Beethoven durch die der ſeinigen, und ſo ſind zwei von einem Berge aus einer Quelle herabrinnende Ströme ſichtbar, die ſich immer weiter von einander entfernen. Hat die germaniſche Richtung ſich von der italiäniſchen überhaupt in Europa getrennt, ſo iſt in der germaniſchen ſelbſt derſelbe Gegenſatz im Kleinen wiederholt worden, und wenn die deutſche Muſe im Gegenſatz zur italiäniſchen gegenwärtig mehr der Ausbildung der Inſtrumental- als Vocal-Muſik zugewendet erſcheint, ſo darf nicht überſehen werden, daß innerhalb des Inſtrumentale's ſelber jene doppelten Momente hervortreten. Zwiſchen Nord- und Süddeutſchland iſt auch in Betreff der Kunſt eine ſehr bemerkliche Trennung ausgebrochen; daß ſie auf der zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus beruhe, wer wollte es verkennen? beruht darauf doch gar manche Trennung in andern Gebieten, Reflexion und naturgemäße Sinnlichkeit, Wiſſen und Glauben, allenfalls auch Zweifelſucht und Aberglauben, Speculation und Empirismus, — will man ein Extrem aufſtellen: Philoſophie und Kunſt. Dies letztere wäre zu hart, und würde dieſe Unterſuchung

aufheben, die Norddeutſchland vielmehr ſeine eigenthümliche Kunſtrichtung vindicirt, nur verwandter der Philoſophie als der Poeſie iſt ſie wirklich, wenn ſie in der Abſtraction von dem ſinnlichen Momente ſich verliert. Man könnte eher ſagen, der norddeutſche Künſtler denkt zu wenig in Geſtalten, und der ſüddeutſche denkt in Geſtalten zu wenig, jener ſchafft mittelbarer, dieſer unmittelbarer, jener ſchafft einen eingebildeteren, dieſer einen üppigeren Genuß. Den Stand der Sache ſich klar zu machen, dazu bedarf man der Gegenſätze in ganzer Schärfe; ſchwieriger, ja faſt unmöglich iſt es, in einem Zeitalter der Entwickelung vollgiltige Repräſentanten für jeden einzelnen aufzufinden.

Die idealiſtiſche Partei in der Kunſt geräth dadurch in Gefahr, mißverſtanden zu werden, daß ſie aus einem fremden Geiſtesgebiete Momente in die Kunſt hineinträgt, die derſelben fern liegen; die realiſtiſche dadurch, daß ſie mehr Stoff verbraucht, als die Idee des Kunſtwerks zur vollen Erſcheinung bedarf. Jene wird oft ſentimental oder witzig, dieſe wollüſtig oder trivial, während beide nur das Gefühl der Andacht oder des Humors, — es giebt keine anderen Gegenſätze im vollendeten Genuſſe ſchöner Kunſt, — erwecken ſollten. Führte ich dieſe Anſicht durch eine Vergleichung der Düſſeldorfer und Münchner Malerſchule durch, indem ich jeder einzelnen das Schlimmſte vorzeigte, das ihr begegnen könnte, ſo würde ich leichter von Allen verſtanden werden, welche die köſtlichſten Producte beider Schulen ge-

ſehen, ſich an Beiden erfreut und dabei überlegt haben, zu welchen Endpunkten die nur dem Eingeweihten ſichtbaren Abweichungen beider von einander führen könnten. In der Sphäre der Tonkunſt wird die Schwierigkeit durch den Umſtand erhöht, daß ich wohl für die eine, aber nicht für die andere Partei einen Hauptrepräſentanten aufzuweiſen mich getraue. Es iſt nämlich in der Muſik der Gegenwart das germaniſche Prinzip weiter in ſeiner Entwickelung vorgeſchritten, als das romaniſche, — ob es im Leben, in der Literatur auch ſo ſei, mögen Andere entſcheiden, die nicht einen beſonderen, ſondern den geſammten Culturzuſtand der Menſchheit unterſuchen, — jenes germaniſche Prinzip, die norddeutſche Richtung repräſentirt auf eine höchſt würdige Weiſe Mendelsſohn-Bartholdy. Von Weber ſagte ich, daß er Beethoven'ſche und Gluck'ſche Momente in ſich enthalte, — auch das altdeutſche Volkslied klang ihm in den Ohren, — Mendelsſohn, der kunſthiſtoriſch ſich ihm anſchließt, geht noch weiter zurück in ſeiner Ausbeute, er nimmt Bach'ſche Momente in großer Zahl dazu, ein Umſtand, der ihm in Hinſicht der Architectonik natürlich weit über Weber, bei dem immer noch mehr Plaſtiſches hindurchſcheint, ſtellt, während beide das mit einander gemein haben, daß ſie Beethoven ihr Colorit verdanken, ein Colorit, welches mehr dem Helldunkel, als dem Farbenglanze zugeneigt iſt, und welches ſich beſonders in den Schattirungen der Inſtrumentation

und des Modulationswechſels kund giebt. Jene häufige Benutzung der Celli's, der tiefen Clarinett- und Horntöne erinnert an die reichlichen blaugrauen und blaurothen Schatten auf den Düſſeldorfer Landſchaften. Das Colorit iſt ſo ſehr Hauptſache, daß es die ſelbſt gelungenſten Umriſſe nur blaß hindurchſcheinen läßt, der Harmoniewechſel iſt durch ein vorſichtiges Neben- und Durcheinanderſchreiten der einzelnen Stimmen, wie in jenen Bildern die Farben-Perſpective durch höchſt allmählige Abſtufung der einzelnen Tinten hervorgebracht. Für die Kenner vom Fache möge noch der einzelne Umſtand hier hervorgehoben werden, daß bei Weber noch die Melodie durch harmoniſche Fortſchritte (Accordwechſel) hervorgebracht, bei Mendelsſohn aber aus den über einander gebauten Melodieen der Harmoniewechſel ſelbſt erſt zu entſpringen ſcheint; auch wer keine technischen Kenntniſſe beſitzt, wird leicht bemerken, daß Weber mehr nach Außen, Mendelsſohn mehr nach Innen, jener immer noch objectiver als dieſer iſt, welcher die Subjectivität in einer ausgebildeteren Geſtalt als irgend ein mitlebender Componiſt darſtellt, ſo daß zwiſchen ihm und Beethoven der Uebergang durch Weber gemacht wird, alle drei aber als Glieder derſelben Richtung gelten müſſen. Ich muß bekennen, daß ich nunmehr nicht wüßte, wie das germaniſche Element ohne eine neue Vermiſchung mit dem romaniſchen in der Muſik ſich fortbilden könnte. Auch die Subjectivität hat ihre Grenzen, ihre Producte wirken durch ein

Medium, nämlich die geiſtige Stimmung, die ſie zunächſt hervorbringen; ſie überliefern ihren Inhalt nicht unmittelbar. Von dieſer Seite her wird daher manches Mißverſtändniß zu befürchten ſein, welchem vorzubeugen Begriffsbeſtimmungen, Worte, als Ueberſchriften benutzt worden ſind. Mendelsſohn hat durch die Wiederaufnahme eines älteren Momentes der germaniſchen Muſikrichtung, nämlich Bach's, ſich ein noch größeres, rein muſikaliſches Gebiet unterworfen, Andere, die unmittelbar von Beethoven aus die Fortbewegung verſuchen wollten, ſind ſchlimmer daran. Robert Schumann z. B. iſt genöthigt, das Publicum mit ſeinen Muſikſtücken durch Titel und Motti's zu verſtändigen, weil die Kunſtmittel, die er anwendet, zur Manifeſtation ſeines großen poetiſchen Reichthumes unzureichend ſind. Löwe dagegen erſcheint mir am Meiſten als eine ſpäte Fortſetzung von Gluck; er will vor Allem die Charakteriſtik, den individuellen Ausdruck in ihre Rechte geſetzt wiſſen, und unterſcheidet ſich von Weber dadurch, daß er weniger als dieſer von Beethoven angenommen hat; ein anderer zu früh geſchiedener Künſtler, Franz Schubert, unterſcheidet ſich von Weber durch das Gegentheil, nämlich dadurch, daß er Beethoven noch mehr, als dieſer es that, gefolgt iſt. Von den Lebenden, von Löwe und Schumann, iſt zu prophezeien, daß der Erſte immer mehr aus ſich heraus, der Andere immer mehr in ſich hineingehen wird. Webern ſelbſt hat nun am Meiſten

Marſchner fortgeſetzt, bei welchem indeſſen ſchon ein Streben hervorleuchtet, die germaniſche Richtung der italiäniſchen etwas zu nähern. So bleibt denn nicht zu leugnen, daß Mendelsſohn die vollſtändige Entwickelung der erſteren in unſeren Tagen am Würdigſten vertritt. Es hängt damit zuſammen, daß, wenn bei ihm weder Streben noch Ausdruck, noch in der Selbſtverſenkung eine Verirrung zu befürchten iſt, da in beider Hinſicht ihn die Mittel, welche er ſich erweitert hat, und die Herrſchaft darüber, die er ſich erworben, ſchützen, nur zu wünſchen bleibt, es möge ihm nicht wie den beſten Dichtern der Gegenwart gehn, welche dem philoſophiſchen Selbſtbewußtſein die Kunſt unterworfen haben. Und doch, wenn es geſchehe, — die unabänderliche Nothwendigkeit, der der Lauf der Geſchichte unterliegt, kann einmal kein Einzelner aus ihrem Gleiſe rücken. — Das Geſetz, welchem die Entwickelung der Geſchlechter unterliegt, muß ſich erfüllen. Nachdem die Tonkunſt einmal in die germaniſche und italiäniſche Richtung zerfahren iſt, wird es unmöglich, einen Tondichter zu nennen, der mehr als die eine in der jetzigen Epoche vertrete. Und, wenn ich mich unter denen, die, ohne ſich von Beethoven oder Roſſini gewinnen zu laſſen, Mozart unmittelbar fortſetzten, umſchaue, ſo bin ich gezwungen, einzuräumen, daß dieſe Richtung ſich auslebt. Spohr iſt der Letzte, und iſt oben ſchon Weber gegenüber geſtellt worden. In ihm ſind noch beide Elemente ungetrennt, aber in dieſer Ver-

bindung ſind ſie keiner Fortbildung mehr fähig. Von dem germaniſchen hat er die Sentimentalität, von dem italiäniſchen die ebenmäßige Form ſich noch bewahret, jener aber fehlt es an der Fähigkeit ſich zu verleugnen, dieſe iſt dadurch einförmig geworden. Unter denen, die Spohr gefolgt ſind, iſt keiner, der ſich nicht noch weiter als er von Mozart entfernt hätte, und zwar nicht zum Gewinne der Kunſt. Sie greifen, weil die Sinnlichkeit den Geiſt immer mehr zurückdrängt, zum Glanze, zur Pracht der Mittel, es bleibt nichts von Mozart, als ein ſchwacher Abglanz der bei ihm obwaltenden äußern Symmetrie. Die ſüddeutſchen Componiſten, wie Lindpaintner, Lachner, vermögen nicht mehr, die Norddeutſchen zu begeiſtern, wie es Mozart vermochte, dieſe werfen ſich, wenn ſie der Abſtraction müde geworden ſind, lieber den Italiänern ſelbſt in die Arme. Am Längſten hat die Mozart'ſche Schule unter den Inſtrumentalvirtuoſen fortgelebt. Hummel und Moſcheles haben jedoch beide auch in der Virtuoſität die germaniſche Richtung in deren Emancipation eine Uebermacht gegen ſich gewinnen ſehen. Die meiſten ſüddeutſchen Componiſten werden ſich natürlich den Italiänern immer mehr nähern. Manche werfen ſich auch wohl auf die Seite der franzöſiſchen Schule, welche von allem etwas benutzt, und eben die des Ornamentenſtyls genannt werden iſt. Zu demſelben bekennen ſich auch bedeutende Talente, und ſelbſt hier hat ein Deutſcher nämlich Meyerbeer einen Auber,

Herold, Halevy, ſchon darum zu überbieten gewußt, da er die Schule dreier Nationen durchgemacht hat.

Mir ſcheint, daß unter allen Künſten jetzt die Malerei am Höchſten ſtehe, auf dieſe würde die Muſik, dann die Poeſie folgen. In der Malerei kann ſich eine gewiſſe Rhetorik doch nicht ſo leicht unter dem Gewande der Kunſt verſtecken. Das Leben iſt die Baſis der Tonkunſt, wie der Poeſie, die Malerei hat aber ihre ewige junge, immer wahre Lehrmeiſterin, die Natur, vor Augen, die ſie warnt vor dem was zufällige Menſchenſatzung iſt, und ſich keine Verirrung von ihrer Bahn als Schönheit aufſchwatzen läßt. Auch die Tonkunſt hat an der Natur eine Warnerin, aber wie leiſe erklingt dieſe Warnungsſtimme; was kann den Naturgeſetzen der Töne nicht Alles aufgedrängt werden, wie dunkel ſchimmern ſie in vielen Tonwerken durch die Lappen hindurch, womit Menſchenſatzung ſie umhangen hat. Das Organ, wodurch die Natur den Tonkünſtler zu warnen vermag, iſt die Menſchenſtimme. Die Pflege derſelben im Süden iſt eben aus dem naturgemäßen Leben der Südländer zu erklären, die ſeichteſten Tonſtücke der Italiäner üben auf den tiefſinnigen Norddeutſchen eine unwiderſtehliche Gewalt aus, die nur mittelmäßigen durchlaufen die Welt, während die beſten Werke der Norddeutſchen, ſobald ſie die deutſche Gränze überſchritten haben, ſich ſehr fremd fühlen. Die Natur iſt überall gerecht, das Aecht-Menſchliche begreift man überall, wer daſſelbe um einem ſelbſtiſchen Zwecke

zu folgen, verläßt, wird ſich ſchnell allein, und auf ſich beſchränkt ſehen. Der Geiſtreiche erwirbt durch ſeinen Geiſt ſich keinen Freund. Wenn die germaniſche Richtung der Muſik in ihrer Emancipation beharrt, wird ſie allmählig abſtehen, unwahr und ungenießbar werden; wenn ſie auf das romaniſche Kunſtprinzip verächtlich herabſchaut, wird ſie ſelbſt es am Empfindlichſten büßen. Was einſt getrennt Abdruck der Geſinnung war, Tiefſinn in der Geſtaltung und der Idee, das wird dereinſt, wenn die germaniſche Richtung ſich nicht an der italieniſchen wieder regenerirt, mit einer eingebildeten Begeiſterung, aber mit einer erheuchelten Gleichſamkeit zu Grabe gehn, mit einem Worte, die Subjectivität muß mit der Objectivität ſich verſöhnen ſonſt wird man nach hundert Jahren vielleicht nicht begreifen können, daß wir Ohren gehabt haben. Was zunächſt die Deutſchen dafür thun könnten, wäre die Errichtung guter Geſangſchulen, denn der Mangel derſelben hat ſich ſchon ſchwer gerächt. Unſre deutſche Muſik würde niemals die Mozart'ſche Periode erreicht haben, wenn nicht im 17ten und 18ten Jahrhundert die italiäniſchen Operiſten ganz Deutſchland durchzogen, den Saamen des ſchönen Tons überall ausgeſtreut hätten. Von den Italienern haben die Deutſchen ſingen gelernt, das ſollten ſie nie vergeſſen. Indem man ſich jetzt immer mehr in Beethoven vertieft, ihn und S. Bach immer mehr würdigen lernt, überſieht man gar zu leicht, daß Beethoven eben das germaniſche Element

iſt, das durch das italiäniſche hindurchgegangen, wieder in ſich zurückkehret. Es ſind gewiß auf dieſem letztern Wege noch unendliche Schätze zu erheben, aber daß ſich daraus eine Weltliteratur der Töne entfalten ſollte, das bezweifle ich, es wird nur eine deutſche, und Deutſchland wird vielmehr nur gegen Italien ſchroffer abgeſchloſſen, und bewaffnet dadurch gerade den, der einen wie der andern Richtung gleich feindlichen Aftergeiſt der Lüge und der Gefallſucht, der alle Kunſt zerſtört. Unter den norddeutſchen Geſangscomponiſten wird das Bedürfniß ſich mit Italien zu verſöhnen, vielleicht plötzlich hervorbrechen. Iſt doch bei den vielen bedeutenden Talenten, und wenigen Meiſtern erſten Ranges, die unſere Tonliteratur erweitern, die deutſche Oper ſchrecklich herabgekommen! Es iſt wahr, daß der Deutſche aus Patriotismus für dieſelbe etwas zu thun, zu träge iſt; allein es giebt auch keine Sänger, um ſie zu ſingen, dies Bedürfniß müſſen die Componiſten immer lebhafter fühlen, und nur die Läſſigkeit iſt es, welche ſie veranlaßt, lieber Tauſende von kleinen, für den Dilettantismus ausreichenden Liedern zu ſchreiben, oder ſich in die abſtracte Ideenwelt der Inſtrumentalmuſik vor den Gebrechen des Lebens zu flüchten, anſtatt die italiäniſche Geſangsbildung mit Verſicht auf die norddeutſchen Kehlen, die den unwiderſtehlichen Drang ſich zu verengen, und den Ton in ſeiner Ausſtrömung zu beſchränken fühlen, wirken zu laſſen. Einige italiäniſche Geſangslehrer nach Norddeutſchland zu ziehen, dies würde ſich

unendlich mehr beichtern, als die großen Summen, mit denen man die wenigen ausgezeichneten Sopranistinnen und Tenoristen, die es in Deutschland jetzt giebt, aufzuwiegen sucht. Man sollte italienische Sänger kommen lassen, von ihnen die Werke ihrer alten vaterländischen Meister, selbst die besten der spätern, auch Händel, Gluck und Mozart von ihnen singen lassen, damit der musikalische Boden Deutschlands selbst neu befruchtet würde. Es würde sich dann vielleicht ein neues Fundament bilden, auf dem sich neue Tondichter erhöben, unsere zahlreichen ehrenwerthen Gesangvereine und Singakademien würden dann reichlichere Früchte tragen, während der germanische Geist gegenwärtig auf seinen Lorbeeren ruhend vergißt, wie er sie errungen hat, und häufig aus dem Studium seiner eigenen Kunstblüthen mehr Gift, als Segen saugt. Wenn jetzt ein fertiger deutscher Komponist italienische Opern hört, so mißt er sich stolz in die Brust, weil er sich ungleich verständiger weiß, sich der dort vernommenen Dürftigkeit gegenüber, wie ein Meister vorkommt; überschaut er die neueren Italiäner leicht, so sind ihm die alten *alten* beste unverständlicher, ungeachtet die Winke Thibaut's in Heidelberg ihn längst hätten darauf aufmerksam machen können. Ginge er redlich selbst auch an diese alten Werke, so würde er sie doch vielleicht nicht mit dem leiblichen Ohre hören können, da sie in Italien selten gesungen werden, und Deutschland keine Sänger dafür hat. Darum studire man die deutschen Tonmeister

eifrig und beharrlich, aber man gestatte Hülfsmittel auf die Gegenwart anzuwenden, die eben ihnen zu Gute gekommen sind. Die Kunst ist ein Spiegel des Lebens, soll jene ihre Jugend wieder gewinnen, so wird es immer von diesem abhängen. Soll die deutsche Tonkunst noch einmal die europäische würdig repräsentiren, so muß die gegenseitige Durchdringung des germanischen und italiänischen Prinzips noch einmal stattfinden; daß dies geschehen werde, habe ich oben schon in Zweifel gezogen, vielleicht übernimmt die Lösung dieser Aufgabe ein andres Volk, wie ja die Kunst immer gewandert ist.

Von England, oder gar Scandinavien ist dies freilich nicht, eher wäre von Italien zu erwarten, daß es, wie es schon die Wiege der europäischen, oder der deutschen Kunst gewesen, noch einmal in Wahrheit an die Spitze der europäischen Tonkunst treten werde; eine Wagschale wird steigen, entweder die der italienischen, oder der deutschen Kunst, welche, das wird weder durch einige neue Cabbaletten und Gesangs-Fiorituren, noch durch einige in Tönen vorgetragenen Novellen, oder Instrumentaleffecte entschieden. Trägt wirklich eine den Sieg davon, nicht blos dem Scheine, das heißt, dem augenblicklichen Erfolge nach, sondern durch wahrhaft historische Bedeutung, so wird dieses Uebergewicht vermuthlich nicht blos eine Kunst, sondern mehre angehen, es wird mit wichtigeren Lebensfragen, vielleicht mit religiösen zusammenhängen. Das entschiedene

musikalische Naturtalent der slavischen Völker endlich ist noch gar nicht zur selbstständigen Kunst entwickelt, wer kann im Voraus bestimmen, wie weit dies möglich sei? Es schlummern, wie mir scheint, in dem Gebiete der musikalischen Kunstmittel noch manche wenig benutzte, auf höhere Ausbildung harrende; hierüber aber wäre nur mit Technikern, für welche dieser Aufsatz nicht geschrieben ist, Verständigung möglich. Das Suchen danach nützt nichts, es wird dann nur etwas Gesuchtes daraus, der Genius, die Offenbarung Gottes wird sie schon finden, wenn die Zeit gekommen ist. Bis dahin bleibt dem Künstler, wie dem Kunstfreunde nur übrig, seine Kraft an den besten Werken verschiedener Zeiten und Völker zu üben, und nur denen, die er als die besten erkannt und begriffen hat, nachzufolgen.

J. S. C. Schweiggers
Physikalische Deutung der alten Mythologie.

Von

Oswald Marbach.

Die meisten großen Entdeckungen, durch welche die Erkenntniß wesentlich gefördert worden ist, haben Männer gemacht, welche vermöge ihrer eigenthümlichen Bildung Gebiete der Wissenschaft mit einander combinirten, die bis dahin streng auseinander gehalten worden waren. Das eine Gebiet gewährt ihnen einen Standpunkt, von dem aus sie eine Uebersicht und Einsicht in das andere gewinnen, deren Ausdruck ihre Entdeckungen sind. Wir wollen für diese allgemeine Bemerkung nur das Beispiel Newtons anführen. Bekanntlich sind diesem großen Manne alle seine Entdeckungen, welche der Wissenschaft auf Jahrhunderte eine neue Richtung gaben, bestritten worden. Untersucht man genauer mit welchem Rechte dieses geschehen

ist, so wird man finden, daß in der That jedes einzelne Moment in diesen Entdeckungen von andern Gelehrten theils früherer, theils in seiner eigenen Zeit aufgefunden worden ist, daß aber die eigenthümliche Verknüpfung jener Momente das Werk Newtons ist, und daß durch diese Verknüpfung jene Momente erst ihre hohe Wichtigkeit erlangt haben. Newton besaß Combinationsgabe und daneben phantasische Genauigkeit und Mäßigkeit, die erste ließ ihn seine Entdeckungen machen, und durch die zweite befestigte er sie und verschaffte ihnen Aufnahme bei den Zeitgenossen. Auch Kepler hat seine ungeheuren Entdeckungen der Combination scheinbar fernliegender Gebiete zu danken, aber er war gleich genialer, geistreicher als Newton, und hat mit einigen seiner schönsten Combinationen noch bis diesen Tag eben so wenig Verständniß gefunden, als er bei seinen Zeitgenossen angemessene Anerkennung fand.

Herr Professor Schweigger, der sich als geistreicher Physiker bereits einen in ganz Europa hochgeehrten Namen erworben hat, ist darauf ausgegangen, die Mythologie vom Standpunkte der Naturwissenschaft zu betrachten und will dabei zu einem Resultate gekommen sein, durch welches die Auffassung des ganzen Alterthums wesentlich umgestaltet wird. Schon der Name des Mannes, ebenso die vorangeschickte Versicherung, endlich aber die hohe Wichtigkeit und das allgemeine Interesse des Gegenstandes fordern auf, das Resultat einer Untersuchung kennen zu lernen, welches die

tiefſten Blicke in die Geſchichte der Menſchheit eröffnet und über das Weſen des Geiſtes im Allgemeinen Licht zu verbreiten geeignet iſt.

Allerdings iſt bisher die Unterſuchung vorzugsweiſe nur auf dem Gebiete der Gelehrſamkeit geführt worden und hat hier ſo wenig Glück gemacht und Beifall gefunden, wie noch jede überraſchend neue Entdeckung, welche alle diejenigen Auffaſſungsweiſen über den Haufen warf, in welche ſich die Gelehrten feſtgeſetzt hatten und in welche ſie als im Vorurtheile eingeroſtet waren. Dazu kommt bei dieſem Gegenſtande noch insbeſondere, daß diejenigen, welche ſich wiſſenſchaftlich um Mythologie bekümmern, die Philologen, faſt allgemein auf eine wahrhaft ſchmähliche Weiſe unwiſſend in den Naturwiſſenſchaften ſind, während die Naturforſcher für das Alterthum, welches im Sinne der Gegenwart gar keine Naturkenntniſſe beſaß, im höchſten Grade gleichgültig ſind. Und ſo mag denn dieſer Verſuch, ein nicht durchaus wiſſenſchaftliches Publikum mit einer der herrlichſten Entdeckungen der Gegenwart bekannt zu machen, zugleich ein Verſuch ſein, durch allgemeine Anerkennung die Gelehrten zum wiſſenſchaftlichen Eingehen auf die Sache zu zwingen. Die meiſten großen Entdeckungen haben ſich auf dieſem Wege Bahn brechen müſſen. Freilich wird hier nur Einzelnes, was ſich zur leichten Mittheilung eignet, beigebracht werden können, dieß aber, wie

ich hoffe, nicht ohne ein lebhaftes Intereſſe anzuregen, geleſen werden.

Was zunächſt das Reſultat ſelbſt betrifft, ſo iſt es mit einfachen Worten dieſes:

Der alten indiſch- ägyptiſch- griechiſch- römiſchen Mythologie liegt eine ſchon in den älteſten hiſtoriſch bekannten Zeiten verloren gegangene Naturweisheit zu Grunde, ſo daß die echt alterthümlichen Mythen und die echt alterthümlichen Tempelbilder ein ſtreng-phyſikaliſcher bildlicher Ausdruck jener Naturweisheit ſind, und zwar hat dieſe letztere einen Höhepunkt erreicht gehabt, der unſern jetzigen, neueſten und vollkommenſten Kenntnißſtandpunkt, wo nicht übertroffen, doch ihm gleich geweſen iſt. Von allen phyſikaliſchen Lehren ſind aber nur diejenigen in mythiſcher bildlicher Geſtalt erhalten worden, welche ſich auf Elektrizität und Magnetismus, ſo wie auf die Verknüpfung beider in Elektromagnetismus und Magnetoelektricität beziehen.

Die bisher gewöhnliche Auffaſſung der Mythologie war die, daß ſie urſprünglich auf einer rohen Naturvergötterung (Vergöttlichung der Luft, der Erde, der Sonne, des Mondes, des Regenbogens u. ſ. w.) beruhe, nachmals aber durch die Phantaſie der Dichter vielfach umgeſtaltet und ausgebildet, wohl auch verſchönert worden ſei, und daß ſich dieſe Umbildungen der Dichter mit der dem Genius eigenthümlichen Macht zum Volksglauben aufgedrängt hätten.

Homer und Herodot heißt es, machten die Götter und weil die Griechen an Homer und Herodot glaubten, ſo glaubten ſie auch an ihre Götter. Dieſer Annahme nun ſteht Vieles entgegen, welches wohl kurz bedacht werden mag, ehe zur weitern Darlegung der Schweiggerſchen Annahme übergegangen wird.

Zunächſt iſt nicht abzuleugnen, daß die griechiſche Götterwelt mit der indiſch-ägyptiſchen in einem innern Zuſammenhange ſteht, und es iſt richtig, daß die erſtere als eine im Lichte der Schönheit geſchehene Wiedergeburt der letztgenannten betrachtet werden kann. Wäre aber jene eben angegebene Annahme richtig, ſo müßte man in der indiſch-ägyptiſchen Götterwelt jene rohe Naturvergötterung finden, die durch die Dichter umgeſtaltet worden wäre. Dieſes iſt aber nicht der Fall. Die indiſche und die ägyptiſche Götterlehre ſind kein roher Naturdienſt, in welchem nur die Naturkräfte und Naturgegenſtände vergöttert erſchienen; ſie ſind ein höchſt complicirtes Gebäude, in welchem gerade jene einfachen Vergötterungen der Sonne, der Luft, des Waſſers, der Erde u. ſ. w., von denen man in der griechiſchen Mythologie Spuren zu finden geglaubt hat, völlig verſchwinden. Sie ſind weit entfernt, einfacher als die griechiſche Götterlehre zu ſein, welches doch der Fall ſein müßte, wenn ſie dieſelbe in einer roheren Geſtalt wären. Das Rohe der ägyptiſchen Gottheiten müßte ſich vielfach gegliedert haben, das Maſſenhafte zum wohlgeordneten d. h. harmo-

niſch geſonderten Ganzen umgebildet haben in der griechiſchen Götterlehre, wenn die gewöhnliche Anſicht richtig wäre. Man könnte dadurch die gewöhnliche Auffaſſung retten, daß man annähme, die griechiſche und die ägyptiſche ſo wie die indiſche Götterlehre hätten einen, der menſchlichen Kunde gänzlich verloren gegangenen, rohen Naturdienſt zur gemeinſamen Grundlage, und die griechiſche Mythologie wäre eine ſchöne, die indiſche und ägyptiſche eine häßliche und darum verwirrte Umgeſtaltung deſſelben. Aber dieſe Annahme läßt ſich nicht halten, denn das urſprünglich Rohe, nachher Verhäßlichte wird nimmermehr zum tief Bedeutungsvollen, als welches die indiſche und ägyptiſche Götterlehren jedem erſcheinen, der einen unbefangenen Blick in dieſelbe thut. Dieſe tiefe Bedeutſamkeit der ägyptiſchen Lehre erkannten die Griechen ſtets an, indem ſie alle ihre Weiſen ihre Weisheit aus Aegypten holen ließen und indem ſie ſelbſt ihre Myſterien, in denen den ägyptiſchen ähnliche Lehren fortgepflanzt wurden, ſo hoch und heilig hielten, daß in den aufgeklärteſten Zeiten des aufgeklärten Athen der Tod denjenigen traf, welcher — auch nur unwiſſentlich — dieſelben verletzte. (Vergl. Pausan. X. 31. 4. — Liv. XXXI. 14.)

Ein zweiter Grund für die Falſchheit der gewöhnlichen Auffaſſung der Mythologie iſt der, daß das Meiſte und Weſentlichſte in der alten Götterlehre, ſelbſt wenn wir nur die griechiſchen im Auge halten wollen, nicht rohe

Naturvergötterung iſt, und nicht eine Ausbildung derſelben durch Dichter, weil es weder poetiſch ſchön iſt, noch in irgend welcher Beziehung zur Natur ſteht. Was haben die Liebſchaften des Zeus und der übrigen Götter von Schönheit und Naturbeziehung? Sie ſind ſchmutzig, gemein. Dieß haben die Griechen ſelbſt gewußt, und die Poeſie hat die alten Sagen nur verſchönt. Die Griechen wußten, daß ihre Mythen unſchön waren und behielten ſie dennoch, weil ſie eine geheimnißvolle Bedeutung ihnen zuſchrieben. Der einfachſte Verſtand weiß, daß die Kunſt wohl das Religiöſe zu ihren Schöpfungen benutzt, aber nicht es ſchafft. Ein Dichter kann keine Religion erfinden, weil er mit ſeiner Erfindung keinen Glauben findet. Aber geſetzt auch, dieſes wäre der Fall, ſo hat der Dichter, wenn er ſich nicht an das Religiöſe hält, nur die Macht der Schönheit, durch welche er das Menſchenherz bewältigen kann. Die griechiſchen Dichter haben aber keine rohe Naturvergötterung umgeſtaltet, denn in ihren Mythen iſt keine Spur von Naturvergötterung, und ſie haben ihre Mythen nicht erfunden und mit der ihnen innewohnenden Schönheit zum Glaubensgegenſtande der Menſchen gemacht, denn die Schönheit iſt nicht in ihnen, ſie iſt ihnen nur umgethan als ein, häufig die Mißgeſtalt nicht hinlänglich verbergendes Gewand. Geſchmackloſe Menſchen, welche einmal gehört haben, man müſſe Griechenland als die Heimath der Schönheit anerkennen, (welches an ſich ganz richtig

iſt), werden freilich nicht zugeben, daß die Unflätchereien der griechiſchen Götter unſchön ſind, und gegen ſie kann man höchſtens noch die Autorität des Platon anführen, der in ſeiner Republik bekanntlich gegen die unſchönen Mythen von den Göttern auf das Beſtimmteſte ſich erklärte. Der dritte Grund gegen die gewöhnliche Anſicht iſt endlich der, daß die Griechen ſelbſt mit einfachen Worten es ausgeſprochen haben, daß ihre Religion nicht eine Erfindung oder weſentliche Umgeſtaltung der Dichter ſei. Weſentlich müßte die Umgeſtaltung durch die Dichter geweſen ſein, da wir in den meiſten griechiſchen Mythen, wie ſchon bemerkt wurde, keine Spur von Naturbedeutung zu finden vermögen. Die gewöhnliche Meinung führt für ſich gewöhnlich des Herodot Worte (Herodot. II. 53.) an: „Heſiod und Homer ſind es, welche den Hellenen ihre Götterwelt gedichtet, den Göttern ihre Benennungen gegeben, Ehren und Künſte ausgetheilt und ihre Geſtalten bezeichnet haben.“ Aber derſelbe Herodot führt an demſelben Orte kurz vorher an, welchen alterthümlichen, ägyptiſchen Urſprung die griechiſchen Götter hätten, und ſagt nachher: „Das Obige nun ſagen die dodoniſchen Prieſterinnen, das Letztere, was den Heſiod und Homer betrifft, ſage ich.“ Wer aber den Herodot kennt, der ſich ſelbſt fromm Schweigen über das Heilige gebietet, wo er fürchtet, daß es durch ſeine Rede entweiht werden könne (vergl. Herodot. II. 45. u. v. a.), weiß, daß der erwähnte Satz nichts anderes zu bedeuten hat, als

wenn Paulus ſagt: „Jenes ſagt der Herr, dieſes ich, Paulus.“ Den dodoniſchen Prieſterinnen ſtehen aber noch gewichtige Zeugniſſe zur Seite, gegen welche des Herodot Meinung gänzlich verſchwindet, und die zugleich ein höheres Wiſſen noch ausſprechen, nämlich dieß, daß nicht eine rohe Naturvergötterung, ſondern eine tiefe, verloren gegangene Naturweisheit der Religionslehre der Griechen zu Grunde liege. Wir wollen nur den Ariſtoteles hören. „Von den Alten und Verfahren iſt uns“ heißt es in des Ariſtoteles Metaphyſik „in mythiſchem Gewand überliefert worden, daß die Sterne Gottheiten ſeien und daß das Göttliche die ganze Natur umfaſſe. Das Uebrige iſt von ihnen mythiſch hinzugefügt zur Ueberredung der Menge und der Geſetze und anderer Zwecke wegen. Sie nennen nämlich die Götter menſchenähnlich und ſagen von ihnen noch manches andere, was dem angeführten ähnlich iſt. Wenn man nun dieſes ausſcheidet und bloß auffaßt, daß ſie die erſten Weſenheiten (— wie ſie Ariſtoteles vorher aufgezeigt nicht in roher Naturvergötterung, ſondern in tiefſter, ewig wahrer Philoſophie —) für Götter nahmen, ſo wird man dieſe Lehre für eine göttliche halten und wohl glauben müſſen, daß, da wahrſcheinlich eine jede Kunſt und Philoſophie, ſo weit es möglich war, oft gefunden ward und wieder verſchwand, ſich dieſe Meinungen als Trümmer von jener früher einmal gefundenen und dann wieder verloren gegangenen Weisheit bis jetzt er-

halten haben. Nur insoweit ist uns die Vorstellung unserer Väter und unserer ersten Verfahren klar." Was heißt dieses anders als: Allerdings sehen wir nur noch sehr wenig Spuren einer tieferen Erkenntniß der Natur in der jetzigen Religionslehre, aber diese wenigen Spuren schon deuten auf eine tiefe, verlorene gegangene Weisheit und das Uebrige muß ich, Aristoteles, für spätere Zuthat halten, weil ich es nicht verstehe. Hätte Aristoteles die Naturkenntnisse besessen, deren Besitz wir uns seit so vielen Jahrhunderten errungen haben, so würde er jene Spuren noch weiter haben verfolgen können, Vieles mehr verstanden haben, und die Entdeckung des Herrn Professor Schweigger wäre schon von ihm gemacht worden.

Die Zeugnisse der Alten. Da die Griechen und Römer, von welchen zunächst die Rede sein muß, keine tieferen Naturkenntnisse besessen haben, so können dieselben auch keine scharfe und bestimmte Kunde von dem inneren Zusammenhange ihrer Religion mit Naturkenntnissen geben. Zeugniß für diesen Zusammenhang können sie folglich nur in der Weise ablegen, daß sie Berichte liefern, welche sie selbst nach ihrer wesentlichen Bedeutung verstehen, die wir aber als naturwissenschaftlich gebildete Menschen zu verstehen vermögen. Ein oberflächliches, in abstracter Allgemeinheit sich haltendes Wissen von jenem Zusammenhange sprechen übrigens verschiedene griechische und römische Schriftsteller aus, und

wir erinnern in dieſer Beziehung außer an die vorhin angeführte ariſtoteliſche Stelle, an Strabo, welcher (Strab. X. c. 3. §. 23. p. 474.) ſagt: „daß die Alten ihre phyſiſchen Anſichten von den Dingen in Räthſel einhüllten und ihren wiſſenſchaftlichen Betrachtungen eine Mythe beifügten.“ Hierin iſt nur dieß falſch, daß das Räthſelhafte, welches bei der Auffaſſung der Mythologie der Griechen begegnete, nicht in ihrem Mangel an Naturerkenntniß geſucht wird, ſondern für eine willkührliche Verhüllung durch die Alten ausgegeben wird. Hätte Strabo das Räthſel gelöſt, ſo würde er gefunden haben, daß die Mythen nicht durch Willkühr, ſondern durch die Natur ſelbſt ihre Beſtimmung erhalten haben. An unwillkührliche Zeugniſſe griechiſcher und römiſcher Schriftſteller über den naturwiſſenſchaftlichen Gehalt der alten Mythen, und namentlich auch von dem was in Myſterien vorgenommen wurde, und was natürlich eben ſo ſehr wie die Mythen auf verlorenen Naturkenntniſſen beruhen mußte, ſo wenig es eben deshalb auch ſpäter verſtanden wurde, fehlt es nicht. Indem ſich Herr Profeſſor Schweigger auf Festus IX. sub: ignis Vestae. Plut. Numa 9. Camillus 20. bezieht, ſagt er Folgendes: Wenn das Feuer der Veſta zufällig erloſchen war, wurde daſſelbe nicht auf gewöhnliche Art, ſondern durch geheim gehaltene Künſte angezündet. Feſtus ſpricht von Reiben, oder nach anderer Lesart, Schlagen der Fläche (Tafel) einer gewiſſen Materie, und

vom Auffangen des Feuers (damit es von der Veſtalin in den Tempel getragen werden könne) im Sieb (was an Spitzenwirkung erinnern könnte) von Erz. Plutarch in ſeiner Lebensbeſchreibung Numa's redet von einem „in eine Spitze endenden" Inſtrument, gebildet durch Umbiegung eines gleichſchenkligen rechtwinkligen Dreiecks, unſtreitig von Metall, da er glaubt, ein ſolcher Kegel werde als Brennſpiegel benutzt, wozu er offenbar nicht geeignet war. Auch waren Brenngläſer, von denen ſelbſt der Bauer in Ariſtophanes Wolken ſpricht, ſo wie Brennſpiegel, eine allzubekannte Sache, als daß man damit hätte geheim thun, oder in ſo große Verlegenheit hätte kommen können, wenn das Veſtafeuer einmal ausging. Daß aber von ſehr geheim gehaltenen Dingen die Rede ſei, merkt Plutarch ſelbſt an mit dem Zuſatze, er habe im Leben des Camillus geſagt, was davon zu erfahren. Dort iſt von der Weisheit Numa's, des Stifters jener veſtaliſchen Myſterien, von ſeinem Umgange mit den Muſen, vom Feuer als einem dem erzeugenden und beſeelenden Prinzip verwandten Urelemente die Rede, ferner von ſamothraciſchen Heiligthümern, welche, nach Einiger Angabe, von den Veſtalinnen verwahrt worden ſein ſollen. „Diejenigen, fügt Plutarch bei, welche mehr glauben über dieſe Dinge unterrichtet zu ſein, ſprechen auch von zwei nicht großen Fäſſern, von denen das eine offen und leer, das andere voll und verſiegelt iſt." Wie wenn dieſe kleinen

ſogenannten Fäſſer weſentlich geweſen wären zum Zwecke der Anzündung des heiligen Feuers? Der Phyſiker wüßte dann wenigſtens zu ſagen, wie ſie beſchaffen ſein mußten, damit die Veſtalin das „durch Reiben, oder Schlagen der Tafel einer gewiſſen Materie" hervorgebrachte und durch „metallenen, mit einer Spitze verſehenen, Kegel (oder auch „Sieb von Erz") aufgefangene" Feuer, als ein dem Ungeweihten verborgenes, in den Tempel tragen konnte, ſelbſt in der Art, daß Niemand das Gefäß, worin es verborgen war, bei Anzündung des Altars zu ſehen bekam. Plutarch hebt nämlich ausdrücklich hervor, daß die im innern Heiligthum aufbewahrten Gegenſtände niemand außer den Veſtalinnen zu ſehen bekam. Stellen wir jene Bruchſtücke alterthümlicher Ueberlieferung in der Art zuſammen: ſo möchte wohl kein Phyſiker die zu einem elektriſchen Apparate gehörigen weſentlichen Stücke verkennen.

Iſt die Entſtehung und Erſcheinung des elektriſchen Feuers ſchon an ſich etwas Wunderbares, ſo mußten ſie zum wahren Wunder in den Händen und vor den Augen von Menſchen werden, welche über die Natur der Elektricität nichts mehr wußten und ſie doch auftreten ſahen, indem ſie einen religiöſen Gebrauch verrichteten.

Gleichfalls zu den unwillkührlichen Zeugniſſen der alten Schriftſteller für den innern Zuſammenhang tiefer Naturkenntniſſe mit der Mythologie muß man es rechnen,

wenn Jene gewiſſe Naturerſcheinungen, welche elektriſcher Art ſind im Zuſammenhange mit Gottheiten ausſprechen, deren Mythen und alterthümliche Darſtellungsweiſe der ſtrengſte Ausdruck der Eigenthümlichkeiten der Elektricität ſind — während doch jene Schriftſteller von dem Weſen der Elektricität ſelbſt auch nicht die geringſte Kenntniß beſaßen.

Man darf im Grunde nur den Mythos von den Dioskuren, wie er in irgend einem Lehrbuche der Mythologie erzählt wird, leſen, um ſogleich auf eine wunderbare Weiſe in der ſcheinbar widerſpruchsvollen Erzählung einen bildlichen Ausdruck der Natur des elektriſchen Feuers zu finden. Einer der beiden Zwillinge, heißt es, lebe den Tod des andern, ſie ſtehen im vollkommenſten Gegenſatze zu einander: der eine ſei himmliſcher, der andere irdiſcher Natur, wenn der eine erlebe, aufſteige, — erſterbe, ſteige nieder der andere; und doch ſeien beide Einem Ei entſproſſen, erſcheinen ſtets zuſammen, keiner ohne den andern, wo ſie auftreten. Die alterthümlichen Abbildungen drücken auch dieſen merkwürdigen Gegenſatz, welchen der Kundige ſogleich als den — der beide Elektricitäten erkennt, aus, und zwar auf eine ſo alle Einzelheiten betreffende Weiſe, daß man auch nicht das tiefſt liegende Moment vermißt. Erſcheinung der Dioskuren wurde von den Alten eine der merkwürdigſten elektriſchen Erſcheinungen, das St. Elmsfeuer genannt, bei welchem die Elektri-

citát auf eine unſchädliche, aus der Gefahr rettende Weiſe auftritt, indem ſich die Gewitterwolken an der Oberfläche der Erde oder des Waſſers in Flammen entladen nicht in verheerenden Blitzen, und zugleich der vorherwehende Sturm plötzlich ſich legt. Die Dioskuren wurden daher von den Alten als im Schiffbruch rettende Gottheiten allgemein verehrt. Charakteriſtiſch iſt beſonders dem St. Elmsfeuer, daß es plötzlich der Gefahr drohenden Gewalt des Gewitters und Sturmes der Aufregung des Meeres ein Ende macht, daß es in Geſtalt flüſternder an den Maſten der Schiffe und andern ſpitzen Gegenſtänden hinflatternden gelblichen Flammen auftritt und daß ihm heitres klares ruhiges Wetter folgte. Wer verkennt nun das elektriſche Feuer in den mythologiſchen Geſtalten der Dioskuren, in nachfolgenden uralten Verſen, welche bei den Griechen in myſteriöſem Anſehen ſtanden?

Nennet im Lied die Söhne des Zeus, holdblickende Muſen,
Kaſtor der Roſſebezähmer, untadlichen Rufs Polydeukes,
Tyndaros Stamm und der blühenden Leda herrliche Söhne.
Einſt auf Taygetos Bergen auf hochaufragendem Gipfel
War ſie in Liebe vereint dem nachtumwölkten Kronion.
Drauf nun gebar ſie die Knaben zum Heil für ſterbliche Menſchen
Wie für meerdurcheilende Schiffe, wenn Stürme ſich ſtürzen
Ins aufbrauſende Meer graunvoll. Alsbald von den Schiffen
Schallet empor Anruf zu den Söhnen des Zeus, und Gelübde

Schneeiger Lämmer am Bord der erhabenſten heiligen Stätte:
Aber des Sturmes Gewalt drängt an und die Woge der Meerfluth,
Nieder tauchet das Schiff. Doch plötzlich nahen die Götter,
Stürzen im Aether einher mit gelbhellleuchtenden Schwingen,
Feſſeln im Nu die Gewalt der wild anſtürmenden Windsbraut,
Streckend zugleich dahin weißſchäumende Wogen der Salzfluth.
Und es erkennen die Schiffer das Zeichen der Rettung; ſie ſchauen
Freudig empor und ruhn nun aus von der furchtbaren Arbeit.
Preis Euch, Tyndaros Stamm, ſchnellfüßige Roſſebeſteiger. — —"

Und in folgenden, in denen nicht wie man gemeint hat (die Abgeſchmacktheit dieſer Meinung ſpringt in die Augen) von Prieſtern die Rede iſt, ſondern von denſelben, hier Kureten genannten, Dioskuren.

Erzumrauſchte Kureten, Beherrſcher der Waffen des Ares,
Die ihr den Himmel bewohnt und die Erd und die Fluth, o Beglücker!
Lebenerzeugende Hauche, der Welt glorreiche Erretter,

ihr das heilige Land Samothrakiens heimisch bewohnet,
rbliche, welche im Meer umirren, rettet in Drangsal,
ttelt empor die Wogen des Meers und die krachende
Waldung,
reitet einher mit eilendem Fuß aufstäubend das Erdreich,
kelnd in Waffen! Es birgt sich das Wild wenn ihr
brausend daherstürmt,
zum Himmel empor tönt Schrei und wunderbar Rau-
schen,
belnd empor auf steiget die Wolke des Staubs, wo ihr
wandelt.
aufs neu alsbald entblüht dann jegliche Blume.
ter, Unsterbliche ihr, Ernährer und wieder Verderber,
n ihr im Zorn entbrennt, ihr stürzt auch gegen den
Menschen,
et die Früchte dahin, die Besitzungen, ja ihn selbst
auch!
h, es stöhnt das gewaltige Meer in der untersten Tiefe,
hochgipfliche Bäume entwurzelt stürzen zur Erde;
mlischer Nachhall rauschet dahin durch flüsternde Blätter.
banten, Kureten, ihr hochgewaltigen Herrscher,
Dioskuren begrüß ich, des Zeus gepriesene Söhne,
lebendige Hauche, das Leben ernährende Lüfte,
m Olympos ihr hoch als himmlische Zwillinge thronet,
sthin hauchende, klärende, milde Erretter des Lebens,
er der Zeit, fruchtspendende, haucht, o Könige, Segen!

Um von der Beſtimmtheit, in welcher das Experiment in jener uralten Bilderſprache ausgeſprochen iſt, einen Begriff zu geben, müſſen wir wenigſtens Ein Beiſpiel ins Auge faſſen. Wir wählen dazu ein Bild, welches ſowohl von mythologiſcher als von phyſikaliſcher Seite leicht zu verſtehen iſt. In Bezug auf dieſe letzte müſſen aber im Voraus die Figuren, welche in dem Bilde vorkommen, nach ihrer ſich in allen Bildern wiederholenden Bedeutung angegeben werden. Die beiden Dioskuren (Kaſtor und Pollux) welche ſtets ſo gegeneinander gezeichnet ſind, daß ſich der eine rechts-, der andere links herumdreht, bedeuten (wie ſchon geſagt) die entgegengeſetzten Elektricitäten, und zwar in derjenigen Geſtalt, in welcher ſie uns z. B. in den Polardrähten einer galvaniſchen Säule entgegentreten. Der Herkules bedeutet den Magnet, und zwar ein ruhender nach unten deutender Herkules: Erdmagnetismus, oder denjenigen Magnetismus, welcher in der Nordhälfte der Erde vorherrſchend iſt; denn auf dieſe Hemiſphäre beziehen ſich alle naturwiſſenſchaftlichen, in dem Bilde niedergelegten Erkenntniſſe der Alten, alſo: Südmagnetismus. Waſſernymphen bezeichnen Waſſer. Das alterthümliche Bild, von welchem wir nun ſprechen wollen, iſt folgendes. Es ſind drei Waſſernymphen abgebildet, unter deren Füßen ein Herkules liegt. Neben den Nymphen ſtehen die Dioskuren, auf jeder Seite einer. Sie haben bedeutungsvolle Attribute, von denen wir hier nur Eins erwähnen wollen. Derjenige

nämlich, welcher die poſitive Elektricität bezeichnet, und ſich links herumdreht, hat einen Stab, welcher durch eine Spitze zum Speer geſtaltet iſt, während der Stab des ſich rechtsumdrehenden Dioskuren, welcher die negative Elektricität bedeutet, keine Spitze hat. Jeder der Elektricitätslehre kundige weiß, wie charakteriſtiſch die Spitze für die poſitive, und wie charakteriſtiſch der Mangel der Spitze für die negative Elektricität iſt. Das bedeutendſte in dem Bilde iſt nun aber der Tanz der Nymphen; diejenige nämlich, welche dem poſitiven Dioskuren zunächſt ſteht, dreht ſich links herum, die dem negativen Dioskuren zunächſtſtehende rechts herum und die mittelſte ſteht unbewegt, indifferent. Nach der vorher angeführten, aus einer großen Anzahl von Bildern ſich ergebenden Bedeutung der Figuren heißt nun das Bild in moderne phyſikaliſche Sprache aus der alterthümlichen Zeichenſprache überſetzt: Wenn man Waſſer über einen Magnet ſtellt, und zwar über das Südpolarende deſſelben, und in das Waſſer die Polardrähte einer galvaniſchen Säule taucht, ſo entſtehen im Waſſer Drehungen, und zwar am poſitiven Polardrahte Wirbel links herum, am ſüdlichen Polardrahte Wirbel rechts herum, während die Mitte des Waſſers unbewegt, indifferent bleibt.

Man ſieht, daß dieſe Art, das Experiment zu bezeichnen, eben ſo genau iſt, als diejenige, welcher ſich die modernen Phyſiker bedienen, indem ſie die Art, wie das Experiment angeſtellt wird, ſelbſt in der Abbildung darſtellen; und die

alte Bezeichnungsart hat noch den großen Vorzug, daß in ihr alle diejenigen unzähligen Arten mit angegeben ſind, in welche das Erperiment abgeändert werden kann, während die andern Abbildungen immer nur Eine Art zu experimentiren anzeigen. Jedes alte Bild drückt das durch Experiment darſtellbare Phänomen, die eigentliche Naturerſcheinung auf die allgemeinſte und doch ſchärfſte Weiſe aus, während jede entſprechende moderne Abbildung uns anzeigt, wie ein beſtimmter Phyſiker mit beſtimmten Inſtrumenten auf beſtimmte Weiſe ein einzelnes Mal die Erſcheinung hervorgebracht hat.

Nicht nur wenige einzelne Bilder können wie das angeführte gedeutet werden, ſo daß man in ihnen Erſcheinungen dargeſtellt findet, welche zum Theil erſt in der allerneuſten Zeit von modernen Phyſikern entdeckt worden ſind, ſondern hunderte; ja dem kundigen Blicke ſtellen ſich ganze Gruppen zuſammen, die ſich gegenſeitig erläutern. Auch nicht nur der Mythos von den Dioskuren erſcheint in phyſikaliſcher Bedeutſamkeit, ſondern alle Mythen, je mehr man auf ihre Grundgeſtalt zurückkehrt, ſie von den Umgeſtaltungen befreit, die ihnen ein ſpäterer Geiſt anthat, der ihre wahre Bedeutung nicht mehr erkannte und den fremdgewordenen Stoff zu ihnen urſprünglich ganz heterogenen Zwecken verwendete. Zahlreiche Beiſpiele findet man in dem Werke, in welchem Schweigger ſeine Entdeckung niedergelegt hat: Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwiſſenſchaft.

Schon aus dem Angeführten geht hervor, daß hier nicht von einer möglicher Weiſe zufälligen Analogie die Rede iſt, ſondern, daß Uebereinſtimmungen ſtattfinden, welche unmöglich zufällig ſein können. Andrerſeits iſt jedoch auch nicht zu läugnen, daß Gründe der Schweiggerſchen Auffaſſung entgegenſtehen, welche für ſich allein betrachtet, die Unmöglichkeit derſelben klar zu beweiſen ſcheinen.

Wann ſoll jene verlorengegangene Weisheit exiſtirt haben? Widerſpricht es nicht der Würde des menſchlichen Geiſtes ſchlechthin, daß er, was er einmal als Wiſſen beſeſſen, gänzlich wieder aus der Erinnerung verloren haben ſoll? Wie kommt es, daß ein ſo vereinzelter Theil der Naturwiſſenſchaft, wie die Lehre von Elektricität und Magnetismus iſt, vorzugsweiſe Gegenſtand und Inhalt jener alten Weisheit geweſen? Unmöglich kann zufällig nur dieſer Theil von einer ausgebreiteten Kenntniß in den Ueberreſten ſich erhalten haben; — und ſollte der tiefſte, ſchwierigſte Theil der Phyſik derjenige ſein, welcher zuerſt, ja allein entdeckt worden wäre?

Auf die Beantwortung dieſer Fragen und Einwürfe geht Profeſſor Schweigger nicht tiefer ein, — er ſtellt ihnen die große Thatſache ſeiner Entdeckung entgegen. Sie ſind jedoch wohl werth zum Gegenſtand einer eigenen Unterſuchung gemacht zu werden, denn aus ihrer befriedigenden Beantwortung wird ſich die Entdeckung erſt vollkommen

ſicher ſtellen, und dann ſelbſt dazu dienen das dunkle Gebiet der erſten Entwickelung des Menſchengeiſtes aufzuklären. Ich behalte mir daher vor in dieſer Vierteljahrſchrift ſpäter in einem Aufſatze „Beitrag zur Urgeſchichte des Menſchengeſchlechts" auf die Beantwortung jener Fragen einzugehen.

Jahreszeiten.

Eine

Vierteljahrſchrift,

der

Unterhaltung und der Beſprechung von Zeitintereſſen

gewidmet.

Unter Mitwirkung der ausgezeichnetſten Schriftſteller

herausgegeben

von

Oswald Marbach.

Winter, 1839.

Leipzig,
J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.
1839.

Inhalt.

Seite.

Die Erben. Novelle von Friedrich von Heyden . 1

Rivalin und Blanscheflur. Von G. O. Marbach. 126

Der Abenteurer und die Kleinſtädter. Novelle von Julius von Mörner 186

Ueber den jetzigen Standpunkt des Theaters und der dramatiſchen Literatur in Deutſchland. Von Richard Morning . . . 261

Die Erben.

Novelle

von

Friedrich von Heyden.

Es wird gegenwärtig der Satz oft behauptet und verfochten: „daß die Wahrheit oder das Richtige immer in der Mitte liege.“ Wer unbefangen und gründlich die Dinge, wie sie waren und sind, erwägt, wird dem schwerlich mit voller Ueberzeugung beitreten. Die Wahrheit kann sich eben so wohl an einem der beiden Enden befinden, als in der Mitte, und sehr oft scheint diese gerade der letzte Punkt, wo sie zu suchen, oder zu finden ist. Jeder Satz hat seinen Gegensatz; ist der erste ewig, wird es auch der zweite sein, und so ist die Ausgleichung beider in der Mitte unmöglich. Die Extreme müssen geschieden bleiben. Sitte und Leidenschaft sind solche Extreme. Die Tugend, welche allein Wahrheit ist, gebietet die Sitte. Man würde sehr unrecht thun in der Sitte, der Leidenschaft, wenn diese zu gleicher Höflichkeit sich bequemen möchte, auf halbem Wege entgegen zu kommen, wie Karl der Siebente von Frankreich dem Herzoge Johann von Burgund auf der Brücke

von Montereau, um mit ihr in der ſogenannten richtigen Mitte zu unterhandeln. Man übte dabei eine jämmerlich ſchwache Sitte, und die Leidenſchaft bliebe überall was ſie war. Man thut am beſten auf dem einen Ende bei der Sitte zu bleiben, die Leidenſchaft zu laſſen wo ſie iſt, und die richtige Mitte denjenigen einzuräumen, die nicht kalt, nicht warm ſind. Das erſte iſt ohnehin ſo leicht nicht, und ſchließt jegliche Halbheit aus, mit der auch der Leidenſchaft nichts gedient iſt, denn wo es zur Höllenfahrt kommt, wüßten wir nicht, daß der böſe Feind jemals weniger in Anſpruch genommen hätte, als den ganzen Mann.

Die ſchönſte Verklärung der Sitte iſt die Liebe; die höchſte Potenz der Leidenſchaft die Rache. Beide haben ihre Wolluſt, und der Menſch, im unbeſchränkten Drange ſeiner Triebe, begehrt die eine wie die andere in glühender Fülle. So erklärt ſich die Vendetta der Korſen und anderer unerzogener Völker, die ſich ein Jahrhundert lang forterbt, von Geſchlecht zu Geſchlecht, und blutende Opfer fordert von allen Generationen, bis der letzte Enkel, mit den Freveln ſeiner Ahnen und ſeinen eigenen befleckt, auf dem Schauplatz allein übrig bleibt, ein einſamer Verbrecher. Wirklich, man frage nur jeden Schwerbeleidigten, hat auch die Rache unausſprechliche Süßigkeit. Es giebt Lagen, in denen faſt Jeder, im Momente der Kränkung, ſie üben würde mit Entzücken, wenn er nur dürfte. Zum höchſten Glücke darf er es ſich nicht geſtatten, wenn er

er Sitte treu bleibt in ihrem äußerſten, von der Mitte ntfernten, Standpunkte.

Das Chriſtenthum ſtieg vom Himmel, und ließ das Gitter fallen vor die Höhle der Rache, das ſeine Beken- er nicht berühren. Es iſt aber nicht verſchloſſen mit dem Zauberſiegel des Salamon, das nur Talismane löſen. Oft ehört nur ein Schritt zum Abfalle. Dieſes iſt Ordnung öchſter, göttlicher Weisheit. Die Tugend iſt kein Blu- nenlager, auf dem der Menſch ſich läſſig und ſicher hin- recken mag, wie Tityrus unter den Schatten der Buche. Sie ſoll unausgeſetzt die Kraft des Ringens üben. Da ie Rache ſo nahe liegt; da ſie ſo ſüß iſt, muß die ſittli- he Natur ſtets wachſam, ſtets vollſtändig gerüſtet ſein, im Kampfe mit der Anfechtung obzuſiegen. Nur ſo erwirbt ch das Heil. Noch mehr. Keine Sünde ſtirbt ohne Nachlaß. Das iſt die Rache, die der Gott vom Sinai immt an den kommenden Geſchlechtern bis ins dritte nd vierte Glied. Nicht bloß phyſiſche Gebrechen pflanzen ch fort, ſittliche nicht minder, oder, eigentlicher geſagt, e pflanzen ihre Wirkungen fort durch mehre Geſchlechter, nd ſo erwächſt das Tragiſche, indem oft perſönlich un- huldige Enkel ſchmählich zu Grunde gehen in Folge der Verbrechen ihrer Ahnen. Wer daher die Fauſt heben öchte, Rache zu nehmen am Feinde, ſoll nicht allein iner ſittlichen Pflicht, er ſoll ſeiner Nachkommen geden- n, und erwägen, daß, wenn auch er die Folge gering-

ſchätzt für ſich, es bei ihm nicht abgethan iſt; daß er einen Drachenzahn ſäet, deſſen volle reiſe Aehre ſich ausſchüttet über den Häuptern ſeiner Kinder, ſeiner Enkel, um ſie rettungslos zu zerſchmettern. Nur Ergebniſſe ſolcher Art ſind der Kunſt des Dichters würdig, die ewige Harmonie geſtalten ſoll. Die Rache für ſich iſt in ihr ein entſetzlicher Mißton. Die Poeſie muß ſich von ihr abwenden. Verſuchen wir ein Bild ſolcher erſchütternder Nachwirkung unmenſchlicher Rache zu entwerfen.

Sicilien, jenes Land der großartigen Ruinen ſo vieler und verſchiedener Staaten- und Völkergeſtaltungen, wird, neben dem Theater von Taormina und den Rieſentrümmern des Jupitertempels von Selinus, jetzt keine Spuren mehr zeigen von dem, was etwa in den Jahren eintauſend fünfhundert und einige ſechzig das Schloß des Marcheſe di Selvaneva unſern Catania war. Es vereinte Alles, was Pracht und Größe des Feudalweſens Imponirendes erſchwingen mochte, und jene wunderbare Landſchaft, mit dem Aetna im Hintergrunde, fügte der Stattlichkeit des Baues alle Zauber der Lage hinzu. Don Gaetano, der damalige Herr, war kein Eingeborner, ſondern ein Corſe aus adeligem Geſchlechte und Eigenthümer großer Güter auf der vaterländiſchen Inſel. Er hatte ſie verlaſſen, um ſich in Sicilien mit der Erbtochter des

Hauſes Scivanera zu vermählen, ihren Namen anzunehmen, und auf ihren Beſitzungen zu wohnen.

Man wußte in Sicilien von dieſem Edelmanne nichts Gutes zu ſagen und nichts Uebles. Ein düſterer, die Einſamkeit liebender Mann, der nicht halb die Bedeutung in Anſpruch nahm, zu der ihn ſein Reichthum berechtigte. Seine Menſchenfeindlichkeit blieb nicht unbeſprochen, wenn auch unaufgeklärt. Thaten ſchwerer Blutrache, die er in Corſika, noch in jungen Jahren, an einem anderen adelichen Hauſe verübt, ſollten, ſo hieß es, ſein Gewiſſen belaſten. Man erzählte entſetzliche Geſchichten in dieſer Beziehung, aber ohne alle Bewährung und mit hundert Verſchiedenheiten. Sie hörten endlich auf die Angelegenheit der Umgegend zu ſein, nachdem ſie ſeither nichts Beſſeres werden können, als ihr Mährchen. Don Gaetano war überaus fromm und andächtig. Alle Wallfahrtsorte, die damals im Gebrauche waren, ſogar St. Jago von Compoſtella in Spanien, hatten ſeine Demuth geſehen und ſeine Büßungen. Man fing zuletzt an davon erbaut zu werden, nachdem man ſich lange damit unterhalten, von ſo großer Selbſtpeinigung auf noch größere Sünden zu ſchließen. Mit Standesgenoſſen pflegte er wenig Umgang, und ſie bemühten ſich wenig um ihn, weil ſie ihn langweilig fanden. Seinen Untergebenen blieb er auffallend fremd, weil Donna Conſtanzia, ſeine Gemahlin, eine Dame von eben ſo viel Geiſt, Thatkraft und Würde, als Schönheit, ſich durch-

auf als Gipfelpunkt aller grundherrlichen Machtvollkommenheiten darſtellte, und ihr Gemahl, den ſie ſonſt mit verzüglicher Rückſicht behandelte, durchweg damit einverſtanden war, den König im Schach darzuſtellen.

Leider war Donna Conſtanzia unlängſt in noch blühendem Alter, mit Hinterlaſſung eines Sohnes und einer Tochter, geſtorben, und der Sohn Don Ildefonſo, ein ſchöner liebenswürdiger Cavalier von etwa zwanzig Jahren, hatte die Stelle der Mutter ſo entſchieden eingenommen, daß vom Vater weniger die Rede war, als je. Er, und ſeine Schweſter Donna Roſalia, etwa ſechzehn Jahre alt, waren die Lieblinge der Gegend, und verdienten es.

Das Schloß, im gemiſchten mauriſch-gothiſchen Style gebaut, krönte eine Höhe, und alle Abhänge, bis weit in die Ebene, prangten eine bewunderungswürdige reizende Fülle von ſchattigen Orangen- und Weingärten. Eines jener ſüdlichen Paradieſe, die das unvollkommenſte Bild beſſer wiedergiebt, als die ſchwülſtigſte Beſchreibung.

An der weſtlichen Seite ſchloß ein wildes maleriſches Gebüſch von Lorbeer und Oleander, das hohe Pinien, Palmen und Cypreſſen überragten, die Anlagen. Dieſer Aufſchuß umgab die Trümmer eines antiken Tempels, deſſen Säulen und Friese von weißem Marmor, zum Theile am Boden umherlagen. Ein entzückender einſamer Platz, den eine ſilberklare Quelle, die unter den Ruinen entſprang, kühlend durchrieſelte. Wer auf den Trümmern ſaß, und

ſich an die noch übrige Wand der Cella des Tempels lehnte, hatte, umgeben von Blüthen und Blumen, den gewaltigen Aetna im Angeſichte, der ſeine Dampfwolken durch die tiefblauen Lüfte wirbelte.

An dem Morgen, der uns in dieſe Begebenheiten einführt, dehnte auf dieſer romantiſchen Stelle kein Beſſerer, als ein junger Ziegenhirt, barfuß, wenig mehr bekleidet, als ſo weit das Schaaffell ausreichte, das um ſeine Schultern hing, während ſeine Heerde theils im Schatten ruhte, theils die Geſträuche berupfte.

Plötzlich rauſchte es in den Hecken, und zwei Pilger traten hervor, und kamen auf den Knaben zu.

So wenig ihre Kleidung, die damals ganz gewöhnlich war, ſie auszeichnete, um ſo auffallender machte ſie ihre übrige Erſcheinung, die mit grauem langen Leinenkittel, Muſchelhut und hänfenem Gürtel im Widerſpruche erſchien. Der ältere von Beiden ragte hoch über gewöhnliche Männerlänge hinaus. Sein Körperbau zeigte, neben gewaltiger Kraft, die herrlichſten Formen. Das Antlitz, von der Sonne gebräunt, großartig und edel in allen Zügen, aber mit einem Ausdrucke von herriſchem Stolze, mächtigem Trotze und ſtürmiſcher Wildheit, der an die Unterjochung aller Umgebung gewöhnt ſchien. Aus den Augen funkelte ein verzehrendes Feuer. Ein Zucken des Hohnes bewegte die tiefrothen Lippen. Ein dichter, lockiger Bart, ſchwarz wie der Flügel des Raben, reichte lang auf die Bruſt, wohlgepflegt.

als besitze die Gewohnheit, ihn in Strömen von Rosenwasser zu baden, und erhob die Stärke des entblößten strotzenden Nackens. Miene, Haltung, Gang, Anstand offenbarten hohe Majestät. Ein klassischer Träumer an dieser Stelle möchte gemeint haben, der olympische Zeus sei niedergestiegen, die alten Heiligthümer seiner Gottheit hier wieder aufzusuchen.

Der Andere, im schönsten Jünglingsalter, schlank, hoch, gewandt, nahm in dem Maaße für sich ein, als der Erste abschreckte. Seine Züge waren mild und unbeschreiblich, man könnte sagen, idealisch schön. Aber auch ihnen fehlte die harmlose Heiterkeit der Jugend. Ein gewisser Ausdruck von Schwermuth und Sinnigkeit beherrschte das reizende Antlitz.

Der Aeltere redete den Hirten mit voller kräftiger befehlender Stimme an: „Ist jenes das Schloß des Gaetano Lanzi?"

„Nein, frommer Mann, — war die Antwort, — des Herrn Marchese Gaetano di Severera."

„Einerlei —, auch der Herr Marchese Gaetano Severera ist meiner Nachfrage werth. Befindet sich Seine Excellenz im besten Wohlsein?"

„Ja, — so viel ich weiß."

„Das ist eine Nachricht, die ich überaus gern vernehme, denn wenn Seine Excellenz einen Arzt brauchen sollte, würde ich Niemand die Ehre gönnen als mir selbst.

Dieſelbe zu bedienen. Meine Theilnahme an dem ſehr geehrten Herrn Marcheſe iſt ſo aufgezeichnet, daß ich unmöglich unterlaſſen kann über ihn nähere Erkundigungen einzuziehen."

Und nun folgten in ſtürmiſcher Haſt eine ſolche Menge Kreuz- und Querfragen über den Marcheſe, ſein Leben, ſeine Beziehungen, ſeine Familie, daß der Hirtenknabe, der zum Glück zur Wirthſchaft des Schloſſes gehörte, allen ſeinen Athem brauchte, ſie zu beantworten. Auch auf des Gutsherrn Beziehungen in Corſika kam die Rede, und der Hirt dichtete alle Geſchichten auf, die in Betreff deſſen in der Gegend umliefen, wobei des Pilgers Züge zwiſchen ſummer Wuth und grimmig lächelndem Spotte wechſelten. Endlich wurde gefragt: „ob es wahr ſei, daß der Marcheſe ſich vorgeſetzt eine Reiſe nach Corſika in Kurzem anzutreten?" — Der Hirt bejahte. Der Herr Marcheſe werde dahin in Kurzem abgehen, um dort auf ſeinen Gütern gewiſſe religiöſe Gelübde zu erfüllen. Ein Schiff für ihn liege ausgerüſtet im Hafen von Catania, und da das Meer, der Türken wegen, nicht ſicher ſei, würden ihn zwei maltheſiſche Galeeren begleiten.

Der Pilger ſchlug eine hohe Lache auf, meinte, unter ſolchen Umſtänden könne man nichts thun, als Seiner Excellenz eine glückliche Reiſe und den Türken den Teufel auf den Hals wünſchen. Und damit entließ er den Hirten, beſchenkt mit einigen Goldſtücken, die dieſen in ſo hohes, ihm

diges Erstaunen versetzten, daß er eilig seine Heerde zusammentrieb, und sich davon machte.

Der junge Pilger hatte weit abwärts Platz genommen, ohne auf das Treiben seines Gefährten zu achten, ohne auf sein Gespräch zu hören. Seine Blicke schweiften in der Landschaft umher, deren Reiz seine ganze Aufmerksamkeit fesselte, hafteten zuletzt auf dem Aetna, und den seltsamen, immer wechselnden, riesenhaften Formen, zu welchen die Rauchwolken sich in der Luft gestalteten, die grau, dicht und unausgesetzt dem Krater entquollen. Zuletzt nahm sein Auge den Ausdruck an, welcher bezeichnet, daß es die äußeren Erscheinungen nicht mehr wahrnimmt, weil es die Sehkraft der innern Traumwelt zuwendet, und die holde Gestalt wäre leblos erschienen, wenn ihre Hände nicht einen Rosenkranz von Lapislazuli und Goldperlen, von der Art, wie ihn die Bekenner des Islam gebrauchen, zwischen den Fingern hätte spielend hingleiten lassen.

Der ältere Pilger näherte sich dem Jünglinge, und blieb eine Weile neben ihm stehen, ihn mit scharfem Blicke unbemerkt beobachtend. Seine stolze Miene wurde nachdenklich. Endlich schlug er ihn derb auf die Schulter, wovon der Jüngling erwachte und auffuhr.

„Nun, — sagte der Andere, — Du sitzest wieder in Deinen Verzückungen wie ein halbtoller Santon. Ich fürchte Du wirst mir wenig ähnlich werden. Was mir an Deiner verstorbenen spanischen Mutter wohlgefiel, kleidet

Dich keineswegs. Du warst zu lang unter den Weibern Daß man jungen Hunden früh warmes Blut zu saufen geben muß, wenn sie einst packen sollen, wußte ich wohl, nicht aber, daß bei Menschen das Gleiche von Nöthen. Ich meinte das eigene angeerbte väterliche Blut wirke da genugsam von innen. Hätte ich noch einen zweiten Sohn, würde ich ihn anders abrichten. Aber man wird nur durch Erfahrung klug."

„Vergieb — erwiederte der Jüngling, — diese Gegend entzückte mich."

„Thorheit — eine Gegend ist wie die andere, das Meer ausgenommen, die einzige Gegend die mir zusagt, und (er deutete auf den Aetna) an jenem Badstubenofen ist vollends nichts Besonderes."

„Und eben der ist es, der mich zumeist mit Erstaunen erfüllte. Solch Bild der Schrecken neben dem seligen blühenden Frieden umher."

„Dergleichen kommt auch anderswo vor, junger Träumer. Daran muß man sich gewöhnen, besonders wenn man sich selbst ein ähnlich Ding weiß, wie jener Berg."

„Ich wäre lieber dieses entzückende blühende Thal."

„Pfui Knabe."

„Schilt mich nicht. Was sah ich bisher von der Welt. Einige Gärten, dann die finstern Mauern der Kastelle am Bosporus, zuletzt dumpfe Schiffsräume und das einförmige Meer."

„Hätte dieſes Meer nicht bereits Thaten von Dir geſehen, die mich ſcheu machen, würde ich die Verachtung rächen, die Du ihm bezeigſt. Dieſes verachtete Meer iſt der Schauplatz Deiner künftigen Größe. Als ich Dich mit mir nahm zu dieſer Wanderung ins Land, bezweckte ich keineswegs Dich mit Naturſchauſpielen zu unterhalten.“

„Nicht? und ich meinte doch wirklich nicht anders, als daß Du die Liebe beweiſen wollen, mir die Herrlichkeit der Welt zu zeigen. Oder was weißeſt Du ſonſt mit mir?“

„Was der Jäger will, der den jungen Spürhund auf die Jagd mitnimmt; ihn anzulernen.“

„Anzulernen! wozu? — Ich verehre Deinen Willen mit ſchuldigem Gehorſam. Was Du mir gebieteſt, habe ich Muth und Entſchluß, ohne eigenes Nachdenken, zu vollbringen. Aber haſt Du mir jemals Etwas von Deinen Abſichten, Vorſätzen mittheilen wollen?“

„Nein. — Nur Weniges ſchwatzen. Ich eröffne keinem Sterblichen die geheimen Kammern meiner Bruſt; auch Dir nicht. Nur zur rechten Zeit erfahren meine Werkzeuge von mir ſo viel als mir eben dient. So ſtehe ich da in der Welt, ein wunderbarer unauflösliches Räthſel. Nur ein ſolches iſt furchtbar überall. Wer den Menſchen nicht Etwas zu rathen giebt, kann ſie nicht beherrſchen.“

Eine Pauſe folgte. Dann deutete der Jüngling auf das Schloß und fragte: „Weſſen iſt jener Pallaſt?“

„Wie, Knabe, das weißt Du nicht?“

„Wie ſollte ich.“

„So hörteſt Du nicht mein Geſpräch mit jenem Hirten?“

„Ich habe nicht darauf geachtet, und es alſo auch nicht gehört.“

„Hm — gut vielleicht, — wenn auch herzlich dumm. Noch einmal, es iſt Zeit daß Du dieſes träumeriſche untaugliche Weſen abthuſt.“

„Du befahlſt mir nicht aufzumerken.“

„Soll ich Alles befehlen?“

„Ja.“

„Jener Pallaſt gehört dem Markeſe Gaetano di Selvanera.“

„Das iſt wohl ein großer mächtiger Baron?“

„Man ſagt. Ein großer Schuft obenein.“

„Kennſt Du ihn, mein Vater?“

„Wie man's nimmt. Ich kannte einſt einen Gewiſſen der noch nicht Gaetano di Selvanera hieß, und da es die Art aller Schlangen iſt, daß ſie die Haut wechſeln, kam ich nur her, um zu erforſchen, ob jener Gewiſſe, wie das Gerücht ſagte, ſich wirklich in den ſehr achtbaren Herrn Markeſe verwandelt, und ob ich in dieſer ſtattlichen Perſon wirklich meinen alten Bekannten zu verehren habe.“

„Willſt Du ihn aufſuchen?“

„Nicht jetzt, nicht hier. Wenn wir uns begegnen,

muß es mit gehörigem Anſtande geſchehen. Der Herr Markeſe muß mit dem erſten Blicke ſehen, wen er vor ſich hat."

„So haſt Du ein Geſchäft mit ihm?"

„Ja."

„Welches? wenn ich es wiſſen darf."

„Wir haben gegenſeitige Rechnungen für gelieferte Waaren zu quittiren."

„Iſt das ſo umſtändlich?"

„Nein, — nur daß es aus einem eigenen Dintenfaſſe geſchehen muß, das der Herr Markeſe nicht im Gürtel trägt wie unſere Schreiber die ihren. Er bewahrt es tiefer. — Aber laß uns gehen."

Er wendete ſich. Der Jüngling wollte ihm folgen, ſchien aber ſich nicht losmachen zu können vom Anblicke der Gegend, zauderte als wolle er ihr Bild in die Seele drücken, und mit ſich fortnehmen. Der Aeltere kehrte zu ihm zurück, und ſprach mit einer Art von Feierlichkeit.

„Iſt es doch Knabe, als wenn Du von hier nicht fort könnteſt. Darin iſt ein geheimer Zug, meine ich, denn das weiß ich, wie es viel wunderbare geheimnißvolle Beziehungen im Leben giebt. Man darf ſich ihrer nicht entſchlagen. Sie ſind Weiſungen höherer Mächte; alle Räume ſind voll von Geiſtern, die angeordnet werden uns in der Dunkelheit die Pfade zu bezeichnen, auf denen wir ſchreiten ſollen. Dieſe führen gemeinhin am nächſten

zum Ziele. Möchteſt Du ein paar Stunden hier zurückbleiben?“

„Ich möchte.“

„Ich will es erlauben. Deine jugendliche wehrloſe unverdächtige Geſtalt gewähret Dir völlige Sicherheit. Du weißt, wo ich zu finden bin und daß wir die Nacht in unſerem Schlupfwinkel erwarten müſſen, weil nur dieſe unſeren Rückzug unbemerkt ausführen läßt. Streife hier umher wie Du willſt. In dieſer Tageszeit wird ohnehin Dir ſchwerlich Jemand begegnen. Noch vor Abend finde Dich bei mir ein. Den Weg kennſt Du. — Ueberdieß wird jedes Haar auf Deinem Haupte bewacht. — Sie erzählen ein Mährchen auf dieſer Inſel, von einer Peri der alten Heiden, welcher der böſe Feind hier einſt ihre Tochter geraubt, und die ſie lange mit einer brennenden Fackel geſucht. Ich würde hier eine Fackel anzünden, die ganz anders leuchten möchte, wenn ich zu Nacht Dich Ausgebliebenen ſuchen müßte. Es würde ſo hell werden, daß ich nicht fehlen könnte Dich zu finden.“

„Sei unbeſorgt, mein Vater.“

„Wie kindiſch Du wieder biſt. Bildeſt Dir, ich ſehe es an Deinen Mienen, wieder ein, ich wolle mich nur Deiner Neugier gefällig zeigen. Nein. — Umkreiſe das Schloß Selvaneras. Suche es möglich zu machen, daß Du heimlich ihn ſelbſt zu Geſichte bekommſt, oder ſeine Kinder;

daß Dir ein Bild aufgeht von ſeinem ganzen Glück. Merke auf, berichte mir Alles."

„Ich will, aber wozu?"

„Du haſt eine wahre Leidenſchaft zu fragen, und weißt doch wie geizig ich bin mit Antworten. — Was thut die Katze, ehe ſie die gefangene Maus erwürgt?"

„Sie ſpielt mit ihr."

„Nun, — Du Frager, — möchteſt Du Dich nicht wieder erkundigen, warum ſie ſo thut?"

„Warum alſo?" —

Der Pilger lächelte mit einem unbeſchreiblich grimmigen Hohne, dem Tiger ähnlich, wenn er Blut leckt, und ſagte: „Weil ſie dafür zureichende Gründe hat, und die habe ich auch. Willſt Du mehr wiſſen, — frage die Katze."

Damit eilte er eilig fort, den jungen Mann zurücklaſſend. Bald hatte er eine jener vulkaniſchen Schluchten erreicht, die, Riſſe alter Erdbeben, ſo oft den milden Boden jener Inſel durchſchneiden. Durch dichtes Gebüſch drang er vor. Bald erſchien am Ende der Kluft das blaue Meer. Nun ſtand er auf einem hohen Felſenufer über einer geheimen vom Lande faſt unzugänglichen verlaſſenen Bucht. Dort ankerte eine bewaffnete Schebecke, mit Geſtalten bemannt, deren eigene Verkleidung nicht errathen ließ, welchem Volke ſie angehörten. Der Pilger winkte, und ſtieg zu ihnen auf ſchwindlichen Pfaden ſicher hinab.

Kaum hatte der Vater den jungen Pilger verlaſſe. als er, wie eines beängſtigenden Druckes entledigt, hoch aufzugehen ſchien. Das Lächeln eines glücklichen Kindes verklärte ſeine Züge. Er ſchwebte zwiſchen den Ruinen hin und wieder, weniger mit ihrem Anblicke beſchäftigt, er mochte viel Aehnliches ſchon geſehen haben, als mit den blühenden Pflanzen umher. Er brach einen Zweig des Oleander, voll von hochrothen Blumen, und ſteckte ihn ſpielend an ſeinen Hut. Aber es zog ihn fort. Er wandelte weiter, immer am Rande der Gärten, die das Schloß umgaben, freudig umherſehend, oft die Arme ausbreitend, wie um die reizende Schöpfung ans Herz zu drücken. Er gewährte das Bild eines ſchuldlos Glücklichen.

Noch nicht zu weit weſtwärts war er gewandelt, als ihm auf offener Straße ein alter Mann entgegen kam. Der Jüngling beachtete ihn nicht, und wollte grüßend an ihm vorbeigehen, als ihm jener im rauhen Tone „Halt“ gebot.

Beide ſtanden ſich gegenüber. Der Andere hatte wildes verworrenes Haar, und eben ſolchen Bart, die ſchon ins Grau ſpielten. Kein unheimlicheres Antlitz war denkbar. Ganz von Furchen durchzogen, ſtand es, ein Schlachtfeld tödtlicher Leidenſchaften. Zwiſchen dieſen buſchigen zuſammengezogenen Augbrauen lauerte der Mord. Grimmiger Haß preßte dieſe frechen Lippen zuſammen. Aus den tiefliegenden, ſchwarzen Augen funkelten Wuth und Tücke.

Der Anzug war ſehr ſtattlich, mit Gold beſetzt, eine Livree. Der Dolch ſteckte im Gürtel.

Lange ſtarrte er dem jungen Manne ins Angeſicht, und es ſchien ihm im hohen Grade zu mißfallen, denn alle verſchiedenen Bezeichnungen ſeiner Züge gingen über in den Ausdruck einer unterdrückten thieriſchen Wuth. Endlich fragte er zornig.

„Wer ſeid Ihr — ? — was wollt Ihr?“

„Mein Kleid ſagt was ich bin. Ich will Niemand übel.“

„Aber wie heißt Ihr?“

„Demetrius Chriſocaſtro.“

„Wo ſeid Ihr her?“

„Aus Cypern. Ich bin auf einer Wallfahrt nach Loreto, und da das Schiff hier angelegt, und kurze Zeit verweilt, ging ich ans Land, um an mehrern Orten gelobte Andachten zu verrichten.“

„Ihr ſeid ja gewaltig fromm. — Aber es iſt nicht wahr, — es iſt Alles gelogen.“

„Ihr ſeid ſehr voreilig, über einen harmloſen Unbekannten, der nichts von Euch begehrt, abzuſprechen.“

„Unbekannten? — He! — Den Teufel auch unbekannt. Ihr habt da ein hölliſch bekanntes Geſicht. Ein ganz verfluchtes Geſicht, das mir die Galle erregt. Ich hätte Luſt meinen Dolch zu nehmen und es zuſammenzukratzen, daß kein Zug derſelbe bliebe.“

Dem Jüngling war es neu, ſein ſchönes Geſicht getadelt zu ſehen. Er lächelte.

„Nun noch gar dieſes Grinzen, — eiferte der Alte. Das ſind die verfluchten Hunde, wie ſie leibten und lebten. Ich dachte es wäre keiner mehr von dem Wurfe vorhanden. — Hört, Ihr ſeid nicht aus Cypern. Ihr ſeid aus Corſika.“

„Ich habe mit Corſika ſo wenig gemein als mit Mekka.“

„Und wie heißt Ihr?

„Demetrius Coriſocaſtre.“

„Nochmals gelogen. Ihr heißt Valori.“

„Dieſen Namen hörte ich in meinem Leben nicht.“

„Ha, ha — will Euch ſchon auf den Zahn fühlen; will zuſehen, welches Geſicht Ihr ſchneidet, wenn ich Euch etwas zeigen werde, wovon Ihr die Peſt in den Leib bekommt, wenn Ihr ein Valori ſeid. — Kennt Ihr das? —“

Damit riß er ſein Kleid auf, und entblößte ſeine breite hohe zottige Bruſt. Auf der linken Seite erſchien ein blutrothes eingeätztes Zeichen, das widerlich und ſchauerlich abſtach. Das Bild eines Herzens, in deſſen Mitte ein V, mit einem Dolche durchſtochen.

Der Jüngling lächelte unbefangen und entgegnete: „Was iſt daran wunderbares. Jeder Schiffsknecht trägt ähnliche Zeichen auf Bruſt und Armen.“

„Aber das V: — was heißt das V zum Dolche?“

„Wie kann ich das wiſſen.“

„Das heißt" — „Jedem Valeri den Dolch ins Herz!"

„Meinetwegen."

„Habt Ihr nicht auch ein Zeichen auf der Bruſt?"

„Poſſen. — Laßt mich gehen."

„Nicht Poſſen. — Her mit Eurer Bruſt. Ich will nachſehen."

Damit packte er den Jüngling mit rohen Fäuſten, und wollte ihm gewaltſam das Kleid von der Bruſt reißen. Dieſer ſträubte ſich kraftvoll. Es gab ein Zerren und Ringen hin und her, wobei der Pilger den Alten zu begütigen verſuchte, dieſer immer lauter ſchalt und tobte.

Da vernahm man Hufſchläge eines Pferdes. Ein junger ſtattlicher Cavalier, reich gekleidet, auf einem herrlichen Roſſe, ſprengte heran und rief. „Peppo — willſt Du wohl ablaſſen. — Fort ſage ich."

Der Alte prallte zurück, und zog ehrerbietig den Hut.

„Aber was haſt Du mit dieſem Pilger?"

„Excellenza — ich wollte nur nach ſeinem Zeichen ſehen, — denn es iſt gewißlich ein Valeri."

„Alter Narr — was geht Dich ſein Zeichen an, und was willſt Du mit Deinem Valeri. — Gehe in die Küche, es iſt bald Mittag. — Vergebt, guter Pilger, die Rohheiten dieſes alten Burſchen. Er iſt nicht wohl bei Verſtande. Wenn Ihr Erfriſchung bedürft, begebt Euch aufs Schloß, man wird Euch bedienen."

Und damit flog der junge Ritter von dannen, und der

Alte machte sich murrend, kopfschüttelnd, und mit der geballten Faust in der Luft fechtend, davon.

Der Pilger setzte unabgeschreckt seinen Weg fort. Es begegnete ihm Niemand mehr, aber er fing an die Hitze des Tages zu empfinden, als seitwärts in den Gärten, die nirgends umzäunt waren, ein dunkler breiter Gang von riesenhaften Cypressen sich aufthat, der sich ganz gerade hinzog bis ans Schloß. Mehre Springbrunnen warfen darin hohe Wasserstrahlen empor, und verbreiteten entzückende Kühlung, deren Hauch dem glühenden Wanderer einladend entgegenwehte. Er trat ein, von unwiderstehlichem Durste getrieben, um zu trinken, und als er sich erfrischt, gestattete er sich in diesem labenden Raume eine Weile hinzuwandeln. Ein Seitengang eröffnete sich, mit dem Blicke auf eine ganz mit Blumen bedeckte Höhe, zwischen denen weiße Marmorstufen zu einer Kapelle emporführten, von zierlichstem Baue, aus deren weit offenen Thüren die ewige Lampe schimmerte.

Ehe der Pilger sich des Entschlusses näher zu gehen klar bewußt wurde, stand er im Eingange der Kapelle, und blickte hinein.

Das Innere war edel und reich geschmückt. Vom Altare lächelte eins der seligen Madonnenbilder die Titian erfand. Davor am Boden lag ein schwarzer Leichenstein, der seltsam abstach gegen die ebenfalls mit weißen Marmor-

platten belegte Fläche. Auf dieſem Mahle kniete eine weibliche Geſtalt in weißen Gewändern unbeweglich.

Der Fremde meinte anfangs es ſei eine Bildſäule, da er nur den Rücken ſah. Ein leiſer Lufthauch hob und bewegte aber den Schleier, und er überzeugte ſich, daß eine Lebende ſich vor ihm befinde, die, im inbrünſtigen Gebete verſunken, nicht wahrnahm, was vorging in ihrer Nähe.

Er wünſchte ihr Antlitz zu ſehen, und ſchlich ſich hinter den Pfeilern hin, bis er, von einem derſelben verborgen, den Standpunkt fand, der ihm zeigte was er verlangte. Ein junges Mädchen von bewundrungswürdiger, rührender Schönheit. Niemals meinte er Etwas dieſem vergleichbar erblickt zu haben. Dieſes in Thränen ſchwimmende emporgerichtete himmliſche Auge drang in ſeine Seele, und löſte ſie in Entzücken und Wehmuth. Er hätte ſich ſelbſt auflöſen mögen in bewegte Luft, um mit ihrem Schleier zu ſpielen, ihren Athem zu trinken. Sein Herz ſchlug. Seine Wangen glühten.

Da entſchlüpfte den Lippen der Holden die Worte: „Mutter, — o meine verklärte Mutter, — bitte für uns."

So leiſe ſie geſprochen wurden, das geſchärfte Ohr des Lauſchers vernahm, verſtand ſie.

„Für ihre verſtorbene Mutter betet ſie, — ſprach er in ſich. — Ach — und auch ich habe ja keine Mutter mehr. —"

Ihn zog es hin. — Er ſank auf die Knie, er betete.

Seine Inbrunſt ließ ihn ſich vergeſſen, und wo er war. Er mag lange ſo gelegen haben.

Die junge Dame, — es war Donna Roſalia, die Tochter des Markeſe, — erhob ſich, und als ſie ſich wendete zu gehen, bemerkte ſie den jungen Pilger im tiefem Gebete. Er war zu harmlos um ſie zu erſchrecken, ſchön genug ſie zu überraſchen. Aber auch er erhob ſich raſch, kreuzte die Arme über die Bruſt und verneigte ſich auf morgenländiſche Weiſe, indem er Roſalien anredete:

„Verzeihung, Donna, es geſchah nicht um Euch zu ſtören, daß ich hier einzudringen mir erlaubte."

„Guter, junger Pilger, — erwiederte ſie, — Ihr bedürft keiner Entſchuldigung. Dieſe Kapelle iſt für jeden Andächtigen geöffnet, der des Weges zieht, und Alle ſind willkommen, die hier fürbitten wollen für das Heil meiner hier ruhenden Mutter."

„Ihr heißet mich ſogar willkommen, ſchöne herrliche Dame, wie gut ſeid Ihr! Ich danke Euch. Ach! das Wort „Willkommen" habe ich lange nicht gehört. Die Lippen, die es zu mir ſprachen, und es ſeither allein geſprochen haben in dieſer Welt voll Haß, Krieg und Blut, ſind auch ſchon geſchloſſen für immer. Es waren auch die Lippen einer milden, holden Mutter, wie die Eure war. Da ich wußte, daß Ihr dem Andenken Eurer Mutter fromme Erinnerung widmetet, ging mir das Herz über, widerſtand

ich nicht, ich ſank hin, mit Euch für Eure Mutter zu beten, und die meinige."

Der innige Ausdruck ſeiner ſanften Stimme, ſein ſeelenvolles Antlitz, ſeine ſchwärmeriſchen Augen, gewannen dem Jünglinge augenblicklich die Gunſt des Fräuleins, deren ſchönes Gemüth hoch empfänglich war für alles Gute. Aber auch das Räthſelhafte des Fremden empfahl ihn, weil es der Einbildungskraft lockend zuſprach. Seine ausgezeichnete Geſtalt, ſeine edlen Züge, die gebildete Sprache, die aber doch einen fremden eigenthümlichen Accent nicht verleugnete, endlich die zierlichen alabaſterweißen Hände, die nicht überſehen werden konnten, da er, während er ſprach, ſie immer gekreuzt vor die Bruſt hielt, rechtfertigte den Schluß, daß dieſer Fremde, ſo unſcheinbar ſeine Kleidung war, keineswegs dem Volke, daß er den höchſten Ständen angehören müſſe.

„Mein Freund, — entgegnete Roſalie, — nicht Ihr ſeid mir Dank ſchuldig, ſondern ich Euch, indem Ihr hier im Gebete neben Eurer Mutter auch der meinigen, die Euch, wie ich annehmen muß, ganz fremd geweſen, gedenken wolltet. Glaubt immer, daß ich ein Gleiches gethan hätte, wäre mir Eure Anweſenheit und der Gegenſtand Eurer Andacht bekannt geweſen. Indeß künftig ſoll es nicht verſäumt werden an dieſer Stelle, verlaßt Euch darauf. Kann ich noch mehr thun für das Heil der Verſtorbenen, ſagt mir es nur offen. Wollt Ihr mir Seelenmeſſen für

ſie auftragen? Alle Morgen werden hier dergleichen für meine Mutter geleſen, ich will anordnen, daß dieß auch für die Eure geſchehe."

„Seelenmeſſen, — ſagte er wehmüthig. — Es iſt noch keine für ſie geleſen. Es fand ſich kein Ort, wo das hätte geſchehen mögen, und auf dem Sterbebette beängſtigte ſie die Ueberzeugung, daß ihrem abgeſchiedenen Geiſte dieſe Wohlthat fehlen werde, doch ſo ſehr. — Ja, ja, ſchöne Dame Laßt hier Seelenmeſſen leſen für meine arme Mutter, — o viele, — viele, — ſo viele als die Prieſter irgend mögen. Ich weiß, man beſchenkt bei Euch dafür die Kirchen. Ich habe nun nichts bei mir, aber ich bin nicht arm. Ich will ſchon Mittel finden meine Opfer darzubringen."

„Guter junger Mann, deſſen bedarf es hier nicht. Aber wie hieß Eure Mutter?"

„Iſabella."

„Und Ihr, wie heißt Ihr?"

„Gott kennt mich ohne Namen, und Ihr, fragt mich nicht danach. — Meinen eigentlichen Namen darf ich Euch nicht ſagen, und einen falſchen will ich nicht."

„Ihr ſeid fremd in dieſem Lande?"

„Ja, Signora?"

„Woher kommt Ihr? — wohin wollt Ihr?"

„Ich komme aus dem Drange der Welt, und wohin ich will? — Zum Heile."

„Das iſt ein ſchöner rühmlicher Weg, mein Freund. Gott ſegne und kräftige Euch darauf. Ihr habt Eure Mutter alſo ſo werth gehalten?“

„Ja, — denn bei ihr war der Frieden, und der iſt nirgend, nirgend mehr. Nur in Träumen ſehe ich ſie und den Ort, wo ich allein glücklich war, den ich nie wieder betreten darf. Aber nun werde ich ſie dort nicht mehr allein ſehen. Ein Blüthenhauch zieht aus den Gärten ins ſtille Gemach, und bewegt die flimmernden Vorhänge zwiſchen den weißen Marmorſäulen. Dieſe leuchten im Abendrothe. Der Springbrunnen wirft ſeine Strahlen bis ans vergoldete Kuppeldach, und nichts unterbricht die heimliche Stille, als das Plätſchern der niederfallenden Gewäſſer in das Becken von Jaspis. Auf den Polſtern daneben ruht meine holde Mutter; und neben ihr, auf der Stelle, wo ich ſo oft weilte, und ihre Mährchen, ihre Lehren vernahm, — ſitzt nun Ihr, — ſitzt Euer theures liebliches Bild.“

„Junger Fremdling, Ihr rührt mich; ein Augenblick macht Euch zu meinem Freunde, meinem Vertrauten, auch ohne Namen, denn ich will Euch nicht bedrängen. Ja, — findet mich ferner in Euren Träumen neben Eurer Mutter. Dann erblickt Ihr zwei, die Euch in weiter Ferne wohlwollen, und für Euch beten. Das iſt das Schönſte auf dieſer Erde, daß unſchuldige Seelen ohne lange Bekanntſchaft ſich verſtehen. — ergreifen für immer. Ich werde Euch niemals vergeſſen.“

„Nicht? — O verſprecht mir es.“

„Ganz gewiß, niemals. Ich ſpiele nicht mit leeren Worten.“

„Ich ſage Euch nicht, ſchöne Dame, daß Ihr fortan immer, nicht blos in Träumen, auch im Wachen, mir vor der Seele ſchweben werdet. Wenn Ihr dieſe meine Seele verſteht, — ergreift, wißt Ihr es ja ohnehin. — Ich fühle daß ich gehen muß. — Lebt wohl — lebt wohl.“

„Nicht doch, mein Freund. Ihr ſchildertet mir den Raum, in dem Eure Mutter weilte. Es war der Wohnſitz einer Fürſtin. So war meine Mutter zwar nicht umgeben, aber ich will Euch deutlicher zeigen, wo ſie weilte und mich liebte. Folgt mir aufs Schloß“

„Ich darf nicht.“

„Wer hindert Euch. Unſer Haus iſt gaſtlich für Jeden, der es betritt. Der Tag iſt vorgerückt. Ruht bei uns, nehmt einige Erfriſchung ein, die Euch wohlwollend geboten wird. — “

„Nein, — nein, — nein, — ich muß fort.“

Man hörte Männertritte draußen.

Der junge Ritter trat ein, der unſerem Pilger vorhin begegnet war. Es war Don Ildefonſo. Er ſtand befremdet, als er wahrnahm, wie ſeine Schweſter ſich eifrig befliſſen zeigte, einen Fremden wohlwollend zurückzuhalten, der mit der ſchmerzlichſten Miene von der Welt ihr ent-

fliehen wollte. Roſalia bemerkte Jenen kaum, als ſie ihn ſchon herbeirief.

„Siehe, mein Bruder, dieſer junge Fremde, den der Zufall hierher führte, deſſen Weſen um ſo mehr einnimmt, als es räthſelhaft, gewiß ohne Abſicht, erſcheint, will meine Einladung nicht annehmen, ſich auf dem Schloſſe bewirthen zu laſſen."

Der junge Markeſe trat näher, und faßte den Pilger ins Auge.

„Sieh da, — ſagte er freundlich, — das iſt eine Bekanntſchaft. Auch ich habe dieſem frommen jungen Manne heute ſchon das Nämliche angeboten, als er mir vor Kurzem draußen begegnete. — Ihr ſolltet unſrer guten Meinung entſprechen."

„Ich darf es mir nicht geſtatten."

„Beſchränkt Euch ein Gelübde?"

„Etwas dem Aehnliches."

„Das thut mir leid."

„Du kennſt alſo dieſen Jüngling?" — fragte Roſalia den Bruder.

„Wie ich Dir ſage. Er begegnete mir vorhin auf dem Felde. Ich kam zur rechten Zeit ihn von einer der Tollheiten Peppos zu befreien, der, Gott ſei es geklagt, täglich unausſtehlicher wird, weil ihm nun unſer Vater Alles nachſieht."

„Hat Euch jener alte ſonderbare Mann beleidigt?“ äußerte das Fräulein.

„Ach nein.“

„Wohl, — rief Ildefonſo, — er wollte ihm Gewalt anthun. Sagt, junger Fremder, weshalb er Euch angriff.“

„Er fand mein Geſicht ſo überaus häßlich.“

Ildefonſo lachte.

„Das nenne ich einen verdorbenen Geſchmack, und es mag Euch tröſten, daß wir ganz entgegengeſetzter Meinung ſind. Aber er wird wohl andere Gründe gehabt haben.“

„Er zeigte mir ein ſehr häßliches Zeichen auf ſeiner Bruſt. —“

„Wie? — der Tolle.“

„Und verlangte ich ſolle ihm meine Bruſt zeigen, ob da nicht ein gleiches ſei. Das wollte ich nicht.“

„Er war von Sinnen.“

„Dann verlangte er durchaus, ich ſolle Valeri heißen.“

Bei dieſen Worten wurden beide Geſchwiſter ſehr ernſt, und wechſelten bedeutende Blicke, dann fragte Ildefonſo weiter.

„Iſt Euch dieſer Name fremd?“

„In meinem Leben hatte ich ihn nicht gehört, und am wenigſten iſt er der meine.“

„Mein Freund, — fuhr der junge Ritter fort, —

der Namen Valori iſt allerdings nicht beliebt bei uns. Er erweckt meinem Vater unſelige Erinnerungen. Wenn Ihr aber auch wirklich ihn führtet, würdet Ihr bei uns ſicher ſein, und mir und meiner Schweſter willkommen. Mein Vater ſieht ohnehin niemals Unbekannte. Da Ihr dieſem Namen aber ganz fremd ſeid, findet ſich wenigſtens daher kein Bedenken. — Laßt Euch mithin bewegen, — folgt uns; wir wollen Euch wohl."

„Nein, nein: —" ſprach der Fremde, und ergriff die Hände Beider, um ſie an ſein Herz zu drücken. — „Es iſt ſo ſchön mit Euch zu ſein, aber das Geſchick ruft mich hinweg. Niemals werden Eure theuern Geſtalten mir entweichen. Lebt wohl ſchöne Dame. Ihr tragt eine Blume an Eurer Bruſt, gönnt ſie mir."

Er empfing ſie, wendete ſich ab, um ſein Kleid zu öffnen. Die Anweſenden ſahen nicht ſeine bloße Bruſt. Es fand ſich auf ihr ein ähnliches rothes Zeichen, aber kleiner, als das bei Peppo, und in dem durchſtochenen Herzbilde ein L, deſſen Bedeutung er ſelbſt nicht kannte. Er zog eine Perlenſchnur, an der ein Kleinod hing, hervor, und bot es Roſalien dar.

„Damit Ihr mich, und meine Mutter nicht vergeſſen möget, empfangt dieſe Schnur, die ſie trug. Legt ſie um, damit ſie wieder ruhen möge auf der Bruſt eines Engels. Dieſer Stein iſt ein Amulet. Sie bringen dergleichen von Mekka. Er ſoll vor allem Unglück bewahren. Aber das iſt

Lug. Wir haben es erfahren. Indeſſen ein Geheimniß. Seht, wenn das Licht den Stein durchſcheint, bemerkt Ihr einen grauen Splitter dahinter. Das iſt eine koſtbare Reliquie. Ein Dorn aus Chriſti Marterkrone. Nehmt. — Wenn Ihr dieſe Schnur anblickt, denkt an meine Mutter, und mich."

Er machte ſich los, — und war verſchwunden. —

Die Geſchwiſter ſahen ſich befremdet und ſchweigend lange an.

Die Schnur war ein Schmuck vom höchſten Werthe. Orientaliſche Perlen von ſeltener glänzender Schönheit und Größe. Das Kleinod daran ein prächtiger Sapphir in Diamanten gefaßt. Koptiſche Charaktere darauf eingeſchnitten.

„Was war das?" — fragte Ildefonſo.

„Eine Erſcheinung," erwiederte die Schweſter in tiefer Bewegung.

„Das iſt nicht möglich, liebe Roſalia. Ihm nach. Wir müſſen mehr von ihm erfahren, oder dieſen königlichen Schmuck ihm zurückgeben."

Der Ritter flog in den Garten hinab, die Allee entlang. Der Pilger ward nicht mehr geſehen.

Die Nacht, die auf dieſen Tag folgte, begann ſehr dunkel, denn der Mond ſollte erſt um Mitternacht auf-

gehen. Auf der Inſel und dem Meere lag es wie ein ſchwarzes Tuch. Nur die Dämpfe des Aetna wanden ſich wie Feuerdrachen durch die Luft.

In jener geheimen Bucht, deren vorhin gedacht wurde, war kein Laut lebender Weſen zu vernehmen. Nur die Brandung hallte eintönig, indem ſie von den Felſenufern abprallte. Die Hirten, welche oben auf dem Plateau bei ihren Heerden, die nicht eingetrieben wurden, noch wach geblieben waren, vernahmen aber ſpäter, durch das taktmäßige Anſchlagen der Wellen, ein eigenthümliches Rauſchen, dem zu vergleichen, das der Schwan hervorbringt, der plötzlich vom Lande in die Gewäſſer ſtößt, nur ſtärker. Sie erkletterten einen Felſen, deſſen Pfade ihren nackten Füßen ſo bekannt waren, daß ſie die Leitung der Augen entbehren konnten, aber ſie ſahen anfangs nichts, da es oben nicht minder ſchwarz war als unten.

Da zuckte ein Blitz aus den Gewölken des Oſtens, und bei dieſem augenblicklichen Scheine wurden tief unten auf der Fluth drei weiße Punkte dicht neben einander kenntlich. Es waren die drei Segel der Schebecke, die vor dem Aufgang des Mondes das hohe Meer ſuchte.

Der Wind, der bisher öſtlich war, ſprang nach Südweſten um, und wurde daher der Fahrt eben ſo günſtig, als er bisher hinderlich geweſen.

Als ſich endlich der Mond aus dem Schooße der Wellen erhob, traf ſein erſter Strahl das pfeilſchnell über die

hochgehende See hinſchießende Schiff, welches längſt über den Geſichtskreis des Landes hinaus war, und dem die glücklichſte Fahrt bevorſtand, da der immer ſchärfer gewordene Wind die aufſteigenden Gewitter in Oſten zerſtreut hatte.

Bald erglänzte eine Helle in der Luft und auf dem Waſſer, die der des Tages nicht weit nachſtand, und wie der Kiel des flachen Fahrzeuges die Fluthen durchſchnitt, ſo daß es dahin ſegelte, feſt und ſtätig wie der Delphin, zog es einen leuchtenden Schweif auf dem Waſſer hinter ſich her.

Auf der Schebecke war die Mannſchaft munter und thätig, wiewohl bei ununterbrochenem Schweigen. Es fand eine ſo vollkommene Einübung des Dienſtes ſtatt, daß dieſer wie ein aufgezogenes Uhrwerk zu verlaufen ſchien, ohne daß er der Aufſicht und Anordnung eines Führers bedurfte.

Auf einem Lager von Polſtern am Hintertheile, vor dem Nachtthaue durch ein leicht aufgeſpanntes Zelt von Segeltüchern geſchützt, lag der ältere der beiden Pilger im tiefſten geſunden Schlafe.

Zwei kleine Neger und ein großer albaneſiſcher Hund ruhten in gemüthlicher Gemeinſchaft zu ſeinen Füßen.

Nicht weit davon ſaß der jüngere Pilger, wach, aber verſunken, wir wiſſen nicht ob in Gedanken oder Träumereien. Sein Auge blickte auf die Fluth. Vielleicht daß ſeine Phantaſie ſich ſeltſame Fabelgeſtalten zuſammenſetzte aus ihren Schäumen und Lichtern, um ſinnig ihre Orakel

zu befragen wegen der räthſelhaft und bedenklich vor ihm ſich aufthürmenden Zukunft. Sein Antlitz war nach der Gegend gewandt, wo Sicilien lag. Die Inſel war längſt in der ſich jeden Augenblick erweiternden Ferne verſchwunden. Auf ſeinem Hute ſteckte noch der blühende Oleanderzweig. Er öffnete ſein Kleid, und bot die weitenthüllte Bruſt dem kühlenden Hauche. Sie glänzte marmorweiß im Mondlichte, und jenes magiſche Zeichen ſtand darauf wie ein blutrother Stern. Er betrachtete es nachdenkend. So weit er die Vergangenheit ermaß, war es da geweſen. Vermuthlich hatte man es eingeätzt, als er noch, ein ganz kleines Kind, in der Wiege lag. Wozu? — fragte er. Hatte man ihn damit ſtempeln wollen, als Eigenthum dunkler unheimlicher Geſchicke? Er wußte ein gleiches Zeichen auf der Bruſt ſeines Vaters. Was galt es ihm? — Warum ſollte es fortgepflanzt werden? — Durfte er danach fragen? —

Eine Unruhe bemächtigte ſich ſeiner. Er ging auf dem kleinen Raume, der ihm frei blieb, auf und ab.

Endlich zog er Etwas hervor, hielt es vor ſich und ſchaute es lange und feſt an. Eine Blume; das welkende Andenken der lieblichen Roſalia. Er wurde ruhiger, drückte die Blume an ſeine nackte Bruſt, gerade auf das Zeichen, hielt ſie alſo, feſt und lange. Da hob ſich ſein Antlitz. Das Auge ſuchte Etwas in dem Gewölbe des tiefblauen Himmels. Der nächtliche Strahl ſpiegelte ſich in einer

Thräne. Ein Ausdruck ſeligen Friedens ging auf in ſeinen Zügen. Er ſchloß ſein Kleid über der Bruſt, und der Blume, nahm ruhig ſeinen Sitz wieder ein, in ſtiller feierlicher Betrachtung.

Der Morgen ging prächtig auf. Die Luft und das Meer ſchwammen in Purpur und Gold. Ein violetter Streif mitten in den aufleuchtenden Flammen bezeichnete die griechiſche Küſte.

Der ältere Pilger erhob ſich vom Schlafe. Die kleinen Neger brachten ihm Waſſer, worin er Geſicht und Hände badete, breiteten einen Teppich vor ihm aus, auf dem er ſich niederwarf zum Gebete, das Haupt nach Oſten gewendet. Alle Andern folgten ſeinem Beiſpiel in andächtiger Stille.

Bald nahm er ſeinen Sitz wieder ein, und winkte ſeinen Sohn heran zum Geſpräche in reinſtem toskaniſchen Italieniſch, das von der Umgebung nicht verſtanden wurde, ſelbſt wenn ſie ſich zu horchen vermaß.

Der Jüngling mußte berichten, was ihm am vorigen Tage vor dem Schloſſe des Markeſe begegnet. Nichts durfte, nichts konnte verſchwiegen werden. Der Blick des Vaters haftete ſo feſt, ſo durchbohrend auf dem Antlitze des Sohnes, daß auch die kleinſte künſtlich umhüllte Heimlichkeit entdeckt worden wäre. Wo er ein paarmal, vielleicht gemahnt von Gefühlen, die ihm ſelbſt noch ſo neu und unklar waren, beſchämt und ſchüchtern im Un-

beſtimmten Schutz ſuchte, folgten gleich kurze Fragen, welche die Verhältniſſe ins Licht brachten. Der Zagende aber nahm bald wahr, daß ſeine Aufrichtigkeit auf keine gefährliche Probe geſtellt ſei. Dem Vater galten nur Thatſachen, um die Gefühle, in denen doch recht eigentlich das Geheimniß des Sohnes beſtand, kümmerte er ſich nicht.

Während des Berichtes erſchien ſonſt keine Veränderung in den Zügen des ſtolzen Mannes. Nur lächelte er grimmig, als von Peppo und dem Zeichen auf ſeiner Bruſt die Rede war. Ein Zucken wilder Schadenfreude fuhr dagegen auf, um ſofort wieder zu verſchwinden, als der Lieblichkeit, Anmuth und Güte der Kinder des Markeſe gedacht wurde, und die Worte entſchlüpften ihm: „Er wird alſo mit bitterm Schmerze ſcheiden, da er ſo Schönes, das er ſo ſehr lieben muß, zurücklaſſen muß. — Rarissima vendetta!“ —

So beſtand der Sohn vortrefflich, wurde mit den Worten: „bravo! — contento!“ entlaſſen, und von dieſen Dingen war weiter mit keinem Worte mehr die Rede.

Ueber die Mittagſtunde hinaus unterbrach nichts das Einförmige der Seefahrt. Dann erſchienen Spitzen am Horizonte. Sie hoben ſich. Weiße Segel leuchteten wie Schwäne. Bald ließ ſich die Geſtalt eines großen Schiffes in der Ferne erkennen. Nun wurde ein zweites offenbar; ein drittes; ein viertes. Endlich erſchien eine ganze Escadre, die hin und her kreuzte.

Man kam näher und näher. Die Schebecke konnte endlich von den Schiffen gesehen werden. Von Kanonensalven erdröhnte das Meer, die sich immer donnernder, gewaltiger, wiederholten. Rauchwolken verhüllten die Flotte, und wälzten sich schwarz über die wogende Fluth. Zwischen dem Knallen der Geschütze wurde Jubelgeschrei vernehmbar, und das dumpfe Hallen der türkischen Trommeln deutete auf kriegerische Musik, deren höhere Töne noch die Ferne unterschlug.

Mitten im Pulverdampfe rauschte bald die Schebecke dem ersten jener Schiffe vorüber, im Fluge von der, theils am Bord versammelten, theils im Takelwerk hängenden Mannschaft begrüßt. Weiße Turbane leuchteten überall. Der Pavillon mit dem goldenen türkischen Halbmonde wehte am Hinterdeck.

Bald befand man sich in der Mitte der, aus hundert Feuerschlünden ohrenbetäubend grüßenden Escadre.

Es war die Vorwacht der türkischen Flottenabtheilung, die in den Gewässern von Korfu, und an den Küsten von Morea lag.

Der ältere Pilger hatte sich von seinem Sitze erhoben, und stand stolz und gebietend am Vordertheile, wie der Neptun auf seiner Muschel.

Ein Linienschiff mit doppelten Batterien erschien endlich in seiner ganzen Pracht, und spie Flammen und Donner der Schebecke entgegen. Wie der Rauch wich,

trat der faſt ganz vergoldete Spiegel hervor, und alle dieſe Segel, dieſe vielfarbigen Flaggen, vollendeten das Bild eines prächtigen ſchwimmenden feſten Schloſſes. Es war das Admiralſchiff.

Die Schebecke legte am Seitenbort an. Unter dem verwirrenden Klange von Trommeln, Hörnern, Pfeifen, Glockenſpielen und Becken, ſtieg der ältere Pilger empor, ſein Sohn hinter ihm. Als er das Verdeck betrat, ſtand die Sciurma in zwei Reihen geordnet, die Beis, Jeder den bloßen Yathagan in der Fauſt, vor den Linien. Alles ſtürzte in ſtummer Ehrerbietung nieder. Der Pilger ſchritt majeſtätiſch durch die Schaaren, nach der Staatskajüte am Hinterverdeck, die weit geöffnet ſtand. Er trat hinein. Nur ſein Sohn folgte ihm, die Thüren fielen hinter ihm zu.

Aber nur wenig Augenblicke, ſo öffneten ſie ſich wieder. Reichgekleidete ſchwarze Sklaven winkten den Beis. Mehrere traten hinein, und ſtellten ſich ſtumm und ehrerbietig zu beiden Seiten auf. Die, für welche der innere Raum nicht ausreichte, verlängerten draußen die Linien bis zum Mitteldeck.

Der Boden der Kajüte war mit perſiſchen Teppichen von ſeltener Farbenpracht belegt, die Wände mit venezianiſchem Purpurdamaſte behangen, den goldene Franzen einfaßten. Die Lavetten einiger Kanonen traten aus den Behängen hervor, bis an den Teppich. Reichgeſtickte Pol-

ſter dazwiſchen. Die Tiefe deckte ein Vorhang von weißer Seide mit funkelnden Sternen beſät.

Er rauſchte aus einander, und in einer Niſche von Goldbrokat, auf eben ſolcher Ottomane, lehnte der ältere Pilger, aber nicht im erſten unſcheinbaren Aufzuge, nun in koſtbaren Gewändern, der Turban, der Gürtel, die Waffen, leuchtend von Juwelen.

Es war Omar Ilderim, der allmächtige Kapudan-Paſcha der hohen Pforte, der Liebling Sultan Selim des Zweiten, der erſte Seeheld des türkiſchen Reiches.

Ihm zur Seite ſtand Muktar, ſein Sohn, nicht minder prächtig geſchmückt, mit dem ſchwermüthig ſeelenvollen Antlitze, das ſich zum Theil hinter feierlichem Stolze verbarg. Den blühenden Oleanderzweig hielt er in der Hand. Ein hellrother Punkt ſchaute unter dem goldenen Saume ſeines Kleides an der Bruſt hervor. Es war ein Blatt von der Blume Roſaliens.

Knaben in Silberſtoff gekleidet, bedienten den Kapudan-Paſcha aus goldenen Schalen und auf eben ſolchen Platten, mit Scherbet und eingemachten Früchten.

Nach einer langen Pauſe, während welcher Omar ſeine durchbohrenden Blicke bald auf Dieſen, bald auf Jenen richtete, hub er an: „Ehre ſei Allah, und gelobt der Prophet! Es iſt hier Alles gut, Ihr habt mir nichts unterdeſſen Vorgefallenes zu berichten, das mir mißfallen könnte. Ich leſe es aus Euren Mienen, denn Ihr wißt,

Omar Ilderim iſt nie zu täuſchen. Wenn er ſchläft, ſagen ihm ſeine Träume, was während ſeines Schlummers ſich begiebt. Wenn er abweſend war und wiederkehrt, braucht er nur hinzuſehen, und Jegliches iſt ihm offenbar wie die Sonne am Himmel, was man ihm auch gern verheimlichen möchte. Das hat Omar Ilderim aber keineswegs von Natur. Er iſt von dieſer nicht begabter denn Jeder von Euch in die Welt geſchickt, das iſt eine Gabe des Propheten, — er ſei geprieſen! — die er ſeinem gläubigen Bekenner ganz beſonders verehrt, als dieſer an ſeiner heiligen Kaaba zu Mekka ſieben Tage hinter einander, und ſieben Nächte dazu, von Freitag zu Freitag, gefaſtet und gebetet. Denn Ihr alle wiſt, daß Omar Ilderim ein Pilger iſt, und dreimal das heilige Grab des Propheten, — Ehre ſei ihm in Ewigkeit! — beſucht. Omar Ilderim aber weiß, daß die Meiſten von Euch es noch nicht einmal gethan, worüber er ſeufzet wie ein Weib, und weint wie ein Kind, denn das iſt eine große Sünde, weil es in der achtzigſten Sure des Koran alſo heißt: „die an mich nicht glauben ſind Spreu im Winde; die, ſo ſchwach ſind im Glauben, Grashalme auf den Sandhügeln der Wüſte; diejenigen aber, die ſtark ſind im Glauben, die Blüthen am Baume des ewigen Lebens.“ Omar Ilderim weiß aber auch was kommen kann, und was vorgeſchrieben iſt von Jedem im Buche des Schickſals, deſſen Fügungen Niemand vermeiden kann. So ſteht es auch geſchrieben, daß Zephire-

pulo der Grieche die Baſtonade auf die Fußſohlen erhalten muß, und gehörig. — Hali, Du wirſt dafür ſorgen, daß die Verderbeſtimmung Allahs an ihm erfüllt werde.“.

Dieſes Geheiß des Kapudan-Paſcha war an einen der älteren Unterbefehlshaber gerichtet, der ſeinem Sitze am nächſten ſtand, und nach ihm ſelbſt auf der Flotte den vorzüglichſten Rang einzunehmen ſchien; an einen ächten Türken in Miene und Haltung.

Dieſer ſtand nicht an die Arme über der Bruſt zu kreuzen, und ſich bis auf den Teppich zu verneigen, doch war eine gewiſſe Gereiztheit in ſeinem Tone unverkennbar, als er das Wort nahm.

„Herr, wenn Du ſagſt: „ſo ſei es,“ wird es ſein. Du ſagteſt aber auch vor vier Tagen, Zephirepulo, der Grieche, ſolle heute zweitauſend Geldſtücke erhalten, welches auch im Buche des Schickſals geſchrieben ſtehe. — Allah iſt groß — und Du biſt weiſe. Was ſoll nun von beiden geſchehen?“

„Zephirepulo der Grieche muß erſt die zweitauſend Geldſtücke haben, und dann die Baſtonade bekommen, ſo iſt es von Ewigkeit verderbeſtimmt; dem iſt nicht zu entgehen. Auch ſteht es ja in der fünfundſechzigſten Sure des Koran: „Die Liſtigen nehmen erſt ihren Lohn dahin, aber die Strafe wird nicht ausbleiben zur rechten Zeit.“

„Herr, Dein Wort iſt die goldene Schrift auf den

Gräbern der Imams. Darf Dein Sklav wiſſen, was Zephirepule verbrochen hat?“

„Hali, die Stute des Propheten hatte mehr Verſtand in ihrem Schweife, als Du unter Deinem Turban. Zephirepule iſt ein Schurke, ein Betrüger.“

„Dann müßte er nicht die Baſtonade haben, ſondern geſpießt werden.“

„Sehr richtig Hali, aber ſorge nicht, daß das Spießen nicht noch nachkommen werde.“

„Er fahre hin, wenn es alſo vorherbeſtimmt iſt. Aber wenn Zephirepule auch nichts weiter iſt als ein Hund, ſcheint es immer bedauerlich, wenn vorher beſtimmt werden, daß man einem guten Spürhunde die Schnauze verbrenne, mit der er riecht.“

„Bei dem Grabe Ejubs des Auserwählten! Biſt Du, Hali, nicht Einer Derjenigen, von denen es heißt: „Es wurde ihnen vorgeſetzt nur der Abhub vom Tiſche der Weiſen, und ſie fraßen ihn, ob er auch verdorben war.“ Haſt Du alſo geglaubt, wenn Dein Spürhund Zephirepule Dir ſagte, es kreuzten mehr als fünf ſpaniſche Galeeren an der Küſte von Sicilien, und deren drei lägen auf der Rhede von Catania, auch ſeien alle Kaſtelle an der Küſte ſtark beſetzt?“

„Ja, Herr, das habe ich geglaubt, weil jener Grieche der zuverläſſigſte iſt von unſeren geheimen Kundſchaftern.“

„Ich habe ihm aber nicht geglaubt, und um Dich zu überzeugen, daß er log, und daß alle Deine Hunde falsch anzeigten, mußte ich selbst zusehen, und siehe da: Es kreuzen so viele Galeeren vor Sicilien als in meiner flachen Hand; und auf der Rhede von Catania liegen so viel bewaffnete Schiffe, als Haare sind auf Deinem Haupte, wenn es geschoren werden. Auch hätte ich die Kastelle, ja die ganze Insel mitnehmen können, wenn ich den Schooß meines Kleides hätte besudeln wollen mit Koth aus der Grube der Ungläubigen."

„Herr, ist es nicht möglich, daß Zephirepute die Kastenade haben könne, ohne die zweitausend Goldstücke?"

„Nein, Hali, das ist nicht möglich. Erst die zweitausend Goldstücke, dann die Kastenade. So ist es vorherbestimmt. Allah sei gepriesen. — Aber zu etwas Anderem. Hali, suche drei der besten Galeeren aus, die schnell segeln, bemanne sie mit den ausgezeichneten Leuten, von denen ich Dir vor Kurzem das Verzeichniß zustellen ließ, rüste sie wohl, denn es soll mit ihnen ein besonderes Unternehmen ausgeführt werden. Die erste soll Utazzali, die zweite mein Sohn Muktar, die dritte und größte will ich selbst befehligen, denn es ist bestimmt, daß ich, und Niemand sonst, diesen Kreuzzug anführe, durch den Wichtiges erreicht werden soll, das noch nicht gleich sehr in die Augen fallen dürfte, aber außerordentliche Folgen haben wird.

Nach vier Tagen will ich damit in die See, — weit über Cape Passaro und Malta hinaus. Dazu will ich noch vier Schebecken, alle gut bewaffnet. Drei Tage später sendest Du mir noch vier Galeeren nach, die mich in den Gewässern von Sardinien einholen können, für den Fall, daß ich von ihnen Gebrauch machen müßte. — Allah sei mit Euch."

Die Uebrigen entfernten sich in unterwürfigem Schweigen, mit Zeichen fast anbetender Ehrerbietung. Die Thüren schlossen sich hinter ihnen, nur Hali blieb auf seinem Platze zurück.

Der Kapudan-Pascha schien ihn nicht zu beachten. Seine Sklaven brachten ihm die Pfeife, und schenkten ihm Kaffee in einer goldenen mit Edelsteinen besetzten Tasse. Er erfrischte sich, und blies in apathischer Ruhe dünne balsamische Rauchsäulen eine ziemlich lange Zeit. Endlich richtete er einen Blick, der matt und schläfrig aussehen sollte, auf den harrenden Bei, und sagte gähnend:

„Hali, — Du darfst reden."

„Herr, — sagte dieser, — Du bist Kapudan-Pascha."

„Der Padischah, dessen Ruhm leuchte, — will es so von seinem Sklaven."

„Du bist groß und herrlich, aber sterblich wie von Andern alle."

„Auch der große Suleiman, — ihn erfreue das Paradies! — war es."

„Wenn Du abgerufen wirſt von dem Engel Allahs, iſt die Flotte des Padiſchah ohne Haupt.“

„Allah iſt groß! — was iſt zu thun.“

„Du ſollteſt Dich nicht ohne Nothwendigkeit Gefahren bei untergeordneten Unternehmungen ausſetzen, die auch Andere ausführen können, an denen nichts gelegen iſt.“

„Was verhängnißbeſtimmt iſt, muß geſchehen.“

„So umgieb Dich mit zuverläſſigerer Mannſchaft auf dem nächſte Zuge, denn die, welche mein Herr bezeichnet, taugen nichts.“

„Nicht die Schwerter treffen und ſchneiden, ſondern das ewige Wort.“

„Das ewige Wort meldet nichts von ſolchen —“

„Sage nicht Hunden, unterbrach der Kapudan-Paſcha etwas lebhafter, — denn ſolche ſind ſie nicht.“

„Herr, der Du Alles durchſchauſt, weißt auch, daß ich Bekenner des Propheten alſo nicht nennen wollte. Schakals wollte ich ſagen, — denn dieſe ſind zwar arge Beſtien, aber tauſendmal beſſer als Hunde.“

„Das iſt wahr.“

„Es ſind ſämmtlich Franken.“

„Ja — Ja. —“

„Zwar bekehrt —“

„Ja, — ſie ſind bekehrt.“

„Das iſt an ſich ein großes Leb.“

„Ja. — Die Streiter des Propheten, — ihre Wunden leuchten im Paradiese, — waren alle bekehrt."

„Aber diese Schelme sind eigentlich nicht bekehrt. Sie thun nur so."

„Allah kennt sie."

„Sie werden Dich und uns den spanischen, venezianischen, aber genuesischen Hunden verrathen, mit denen sie gewesen sind."

„Ist nicht weiter bestimmt."

„Aber ich belauschte sie oft. Sie erwarten zum Abfall nur die Gelegenheit."

„Ich weiß, — sie thun so."

„O Herr, — und dennoch? —

„Hall — Du bist nur Hall — ich aber bin Umar Ibrim."

„Herr, — Dein Licht vor Dir möge immer strahlender, Dein Schatten hinter Dir immer größer werden."

„So sei es."

„Ich liebe Deinen Sohn, wie ich meine Augen liebe."

„Deine Augen mögen sehen."

„Aber selbst den trefflichen Jüngling umschleichen sie, und wollen ihn zum Abfall verführen."

Der Kapudan-Pascha blickte nachdenkend auf seinen Sohn, der seither wie eine Bildsäule dagestanden, und fragte:

„Du?"

„Mutter läßt sich nicht verführen," antwortete dieser ohne Spur der Bewegung.

Eine neue Pause trat ein. Der Fürst der Flotte hauchte einige stärkere Rauchwirbel in die Luft, dann nahm er das Wort:

„Hali — es ist gut so. — Du bist mir werth, und ich achte Deine Treue, wenn sie auch irrt. Wo ich bin, giebt's keinen Abfall, und wenn mein eigener Sohn dergleichen begehrte, wüßte ich es so schnell als er, und wenn Du kämest mir es zu melden, fändest Du seinen Kopf bereits hier vor meinem Divan, und darauf — den Fuß Omar Ilderims. — Allah schütze Dich, treuer Hali."

Der Bei entfernte sich mit Zeichen der Demuth. Als er hinaus war, ließ der Kapudan-Pascha seine bisherige Weise fallen, und das wilde feurige Leben seines Innern trat in die bisher in künstlicher Abspannung gehaltenen Züge. — Hali hatte einen Beweis außerordentlichen Muthes abgelegt, und nur er durfte so viel wagen, und die Kühnheit überleben. Der Kapudan-Pascha umgab sich fast jederzeit mit Renegaten, die damals überaus häufig, aus allen Theilen der christlichen Welt, dem Halbmonde zuströmten, natürlich meist der Auswurf der Länder. Dadurch wurden sie ihm brauchbar, denn ihr Eigennutz befähigte sie zu allen Handlungen der Willkühr und der Gewalt, ohne daß ihr Gewissen ihnen Schranken setzte. Sie erkannten kein Gesetz als sein Gelüsten, denn

alle ihre Erwartungen des Vortheils vereinigten ſich in ihm; und ihre Lebhaftigkeit, ihre Thatkraft, ihr Feuer bei der Ausführung machten ſie zu viel geſchickteren Werkzeugen, als die trägen, phlegmatiſchen Türken jemals abgeben konnten. Zudem waren dieſe Fremden am tauglichſten zum Seedienſte, welcher der Weiſe der Osmanen offenbar widerſtrebte.

Aber der allmächtige Omar Ilderim war ja ſelbſt Renegat. In Corſika aus einem edeln Geſchlechte geboren, war er in Folge blutiger Handlungen, die ſeine Familie entzweiten, als allein Uebrigbleibender, im Alter von ſiebzehn Jahren, als Sklave verkauft, nach Conſtantinopel gebracht, wo er in nicht geringere Hände fiel, als in die des großen Sultan Suleiman. Die Sklaverei bei den Türken hat das Entwürdigende und Harte nicht, das die Chriſten noch heute manchen Ortes an den Unglücklichen ausüben, die als bloße Sachen ihrem Eigenthümer verfallen. Sie bahnt dort nicht ſelten den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen. In die erſten bei der hohen Pforte ſollen und dürfen nur von Denen eingenommen werden, die als Sklaven zu dergleichen beſtimmt und vorgebildet werden. In dieſem Falle war Omar Ilderim. Er begann als Lieblingspage, oder Jeglan, des größten aller Nachkommen Osmans; daß er den Islam annahm, verſteht ſich von ſelbſt; er durchflog alle hohen Aemter, um als erſter Admiral Selim des Zweiten neben dem Groß-Vezir der Vornehmſte zu ſein

nach dem Padiſchah. In den äußern religiöſen Uebungen konnte er allen Moslemin verleuchten als erbauliches Muſter. Man dürfte ihn fanatiſch nennen. Ob ſein Inneres dem äußern Bezeigen durchaus entſprach, ſteht ſehr dahin, iſt ſpäter vielfach beſtritten worden, aber ſein Betragen verrieth nicht eine Spur des Indifferentismus, ja er gefiel ſich in den auffallendſten Uebertreibungen der Vorſchriften der Sunna, wodurch ſein Einfluß im Divan, da der Mufti, und die Ulemas ſtets auf ſeiner Seite waren, unter dem ſchwachen Selim faſt zur Allmacht anwuchs.

Als Hali ſich entfernt hatte, lachte Omar höhniſch, wie er es gern that, wenn er ſich nicht bemerkt glaubte, und ſagte zu Muktar auf Italieniſch: „„Muktar läßt ſich nicht verführen,““ — ſagteſt Du. — Nun gut. Das verſteht ſich unter uns von ſelbſt. Aber — „„Muktar verführt ſelbſt.““ So ſollte es wohl heißen dürfen.“

„Ich verſtehe Dich nicht, mein Vater,“ erwiederte der Sohn.

„Denke darüber nach. Für das Verführen wird man nur geköpft, wenn man ein Dummkopf iſt. Was unſer Vortheil, iſt erſtes Geſetz. Wer ſich für die Menſchen aufopfert, die doch nur da ſind um mit Füßen getreten zu werden, wenn man ſie zu Stufen macht um emporzuſteigen, iſt ſchlimmer als Dummkopf, — iſt ein Narr. Was uns frommt, iſt unſer Recht, was uns hindert, Unrecht.

Die Türken ſind gut, wenn ſie es gut ſein laſſen, daß ihnen Jemand die Köpfe abſchlägt, der mit dem Stricke um den Hals ihnen zugeworfen wurde. Die Chriſten noch beſſer, wenn ſie ſolchem eine Königskrone entgegen tragen. — Alles nach Umſtänden, Muktar."

Wenige Tage nach dieſem durchfurchte das kleine, aber trefflich ausgerüſtete Geſchwader, mit dem Omar Ilderim zu ſeinem räthſelhaften Unternehmen, aus dem Meerbuſen von Voniza abgeſegelt war, das Mittelländiſche Meer. Es beſtand, wie er vorgeſchrieben, aus drei Galeeren und vier Schebecken, die nicht minder mit angemeſſenem Geſchütze verſehen waren. Da der Wind nicht zum ſtärkſten ging, blieben die kleineren Fahrzeuge bald zurück, während die Galeeren, die beim Mangel des Windes von Chriſtenſklaven gerudert wurden, ſtätig Cours hielten, ohne der Segel ſonderlich zu bedürfen. Sie hatten bald die Südſpitze von Sicilien hinter ſich gelaſſen, und gelangten erſt hier eigentlich in feindliches Gebiet. Im Joniſchen Meere war die Macht der Venezianer und Genueſer, welche hier ehemals dominirten, ſeit geraumer Zeit ſo ſehr durch den Halbmond der Osmanen beeinträchtigt, daß hier die Herrſchaft deſſelben überwiegend, und beinahe unbeſtritten waltete.

Aber auch im Tyrhener Meere gewann er täglich mehr an Bedeutung, und die türkiſchen Schiffe, ſo wie die der

Barbaresken der afrikaniſchen Geſtade, kreuzten unausgeſetzt darin mit einer ſicheren Kühnheit, die allen Anſtrengungen der chriſtlichen Mächte Hohn ſprach, und Angſt und Schrecken an ihren Küſten verbreitete. Verwegne Raubzüge hatten ſogar ſchon die baleariſchen Inſeln gebrandſchatzt. Sicilien, Sardinien rechneten ſolche Anfälle bereits zu den gewöhnlichen Landplagen, und Alle, die dort noch Etwas zu verlieren hatten, waren befliſſen es im Innern des Landes zu bergen.

Kräftiges Zuſammenwirken hätte bald erfolgreiche Abwehr erſchwingen mögen, aber die einſeitige ſelbſtſüchtige Politik der Hauptbetheilten, die Abgunſt, die zwiſchen ihnen verwaltete, das Mißtrauen gegen einander, ließen zur Zeit noch kein gemeinſames Unternehmen gegen den Feind aufkommen, der doch allen gemein war. Genua und Venedig hatten ſich zu lange befehdet, um ſich nun gleich wohlmeinend verbinden zu können. Kleinliche Ränke geſtatteten der Annäherung kaum mehr als den bloßen Schein. Philipp der Zweite von Spanien liebte weder den einen Freiſtaat noch den andern, erſchöpfte überdieß ſeine Mittel und ſeine Thätigkeit in Bekämpfung der niederländiſchen Unruhen: und wann gebrach es dem Beherrſcher der Gold- und Silberminen von Mexico und Peru nicht an Mitteln?

Nur die Malteſer bewieſen Ernſt und Nachdruck, und waren allein das Schrecken der Ungläubigen, und ihre Abwehr.

Für die Schiffe des Kapudan-Pascha war daher die Durchfahrt zwischen Cap Passaro und Gozzo die bedenklichste Stelle. Er war so glücklich sie in einer ziemlich dunkeln Nacht, völlig unangefochten zurückzulegen.

Die beiden nächsten Tage waren trüb. Nebel lag auf dem Gewässer, und so begegnete man auch weiter keiner Gefahr. Auch gelang es den Schebecken nach und nach heran zu kommen.

Als ein heftiger Wind, der ganze vier und zwanzig Stunden angehalten, die Dünste zerstreut hatte, sah man bereits in der Entfernung die blauen hohen Küsten von Sardinien, und konnte die stärkere Strömung der See, die sich zwischen jener Insel und Corsika durch die Straße von St. Bonifacio drängt, deutlich wahrnehmen.

Da erschienen Wimpel gegen Osten zu, und erregten Aufmerksamkeit. Bald erkannte man drei Galeeren, von denen eine unter spanischer Flagge segelte, auf den beiden andern erschien im schwarzem Panier das weiße Kreuz der Malteser.

Der Kapudan-Pascha überließ sich den Ausbrüchen einer ungewöhnlichen Freude. Er hatte was er suchte, rüstete sich zum Angriffe und Kampfe, und gab den beiden anderen Galeeren das Zeichen das Nämliche zu thun. Schon vorher war bestimmt, daß Muktar die eine malthesische Galeere, und Ulazzali die andere angreifen solle. Omar selbst wollte das spanische Fahrzeug auf sich nehmen. Die

Schebecken, die alle zur Hand waren, sollten den Kampf bald hier, bald dort nach Umständen unterstützen.

Die Gegner zeigten indeß die Absicht, den Angriff nicht erwarten, sondern die Ehre desselben vorwegnehmen zu wollen.

Der eine Maltheser steuerte mit alle seinen aufgespannten Segeln bei günstigem Winde auf Muktar los, der ihm am nächsten Strich hielt. Die Kanonen donnerten von beiden Seiten, und in wenig Augenblicken befanden sich beide Schiffe im ernstlichen Gefechte. Zwei Schebecken unterstützten den jungen Anführer mit vollen Ladungen auf den Feind, aber bald erschienen mehre Brigantinen, die eilig herankamen, um ihnen das Gegengewicht zu halten.

Eine Weile blieb der Streit nur auf diesem Punkte. Muktar, so jung er war, besaß bereits alle Eigenschaften eines guten Seemannes, und bewährte sie durch die geschicktesten Wendungen.

Bald sah sich aber auch Ulazzali angegriffen, und der Kampf wurde heftiger.

Die spanische Galeere schien mit Ausbreitung aller ihrer Segel und der vollen Anstrengung ihrer Ruderer sich während des Gefechtes davon machen zu wollen, aber der Kapudan-Pascha brauste mit voller Gewalt des ihm günstigen Windes ihr entgegen, und ließ alle Flammen und Donner seiner Batterien auf sie los.

Nun war kein Entkommen mehr möglich. Der

Spanier nahm den Kampf an, und erwiederte aus allen ſeinen Geſchützen.

Pulverdampf in ſchwarzen, dem Blicke undurchdringlichen Maſſen lagerte auf den Wellen. Nur das Leuchten der abgefeuerten Stücke durchblitzte ihn. Von ihrem Krachen ſchien der tiefſte Grund des Meeres erſchüttert zu werden.

Omar Ilberim ſtand auf dem Hintertheile ſeines Verdeckes wie ein zürnender Gott, und ertheilte mit einer Stimme, welche mitten durch die Kanonade vernehmbar blieb, ſeine Befehle. Für ſich hatte er die Möglichkeit jeder Gefahr abgewieſen. Er leuchtete hervor durch die übermäßige glänzende Pracht der Kleidung und des Schmuckes. Er wollte geſehen, betrachtet ſein.

Die bewundrungswürdige Kunſt ſeiner Führung hatte ſein Schiff noch vor jedem weſentlichen Schaden bewahrt, während der Gegner bedeutend verletzt erſchien. Doch hielt auch dieſer ſich tapfer, und Leichen bedeckten das Verdeck der türkiſchen Galeere.

Der Kapudan-Paſcha beſtrich unaufhörlich die ſpaniſche mit mörderiſchem Feuer. Die Maſten ſplitterten, die Segel hingen in Fetzen an ihnen herab.

Da ſtürzte, von einer Kanonenkugel getroffen, der Mittelmaſt des Spaniers, und eine zweite zerſchmetterte das Steuerruder.

Auf der türkiſchen Galeere verkündete der Jubelruf

„Allah il Allah!“ daß man hier den Sieg über den chriſtlichen Gegner ſo gut als entſchieden annehme, und Omar Ilderim ertheilte den Befehl zum Entern.

Drüben nahm man auf dem Verdecke die wildeſte Verwirrung wahr. Muthloſigkeit, Verzweiflung ſchienen einzureißen, die Stimme der Befehlshaber nicht mehr beachtet zu werden. Das Geſchrei: „Heilige Mutter, heiliger Januarius, bittet für uns!“ — ſtieg an die Wolken, und die Mannſchaft ſtatt die Geſchütze zu bedienen, lag auf den Knieen.

In dieſem günſtigen Augenblicke rauſchte das türkiſche Schiff unter ſtetem Abfeuern ſeiner Kanonen und des kleinen Gewehres der Schützen, dicht an das Seitenbort heran. Die Enterhaken faßten in den jenſeitigen Rand, die Brücke fiel, und Omar Ilderim, den Säbel in der Fauſt, Allen voran, ein Schwarm blut- und beutegieriger Raſender hinter ihm, ſtürzte auf das Deck ohne daß man es zu hindern vermochte.

In dieſer äußerſten Kataſtrophe gelang es aber dem chriſtlichen Befehlshaber die Macht über ſeine entmuthigte Schaar wieder zu gewinnen. Man hörte ihn rufen: „Wollt ihr die Ketten tragen an den Ruderbänken der Ungläubigen, oder ſterben wie Helden, und Märtyrer ſein bei Gott und ſeinen Heiligen?“ — Alles raffte ſich wieder auf. „Es lebe der König! — es lebe der heilige katholiſche Glaube! —“ riefen Alle. Die Verzweiflung wurde thätig, durch In-

grimm befeuert. Sein Leben gab Jeder auf, aber er wollte es theuer verkaufen, und in dem engen Raume, unter den dichtgedrängten Schaaren, begann ein Gemetzel, deſſen Schilderung die Feder ſich verſagt.

Dreimal drang der Kapudan-Paſcha durch Blut und über Leichen bis zum Hintertheile vor, und dreimal wurde er wieder zurückgeworfen. Seine Wuth ſteigerte ſich bis zur Raſerei. Seine Damaſcener-Klinge ſchlug ein wie der Blitz. Wo ſie traf, vernichtete ſie. Um ihn waltete Grauen und Entſetzen. Sein Kaftan von Goldbrocat war aufgeſchlagen. An ſeiner nackten Bruſt glühte das blutrothe Zeichen völlig enthüllt. Durch das wilde Gebrüll vernahm man deutlich ſeinen Ruf: „Wo biſt Du Gaetano Lanzi. — Dich ſuche ich, Dich! — Ich bin Rinaldo Valori. — Rache — Rache!“

Da theilte ſich plötzlich der Haufen der chriſtlichen Streiter. Ein großer hagerer, ſchwarz gekleideter Mann, mit ſtarrem weißen Haare, und wilder zerriſſener Geſichtsbildung, ein langes toledaniſches Schwert in der Fauſt, ſtürzte ihm entgegen. Auch ſein Wamms war aufgeriſſen, und man gewahrte ein ähnliches rothes Zeichen auf ſeiner entblößten linken Seite.

„Hier iſt Gaetano Lanzi!“ — rief er mit der ganzen Kraft ſeiner Stimme, aber keuchend vor Wuth. Heran Du abgefallener Hund, Du Schurke Valori! — Du

oder ich.“ Und ſie fielen gleich wüthenden Stieren auf einander aus.

Aller Kampf der Uebrigen ſtockte, als ſei es Jeglichem klar, wie hier eine Sache verwalte, deren Ausfechtung den Hauptbetheiligten nicht verkümmert werden dürfe durch untergeordnetes gegenſeitiges Abſchlachten, denn dahin war der Kampf ſchon gediehen.

Dennoch gewahrte man bald wie Omar Ilderims Waffenübung der des Gegners weit überlegen war, der ſich, vermuthlich in der Gefahr zurückkommend von ſeinem erſten thieriſchen Ingrimme gegen einen tiefverhaßten Feind, nun beſonnener mehr auf Vertheidigung zu beſchränken ſchien, und unausgeſetzt rief, man möge ihm zu Hülfe kommen. Vermuthlich hatte er den Kampf auch nur deshalb angenommen, weil er ermaß, ein ſchmählicheres Ende unter Martern ſtehe ihm bevor, wenn er, nach Eroberung des Schiffes, dem Feinde lebend in die Hände falle.

Sein letzter Augenblick ſchien auch gekommen, wiewohl er noch nicht weſentlich verwundet war. Omar drängte ihn gegen den Rand des Schiffes, um, wo er nicht weiter konnte, ihn entweder niederzumachen, oder ſich ſeiner zu bemächtigen.

Da fuhr aus einem Haufen von Leichen der dicht dabei lag, eine menſchliche Geſtalt von abſchreckendem Anſehen hervor. — Es war jener Peppo, dem wir zum Anfange dieſes Berichtes begegneten. — Er klammerte ſich

mit der einen Hand an den Kaftan des Kapudan-Paſcha riß ihn zurück, ſo daß er auf dem vom Blute ſchlüpfrigen Boden ſtrauchelte, und bohrte ihm einen langen Dolch in die Seite. Der Verwundete ſtieß einen Schrei aus, ſtürzte, und im nämlichen Augenblicke jagte ihm der Gegner den Degen in den Leib. —

Die Chriſten erhoben Siegsgeſchrei und fielen mit erneuter Wuth über die Türken her. Dieſe aber vernahmen den Ruf des am Boden ringenden Omar. „Zu Hülfe Moslemin dem Kapudan-Paſcha!“ und Mehrere ſtürzten herbei ſich ſeiner zu bemächtigen. Unter wildem Andrange hoben ſie ihn auf, und ſchafften ihn zurück auf ſeine Galeere.

Dieſes Alles war nur das Werk einiger Augenblicke.

Aber dieſe hatten die Lage der Sachen auch gänzlich verändert. Die Chriſten glaubten an ſichtbaren himmliſchen Beiſtand, und erneuerten ihre Angriffe mit der ſiegreichen Gewalt hoher Begeiſterung. Den Türken ſank mit ihrem Führer der Muth. Sie wurden zurückgedrängt. Da rauſchte es heran auf dem Meere. Die andere maltheſiſche Galeere, der es unterdeß gelungen Ulazzali zum Weichen zu bringen, kam dem bedrängten Spanier zu Hülfe, und ſchmetterte volle Ladungen auf das feindliche Schiff. Der ausgezeichneten Beſonnenheit des ſpaniſchen Capitains gelang es, das ſeinige nicht nur von Feinden zu reinigen, ſondern auch es wieder loszumachen. Vom Maltheſer ins Schlepptau genommen, der mit aufgezogenen Segeln, und Bewegung

aller ſeiner Ruder das Weite ſuchte, war es bald gerettet. Wäre nicht Muktar zum Beiſtande herbeigeeilt, würde der Kapudan-Paſcha in dringende Gefahr, ſelbſt genommen zu werden, gerathen ſein, denn ſein Schiff war in der allgemeinen Verwirrung ohne Leitung. Nur kurze Zeit verging, nach welcher man die chriſtlichen Schiffe in weiter Ferne glücklich in der Richtung nach Corſika davon eilen ſah, während das türkiſche Geſchwader übel zugerichtet auf den Wogen kreuzte, die mit Trümmern bedeckt waren, denn die eine der Schebecken war in den Grund geſchoſſen, die Galeere Ulazzalis ſchwer, die des Kapudan-Paſcha wenig minder durch die letzten Kanonen beſchädigt, und nur Muktar hatte das Wenige von Sieg in Anſpruch zu nehmen, das dießmal dem Halbmonde gegönnt worden, denn er hatte das eine maltheſiſche Schiff übel zugerichtet, zwei Brigantinen beinahe völlig entwaffnet, ohne ſeinerſeits weſentlich gelitten zu haben.

So endete wider alle Erwartung das abenteuerliche mit ſo vieler Kühnheit und Zuverſicht begonnene Unternehmen des Kapudan-Paſcha, dem eine höhere Wichtigkeit dadurch zukam, daß es das erſte Seetreffen war, in dem Omar Ilderim den Kürzern gezogen. Der Glaube an ſeine Unbeſiegbarkeit war mit einem Schlage zerſtört.

Er ſelbſt lag bewußtlos in ſeiner Kajüte, unter den Händen Ben-Iſaſchars, ſeines jüdiſchen Arztes.

Ulazzali hatte ſeine zerſchoſſene Galeere verlaſſen, eine

der Schebecken beſtiegen, und ſich, ohne dem Willen ſeines Admirals nachzufragen, in möglichſter Eile davon gemacht, vermuthlich, um die Dardanellen zu ſuchen, und die Schmach des Kapudan-Paſcha, mit zweckdienlichen Uebertreibungen, ſo ſchnell als möglich nach dem Serail zu bringen.

So blieb Muktar der Oberbefehl.

Er fand ſich für's erſte außer Stande die offne See zu halten, befahl zunächſt an den Küſten Sardiniens Schutz zu ſuchen, wobei wenig zu wagen war, um ſpäter die afrikaniſchen befreundeten Geſtade zu erreichen.

Im nördlichen Theile Sardiniens finden ſich mehre Buchten, die durch Vorgebirge von beiden Seiten ſo gut verborgen werden, daß von der offnen See ſie kaum zu überſehen ſind. Von jeher waren ſie Schlupfwinkel der Seeräuber, und gewährten dieſen ſelbſt für längern Aufenthalt ziemliche Sicherheit, denn Philipp der Zweite hatte die Inſel nur ſo weit ſeiner Beachtung werth gehalten, daß er ihr die treffliche, aber freiſinnige Verfaſſung nahm, die ſie ſeit 1335 dem weiſen Edelmuthe des Königs Pedro von Aragonien verdankte. In allem Uebrigen ließ er ſie in dem Zuſtande der beklagenswertheſten Hülfloſigkeit, allen Angriffen der Corſaren ausgeſetzt, weil — ſie nichts einbrachte. Sie war daher im Innern auch kaum

angebaut, und dünn mit verfallenden wenig bewohnten Ortſchaften beſtreut, an den Küſten aber gänzlich verödet und unbewohnt.

In einer dieſer Buchten barg Muktar, was ſeinem Vater von Schiffen noch übrig war. Der Ort bot guten Ankergrund, Schutz vor den Winden, und war der einſamſte von der Welt. Von allen Seiten ſtieg der Boden des Landes zu dichtbewaldeten Anhöhen empor, die Holz genug zur erſten nöthigſten Ausbeſſerung darboten. Von ihren Gipfeln ſah man im Innern nur Waldgebirge ohne Ortſchaften, über die ſich in blauer Ferne die Spitzen des Monte Genargentu erhoben.

Es wurde nöthig den Kapudan-Paſcha an's Land zu bringen, und ihn in einem Zelte einzurichten, das man nahe am Ufer, in einem angenehmen Gehölze von Korkeichen aufgeſchlagen. Ueberall wurden Wachen ausgeſtellt, und ſo Alles zur völligen Sicherheit beſorgt.

Die Wunden Omar Ilderims waren gefährlich. Ben-Iſaſchar meinte unter andern Umſtänden an ihrer Heilung keineswegs verzweifeln zu dürfen, aber das Gemüth des Kranken ſei in einer Aufregung, die alle Wirkung der Mittel unwirkſam zu machen drohe.

Noch war Niemand Eintritt bei demſelben geſtattet. Er verweigerte Jeden, ſelbſt ſeinen Sohn, vor ſich zu laſſen. Nur von Zeit zu Zeit vernahm man die Ausbrüche

ſeiner Wuth, und ſeine läſterlichen Flüche. Er mußte ſich danach wie ein Beſeſſener gebährden.

Nach einigen Tagen mochte ſeine zunehmende Mattigkeit auch eine ruhigere Stimmung ergeben. Muktar erhielt den Befehl vor ihm zu erſcheinen.

Er fand den Vater auf Polſtern und Leopardenfelle gebettet, verändert, aber kräftiger als er vermuthete. Sein Körper war gebrochen, nicht ſeine ſtolze Seele.

„Muktar — ſagte er — ich habe keine drei Tage mehr zu leben. Von dem Omar Ilderim, vor welchem die Völker, die Länder, der Padiſchah ſelbſt, erzitterten, wird bald nichts übrig ſein, als ein Namen. Ich bin nicht beſiegt. Hinterliſt ſtreckte mich nieder. Das kommt zur Summe der Beleidigungen, die mein Stamm erlitten, und ich will Rache, — Rache —, Rache, ehe ich ſterbe. Meine Seele zuckt am letzten Faden, der ſie hält. Das ſchmerzt. Der Faden reißt nur, wenn ich das Haupt meines Feindes in meinen Händen halte. Ich übertrage Dir meine Rache; ſie iſt auch die Deinige, ſie iſt die Pflicht Deines Blutes. Du mußt ſie üben, oder meinen Fluch empfangen. Meine Geſchichte war ſeither ein Geheimniß, ſelbſt Dir, — vernimm ſie. Daß ich ein Renegat bin, weißt Du, und das kommt nicht in Betracht. In jedem Glauben hätte ich keinem andern Götzen geopfert als mir ſelbſt. Aber ich bin aus vornehmem corſikaniſchen

Stamm, — ein Valori. Wir hatten Blutfehde mit dem Geſchlecht der Lanzi ſeit alter Zeit. Weshalb zuerſt, iſt vergeſſen. Seit ſechzig Jahren ſtarb kein Valori, als von der Hand eines Lanzi, kein Lanzi als von der eines Valori. Unſere Unterthanen thaten gegenſeitig wie wir, denn unſere Sachen waren die ihren. Wir würgten uns wie Löwen. Das war gut ſo. Zuletzt aber kam das Blut des Fuchſes in die Lanzi. Gaetano Lanzi hatte ſeinen Vater begraben, dem der meine das Hirn zerſchmettert, aber das war ehrlich geſchehen. Der Schurke Gaetano war nicht ehrlich. Er bot uns Verſöhnung, die nahmen wir an. Wir hatten eine große Feierlichkeit deshalb, und thaten alle Buße. Aber er hatte ſich heimlich in Genua, wo er viel vermochte, wir nichts, unſer Gut verſchreiben laſſen, das wollte er haben. Als wir nun arglos waren und unſer Schloß ohne Bewaffnung, wir hatten ſie entlaſſen, überfiel er uns in der Weihnachtsnacht, verbrannte das Schloß, ermordete meinen Vater, meine Brüder. Ich war der jüngſte. Mich ließ er leben, um — mich als Sklaven zu verkaufen. Nun gab es dort keine Valori mehr. Der Lanzi hatte was wir beſaßen. Ich lebte, aber nur um die Meinen dereinſt zu rächen, um zu ſeiner Zeit den Buben Gaetano zu fangen, ihn mit Füßen zu treten, und ihn zu Tode martern zu laſſen, wie — wie — ich weiß nicht wie, — weil es für meine Abſicht eigentlich keine Namen giebt. Auf dem Schiffe war der Lanzi, das

ich nehmen wollte. Schon meinte ich ihn beim Schopfe zu faſſen, als mich der Hund, der ihm einſt den Verrath gegen uns an die Hand gab, zu Tode ſtach, und ſo ſeinem Schelm von Gebieter durchhalf. Das geht nicht alſo. Der Lanzi iſt nahebei in Corſika, auf ſeinem Schloſſe. Er will da Buße thun, denn er hat es bei der Schlechtigkeit nicht bewenden laſſen, ſondern iſt noch überdieß ein Narr geworden. Gehe hin, Muktar, mach ihn nieder, bring mir ſeinen Kopf. Ich will ihn in der Fauſt bei den Haaren halten, wenn ich ſterbe. — Aber ſchnell, — ich habe Eile — morgen. — Wie? — Elender — Du wirſt blaß, — kein Wort, — ich will Gaetanos Kopf, oder — den Deinen. Der Kapudan-Paſcha gebietet dem Untergebenen eine That gegen die Feinde des Padiſchah, der Herr ſeinem Sklaven die Ausrichtung ſeines Befehles. Haſt Du die Pflicht blinden Gehorſams verlernt?"

Muktar ſtand blaß wie ein Marmorbild. Seine Augen flogen irr umher. Sein Blick begegnete dem Auge des Arztes Ben-Iſaſchar, dieſer winkte ihm zu, — und flüſterte im Vorbeigehen: „Entſchließe Dich. — Die Kraft des Kranken iſt im Zunehmen. Er dürfte geneſen, wenn Du ſeinen Willen thuſt. Aber verloren biſt Du, wenn Du zauderſt."

Der Jüngling fiel auf's Knie, kreuzte die Hände auf der Bruſt, und ſprach: — „Herr ich bin nicht Muktar

mehr; ich bin der Wurfſpieß, den Deine Hand ſchleudert. Er ſoll treffen.“

Eilig ſtand er auf und entfernte ſich.

Der Zuſtand von Corſika verdankte der Fürſorge der Genueſer wenig mehr als Sardinien der ſpaniſchen Herrſchaft. Es war meiſt unbeſchützt. In dem ſchönen Hafen von Porto Vecchio, wo eine Kriegsflotte Raum fände, lagen einige faſt unbrauchbare Galeeren und eine Anzahl Fiſcherbarken. Für Vertheidigung war nicht mehr geſorgt als auf der Nachbarinſel. Dennoch zeigte ſich in Corſika mehr innere Lebenskraft beim Volke, und man pflegte den Anfällen der Ungläubigen kräftigeren Widerſtand entgegen zu ſtellen. Einige größere Grundherren lebten auf ihren feſten Schlöſſern in dem Gebirge, das die Inſel von Norden und Süden durchſchneidet, und wurden Vereinigungspunkte für das Volk, deſſen kriegeriſcher Geiſt ſich in kühnen Unternehmungen gefiel. Da Luxus und die Bedürfniſſe der verfeinerten Zuſtände hier faſt ganz unbekannt waren, und die einfachſten Gewohnheiten das häusliche und geſellige Daſein regelten, würde man ſich dort ziemlich wohl befunden haben, wenn eben jener kriegeriſche Geiſt nicht überall inneren Hader erzeugt, und die Rachſucht, — Haupteigenſchaft im Charakter der Corſen, — zu den traurigſten und blutigſten Ausbrüchen unverſöhnlicher Leidenſchaften geführt

hätte. Die Blutrache war der wahre feindliche Dämon der Inſel, und wirkte zerſtörend in den meiſten Familien, der höheren, wie der niedrigeren Stände, wodurch ganze Geſchlechter ausgerottet wurden. Was von den edeln Häuſern der Lanzi und Valori eben erwähnt wurde, war nur ein Blatt aus den blutigen Annalen jener Zeit und Gegend. Die Wuth und den Haß der Grundherren theilten ihre Unterſaſſen, ſpalteten ſich in Factionen, und der Mord vererbte von den Vätern auf die Söhne. Doch aber würde man durchaus irren, wenn man danach annehmen wollte, ſie hätten nur die Sache ihrer Herren, in treuer Dienſtbefliſſenheit zu der ihren gemacht, und in ihrer Anhänglichkeit an dieſe Herren eine Wiederholung des wilden, aber partriarchaliſchen Verhältniſſes der ſchottiſchen Clangenoſſen zu ihren Oberhäuptern dargelegt. Dem widerſprach der trotzige Freiheitsſinn, und der perſönliche Stolz ſelbſt der geringeren Corſen durchaus. Ihre Abhängigkeit von ihren großen Grundherrn war nicht erheblich, und nur die Freigebigkeit derſelben, und der Allen inwohnende unruhige, zu Willkühr und Gewaltthaten geneigte Sinn, brachte zu Wege, daß ſie ſich bisweilen den Familienzwiſten der Großen als allzeitfertige Parteien anſchloſſen. War dieſes einmal geſchehen, befanden ſie ſich durch ganze Geſchlechter, nach ihren Begriffen, darin unablöslich verwickelt, nicht aus Liebe zu ihren Anführern, ſondern aus Ingrimm gegen die Gegner. Jeder hatte dann für ſich

Blutrache zu nehmen an den Feinden wegen von ihnen geschlachteter Väter oder Söhne, und die einzelnen Zwiste floßen in den Hauptströmen der vendetta ihrer Oberhäupter ganz natürlich zusammen. In Schottland war der Häuptling den Clangenossen heilig und unverletzlich, und die Tapfern, die seinen Tartan trugen, seinen Namen führten, unterwarfen sich geduldig seiner Willkühr. In Corsika aber mochte der Grundherr sich vorsehen, wie jeder Andere. Der Geringste seiner Untergebenen, den er beleidigt, hatte für ihn ein so scharfes Messer als für seinen ihm verhaßten Nachbar, und traf jenen in seinem festen Schlosse so gut, als diesen in seiner Hütte. Doch fand sich bisweilen nichts desto weniger eine Uebersättigung nach zu viel vergossenem Blute. Man versöhnte sich in Massen, that gemeinschaftlich Kirchenbuße mit allen Zeichen der Zerknirschung, besiegelte den geschlossenen Frieden durch Genuß der Sacramente. Besonders war die Geistlichkeit väterlich beflissen solche Sühnungsacte herbeizuführen. Aber die Reue war selten von Bestand, und der geringste neue Anlaß blies das unterdrückte Feuer bald wieder an.

Eine solche Feier der Entsündigung bezweckte der Markese Gaetano Lanzi-Selvanera, als er von Sicilien nach Corsika herüberkam. Vermuthlich beseelte ihn keine wahre Reue, sondern nur die Gewissensangst eines abergläubischen Gemüthes, die durch den frühen Tod seiner Gemahlin, welchen sein Beichtiger ihm als Strafe des

Himmels erſcheinen laſſen, beſtärkt wurde. Gewiß war er ohne allen ſittlichen Werth, wenn auch einiger Grund iſt anzunehmen, daß er bei ſeinen Sünden mehr durch Andere beſtimmt worden, denen ſeine Schwäche ihn preisgegeben, und daß der Eigennutz mächtiger in ihm geweſen als der Haß gegen die Valori. Dieſe waren freilich beſeitigt, damit aber keineswegs der Hader zwiſchen den Parteien, und der Markeſe vernahm faſt jeden Monat mit Grauen wie die Blutrache unausgeſetzt wüthe in den Familien der Unterthanen auf ſeinen Gütern, welche aus den alten Beſitzungen ſeines Hauſes, und denen der Valori, die er ſich nach deren Vertilgung angeeignet, beſtanden. Dieſe Feindſchaft gefährdete überdieß ſein Privatintereſſe, und ſo widerſtand er den mehrfachen Bewegungsgründen nicht, ſolchen ſchauderhaften Zuſtand nach Möglichkeit abzuſchließen, und ſeinen Kindern einen beruhigten, wohlgeordneten Beſitz zu hinterlaſſen. Es wird daher auch einleuchten, wie ſehr es ihn außer ſich brachte, als ihm, gleichſam am Vorabende ſolchen frommen Werkes, unerwartet noch ein Valori feindlich, und ſo hochgefährlich entgegentrat, während er doch meinte von dieſer Seite bereits ganz geſichert zu ſein. Er mußte das Aeußerſte wagen, dieſes neu auftauchenden Gegners entledigt zu werden, denn er wußte wohl was ihm bevorſtand, wenn ihm das Unglück beſtimmt geweſen wäre, in deſſen Hände zu fallen. Nun nahm er aber an, daß auch dieſer Anſtoß beſeitigt ſei, denn hatte er nicht den

Todfeind fallen geſehen durch Hülfleiſtung jenes abſcheulichen Peppo, der von ſeiner erſten Jugend der Dämon geweſen, welcher ihn auf die Pfade des Blutes geführt. Mit um ſo größerer Zuverſicht ſchritt er alſo zu dem frommen Acte, welcher die Summe der Frevel endlich abſchließen ſollte für immer.

Sein Erſcheinen auf dem Schloſſe ſeiner Väter, die Freigebigkeit, die er nach allen Seiten verbreitete, bewirkten auch ſofort die Bereitwilligkeit ſeiner Unterthanen, und der Tag des Friedensfeſtes konnte anberaumt werden.

Es war im Monat October, welcher ſo entzückend iſt in jenen Gegenden.

Schon vom Aufgange der Sonne läuteten die Glocken in allen Kirchen der Gegend, und Schaaren von Landleuten ſtrömten zuſammen, welche die Feier begehen wollten, um hernach vor dem Schloſſe Lanzi von ihrem Herrn feſtlich bewirthet zu werden. Die Gegend war ein wildes aber romantiſches Waldgebirge. Auf einer Höhe lagen die Trümmer des zerſtörten und ausgebrannten Schloſſes der Valori. Dieſe hatten Bedeutung für das Feſt. Am Fuße des Berges bei einer Kapelle verſammelten ſich die Andächtigen zu einer feierlichen Proceſſion. Dieſe ſollte hinaufziehen, einen Umgang halten um die Ruinen, und dann durch eine Schlucht ſich zu der Kirche des nahen Fleckens begeben, um in Gemeinſchaft mit ihrem Gebieter Buße zu thun, die

Meſſe zu hören, und den Frieden durch das heilige Nachtmahl zu befeſtigen.

Das Schloß Valori hatte eine bewunderungswürdige maleriſche aber ſeltſame Lage. Es beherrſchte die Gegend, und war ſonſt ganz frei, nur trennte es ein tiefer Spalt von geringer Breite von einem anderen Felſen gegenüber, auf dem noch die Trümmer einer längſt verfallenen Warte umherlagen. Wahrſcheinlich hatte vor unvordenklichen uralten Zeiten ein Erdbeben den Bergrücken, der einſt zuſammenhing, zerriſſen. Der Riß geſtaltete nun die groteskeſten Formen des Geſteines in dem Spalt, und man konnte ſich des Grauens nicht erwehren, man mochte diesſeits auf der Höhe ſtehen oder jenſeits, wenn man in dieſe klaffende ſchwindliche Tiefe, wie in den Abgrund der Hölle hinunterſchaute, den unten ein wilder Waldſtrom, über Steingeröll hinbrauſend, durchſtrömte.

Die beiden Wände des Spaltes waren theilweiſe verwittert, und hatten ſich mit dichten Geſträuchen bekleidet, aus welchen die einzelnen kahlen Steinmaſſen deſto abenteuerlicher hervortraten.

Die beiden Seitenwände waren nicht gangbar. Sie von unten zu erſteigen galt für eine gottverſuchende Verwegenheit, und nur einzelne Fälle waren vorgekommen, daß waghälſige Jäger oder Hirten, die verlorne Ziegen ſuchten, jene faſt wagerechten Felſenmauern beſtiegen hatten

Einige waren heruntergeſtürzt, und hatten ihre Keckheit mit dem Leben bezahlt, denn viele Steine waren locker, und trennten ſich bei der leiſeſten Berührung.

Der Morgen war eben angebrochen, als tief unten in der Schlucht, deren Schatten ohnehin die Wahrnehmung von oben verkümmerten, ein hellfarbiger Punkt erſchien, der ſich mit äußerſter Schnelligkeit fortbewegte. Bald hüpfte er hier, bald dort über den Waldſtrom. Nun verſchwand er in den Gebüſchen. Nicht lange nachher erſchien er wieder, ſchon an der Felswand aufſtrebend, die, vom Schloſſe aus geſehen, die entgegengeſetzte Seite des Spaltes bildete, aber nur um wieder zu verſchwinden. Ein neues Auftauchen zeigte einen Menſchen, der mit äußerſter Behendigkeit ſich empor arbeitete, und von dem Lichtblitze ausgingen, als habe er Glänzendes an ſich. — Auf einzelnen kleinen Staffeln ſchien er fußen zu wollen. Sie löſten ſich unter ſeiner Sohle, rollten hinab, man hörte ihren Fall unten in's Waſſer. Der Verwegene war nicht nachgeſtürzt. An Rankengewächſen und Gebüſchen hatte er ſich gehalten, um ſich höher hinaufzuſchwingen. Sein Leben hing oft an der Haltbarkeit einer Winde, eines Zweiges. Fort war er wieder. Aber das Kniſtern des brechenden Geſträuchs, durch das er weiter emporklomm, verkündete den Erfolg ſeiner Beſtrebung ſchon in der Nähe des Zieles. Da iſt er nochmals — Ein Sprung — Er iſt oben.

Einen Augenblick ſetzte er ſich nur ab gegen den tiefblauen Himmel. Eine Türke, — prächtig gekleidet, — bewaffnet mit Yathagan und Piſtolen. Die Reiherfeder ſich wiegend auf dem flimmernden Turban. — Es war Muktar. — Gleich darauf verſchwand er hinter den Trümmern der alten Warte.

Aber ſiehe. — Bald ſtieg eine graue Geſtalt den Schloßberg auf der andern Seite empor, dicht neben dem Spalte hin, und ſchien mühevoll etwas auf dem Rücken zu ſchleppen. — Ein hoher alter Mann, mit grauem Haare und Barte, im langen ärmlichſten härenen Büßergewande, bloßen Hauptes, barfuß, ein großes ſchweres Kreuz mühſam auf dem Rücken tragend. — Es war Gaetano Lanzi. — Er ſchritt durch die Ruinen auf einen Raum zu, deſſen Vorderwand ganz eingeſtürzt war, während das Uebrige die Reſte einer durch Brand zerſtörten Kapelle zeigte. Es war die des Schloſſes geweſen. Die Steine und Stufen waren noch in rauhen Formen vorhanden, die einſt vielleicht mit Damaſt und Sammet bekleidet, den Altar bildeten. Dieß war der Ort, wo einſt der alte Valori von der Fauſt deſſen gefallen war, der ſich nun händeringend davor, in ungeſegnetem Alter, niederwarf, und mit allen Zeichen der Zerknirſchung, der Verzweiflung, Gott und alle Heiligen im Jammergeſchrei um Mitleid und Erbarmen anflehte. Seine Stimme weckte den Wiederhall. Es ſchallte dumpf wenn er mehrfach mit der Stirne ſich vorwärts auf die

ſteinernen Stufen niederwarf, um ſie mit ſeinen Thränen zu benetzen.

Da wurde Muktar auf der andern Seite bemerkbar, wie er hinter einem Mauerſtücke hervorlauſchte. — Er zog eine ſeiner Piſtolen aus ſeinem Gürtel; er legte an; er zielte auf den Alten. — Wird er ſchießen? — Nein, er ſetzt wieder ab, — um bald einen neuen Verſuch zu machen. — Wieder umſonſt. Er kann den Abſcheu vor der That, die er begehen ſoll, nicht überwinden. Er fällt in ein trübes Sinnen.

Da tönen von unten hundertſtimmige Geſänge. Paar auf Paar zieht die Proceſſion herauf. Fahnen voran, Prieſter im Schmucke. Muktar wird unruhig. Der Kampf, den er mit ſich kämpft, ſcheint heftiger und erſchütternder zu werden. Er drückt eine Hand vor die Augen. — — Die Proceſſion iſt faſt oben. Da fällt ein Sonnenſtrahl auf den polirten Lauf des Piſtoles, das er mechaniſch angeſchlagen hält, und wirft einen blendenden Wiederſchein dem Alten ins Auge. Dieſer ſieht ſich um, bemerkt den Fremden drüben, ſtößt einen Schrei aus, und fährt empor. Da knallt der Schuß. Der Alte ſtürzt todt zu Boden. — Die weißen Rauchwirbel des abgebrannten Pulvers ziehen durch die Luft. Es iſt geſchehen. Muktar ſteht verſteinert, überraſcht, entſetzt durch die eigne That. Gerade im entſcheidenden Augenblicke war ſein freier Wille von ihm zurückgewichen. Sein Auge hatte nicht gezielt,

ſeine Seele hatte den Finger, welcher abdrückte, nicht beherrſcht. Eine dunkle unbekannte fremde Macht verfügte über die Waffe, und führte die Kugel zum Ziele. —

„Türken! — Türken!“ — ſchreien hundert Stimmen, und die Proceſſion rennt in wilder Verwirrung aus einander.

Muktar gewinnt das Leben wieder. Schnell wie der Blitz entreißt er ſich der gefährlichen Stellung, ſpringt hinab in den Schlund, und will davon, wo er herkam.

Da fährt Peppo — wie ein Raſender auf einem ſchwindlichen Pfade am Rande herbei, und umklammert ihn mit beiden Armen. „Halt — Mörder, halt! — Halt Valori!“ — ſchreit er, daß die Felſen wiederhallen.

Der Yathagan Muktars flimmert hoch empor, und fällt ſchallend auf den Schädel des Feindes.

Ein Schrei. — Peppo ſtürzt, ſein Blut rieſelt über das Geſtein. — Muktar iſt frei, und verſchwindet in den Gebüſchen.

Das Alles ein Augenblick. Aber plötzlich Gebrüll von mehreren Seiten: „Allah il Allah.“ — Ein Haufe von Türken ſtürzt unter die Pilger, und zerſtreut die wehrloſen. Das Getümmel iſt über alle Beſchreibung. Das Geſchrei der Wuth und Angſt verwirrt die Sinne. Alle Pfade ſind mit Fliehenden bedeckt.

Aber die Türken ſind ſo plötzlich als ſie erſchienen, wieder verſchwunden.

Die zerſprengten Wallfahrer ſammeln ſich wieder. Mit der rückkehrenden Beſinnung entlodern Beſchämung, Zorn, Entſchluß dem Feinde die Spitze zu bieten.

Jeder Gegenſtand wird zur Waffe. Alle ſtürzen zum Meere. Eine Schebecke in einer Bucht. Die Türken im Begriffe ſich einzuſchiffen, knallen aus ihren Feuerröhren ſcharfe Ladungen auf ihre Verfolger.

Da erſcheint Muktar allein, vom Abhange niedereilend, im ſchnellſten Laufe.

„Der Mörder — da iſt er; — haltet ihn auf, faßt ihn!“ rufen hundert Stimmen, und ein Schwarm fliegt auf ihn zu. Er iſt umgeben, ſchießt ſein andres Piſtol in die Menge. Sie ſtiebt aus einander. Er windet ſich, den Yathagan ſchwingend, durch neue Angreifende, wie ein gehetzter Leopard.

Einer, kühner als die Andern, will dennoch wagen ihn zu faſſen. Da ſpringt er vom hohen Ufer gerade hinunter in's Meer.

Die Schebecke ſtößt vom Lande ihn an Bord zu nehmen, und ſucht das Weite. Wuthgeſchrei vom Ufer, Hohngelächter und Siegesjubel vom Schiffe.

Das blutige Haupt des Gaetano Lanzi ſtarrt am Hintertheile des Decks auf der Spitze eines Speeres.

Nur bis zu dieſem Punkte gewährt der Faden der Sage, welchem dieſe Darſtellung folgt, eine zuſammenhängende Reihe der Begebenheiten. Von hier ab verliert er ſich ins Dunkle, und nur unbeſtimmte Gerüchte bieten ſich dar, die Leere nothdürftig auszufüllen, bis gegen das Ende wieder abgerundete Ereigniſſe deutlich ans Licht treten, und zur Kataſtrophe führen.

Die chriſtliche Welt vernahm den Namen Omar Ilderim, vor dem die Küſten des Mittelmeeres bisher erzittert waren, von nun ab nicht mehr. Lange wußte Niemand, was aus dieſem Schrecken der Seefahrer geworden. In Neapel wollte man erfahren haben, er ſei im Serail heimlich, wegen entdeckter Treuloſigkeit, enthauptet. Dagegen fand ſich in einer abgelegenen Bucht von Sardinien ein großes Todtenmal von loſen Steinen, zur Höhe eines anſehnlichen Hügels emporgehäuft, das ſonſt Niemand dort geſehen, und die Bewohner benannten es: „Das Grab des Kapudan-Paſcha.“

Auch ermangelten ſie nicht, darum die Erzählung wunderbarer Begebenheiten zu knüpfen. Türkiſche Galeeren ſollten dort vor Anker gelegen, ihr Anführer geſtorben, und mit kriegeriſchen Ehren beſtattet ſein. Nach ſeiner Verdigung ſei aber ein fürchterlicher Zwieſpalt zwiſchen zwei Parteien des Schiffsvolkes ausgebrochen, das mit der Beſiegung der einen geendet, die man auf eine Schaluppe geſetzt, und

allein auf's Meer geſendet. Von den zurückbleibenden Schiffen ſeien die Fahnen mit dem Halbmonde herabgeriſſen, genueſiſche Flaggen dagegen aufgeſteckt, und das Geſchwader ſei unter Kanonenſalven und Jubelgeſchrei in See gegangen, man wiſſe nicht wohin. Nur aus der Ferne habe man dieß Alles beobachten können, da Niemand ſich vermeſſen dem Schauplatze ſo gefahrdrohender Begebenheiten näher zu treten.

Ungefähr um die nämliche Zeit, oder bald nachher, hatten in einer finſtern Nacht die Bewohner des Fleckens Varaggio an der genueſiſchen Küſte, weiter unten am Geſtade einen großen Brand wahrgenommen. Sie meinten, es müſſe eine Feuersbrunſt in dem Städtchen Albigola ausgebrochen ſein, das unſern Savona liegt. Als ſie ſich aufgemacht, um zu Hülfe zu eilen, hätten ſie, nachdem ſie einen dichten Pinienwald durcheilt, zu ihrem Befremden geſehen, daß mehre Schiffe, die in einer Bucht gelegen, welche ſonſt verlaſſen zu ſein pflegte, in vollen Flammen lohrten. Angekommen an der Stelle des Brandes, ſei keine Seele dort zu finden geweſen. So viel ſei indeß von den Schiffen noch übrig geſunden, um ſie als türkiſche Galeeren zu erkennen. Man berichtete dieſes nach Genua, wo, wider Erwarten, nicht der mindeſte Werth auf dieſen Vorfall gelegt wurde. Die Schiffer verknüpften indeß dieſen Brand mit den räthſelhaften Begebenheiten aus Sardinien, und hielten dafür, jene dort abgelegten Schiffe,

seien von der eigenen Mannschaft, die sich später heimlich zerstreut, hier ans Land getrieben, und angezündet worden.

Ganz andere Kunden gingen dagegen in Neapel um. Nachdem man dort mit Befremden gehört, der Großsultan habe Hali, der nachher in der Seeschlacht von Lepante besiegt und getödtet wurde, — zum Kapudan-Pascha ernannt, ohne daß man wußte, was aus seinem Vorgänger geworden, war in einem dortigen Kloster ein Mönch erschienen, der lange in der Sklaverei der Türken gewesen, und dieser gab vor in den Diensten des Omar Illerim gestanden, und in den Gärten seines Landhauses auf der asiatischen Küste gearbeitet zu haben. Er erzählte, Uluzali sei auf einem Fahrzeuge einst fast allein in Konstantinopel angekommen, mit so schweren Anklagen gegen den Kapudan-Pascha, daß diesem die seidene Schnur bestimmt gewesen. Ehe man aber mit der Berathung zu Stande gekommen, wie man Jemand ermürgen möge, den man weder habe, noch sicher erst zu finden wisse, sei auch Hali, von der Flotte kommend, im Serail mit der Nachricht eingetroffen, eine aus den italienischen Meeren allein zurückkehrende Schebecke, die zu denen gehört, welche Omar Illerim auf seinem letzten Raubzuge mitgenommen, habe sich an den griechischen Küsten mit dem Berichte eingefunden, der Kapudan-Pascha sei umgekommen. Nach seinem Tode sei eine Empörung unter den Schiffsleuten, die zu zwei Dritttheilen aus Renegaten bestanden, ausgebrochen. Diese letzten hätten Mah-

tar, den Sohn des Kapudan-Paſcha, zum Anführer ausgerufen, welcher die Ketten der chriſtlichen Ruderſklaven gelöſet, mit ihrer Hülfe die ſchwächern Türken völlig überwannt, ihres Lebens aber geſchont, und ihnen freigeſtellt habe, auf einem der Schiffe zu ihren Glaubensgenoſſen zurückzukehren, während er mit den ſiegreichen Neugatern ſich in chriſtliche Länder begeben wolle. Bei ihrer Einſchiffung ſoll er ihnen geſagt haben: „Meldet dem Hali, daß ich dem Islam jetzt öffentlich abſage, denn heimlich habe ich niemals Theil an ihm gehabt. Wir gehen zu unſeren Glaubensgenoſſen. Aber unſer Abfall ſoll kein Verrath ſein an der Sache des Padiſchah. Die Flotten der Chriſten ſollen durch ſeine Schiffe nicht vermehrt werden.“

Der Vierkönig, Graf von Temes, dem dieſe Kunde zu Ohren kam, ließ den Mönch vor ſich kommen, und dieſer fügte dem Obigen noch hinzu, daß man ſich nun des Eigenthumes Omar Itzeimis habe bemächtigen wollen. Seine Güter habe man allerdings einziehen können. Von ſeinen Schätzen in baarem Metalle, deren er, wie bekannt, doch anſehnliche beſeſſen, ſei aber nichts vorgefunden worden, und es ſei an den Tag gekommen, daß er ſie nicht nur bei ſich auf der Flotte gehabt, ſondern auch ſie mit ſich genommen, als er auf ſeinem letzten Zuge in See gegangen. Der Mönch verſicherte indeß, es ſei ihm bekannt, wie der ſchlaue Neugater ſchon ſeit langer großer Summen heimlich nach Genua

verſendet, und alſo zu viel nicht bei ſich gehabt haben könne. Omer Jüberim habe übrigens gar keinem religiöſen Bekenntniſſe aufrichtig angehangen, ſei weder Türke, noch Jude, noch Chriſt geweſen, wenn er ſich auch ſtets in ſeiner gewöhnlichen Liſt als eifriger Muſelmann betragen. Die Favoritin ſeines Harems ſei eine ſpaniſche Chriſtin geweſen, die, unter Beiſtand ſeiner, — des Mönches nämlich, — insgeheim, aber unter Mitwiſſen ihres Gemahles, immer dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, auch ſehr fromm geweſen ſei. Sogar der Sohn des Paſcha ſei nur zum Scheine im Islam erzogen, dagegen gleich nach ſeiner Geburt von ihm, dem Mönche getauft, und nachher im chriſtlichen Glauben, unter der Hand, beſtärkt worden. Es ſei daher nicht zu verwundern, daß er ſich nach dem Fall des Vaters dem Chriſtenthume ganz zugewendet. In Genua dürfte er auch Schutz und Mittel gefunden haben, da ſich dort faſt aller Vermögen ſeines Vaters befand. Ebenſo dürfe man über die letzten Abſichten des Omer Jüberim nicht im Zweifel ſein. Er habe immer im Sinne gehabt vom Großherrn dereinſt abzufallen, wenn er gute Gelegenheit finde ſich zum Herrn von Creſita zu machen, auf welcher Inſel er einſt geboren wurde. Da er nun ſo viel baares Geld auf ſeinem letzten Zuge mit ſich genommen, habe er wohl einen ſolchen Schlag ausführen wollen, indem dazu große Freigebigkeit an Ort und Stelle unerläßlich geweſen wäre. Deßhalb habe er auch beſtrebt ihm noch mehr,

ebenfalls mit Kanonen bemannte Schiffe, — wohl zur Verstärkung seiner Macht, — nachzusenden, welche Hali aber noch nicht habe auslaufen lassen, als die Nachricht vom Untergange Omars eintraf.

Der Vicekönig hielt es für angemessen hiervon nach Madrid dem Don Nui Gomez Prinzen von Ebeli zu berichten, der damals erster Minister war, und hinzuzufügen: ob es nicht nöthig sei nachzuforschen, was denn aus dem Sohne des Pascha nach seinem Abfall geworden?

Er erhielt darauf die sehr lakonische Antwort: Se. katholische Majestät genehmige es nicht, daß der Vicekönig sich um Dinge bekümmere, die ihm nichts angingen. Allerhöchst Dieselbe wisse, wo sich der Sohn des Pascha befinde. Von seiner Seite setzte der Minister hinzu: Der Vicekönig möge sich ja versehen durch Vermeidung nicht dem Könige zu missfallen. Der Sohn des Pascha sei ein sehr achtbarer Cavalier und guter Christ, der von Mutterseite einem in Ansehen stehenden spanischen Hause angehöre, und der besonderen Gunst einer sehr hohen Person sich erfreue. Von seinen früheren Geschicken solle einmal nicht gesprochen werden.

Der geehrte Leser, welcher dem Jünglinge, von dem die Rede, bisher vielleicht mit einiger Theilnahme gefolgt ist, wird ihm die Gunst der hohen Person, und gewiß auch sein Christenthum, von Herzen gönnen, aber mit der von ihm so Geehrte verübten That wird er, eben im Sinne des Ver-

Heidenthums wohl schwerlich einverstanden sein können, denn was ist sie sonst als ein Menschenmord, und, möchte sie immerhin nicht freiwillig, sondern auf strengen Befehl des strafenden Vaters verübt sein, so ließe sich doch wohl annehmen, daß Mutter, bei ruhiger Würdigung der damals vorwaltenden Umstände, hätte daran unschuldig vorbeikommen können. War diese That nicht eine Blase, welche in seinem sonst milden Blute ein Atom jener alten Rachsucht seines väterlichen Geschlechtes aufrief, das bisher nur geschlummert, aber doch noch vorhanden war? — Wenn dem wirklich so war, desto übler für ihn, und die Sünde mußte ihm gewiß zu seiner Zeit nicht geschenkt sein, denn jede üble That zieht ihre entsprechenden Folgen nach sich. Doch selbst in dieser Beziehung müssen billiger Erwägung zwei Dinge anheimgestellt werden. Denn Isaak war diese Rache an einem Feinde seine Sünde, und wenn auch der Geist des Christenthums sich der Gesinnung Mutter, gleichsam dichterisch, bereits bemächtigt haben mochte, war er doch gewiß zu unverständig in besseren göttlichen Vorschriften unterrichtet, als daß sie tiefeingreifenden Einfluß auf seine Grundsätze hätten zu wege bringen können. Und gehen hierzulande, die sich damals Christen nannten ihm besser Beispiele?

Sodann war die Gewalt, die sein Vater auf seine Seele übte, eine ganz andere, als sie unseren Verhältnissen entspricht. Die Väter behandeln allerdings in der Re-

gen ihre Sklaven als Söhne, dafür aber auch die Söhne als Sklaven, und der in der Disciplin des türkischen Hauswesens erzogene, ja streng erzogene Jüngling hatte wohl keinen Begriff davon, wie es nur möglich sei, den Befehlen des gewaltigen, fürnehmen Herrn, nicht blindlings zu entsprechen. So that er wohl mit zerrissenem Herzen und widerwillig, was von der einen Seite er sittlich nicht genugsam zu ermessen verstand, und was er von der andern in der rücksichtslosen Pflicht des Sohnes auf des Vaters drohendes Geheiß thun zu müssen glaubte. Richten wir ihn daher hier nicht: überlassen wir dies den Begebenheiten.

Einige Jahre waren seit jenen Ereignissen vergangen, die der Osmanen Uebermacht auf dem Meere immer höher anwachsen gesehen, bis jetzt im Jahre 1570 von ihren den Venezianern die Insel Cypern, der Mittelpunkt des den christlichen Staaten noch im Orient gebliebenen Einflusses, entrissen wurde. Dieser schmerzliche Schlag machte auf einmal alle heimliche Eifersüchteleien der abendländischen Politik verstummen. Ein großes Unternehmen alle vereinten Vermögen kam rathlich zu Stande und aus dem Hafen von Messina waren die vereinigten spanischen, venezianischen, genuesischen Flotten, unter Anführung des spanischen Bruders Philipp des Zweiten von Spanien, des

herrſchen Don Juan d'Auſtria ausgelaufen, um eine Lebensfrage an den türkiſchen Halbmond zu richten. Am 7ten October 1572 erfolgte die Seeſchlacht von Lepanto, in welcher das Chriſtenthum zwar den glänzendſten Sieg, der ſeither von ihm auf dem Meere gewonnen worden, erfocht, und dem Reiche der Osmanen den erſten Todesſtoß von denen vielen, an denen es noch nach und nach verblutet, verſetzte, doch aber in der Folge keineswegs den Vortheil daraus zu ziehen wußte, nach welchem, gleich darauf, man nur die Hand auszuſtrecken gebraucht hätte. Nicht einmal Cypern kam damit in die Herrſchaft der Venezianer zurück.

Wenig Tage nach der Schlacht erſchien Don Juan d'Auſtria, der ſchöne jugendliche fürſtliche Held, im Hafen von Neapel, mit einem Theile ſeiner Flotte, den eroberten türkiſchen Galeeren, dem Haupte Halis des beſiegten und getödteten Kapudan-Paſcha, auf dem Gipfel des Maſtbaums, der Anbetung, möchte man ſagen, faſt erdrückt unter der Laſt ſeiner Lorbeeren. Die ſchon immer lärmende Hauptſtadt wurde erſchüttert von dem beinahe wahnſinnigen Jubel ihrer Volksmaſſen, und von dem Triumphgeſchrei, das ſie dem Sieger entgegen donnerten, hallte das ganze Abendland wieder.

Das Siegesfeſt wurde in der Kathedrale des heiligen Januarius begangen. Die innere Geſtalt des mächtigen Gebäudes war gegen den gewöhnlichen Anblick unkennt

lich geworden, denn koſtbare ſeidene goldgeſtickte Stoffe bekleideten Pfeiler und Wände. Blumengewinde, Tauſende von Kerzen, ein unermeßlich koſtbarer Schmuck auf allen Altären, vollendeten die Wirkung einer verblendenden Pracht. Dieſe muſikaliſchen Stürme und Brandungen der Orgeln, dieſer Feierjubel der ſingenden Chöre, der Inſtrumente, dieſe Weihrauchwolken, berauſchten die unzählbare Menge, welche, Kopf an Kopf, auf den Knieen lag, während am Hochaltare im Chore der Cardinal-Erzbiſchof mit einem zahlreichen Clerus, im königlichen Staate, das Hochamt verwaltete, und unter dem Schmettern von Trompeten, dem Wirbeln der Pauken, dem Donner aller Kanonen von Caſtel San-Elmo, und vom Hafen, den Dank der Gläubigen darbrachte dem Herrn der Heerſchaaren.

Die Feierlichkeit war zu Ende, und die Volksmenge ergoß ſich in Strömen durch das Schiff und die Nebengänge, um aus der Kirche ins Freie zu kommen. Der wüſte Lärm der dabei entſtand, contraſtirte ſonderbar mit der bisherigen andächtigen Stille. Der bunte Strom verſtopfte ſich alle Augenblicke. Landleute und Bürger, Weltliche und Geiſtliche, Männer und Frauen, zerlumpte Lazzaroni und von Gold und Edelſteinen ſtarrende Große des Reiches, kämpften bunt durch einander im Gedränge.

Ein ganzer Schwarm junger, zierlicher, dienſtbefliſſener Cavaliere ſuchte ſich durchzukämpfen, um zweien ver-

nehmen Damen, im ſtrahlenden Putze mit ihren ſchleppetragenden Pagen, den Ausgang zu öffnen. Es ſchien aber unmöglich, und die beiden Damen mußten ſich bequemen in einer leeren Seitenkapelle Schutz zu ſuchen, bis der Strom einigermaßen abgefloſſen. Es waren die Prinzeſſin von Montebrandone, und ihre Nichte, Donna Roſalia di Selvanera.

Die erſtere, obgleich ſchon Matrone, wollte noch nicht aufhören reizend und anmuthig zu ſein, die andere ſtand in der kräftigen Fülle der bewundrungswürdigſten Schönheit.

Kaum war man in dieſem Aſyle angelangt, als die Cavaliere wieder anhuben ſich gegen die Damen in entzückten Tiraden über die Herrlichkeit dieſes Tages und deſſen Bedeutung zu ergießen.

„Ach, — ſagte die Prinzeſſin in ihrer ſchmachtenden, ihr noch immer ziemlich wohlſtehenden Weiſe, — Sie haben alle Urſache ſich zu freuen. So lange wir aber noch immer ohne Nachricht ſind, was aus meinem theuern Neffen, dem Markeſe Don Ildefonſo di Selvanera geworden, können wir, meine arme Nichte hier und ich, nur noch ſehr unvollkommen in dieſen Jubel einſtimmen. Alle Welt hat ſchon Nachrichten von Ehegatten, Vätern und Söhnen, die theilgenommen an den Glorien dieſes Sieges. Wir dagegen können nichts von Don Ildefonſo erfahren, — der gegen unſere Bitten dem

Drange ſeiner heldenmüthigen Seele, und ſeiner Treue gegen unſeren Herrn den König auch gefolgt iſt, — als daß er in dieſer, alle Heiligen wollen es mir vergeben, hölliſchen Seeſchlacht in der äußerſten Gefahr geweſen iſt. Er führte die Galeere Santa Lucia, die er ſelbſt ausgerüſtet. Dieſe iſt gegen das Ende der Schlacht in Brand gerathen und in die Luft geflogen wie eine Rakete. Der Markeſe ſelbſt ſoll zwar nicht von dieſer Partie geweſen ſein; aber ſagen mir Ihre Excellenzen, wo er geblieben ſein kann, wenn die Dinge einmal zu ſolchem Extreme gediehen?"

Noch konnte hierauf nicht geantwortet werden, als durch eine Seitenthüre, die mit der Sacriſtei communicirte, die freundliche etwas dicke Geſtalt des Don Geronimo, eines liebenswürdigen Geiſtlichen, noch im Rochet, hineinſchlüpfte, und auf die Prinzeſſin zueilte.

„Ach — Illustrissima, — rief er, — ich werde eine doppelte Spende an die Armen ſenden, daß es mir doch noch gelungen Ihre Excellenz anzutreffen. Die ſchönſten Nachrichten. — Unſer guter Markeſe iſt ſo ein wenig bleſſirt, aber, ſo wahr mir Gott helfe, — ohne alle Gefahr. Er kommt nicht her, ſondern iſt in Catania gelandet um ſich nach Selvanera zu begeben. Don Juan d'Auſtria, unſer bezaubernder Held, bekam ſo eben die Nachricht, theilte ſie brühwarm Seiner Eminenz mit, und Hochdieſelbe ließ ſie nicht kalt werden, ohne ſie auch mir zu Gute kommen zu laſſen. Aber, ſchönſte Damen, ſehe

geehrte Cavaliere, dabei iſt wieder ein Wunder, und, bei dem fließenden Blute des heiligen Januarius, das niedlichſte von der Welt. Bojardo und Arioſto mögen nur ihre Buden zumachen. Wir brauchen dieſe Herren nicht erſt um über ungewöhnliche Dinge zu erſtaunen. Dieſe großen Tage geben uns ganz andere Waare, ohne daß wir darum zu handeln brauchten. Denken ſie Verehrteſte. Das Schiff unſeres Markeſe fing ſchon an zu brennen wie ein Räucherkerzchen, und es waren ſchon mehr Türken darauf als Fliegen auf einem Teller mit bezuckerten Orangen, während ein ſpaniſcher Cavalier, — leider weiß man nur nicht welche Familie durch ſolch einen Sprößling hochbeglückt iſt, — von einer Brigantine mit einiger Mannſchaft zu Hülfe an Bord der Santa Lucia kam. Ich ſage Ihnen, daß es nun ein Gemetzel gab, wie es die Mährchenerzähler auf der Chiaja ſich nicht ſchöner wünſchen können. Unſer lieber Markeſe focht wie Orlando ſelbſt, er focht ſage ich Ihnen zum küſſen. Er richtete einen Salat von Türkenköpfen an, mit dem man die ganze Hölle des Dante hätte bedienen können, Pape Satan Aleppe mit eingerechnet. Aber dieſe Türken hatten eine ganz eigene Abneigung ſich frikaſſiren zu laſſen, und ſie verſtießen ſo ſehr wider den Reſpect, daß ſie unſern vortrefflichen Markeſe gewiſſermaßen, — wie ſage ich nur, — gewiſſermaßen unterdekamen. Da warf ſich der ſpaniſche Cavalier über ihn, fing die Säbel

dieſer ungläubigen Beſtien auf, und wenn ich ſage, daß er fünfhundert Wunden bekommen, ſo iſt das offenbar zu wenig geſagt. — Als man klar ſah, die Pulverkammer müſſe im Moment auffliegen, umfaßte der Spanier den Markeſe mit einem Arm, und mit dem andern das Schwert ſchwingend, warf er ſich mit ihm ins Meer. Die Santa Lucia flog hinter ihnen auf wie eine Wachtel, und zwar mit geziemendem Geſtanke, alle Türken, die darauf waren, mit, was ihnen wohl bekommen möge."

„Aber, Don Geronimo, mein Neffe? —" rief die Prinzeſſin.

„Unſern Markeſe, und ſeinen Retter nahm eine venezianiſche Brigantine gleich auf friſcher That auf, freilich beide naß wie gebadete Mäuſe. Das war Alles wie man die Hand umkehrt."

„Aber der Spanier, — der Retter? —" ſchrie Donna Roſalia faſt außer ſich.

„Der Retter, — nun ja — ich weiß zwar nicht, was aus ihm geworden iſt, aber ich hoffe, da es überall wo man nur hinſpuckt, Quackſalber mit Pflaſtern und Elixiren giebt, daß dergleichen Geſchmeiß auch auf der Flotte geweſen, und auch über den Spanier hergefallen ſein werde, da kein Fuß von einem Schemel abbrechen kann, ohne daß ſie befliſſen ſind, ihn kuriren zu wollen."

„Aber wie war ſein Name?"

„Es thut nichts zur Sache, ſchönſte Donna Roſalia,

daß wir ihn nicht wiſſen. Gott weiß ihn, und ſo wird dem vortrefflichen Caballero ſchon ohne uns ſein Recht geſchehen.“

Unterdeſſen war die Kirche leer geworden, und die Damen konnten begleitet von Don Geronimo und den Cavalieren zu ihren Dienern und ihrer von weißen Maulthieren getragenen Sänfte gelangen.

Die Prinzeſſin war außer ſich vor Entzücken. Roſalia in ſchwermüthiges Sinnen verloren.

Alle Straßen, durch die man zog, waren mit grünen Zweigen und Blumen geſchmückt. Teppiche hingen von allen Balkonen. Das Gedränge war ſo dicht, daß man nur langſam von der Stelle konnte.

Siehe da, als man um die Ecke bog, ſtieß man auf einen Menſchenknäuel, der nicht zu durchdringen war, und in der Mitte deſſelben befand ſich ein offener Palankin, auf welchem Schiffsleute einen verwundeten jungen Cavalier von edelm Anſehen forttragen wollten, aber nicht recht wußten wohin.

Die Prinzeſſin ſchlug den Vorhang auf, ihren Schleier zurück, und fragte ihren Lakeien: was es gebe? Einer der Begleiter des Kranken nahm höflich das Wort.

„Schöne Dame, dieſer ſpaniſche Cavalier, Don Gonzalvo di Luminares, iſt in der Schlacht verwundet, und kommt nach Neapel ſich heilen zu laſſen. Er iſt vor ein paar Stunden gelandet, und wir ſollen

ihn nach einem Spitale bringen. Wir laufen mit ihm von einem zum andern, durch die ganze Stadt, aber Alles iſt voll. Wir wiſſen keinen Rath."

Die Dame antwortete: „Beſtellt dem ſehr ehrenwerthen Don Gonzalvo di Luminares die Empfehlung der Prinzeſſin von Montebrandene, mit der Bitte, meinen Pallaſt als den ſeinigen zu betrachten. Ich bin einem ſpaniſchen Cavalier, den ich leider zu kennen nicht die Ehre habe, ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig, daß es mich bezaubert, ſie wenigſtens zum Theil an einem Tapfern ſeines Volkes abzutragen. Folgt meiner Sänfte. Nur tauſend Schritte, und Euer Herr ſoll über alle Bequemlichkeiten gebieten, die er bedarf."

Man machte nun Platz, und in einer Viertelſtunde konnte der Pallaſt der Prinzeſſin, einer der größten und prächtigſten in Neapel, erreicht werden.

Die Gebieterin hatte nichts Eiligeres zu thun, als den verwundeten Cavalier empertragen und vorläufig in einem Saale auf ein Ruhebette legen zu laſſen, während ſie ſelbſt hinauseilte, um alle Befehle zu ſeiner Einrichtung zu ertheilen.

Roſalia, die den Schleier noch nicht zurückgeſchlagen, blieb bei dem Fremden zurück, der mit ſanfter wohltönender Stimme und in den verbindlichſten Worten, ſeinen Dank ausſprach.

Roſalia erwiederte nichts, ſondern lehnte ſich an eine Säule, den Blick auf den Fremden gerichtet.

Er war ein noch junger, ſehr ſchöner, hoher und ſchlanker Mann; eine Heldengeſtalt. Seine Stirn zum Theil mit einer ſchwarzen Binde bedeckt, die eine Wunde ſchützte, aber die ſeelenvollſten, ſchwermüthigen Augen glänzten frei, und die Bläſſe ſeines edeln Antlitzes ſchien weniger die Folge ſeiner Wunden, deren er noch mehre zählte, als eines innern Wehs zu ſein. So gewährte er das im höchſten Maaße, was man eine intereſſante Erſcheinung nennt.

Nach einer langen Pauſe hub Roſalia an: „Cavalier, habt Ihr noch zuweilen Träume?“

„Dame, — antwortete er mit einem Seufzer, — viele — und wehmüthige.“

„Zieht in dieſen Träumen noch der Blüthenhauch aus den Gärten in's ſtille Gemach? — leuchten noch die weißen Marmorſäulen im Abendrothe? und am Springbrunnen, der ſeine Strahlen wirft bis an's vergoldete Kuppeldach, und ſie plätſchernd zurückfallen läßt in das Becken von Jaspis, ſitzt da noch Eure Mutter, und an der Stelle, wo Ihr ſonſt ihren Märchen lauschtet, — noch eine Andere?“ —

„All Ihr Heiligen was ſagt Ihr, Dame. — Ja? — ja — ſo iſt es noch in meinen Träumen, und noch viel mehr. — Meine Mutter, — und neben ihr jener Engel

aus der Kapelle in Sicilien. Ach, — und nicht blos in meinen Träumen erglänzt er; auch wachend ſah ich ſeitdem, leidend und kämpfend, verzweifelnd und wieder hoffend, nur ihn, dieſen Engel. Seitdem rief ich nur ihn an in jeglicher Gefahr. — Er iſt ein Theil meiner Seele, — nein er iſt meine ganze Seele. — O wo iſt er? — wo iſt er?"

Roſalia löſte eine Perlenſchnur mit einem Sapphir von ihrem Halſe, und reichte ſie dem Ritter hin, indem ſie den Schleier zurückſchlug, und ſagte feſt und groß:

„Ihr ließet mir damals dieſes Kleinod, das ich nicht empfangen durfte. — Ich habe es Euch treu bewahrt. Nehmt es nun zurück." —

„Jeſus Maria! — ſchrie der Ritter — Ihr — o Ihr. — Nein — nein — nicht dieſe Schnur. — Dann müßte ich Euch Eure Blume auch zurückgeben, — (und damit zog er eine goldene Kapſel aus ſeinem Buſen, in der er eine faſt in Staub zerfallene Blume zeigte). Eher mein Leben."

Die Anſtrengung, die Ueberraſchung, erſchöpften ſeine Kräfte; er fiel ohnmächtig zurück.

Roſalia ſchellte heftig.

Diener ſtürzten herein. Die Prinzeſſin folgte beängſtigt und rief: „Roſalia was gibt es?"

Roſalia deutete auf den Ohnmächtigen, und ſagte ſtark, — aber tief bewegt: „Der Pilger."

Muktar der Türke, und der ſpaniſche, mithin auch vorzugsweiſe chriſtliche Caballero Don Gonzalvo di Luminares — welche Gegenſätze! und doch eine und die nämliche Perſon; und doch vermitteln die Begebenheiten dieſe Gegenſätze ſo natürlich. Muktar war niemals Türke ſo wenig der Abſtammung, als dem Glauben nach. Die Lüge des Bekenntniſſes zum Islam kommt auf die Rechnung ſeines Vaters, nicht auf die ſeine. Er warf ſie ab, als er Herr ſeines Geſchickes wurde, denn jene Kataſtrophe an der ſardiniſchen Küſte nach dem Tode des Kapudan-Paſcha war zunächſt Werk des befreiten Sohnes. Im Beſitze der Schätze ſeines Vaters, ſtand die chriſtliche Welt ihm offen. Mit Hülfe eines Juden in Genua, deſſen ſich ſein Vater dort als Agenten ſchon lange bedient, und dem der Sohn perſönlich bekannt war, zog er die anſehnlichen Summen ein, die in jener Stadt längſt geborgen waren. Er begab ſich nach Spanien, den Bruder ſeiner Mutter zu finden, den er zu Barcellona, zwar ſehr ſtolz auf ſeinen Adel, aber auch ſehr arm, und zum Glücke für ihn, kinderlos antraf. Der alte Hidalgo, der ſich niemals die mindeſte Sorge um eine Schweſter gemacht, die einſt auf einer Ueberfahrt nach Majorka von africaniſchen Corſaren geraubt worden, empfing mit Entzücken ihren Sohn, weil dieſer ihm die glückliche Ausſicht eröffnete, bis an ſein Lebensende täglich ſatt zu werden. Als Vergeltung für ſo weſentlichen Vortheil fand er ſeinen eigenen Namen nicht zu koſtbar, ihn ſeinem, von ihm deshalb

adoptirten Neffen, in den Kauf zu geben, beſonders da ihm bewieſen wurde, daß chriſtliches Blut auch von Seiten des Vaters in ſeinen Adern fließe. Jener Mönch aus Neapel wurde ſpäter nach Barcellona berufen, oder vielmehr er fand es vortheilhaft, ſich ſelbſt dahin zu begeben, als er erfuhr wo ſein vormaliger Zögling zu finden ſei. Er bezeugte vor dem Biſchofe die von ihm an Muktar, oder Don Gonzalvo, einſt, mit Beilegung dieſes Namens, vollzogene Taufe. An der Belehrung im Chriſtenthume fanden ſich bei dem jungen Ritter zwar manche Lücken, leider auch eine blutige, aber es mangelte nicht an guter Gelegenheit ſie zur Zufriedenheit der Kirche, wenn auch, wie ſich bald zeigen wird, nicht zur Gewiſſensberuhigung Gonzalvos, auszufüllen.

Dieſer erſchien in Madrid, um ſeine Dienſte auf der Flotte anzubieten, die ſehr wichtig waren, da er mit der Weiſe der Ungläubigen und ihren Schwächen im Seedienſte völlig vertraut war, und dieſer Umſtand verſchaffte ihm die Gunſt des romantiſchen Don Juan d'Auſtria, der alles von der gewöhnlichen Regel Abweichende überaus liebte; wohl weil ſein eigenes prinzliches Daſein ſelbſt nichts Anderes war, — als eine kaiſerliche Abweichung. In der Schlacht von Lepanto hatte Don Gonzalvo den größten Heldenmuth, bei außerordentlicher Geſchicklichkeit, gezeigt, und vier bedeutende, wenn auch nicht tödtliche Wunden legten davon ehrenhaftes Zeugniß ab.

Bei dieſen letztgedachten Umſtänden, die nun ſehr bald an den Tag kamen, hatte die Prinzeſſin von Montebrandone nicht die mindeſte Veranlaſſung die Höflichkeit zu bereuen, welche ſie einem Fremden angetragen. Ja, ſie fand ſich nicht wenig geſchmeichelt, als nicht blos der Vicekönig, ſondern auch Don Juan d'Auſtria ſelbſt dem Befinden des Kranken täglich nachfragen ließen, und ihre Eitelkeit feierte die höchſten Triumphe, als der große, ſiegreiche, und nebenbei wunderſchöne und galante Prinz ſelbſt in ihrem Pallaſte erſchien, um ihrem Gaſte an ſeinem Bette einen ehrenden Beſuch zu geben. Von dieſem Augenblicke hatte ſie für Don Gonzalvo keinen andern Namen mehr als: „Der Herr Amirante." Denn, nach ihrer Meinung machten zwei und zwei noch nicht ſo zuverläſſig vier, als daß dieſe hohe Würde nächſtens dem Ritter gleichſam in die Hand fallen müſſe. Ueberdieß erwog ſie, daß er reich ſei; ein Umſtand, der ihr ſehr weſentlich erſchien, und ſchon gleich zu Anfange genügte derſelbe, ihr die beſte Laune von der Welt zu geben, als ſie von Roſalien erfuhr, wie ſie den räthſelhaften Pilger vor ſich ſehe, der auf einer Wallfahrt Perlenſchnüre austheilte, die Tauſende unter Brüdern werth ſeien. Nachdem alſo damals ſie alle ihre Eſſenzen vergoſſen, um den Cavalier aus ſeiner Ohnmacht wieder zu ermuntern, verſicherte ſie ihm verbindlichſt: „Es ſei kein Gedanke daran, daß er jene Perlenſchnur wieder zurücknehmen ſolle. Ihre liebe Nichte ſei eine Närrin, und es bliebe Alles beim Alten."

Damen in gewiſſen Jahren befaſſen ſich gern mit Heirathsgeſchäften, und die Prinzeſſin fand es auf ihrer Hand, daß eine Verbindung Don Gonzalvos mit Roſalien nicht übel, ſpäter erkannte ſie, daß ſolche das beſte Ding von der Welt ſein müſſe, und ſie wies es nicht von ſich ab, fein, — überaus fein, die Karten zu einer Partie miſchen zu wollen, bei der beide Theile, wie ſie meinte, nur gewinnen könnten. Wie bequem war es hiezu, daß ſie eben ganz unbeſchränkte Herrin ihres Hauſes war. Der Principe, ihr Gemahl, weilte zu Madrid, um, — wie der damalige neapolitaniſche Adel nur zu gern that, bei Hofe zu ſollicitiren.

Die kräftige Jugend des Gonzalvo beſchleunigte ſeine Geneſung, ach! und nicht blos dieſe Jugend. Roſalia lebte in ſeiner Seele, ehe er ſeinen Schutzgeiſt zu benennen wußte. Sie war ſeine Hoffnung, ſein Ziel, vom Augenblicke, als er ſie zuerſt ſah. Nun umſchloß ein Haus gemeinſchaftlich ſie und ihn. Er ſah ſie zwar nicht, ſo lange ſeine Heilung ihn ans Lager feſſelte, aber er athmete den beſeligenden Zauber ihrer Nähe, und ihr holdes Bild, das vor den Augen ſeiner Seele ſtand, gewährte dem Schmerze, der im Innern lange genagt, die erſte Beſchwichtigung.

Und Roſalia? — Sie hatte das Andenken des unbekannten Pilgers nie von ſich laſſen können. Seine Geſtalt war ihr gegenwärtig, war ihr theuer geblieben, wie ihm die

ihre. Ob ſie ihn liebte? — Es hatte keine andere Liebe unterdeſſen aufkommen können in ihrem Herzen. Fürſten warben mehrfach um ihre Hand, ſie hatte ſie verſagt. Die Erinnerung an ihn wirkte in ihr wie ein holdes Lied aus der Vergangenheit, deſſen rührende Weiſe das Gedächtniß feſthält.

Sie erbebte, ſie erglühte, als Don Gonzalvo zum erſtenmale, als faſt Wiederhergeſtellter, das Zimmer der Prinzeſſin betrat. Von nun ab, ſah ſie ihn erſt täglich, dann ſtündlich, und es wurde ihr ein ſeliges Bedürfniß ihn zu ſehen. Wie anziehend war er. Eine gewiſſe Kindlichkeit war ihm geblieben. In ſeiner Einbildungskraft leuchtete eine morgenländiſche Farbe. Sein Gemüth, wie zart, wie innig. Seine Schwermuth ſelbſt trug um ſo mehr bei für ihn einzunehmen, als ſie räthſelhaft erſchien.

Armer Don Gonzalvo! Für ihn gab es hiebei kein Räthſel. Ach! in ſeinen Träumen ſchaute er nicht blos die Bilder ſeiner Mutter und der Geliebten. Nur zu oft trat eine grauſige Geſtalt dazwiſchen, dräute mit der geballten Fauſt, und ſchüttelte die blutigen Locken; die des alten Gaetano Lanzi, der einſt von ſeiner Hand fiel. Dieſe unfreiwillig verübte That hatte ſein Inneres verwüſtet. Er fand ſeitdem keine Ruhe, keinen Frieden mehr. Vergebens rang er vor den Altären. Vergebens ergoß er ſeine Qual in die Ohren der Beichtiger. Je klarer der Geiſt ſeines Glaubens vor ihm aufging, je rieſenhafter wuchs die Ge-

wiſſensqual an, und zerriß das Vertrauen des Heiles. Die Welt durfte nicht Kenntniß erhalten von den Urſachen ſeiner Angſt. Die Prieſter, denen er ſich anvertraut, legten ihm Büßungen auf, ſie ermahnten ihn, ſie abſolvirten ihn; ſie tröſteten ihn, daß die Macht, der es gegeben ſei zu binden und zu löſen, die Schuld längſt ihm abgenommen; daß hienach ſie als eine zu betrachten, die ganz und gar nicht begangen ſei. — Der alte Gaetano Lanzi kehrte immer wieder, und ſchüttelte die blutigen Locken. Hätte das unglückliche Opfer ahnen können, wie nahe dieſe Schreckgeſtalt dem geliebten Bilde verwandt ſei, mit dem es ſtritt um den Platz in ſeiner Seele, welche Verzweiflung hätte ihn erfaßt. Aber er wußte nichts, er konnte nichts ahnen.

Wie ſelig iſt die Liebe! In ihrem Aſyle fand der arme Gequälte endlich die Morgenröthe des Friedens. Vor Roſaliens holder wirklicher Gegenwart wich nun der drohende Schatten zurück. Eine ſelige Heiterkeit ſtrömte jede Stunde verklärender, heiligender auf ihn nieder. Er hielt es für keinen Wahn mehr, glücklich werden zu können an Roſaliens Hand.

Keine Schilderung jener ſchönen, ach nur zu kurzen Tage ihres ſeligen Beiſammenlebens. Ein jeder verband ſie inniger ohne Geſtändniſſe. Die ſüße Ueberzeugung für einander beſtimmt zu ſein, beſchlich ſie. Die Nothwendigkeit, nicht mehr ohne einander beſtehen zu können, umſtrickte ſie mit Blumenketten, für beide unlösbar.

Wie kurz aber iſt die Friſt, welche die Rachegeiſter Demjenigen ſchadenfroh gönnen, der ihnen rettungslos verfallen iſt.

Beide ſaßen allein an einem rothglühenden Abende in dem Saale der Prinzeſſin. Durch die offenen Thüren nach der Terraſſe wehte erquicklich die Luft des Meeres, das ſich vor ihnen im goldenen Schimmer ausbreitete. Schiffe ſegelten aus dem Hafen. Endlich donnerten Kanonenſalven von den Kaſtellen, und die königliche Fregatte zog mit vollen Segeln, von kriegeriſchen Ehren begrüßt, und dieſe erwiedernd, vorüber, in der Don Juan d'Auſtria eben in See ging, um ſich nach Spanien zu begeben, und dem Schauplatze ſeiner ſchönſten Thaten, ſeines ewigen Ruhmes, für immer den Rücken zu kehren.

Dieſer Anblick ergriff Don Gonzalvo. „O, rief er aus, ſo ſcheidet dieſer große Fürſt aus der Mitte allgemeiner Bewunderung und Verehrung, wo die Hände vieler Tauſende ihn halten möchten, um den Angriffen des kleinlichen Neides, des bitteren Argwohnes entgegen zu gehen, die Alles daran ſetzen werden, ſeine Lorberen zu beſudeln, ſeine Ehren zu verkleinern. So iſt unſer ganzes Leben eine ſtete Wiederholung des bitteren Scheidens von den ſtillen Häfen des Glückes, in denen uns jederzeit nur kurze Raſt vergönnt iſt. Auch ich werde ſo ſcheiden, Roſalia, — ſcheiden aus Eurer beſeligenden, heilenden, heiligenden Gegenwart, und unglücklicher ſein als ich war, denn, wenn auch Euer Bild mich begleiten wird nach wie vor, fühle ich doch nur

zu tief, daß dieſes liebe Bild dem nicht mehr genügen kann, der des Urbildes volle Bedeutung und Herrlichkeit erkannt hat."

Roſalia erblaßte. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen, und ſie warf einen jener ſeelenvollen Blicke auf den Ritter, in denen ſich die ganze Tiefe des Gefühles offenbart, wie niemals Worte ausreichen ſie zu bezeichnen.

Es bezwang ihn. Hingeriſſen ergriff er ihre Hand, drückte ſie an ſein hochſchlagendes Herz, an ſeine Lippen.

„Roſalia, — rief er, — es iſt unmöglich, ich kann von Euch nicht ſcheiden. Bei Euch iſt das Heil, nirgend ſonſt. Eine Mahnung von Oben weiſet meinen verwegenen Wünſchen ihre Bahn an. Ich muß ihr folgen. Ich liebte Euch vom Augenblicke unſeres erſten, wunderbaren Begegnens. Ein Engel war es, der unſere Wiedervereinigung herbeiführte. Ihr ſeid mein, auf ewig, wie ich Euch angehöre. Wir werden, wir können einander nicht laſſen."

Er ſtürzte überwältigt, mit ſchwimmenden Augen voll Gluth und Sehnſucht, zu ihren Füßen. Sie widerſtand nicht länger. „Gonzalvo, — rief ſie begeiſtert, — Euer Wort iſt die Stimme meines Geſchickes. Ja — es ſei ſo. Euer bin ich auf ewig."

Sie hob ihn empor. Er ſank an ihr Herz. Seine Arme umſchlangen ſie, die ihren drückten ihn immer feſter und inniger an die hochſchlagende faſt vor Wonne brechende Bruſt. Ihre Lippen fanden ſich. Die ganze Welt war

weit unter ihnen verſunken. Hin ſchwebten ſie in einem Meere des Lichtes und der Wonne.

Da rauſchte es hinter ihnen in der Wand, an der ſie ſtanden. Einer jener Zufälle, die an ſich nichts bedeuten, denen die entzügelte Einbildungskraft aber gern einen geheimnißvollen wunderbaren Zuſammenhang mit dem Ueberſinnlichen beilegt, wenn ſie in wichtige Augenblicke des irdiſchen Lebens ermunternd oder erſchreckend eintreten, — einer jener Zufälle öffnete eine verborgene Thüre in der Tapete mit rauſchendem Wehen. — Gonzalvo erhob den Blick, — und fuhr mit dem Zetergeſchrei höchſten Entſetzens zurück, denn in einer Niſche wenig Schritte vor ihm, ſtand — der alte Gaetano Lanzi, im härenen Büßergewande, barfuß, das ſchwere Kreuz auf dem Rücken, mit drohend gehobener Hand und ſtarrte ſinnverwirrend auf ſeinen Mörder.

Dieſer war wie niederzeſchmettert auf die Kniee geſunken, Verzweiflung, Wahrſinn in ſeinen Zügen, mit geſträubtem Haare, mit Augen, die aus ihren Höhlen zu treten ſchienen.

„Hinweg! — rief er mit heiſerer, knirſchender Stimme. — Hinweg Phantom. — Was ſuchſt Du mich hier? was drohſt Du mir? — Ich lechzte nicht nach Deinem Blute. Die Geſinnung macht den Verbrecher, nicht die gezwungen verübte That. Es iſt ja Alles vergeben. — Laß ab. — Du ſchüttelſt Dein weißes Haupt. Deine Hand bebt. Biſt Du mächtiger als die Gnade des Him-

mels? All ihr Heiligen und Engel, schmerzensreiche Mutter, Heiland, Erlöser, beschirmt mich vor den Krallen der Hölle."

Er barg sein Gesicht in den Händen. Rosalia, leichenblaß, faßte sich zuerst, und schritt auf die Erscheinung zu. War es um den Unglücklichen zu beschwichtigen, oder meinte sie einen Irrthum zu beseitigen, den sie bei ihm voraussetzte: „Gonzalvo, — sagte sie mit bebender Stimme, — Ihr seht die Gestalt meines Vaters." —

„Dein Vater!" — schrie er furchtbar auf, als wenn glühende Dolche ihn durchzuckten. — „Lanzi Dein Vater! — So spalte dich, Boden, mich zu verschlingen. — Entsetzliches, ungeahntes Licht, werde zur zündenden Flamme, ergreife mich, zerstöre mich, übergieb meine Asche den Winden. Vernichte auch meine Seele, wenn Du kannst. Wenn nicht, — hinweg. Nicht hier ist die Stätte für den ewig Verdammten."

Er riß sich vom Boden auf, er stürzte hinaus wie ein Rasender, die Treppen hinunter aus dem Palaste. Rosalia sank ihrer Sinne beraubt zur Erde.

Was hatte Gonzalvo erblickt? Gespenster kennt jener heitere Himmel nicht. Es war nur ein Bild des alten Markese Selvanera, das er noch selbst in Neapel anzufertigen befohlen, in Büßer-Tracht, wie er sie trug als er später den Tod gefunden. Ein Votiv für die Kirche seines Hauses in Corsika. Der Künstler hatte es verspätet, erst heute abgeliefert, und die Prinzessin, welche es ohne Mitwissen

Roſaliens empfangen, fand ſich bewogen den grauenhaften Gegenſtand vor allen Blicken an dieſem geheimen, zu keinem Gebrauche dienenden Orte zu verbergen.

Man kam, — man brachte Roſalien in ihr Gemach. Sie war von ſich, — Don Gonzalvo verſchwunden. Ein alter Diener erſchien mit Thränen im Auge ſpät am Abende, ſein Gepäcke ſtill abzuholen, ohne den ſtürmiſchen Fragen des Hausgeſindes Rede zu ſtehen. Tiefe Trauer und entſetzende Zweifel beherrſchten den Palaſt der Prinzeſſin.

Die unvermeidliche Bewegung im Schloſſe Selvanera fand, einige Wochen nach alle dieſem, leiſer ſtatt als jemals. Die vielen Diener, — man weiß, welche Schwärme derſelben der italieniſche Adel beſoldet, — hüpften in den Gängen und über die Treppen auf den Schuhſpitzen. Kaum daß ſie flüſterten, wenn bloße Winke und Zeichen nicht ausreichten.

Aus einer, mit dicken Decken verhängten Thüre trat, ebenfalls kaum vernehmbaren, doch aber gravitätiſchen Schrittes, ein Mann mit weißem Barte, ins Vorgemach, der über einer ſchwarzen Kleidung einen langen, rothen, aufſchlagenden Mantel trug, und ſich durch dieſe Tracht kund gab als gelehrtes Mitglied der Civitas Hippocratica oder mediciniſchen Facultät von Salerno. —

„Welch ein Lärm!“ herrſchte in großer Hitze, doch aber mit der ſchwirrenden Stimme einer Cicade, der ſehr ehrenwerthe Doktor Pandolfo das Hausgeſinde an. — „Weiß man nicht, daß die virgo illustris, Domina Rosalia, ſich in einer Kriſis befindet, bei der ihr eine ſummende Fliege ſchaden kann. Excellentissima liegt eben in einem curioſen Schlafe, worin Hochdieſelbe converſirt, man weiß nicht ob mit Ariel oder Ithuriel, gewiſſermaßen prophezeiht, wie weiland die Sibylle von Cumä. — Darum favete linguis, — das heißt, man halte das Maul.“ Und damit wandelte er vorüber, die Treppe empor, zu den Gemächern des Markeſe Don Ildefonſo, der ihn ſchon an der Thüre mit großer Spannung empfing.

„Wie geht es meiner Schweſter? — “ war die Frage.

Doktor Pandolfo zog eine gelehrte Miene räuſperte ſich, und hub an:

„Excellentissime Domine, wir finden im zweiten Buche des Hippokrates — “

„Laſſen wir das; fiel der Markeſe ins Wort. Ich finde, daß Ihr mit Eurem Hippokrates, Galenus, und mit alle Euren endloſen Strophen der in Verſen gebrachten praktiſchen Heilkunde Eurer weltgeprieſenen Facultät nicht wißt, woran meine Schweſter leidet. — Es iſt das Herz das krank iſt. — “

„Herz? — finde nach den Regeln der Diagnoſis keine Spuren von Herzbeutel oder Polyp — .“

„Wer ſpricht davon. Ich meine ihre Seele leidet. Der gräulichſte Verrath, der an ihren edelſten Gefühlen begangen worden, reißt in alle ihre Nerven. Ich ließ ſie herbringen, weil ich glaubte, daß die Luft der Heimath, die zärtliche Liebe eines Bruders, der ſie anbetet, ihr Leiden mindern werde, und noch jetzt lebe ich dieſer Ueberzeugung. Ich habe Euch rufen laſſen um Euch zu ſagen, daß Ihr von jetzt ab, der lieben Dulderin nicht länger mit Euren Elixiren, und Pillen, mit Euren endloſen diätetiſchen, aller Reime ungeachtet, ungereimten Vorſchriften beſchwerlich fallen ſollt. Ueberlaßt von nun ab Alles mir, — und der Zeit."

„Galenus ſagt: „„Jeder, auch der Ungelehrteſte, will ein Arzt ſein"", — darum —"

„Galenus hat, wo ich nicht irre aber auch geſagt, daß das Gold dem Arzte nöthig ſei. Nehmt fürs erſte Dieſes zu Euren chemiſchen Verſuchen, und erwartet gefälligſt bis Ihr weiter beſchickt werdet. — Laßt vorläufig einige Anweiſungen für die alte Antonia zurück, welche die Wartung meiner Schweſter beſorgt, und vor Allem befehlt, daß der Schlaf der Kranken nicht geſtört werde, — wenn man anders dieſen wunderbaren Schlaf noch ſolchen nennen kann, der mehr ein höheres Wachen der Seele, während der Abſpannung des Körpers, zu ſein ſcheint."

Und damit ſchob er eine ſchwere Börſe mit goldenen Zechinen dem weiſen Schüler des Hippokrates hin, der ſie

ohne Dank an ſich nahm, und mit einem Blicke tiefſter Verachtung auf den armen Markeſe das Gemach verließ.

Dieſer warf ſich tiefbekümmert in einen Seſſel, und dachte lange, lange den ſeltſamen Geſchicken ſeines Hauſes nach; brütete über hundert Entſchlüſſen und Entwürfen, die er immer wieder kummervoll verwarf. Erſt als es abendlich dunkel zu werden anfing, erwachte er aus ſeinen Träumen, ſtand auf, und trat an das Fenſter, das er aufſchob.

Draußen über der herrlichen Landſchaft hatte ſich bereits die purpurfarbene Dämmerung verbreitet, die dem Süden eigen iſt. Der Aetna wirbelte feurige Wogen in den ſtillen Aether. Die Heerden wurden eingetrieben, und es wurde ſtiller und ſtiller. Nur die Abendglocken von nah und fern forderten zur Sammlung und Andacht.

Lange ſtand Don Ildefonſo vor dieſem entzückenden Bilde, als wolle er für ſeine bekümmerte Seele einen Theil des Friedens erringen, der ihm gebrach, und an dem die Natur eben ſo überreich war. Unterdeſſen ging der Mond auf und beſtrahlte Alles mit ſilberner Helle.

Der Markeſe überſah die Gärten. — Sieh da, — eine hohe Geſtalt im dunkeln Mantel, erſcheint in der großen Allee. Ihre Schritte fliegen. Der Gang iſt unſtät. Sie ſieht ſich ſchüchtern um. Sie ſcheint verdächtig. Nun ſchlägt ſie den Gang ein, der zur Kapelle führt, und — iſt verſchwunden.

Wer war das? — Wozu dieſe ſpäte Eile? — Die Gegend war nicht völlig ſicher. Beſorgniſſe beſchleichen den Markeſe. — Er ſchellt. — Es kommt Niemand. — Er ſchellt nochmals, — zum drittenmale, und wendet den Blick nicht ab von jener Gegend in den Gärten.

Da geht hinter ihm die Thüre leiſe auf. Tappende Schritte, wie wenn jemand mit nakten Sohlen ſchwer auf dem Marmorboden ſchreite, tönen hinter ihm.

Er ſieht ſich um. Eine fremde ſcheußliche Geſtalt ſteht vor ihm. Ein Greis, mit ſchneeweißem verwilderten langen Barte, die Augen wuthrollend und blitzend. Die Züge furchtbar, wie vom Wahnſinn zerwühlt und zerriſſen. Eine blutrothe breite Narbe über dem ſonſt kahlen weißglänzenden Schädel. Ein graues grobes langes Gewand, wie die Einſiedler es tragen, mit einem Stricke umgürtet, fließt bis auf die Füße.

Don Ildefonſo ſteht ſtarr und ſtumm vor Entſetzen.

Da verzieht ſich die abſcheuliche Larve zu einem Grinzen der Demuth und Unterthänigkeit. — Der Fremde verneigt ſich bis auf den Boden, und ſpricht mit heiſerer Stimme.

„Hat Eccellenza nicht geſchellt? — "

Die Stimme iſt bekannt.

„Peppo," — ruft der Markeſe mit gewaltſamer Anſtrengung ſeiner widerſtrebenden Stimme. — „Peppo, der Einſiedler des Aetna. — Wo kommſt Du her? — "

„Aus meiner Klauſe.“

„Was willſt Du hier?“

„Hat Eccellenza nicht geſchellt? — Es kommt ja Niemand. — Alle fort, das Vorzimmer leer. — Seht — der Türke, — er gab mir einen tüchtigen Schlag, nachdem er meinen Gebieter erſchoſſen. — Seht — die Wunde. Sie blutet noch immer — und brennt — tief im Hirn, — ach ſehr. — Auch der Berg brennt, denn im Berge wohnt Don Gaetano. — Er donnert darinnen, und wirft Fackeln und Steine aus, denn er zürnt. — Warum zürnt er? — Er ward ermordet, und hat keine Rache. Sein Sohn vergißt ihn. — Er kommt zu dem alten treuen Peppo, — und ſchreit: Rache — Peppo, Rache! — rufe mein Kind auf zur Rache!“ — Dann brüllt der Berg in ſeinen Eingeweiden ihm nach, wirft Flammen aus, — und Don Gaetano Lanzi iſt ſelbſt eine Flamme, die ſchlägt mir ins Hirn und verſengt es. Ich ſtürze nieder — und weine, weine, — weine, das Feuer aus. — Heute aber kam Don Gaetano in blauen Brand gekleidet, und rief. — „Peppo — Peppo — heute Rache. — Der Türke iſt da. — Nieder mit ihm. Rache! — Kommt — kommt Eccellenza. Seid nicht Salvanera — ſeid ein Lanzi. — Lanzi! — Da iſt die Toledanerklinge. — Ich führe Euch, wo er zu finden iſt. — Nieder mit ihm, nieder. — Rache! Rache! Rache!“

Und damit nahm er ein großes Schwert von der Wand, drückte es in Ildefonsos Hand, und zog ihn fort.

Peppo war nach jener Wunde, von der er schwer geheilt worden, in einen Zustand periodischen Wahnsinns verfallen, hatte das Schloß verlassen, und eine leere Einsiedelei auf den Höhen des Aetna bezogen. — Seit lange hatte sein Gebieter nichts von ihm vernommen. Das abergläubige Volk verehrte ihn als einen Heiligen, der himmlische Erscheinungen habe, und legte seinen irren Reden wunderbare Bedeutung bei.

Der Markese war wie in einem entsetzlichen Traume. Er ließ sich willenlos fortziehen, durchs leere Vorgemach, die Treppen hinab, — in den Garten, — das bloße Schwert in der Faust.

Die Kapelle des Gartens stand weit offen. Die ewige Lampe warf durch das Gewölbe einen trüben Schein, der geisterhaft wiederstrahlte von dem glänzenden Marmor der Säulen und Wände. —

Sonst war sie um diese Zeit längst verschlossen. Eine geheime besondere Bestellung mochte heute das Gegentheil bewirkt haben.

Die Gestalt im Mantel, die Don Ildefonso aus dem Schlosse gesehen, wehte mit unhörbaren Tritten hinein, durchflog das Gewölbe, und warf sich vor dem Altare nieder.

den Boden davor mit Küſſen bedeckend. Man hörte den tiefen Athem einer ſchwer gepreßten Bruſt. Dann erhob ſie ſich auf die Kniee, und der rückfallende Mantel offenbarte dem lauſchenden Sakriſtan, wahrſcheinlich dem einzigen Mitwiſſer dieſer nächtlichen Andacht, einen ſchlanken, ſchönen, blaſſen Mann, deſſen Züge die Spuren tiefſten Grames zeigten. Der Fremde rang im glühendſten inbrünſtigſten Gebete. Man verſtand nicht ſeine leis geſprochenen Worte, aber der Name Roſalia war dem Wächter des Heiligthumes vernehmlich.

Er erhob ſich mehrmals, als wenn er gehen wolle, und ſank immer wieder auf die Stelle nieder, zu neuen glühenderen Gebeten.

Da erſchien ein Weißes im Eingange der Kapelle, und ſchwebte den Mittelgang zum Hochaltare entlang. Wie durch höhere Eingebung dazu berufen, fuhr der Fremde, der in ſeiner Stellung doch nicht wahrnehmen konnte, was hinter ihm ſich begab, empor, wendete ſich, und trat mit einem Ausrufe ſchmerzlichen Erſtaunens zurück.

Die Geſtalt ſtand vor ihm, wunderbar herrlich und ſchön, von der über ihr hängenden Lampe, wie wenn eine Glorie ſie umfloſſe, beleuchtet. Ein weites weißes faltenreiches Gewand bekleidete ſie züchtig vom Halſe bis zu den Füßen. Langes gelbes Haar floß aufgelöſt in dichten vollen Wellen von ihrem erhabenen Haupte bis faſt zur Erde, einem goldenen Schleier vergleichbar.

„Roſalia! — rief der Fremde. — Mächte des Himmels — Roſalia! —"

„Ich bin es, Gonzalvo, — ſo war die Antwort. — Ich komme, weil ich muß. Seit Du Dich mir entriſſen, hat Dich mein Geiſt begleitet, und geſehen wo Du umherirrteſt, ein Verzweifelter. Ich lag auf meinem Lager. Da hörte ich die Schlüſſel rauſchen, welche die Kapelle für Dich eröffneten; da ſah ich Dich herbeieilen; ſah Dich niederſinken zum Gebete auf dem Grabe meiner Mutter; da vernahm ich meinen Namen von Deinen Lippen. Nun ergriff es mich, hob mich vom Lager auf, führte mich, an meinen ſchlafenden Frauen vorüber, hierher — zu Dir. — Gonzalvo, Du biſt unſchuldig. Du ſollſt nicht verzweifeln. — Du biſt mein. Ich komme Dich wegzuführen vom Rande des Verderbens. Du biſt ſicher bei mir allein. Du darfſt mich nicht, ich darf Dich nicht verlaſſen. Oben iſt gebeten, es dürfe nicht ſein."

„Roſalia, — Du biſt mein, ewig. Unausſprechlich liebe ich Dich, und meine Liebe iſt mein Tod. Aber ich — ich darf nicht Dein ſein, — Himmel und Erde verbieten es. — Ich kam hierher, noch einmal zu beten auf der Stelle wo ich Dich zum erſtenmale ſah, — und dann mich in die tiefſten Einöden zu verbergen, ein Verlorner."

„Nein, — Gonzalvo — Du biſt ein Gefundener. — Das wofür Du Dich entſetzteſt war ein bloßes Bild von Menſchenhand. — Es war das meines Vaters."

„Wehe Dir, und mir, Roſalia, daß dem ſo iſt. Unglücklich bin ich, aber kein trotziger Frevler. Niemals hätteſt Du mich wieder geſehen, wäre es früher Tag geworden vor dem blinden Werkzeuge fremder Wuth.“

„Dich entſetzte das Bild ehe Du ſeinen Gegenſtand kannteſt: — warum? —“

„Weil jener ſterbliche Gegenſtand, wem er auch angehören mochte, meine unſterbliche Seele fordert.“

„Das iſt die Sprache eines Träumers, nicht eines Helden, der gröſſer ſein muß als ſein Geſchick.“

„Der iſt kein Held, der gröſſer ſein möchte als ſeine Schuld. — Roſalia, vernimm, und wende Dich grauenerfüllt von mir ab. Ich bin der letzte Valeri.“

„Reiche mir die Hand, armer Freund. Niemand, der geſunder Sinne mächtig iſt, weiß weſſen die Hand war, von der mein Vater fiel. Ein Gelübde verbindet meinen Bruder und mich niemals danach zu forſchen, oder der Beſchuldigung deshalb ein Ohr zu leihen. Das Geſchehene ſoll vergeſſen ſein. Darin beſteht unſere Buße für die Schuld unſerer Ahnen. Schrankenlos wollen wir verzeihen, damit den Unſern alſo verziehen werde. Es giebt keine Lanzi und keine Valeri mehr. Die Gräber ſind geſchloſſen über den Todten, und über der Rache. Neues Leben, neue Namen, neue Bündniſſe, ſprießen ſchuldlos aus der blutigen Aſche.“

„Neues Leben, Roſalia, — aber nicht ſchuldloſes, denn das Blut der Ahnen hat es ſprießen laſſen, und nährt ſein unheimliches Daſein. Der alte Fluch ſteckt den eiſernen Arm aus den Gräbern, und ſchwingt den Dolch der alten Rache, — zückt ihn nach den Herzen der Enkel. — Roſalia — Heilige, — laß mich entfliehen, ehe der Fluch, deſſen unſeliger Träger ich bin, Dich, wider meinen Willen, wider meine inbrünſtigen Gebete, ſchonungslos, mörderiſch ergreift, Dich, und Deinen Bruder."

„Was ſprichſt Du von meinem Bruder? Weißt Du denn nicht, daß Du den edelſten, den hochgeſinnteſten der Männer genannt haſt?"

„Ich weiß es, Roſalia."

„Wohlan, ſo komme zu meinem Bruder, der Dich lieben wird wie einen Bruder. — Du ſollſt kommen, — es iſt Dir die Kraft dieſer Mahnung zu widerſtehen nicht beigelegt. — Folge mir Don Gonzalvo di Luminares, Don Ildefonſo di Selvanera erwartet Dich."

„Roſalia — es iſt unmöglich — unmöglich. Ein Verbrecher kann ich ſein, aber kein frevelhafter Verräther der heiligſten Banden des Blutes."

„Folge mir, ſage ich Dir. Du kannſt nicht anders. Mein Wille iſt gerüſtet mit der Macht aller himmliſchen Schaaren. Du widerſtehſt ihm nicht, wie Du auch ringſt. — Unſere Liebe iſt Dein Gericht; das unſerer feindlichen Ahnen."

Sie ſtarrte feſt durchdringend in ſein Auge, und rückwärts auf ihn blickend, wandelte ſie nach dem Eingange.

Den Gonzalve, — wie jeder Selbſtbeſtimmung beraubt, — gleichſam nachgeriſſen in den Schlingen, die aus ihrem Auge ihn umfangen, folgte ihr einige Schritte. Dann ſchien er ſich zu ſträuben, und ſtürzte auf die Knie, indem er außer ſich, faſt ſchreiend, die Worte ausſtieß —:

„Ich darf — ich werde nicht. — Löſe mich Roſalia, — oder vernimm, und ſinke zerſchmettert vor mir nieder — ich bin —"

„Der Türke!" — zeterte der tolle Peppo, und ſtürzte auf ihn zu. — Aber der Markeſe, der dieß ganze Geſpräch vom Anfange hinter den Säulen belauſcht, ſtürmte herbei, ſchleuderte den Wahnſinnigen weit weg, und flog mit gezücktem Schwerte auf Gonzalve zu.

„Stoß zu!" brüllte Peppo am Boden. „Lanzi hoch!"

Aber kaum erblickte Ildefonſo Gonzalves Züge, als er einen Schrei ausſtieß, das Schwert weit weg warf, und mit dem Rufe. — „Mein Retter! mein Freund! mein Bruder!" in ſeine Arme ſtürzte. Roſalia lächelte verklärt auf beide herab.

Gonzalve ſchien betäubt, ſeiner nicht mächtig, willenlos zu dulden, was über ihn verhängt wurde.

Der Markeſe erhob ſich mit dem ſtrahlenden Antlitze eines Hochbeglückten, indem er ſprach. — „Ja, meine

Roſalia, — unſere Liebe ſei das Gericht über unſere blutigen feindlichen Ahnen. Der war es, welcher mit ſeiner Bruſt mich ſchirmte vor den Säbeln der Türken, mein Leben rettete bei Lepante, ſich mit mir ins Meer warf, und das Meer färbend mit ſeinem edeln Blute, mich ſeinen Brandungen abgewann. Da ſchwur ich zu vergelten. — Nimm ihn hin, — halte ihn — er iſt Dein — er iſt unſer! —"

Peppo ſtieß, am Boden ringend, ein hündiſches Geheul aus.

Gonzalvo war von Roſaliens und Ildefonſes Armen umſchlungen. Noch einmal ermannte er ſich, und rief verzweifelt —: „Laßt, o laßt mich, ich bin —"

Ildefonſe ließ ihn nicht enden. — „Schweig. Nichts weiter. Wir wollen von Dir nicht hören, was Du noch ſonſt ſein könnteſt, als mein Bruder, — ihr Gemahl —. Es giebt keine Lanzi, es giebt keine Valeri mehr. Ihre finſtre Zeit iſt abgeſchloſſen. Ewiges Vergeſſen deckt die Vergangenheit. Eine neue Zukunft blickt uns heiter verſöhnt entgegen, uns den Verſöhnten. Kein Wort als das der Liebe, — des ſeligen Friedens. —"

Sie zogen ihn mit ſich fort, von ihren Armen umſchlungen. Als er hinaustrat, leuchtete der Mond in ſein Antlitz. Er rief aus: — „Giebt es wirklich eine himmliſche entlaſtende Gnade? — Ja — es giebt eine ſolche. Alſo täuſcht die Hölle nicht —. Mächte des Lichtes, — ihr gebietet. Ich folge euch. —"

Diener, welche ſich eingefunden, ſahen wie Peppo, der ſich vom Boden aufriß, langſamen Schrittes hinausging, und den Andern mit den Blicken folgte, bis ſie im Schloſſe verſchwanden. Sie ſahen, wie er die Fauſt ballte, und ihnen nach drohte. Sie hörten ſeinen Ruf.

„Sei ruhig, Don Gaetano Lanzi. Dein Sohn und Deine Tochter umarmen den Valeri, den Türken. Aber der Hund ſpringt dem Feinde ſeines Herrn an die Kehle, und würgt ihn: Sei ruhig Don Gaetano. — Du haſt keinen Sohn mehr, der Dich rächen will —. Aber — Peppo lebt noch. — Rache! —"

Im nächſten Frühlinge flatterte ein in Corſika nie geſehenes Banner auf der alten ſtattlichen Burg der Lanzi. Nicht das ihre, nicht das der Valeri. Das des Don Gonzalvo di Luminares. Die Landleute der Gegend ſahen es befremdet an, aber nicht ungern. Der Markeſe di Selvanera mit ſeiner Schweſter und ihrem künftigen Gemahl, einem Spanier, wie es hieß, waren angekommen auf der Inſel. Ildefonſo, mit der ganzen Kraft und Milde einer großen, edeln Seele, hatte die alten Blutfehden ſämmtlich abgethan, und erklärt, daß es keine Lanzi mehr gebe, und keine Valeri, daß alſo der alte Hader keinen Grund mehr habe. Zum letztenmale erſcheine er hier als Gebieter. Seine Güter auf der Inſel, — alſo verkündete er, —

ſeien das Eigenthum ſeiner Schweſter, und ihres Gemahls, der abſtamme von den Valeri, und brüderlich verbunden ſei mit dem letzten Sproß der Lanzi. — Nach der Vermählung ſeiner Schweſter werde das junge Paar, nach großen freigebigen Belehnungen an die Unterthanen, die Inſel ebenfalls verlaſſen, und in Spanien leben. —“ Alle athmeten wieder auf. Es ſchien nun überall der Vorſatz der Verſöhnung und des Friedens ernſtlich zu walten, da die letzten Enkel der Urheber des Haſſes in innigſter Vereinigung auftraten, und den Anblick der zärtlichſten Liebe gewährten.

Den Ildefonſo und Roſalia wurden, wo ſie ſich zeigten, wie Engel begrüßt und verehrt. Ein Zauber ging von ihnen aus, der alle, ſelbſt die härteſten Herzen, erweichte und bezwang. — Und Den Gonzalvo? — Er kannte den Ort ſeiner noch immer verheimlichten Schuld nicht wiederfinden.

Eine feine Verſorge Ildefonſos hatte die Trümmer des Schloſſes ſeiner Ahnen, hatte die Reſte der alten Warte verſchwinden laſſen, damit nichts erinnere an die blutigen Thaten einer abgeſchloſſenen Zeit. — War der Unglückliche, Schuldbewußte glücklich geworden, und erlöſet? Ach! — er wußte es nicht. Von ſo viel Liebe umgeben, ſo viel Liebe erwiedernd, ſchwebte er dahin, wie berauſcht von unausſprechlichen Gefühlen. Wenn der dunkle Schatten aufzog ihn zu umnachten, lächelte Roſalia,

umſchmeichelte ihn mit der zärtlichſten Sorgfalt, und — er verlor ſich in Träume des Entzückens. Er ließ ſich leiten ohne zu fragen, — ohne zu denken. Er war nach Corſika gekommen, — in die Gegend die ihm ſonſt mit Entſetzen erfüllt hätte, die er ſonſt geflohen wäre, wie den Rand der Hölle, — er war hingekommen, — er wußte nicht wie. Er athmete nun dort, — aber er lebte nicht dort, — er lebte im Paradieſe des Gefühls. — Weh ihm, — wenn er jemals wieder erwachen ſollte.

Der Tag der Vermählung war angebrochen.

Die übrigen Gegenden der Inſel ſchienen ausgeſtorben. Alle Bewohner waren zum Schloſſe geſtrömt, den Feſtlichkeiten des erſehnten Tages beizuwohnen.

Das Schloß, ohne Zierden, nur groß, feſt, ein Felſen auf einem Felſen, mit ſeinen Thürmen, beherrſchte einen ſchönen freien Wieſenplan von uralten Platanen umgeben. Hier waren Tiſche in langen Reihen aufgeſtellt, und mit einer Fülle von Speiſen, wie das Volk ſie liebt, beladen. Bekränzte volle Fäſſer entboten die feurige Labung für Hunderte, und Hunderte drängten ſich jubelnd dazwiſchen, um der Gaſtfreundſchaft des Gebieters ſich zu erfreuen. Anhänger der Lanzi, der Valeri. Es gab keinen Unterſchied mehr. Nur wenig Alte der beiden Partein wichen ſich noch grollend aus. Aber jeder Becher der von beiden Seiten geleert wurde, ſchien den feindlichen Spalt zu verengen.

Die Ehe Don Gonzalvos und Roſaliens ſollte gegen Mittag in der Schloßkapelle eingeſegnet werden. Der beſchränkte Raum geſtattete nicht den Einlaß der ſchauluſtigen Menge, da der ganze Adel der Inſel eingeladen, und zahlreich genug war, die kleine Kirche ganz zu füllen.

Als aber die Töne der Glocke den Anfang der Feierlichkeit ankündigten, entblößte das Volk die Häupter, und ſtand in tiefer Andacht, um Segen zu erflehen für den Bund der geſchloſſen wurde.

Schon lange hatte ſich eine wüſte graue Geſtalt umhergetrieben in der Menge, ohne Theil zu nehmen, an der Luſt, ohne Jemand anzureden. Ein härenes Gewand bekleidete den unheimlichen Fremdling. Er ging barfuß. Eine jener tiefen Kapuzen, wie die Schiffer und Landleute an den Küſten des mittelländiſchen Meeres ſie tragen, verhüllte Kopf und Antlitz. Nur ein zottiger weißer Bart reichte bis zum hänfenen Gürtel. Man wußte nichts weiter, als daß ein Schiff aus Sicilien, welches Getreide nach Porto Vechio geführt, dieſen Pilger, — dafür hielt man ihn, — mitgebracht. Um Gotteswillen, wie es hieß, denn die Schiffer hatten geſagt, er habe auf der Rhede ſo lange auf vielen Schiffen um die Ueberfahrt gebettelt, bis ſich ein gutmüthiger Steuermann endlich bewegen laſſen, ihn bei ſich aufzunehmen. Er hatte auf der Ueberfahrt niemals geſprochen. Auch hier blieb er ſtumm und theilnahmlos. — Als die Glocken läuteten, hatte er vom Hof-

des Schloſſes, wohin er gelangt war, in die Kapelle einbringen wollen, war aber faſt mit Gewalt und Stößen zurückgewieſen worden.

Hierauf war er verſchwunden.

Die Klänge der Orgel verſtummten. „Sie ſind nun oben getraut:" hieß es beim Volke unten, und alles drängte ſich gegen die Terraſſe um den Brautzug zu ſehen, der zur Tafel erſcheinen ſollte, die auf einer hohen offenen Gallerie vorgerichtet, glänzend und prunkend mit fürſtlichen Zierden, überwölbt von einem ſchimmernden Thronhimmel, daſtand. Das Mahl ſollte oben öffentlich ſein, während das Volk unten auf der Wieſe bewirthet wurde. Die Trompeten ſchmetterten.

Paar auf Paar erſchienen die Gäſte oben auf der Gallerie, feſtlich angethan, ein langer ſtattlicher Zug. Ildefonſo, Gonzalvo, Roſalia traten auf, mit verſchwenderiſcher Pracht geſchmückt. Sie ſchön und lächelnd wie der Frühling umher. Bei ihrem Eintritte jauchzete das Volk.

Der Markeſe trat an die Brüſtung und winkte mit dem Federhute in der Hand.

„Freunde, Landsleute, — redete er mit lauter Stimme. — Es iſt Friede unter Euch. Aber dieſer Tag bringt zum Frieden den Segen. Was einſt geſchah, war nicht gut, hat Gott nicht gefallen, unſere Vorfahren haben es zu verantworten. Wir folgen einem andern Beiſpiele: dem

Beiſpiel deſſen der am Kreuze litt für unſere Erlöſung. Sein heiliges Blut verſöhnte den Haß der Welt. Sein ewiges Gebot war Liebe, Vergebung. — Liebe ſei unter Euch Allen fortan. Vergebt, — damit Euch vergeben werde. Wie zärtlichſte Liebe die ſchuldloſen letzten Sprößlinge der Valori und Lanzi, welche dieſe unſeligen Namen für immer abgelegt, umſchlingt, walte fortan Eintracht und Brüderlichkeit bei Euch Allen. — Es leben Gonzalvo und Roſalia di Luminares!"

Das Volk jauchzte die letzten Worte nach, und ließ zugleich Salvanera hoch leben.

Da vernahm man wüſten Lärm in dem Vorſaale des Schloſſes, der zur Gallerie führte, und er wurde ſogar unter dem Volke vernehmbar. — Getümmel der Diener. — Geſchrei. — „Haltet ihn, — bindet ihn — den Tollen." — Es war umſonſt. — Der graue Pilger ſtürzte hinein in die Gallerie. — Seine offene Bruſt zeigte das blutige alte Parteizeichen der Lanzi. — Sein kahles enthülltes Haupt, gräßlich durch die dunkelrothe Narbe auf dem kahlen Schädel entſtellt, offenbarte die ſchauderhaften Züge des raſenden Peppo. — Ein Dolch funkelte in ſeiner Fauſt.

Er ſtürmte vor, — warf die Tafel um, deren Prachtgeräthe umherrollten. Wie der Tiger auf ſeinen Raub ſprang er auf Gonzalvo zu und ſtieß ihm den Dolch ins Herz, daß er lautlos zur Erde ſank, und mit ſeinem Blute Roſaliens Gewand überſtrömte. — Ein Schrei des Ent-

ſetzens! — Aber im nämlichen Augenblicke ſchleudert der Wüthende Alle, die ihn packen wollen, zurück. Mit einem Satze ſchwingt er ſich auf das Geländer der Gallerie, und brüllt den blutigen Dolch ſchwingend hinab: „Das war der Türke, der den Lanzi erſchoß. Er fiel. — Don Gaetano iſt gerächt von der Hand ſeines letzten Getreuen. — Sein Sohn hat den Vater verrathen, — und Euch. — Sieg. — Fallt aus. — Nieder mit den Valori — Lanzi hoch!“

Er warf ſich von oben herab in die Tiefe. — Seine Gewänder flatterten im ſchwindlichen Falle. Er ſtürzte nieder auf die Steine, eine zerſchmetterte Leiche. —

Da erwacht unten die alte Wuth. Das Volk fällt ſich raſend an. „Verrath!“ heißt es. — „Rache an den Lanzi!“ — „Rache an den Valori!“ Alle Meſſer leuchten auf. Ein wildes Gemetzel beginnt. Blut rieſelt in den verſtrömten Wein. Der Wiederhall von den Bergen giebt das Wüthen der Aufgebrachten zurück. —

Da öffnen ſich die untern Pforten des Schloſſes. Ildefonſo ſtürzt hinaus, blaß, mehr einem Geſpenſte ähnlich als einem Lebenden.

„Friede! — ruft er. — Es iſt genug des Blutes. Der Bräutigam iſt todt, — die Braut ringt mit dem Tode. — Ich beſchwöre Euch, — haltet ein, — Friede!“

Da knallt ein Schuß aus der Menge. Man weiß nicht wer geſchoſſen.

Der Markeſe ſtürzt, und haucht mit tiefem Seufzer ſeine Seele aus.

Sein Fall ſcheint die Raſerei zu bannen. Alle ſtehen ſtarr vor Entſetzen.

Endlich rufen viele Stimmen drohend und wild. — „Die Valori haben den todten Lanzi. — Wir wollen den todten Valori, — oder wir ſtürmen das Schloß.“

Da öffnen ſich zum zweitenmal die Pforten.

Diener tragen die Leiche des Don Gonzalvo auf einer Bahre, und legen ſie ſtill neben die Leiche des Don Ildefonſo. — Wer folgt ihnen? — Roſalia. — Der Brautkranz hängt noch in dem aufgelöſten Haare. Auch ihr Antlitz iſt das einer Todten, aber die Augen leuchten ſtolz und groß. Ihr Gang wankt nicht. Sie ſchreitet hehr und gebietend heran, und ſtellt ſich neben ihre gemordeten Lieben.

Lange ſteht ſie ſo. Ihr Blick fliegt im Kreiſe und durchbohrt jede Bruſt. Nun ſpricht ſie mit feſter volltönender Stimme.

„Der letzte Lanzi iſt todt. Vom Kleide ſeiner Schweſter träufelt das Blut des letzten Valori, ihres Gemals. — Iſt es nun genug? — Es ſcheint ſo. Für Roſalia Valori hat Niemand Kugeln und Dolche. — Es iſt genug. — Beſſer wäre mir, könnte ich hinſinken zu den Gemordeten, ſtumm und kalt wie ſie. — Aber nicht beſſer für Euch. Denn alsdann würde ich Euch anklagen

ver Gott, und Ihr wäret ewig verloren. — Ich gehe zu leben, um Euch zu vergeben, — und für Euch zu beten."

Sie wendete ſich und ging. — Das Volk zerſtreute ſich in namenloſer Angſt, in verwirrendem Grauen.

Roſalia hat Wort gehalten. Sie hat gelebt, — vergeben — und gebetet für die Mörder ihrer Theuren. Sie ſtarb in einem Alter von achtzig Jahren, als hochgefeierte fürſtliche Aebtiſſin eines Kloſters in Palermo.

Rivalin und Blanscheflur.

Von

G. O. Marbach.

Nachstehendes Gedicht ist eine Uebersetzung des Anfangs von Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg; kann aber als abgeschlossenes Ganzes betrachtet werden. Es enthält die Geschichte der Eltern des Tristan.

Ich habe mir der Welt zu Frommen
Ein Werk zu schaffen vorgenommen,
Das edeln Herzen soll behagen,
Die Herz im Herzen ich getragen,
Der Welt, an der mein Herze hält.
Nicht meine ich der Menge Welt,
Die nicht, von der ich höre sagen,
Daß sie kein Leiden mög ertragen,
Woll immer nur in Freuden schweben, —
Die laß auch Gott mit Freuden leben!

Der Welt und diesem Leben
Wird nicht dieß Lied nachstreben.
Ihr und mein Leben scheiden sich.
Nein, jene andre meine ich,
Die mir einführet in das Herz

Süßen Harm und Liebesſchmerz,
Herzenslieb und Sehnſuchtsnoth,
Liebesleben, Leidenstod,
Liebestod und Leidensleben:
Dem Leben will ich mich ergeben,
Der Welt will ich zu eigen ſein,
Mit ihr verloren, gerettet ſein.
Ihr bin bisher ich treu geblieben
Und hab mit ihr die Zeit vertrieben,
Die mir im kummervollen Leben
Anweiſung ſollt und Lehre geben.
Der Welt ſei auch, was ich vollbracht,
Zu Luſt und Freude dargebracht,
Daß ſie mit meinem Sange,
Welch Leid ſie auch befange
Zur Hälfte es möge lindern
Und ihre Noth vermindern.
Wenn einer das vor Augen ſieht,
Was hart beſchweret das Gemüth:
Das ſchafft in Sorgen leichtern Muth,
Iſt wider Herzensſorgen gut.
Ein Jeder weiß und glaubt daran:
Wo träger Muße pflegt ein Mann,
Der ſehnend Leiden trägt im Herzen,
Da mehret Muße ihm die Schmerzen.
Je mehr die Sehnſucht findet Zeit —
Je mehr auch wächſt der Sehnſucht Leid.
Darum, wem Leid das Herz bewegt,
Wer ſehnend Weh im Herzen trägt,
Der ſei mit allem Fleiß bereit

Dem Leibe zu geben Thätigkeit,
Weil Ruhe dann ins Herz ihm zieht,
Die iſt ein Schatz für ſein Gemüth.
Doch nimmer rath ich dieſes an,
Daß je ein liebedurſtger Mann
Solch eine Thätigkeit ſich nimmt,
Die nicht mit reiner Liebe ſtimmt.
Der, den die Liebe müht,
Der trag ein ſehnend Lied
Im Herzen und im Munde
Und ſänfte ſo die Stunde.

Nun aber gibt es noch ein Wort,
Das findet auch wohl ſeinen Ort:
Je mehr ein ſehnſuchtvoll Gemüth
Umgeht mit ſehnſuchtvollem Lieb,
Je größer wird ſein Leid auch ſein.
Damit nun ſtimmt ich überein,
Gäb Eines mir nicht andern Rath:
Wer inniglicher Liebe hat,
Deß Herze bleibt doch ſtets dabei,
Wie weh es ihm im Herzen ſei,
Weil wahrhaft liebendes Gemüth,
In dem der Sehnſucht Flamme glüht,
Je mehr und mehr noch brennet,
Je mehr es Liebe kennet.
Dieß Leid iſt ſo der Wonne voll,
Dieß Weh thut ſo herzinnig wohl,
Daß es kein edles Herze entbehrt,
Das es jemals in ſich genähret.

Ich weiß es wahyr, als wie den Tod,
Erkenn es bei des Todes Noth:
Der Edle, der ins Sehnsucht glüht,
Der liebt ein sehnsuchtvolles Lied.
Nun denn, wer ſolches Lied begehrt,
Der bleibe hier, ihm iſt gewährt!
Ich will ihm wohl vermelden
Von edlen Liebeshelden,
Die gaben eins dem andern ſich
In wahrer Lieb ſehnſüchtiglich.

Ich hatte manch Geſuche.
Bis ich in einem Buche
Es fand geſchrieben recht und klar,
Wie dieſes Abenteuer war.
Was aber ich geleſen
Wie wirklich es geweſen,
Das leg ich ſo, wie ichs erkor,
Nun allen edlen Herzen vor.
Damit iſt große Müh geweſen,
Doch iſt es nun auch gut zu leſen.
Wie, gut? — Ja wohl, recht innig gut!
Es mehret die Liebe, es adelt den Muth,
Es feſtigt die Treue und tüchtigt das Leben.
Es kann dem Leben wohl Tugend geben;
Denn, wo man höret oder lieſt,
Was von ſo reiner Treue iſt,
Da lachet den getreuen Mann
Die Treu und andre Tugend an:
Liebe, Treue und ſtäter Muth.

Ehre und manches andre Gut,
Das nie geliebt noch wurde mehr,
Wie hier ſo wohl, wie hier ſo ſehr,
Wo man von Herzensliebe ſaget
Und Herzeleid von Liebe klaget.
Liebe iſt ſo ſelig Leben,
Iſt ſo ſeliges Beſtreben,
Daß niemand ohne ſie Lehre,
Noch Tugend hat, noch Ehre:
So werthvoll wird Leben durch Liebeskraft,
So viel iſt der Tugend, die Liebe ſchafft.
O weh! daß alles, was da lebet,
Nicht einzig nur nach Liebe ſtrebet!
Ich finde wenig deren,
Die lautres Herzbegehren
Im Herzen wollen tragen,
Darum weil herbes Klagen
Zu der und jener Zeit dabei
Verborgen in dem Herzen ſei.

Warum denn litte ein edler Muth
Ein Uebel nicht um vieles Gut,
Ein Ungemach um große Freud?
Wem nie geſchah von Liebe Leid,
Der fand auch Lieb von Liebe nie:
So Lieb wie Leid, wann waren die
Von Minne je zu ſcheiden?
Wer nicht mit dieſen beiden
Will Ehr und Lob erwerben,
Muß ohne ſie verderben.

Die auch, von denen dieß Gedicht
Erzählt, wenn Liebesleid ſie nicht
Und Herzenswonne und ſehnend Klagen
In Einem Herzen treu getragen,
So wär ihr Name und ihr Gedicht
So manchem edlen Herzen nicht
Zu Heile und zu Lieb gekommen.
So wird noch heute gern vernommen
Der beiden ewig neue
Und ſüße Liebestreue.
Ihr Lieben, Leiden, Wonne und Noth,
All Eins — und ſind ſie lang auch todt,
Ihr ſüßer Name lebet doch.
Es ſoll ihr Tod der Welt auch noch
Zu Gute lange und immer leben,
Wer Treue ſehnt, dem Treue geben,
Wer Ehre ſehnt, dem Ehren.
Ihr Tod muß immer mehren
Der Lebenden lebendig Weſen;
Denn das, was man noch hört leſen
Von ihrer Treue, Beſtändigkeit,
Und Herzensliebe und Herzeleid,
Iſt aller edlen Herzen Brod.
Darum es lebt der beiden Tod!
Es wird ihr Leben und ihr Tod
Dem, der ſie lieſt, ein nährend Brod,
So daß ſie leben ob auch todt,
Und daß ihr Tod des Lebens Brod.
Und wer nun wünſcht, daß man ihm ſage
Der Zwei Tod, Leben, Luſt und Klage,

Der biete Herz und Ohren her,
Ihm wird befriedigt ſein Begehr!

I. Herrn Riwalins Jugend

Es war ein Herr, wie ich erfahren,
Einſt in Parmenien, an Jahren
Ein Kind annoch, und wie Geſchichten
Der Wahrheit nach von ihm berichten,
An Abkunſt manchem König gleich,
An Landen wie ein Fürſt ſo reich,
Von Leibe ſchön und wonniglich,
Getreu, kühn, reich und mildiglich.
Die denen er zur Luſt gegeben,
Die hatten an ihm all ſein Leben
Gar eine freudenhelle Sonne,
Die Welt ſah in ihm ihre Wonne,
Die Ritterſchaft die ſchönſte Lehre,
Die Vettern ihre höchſte Ehre,
Sein Land all ſeine Zuverſicht.
Ihm fehlte keine Tugend nicht,
Die jeder Herrſcher haben ſollte;
Nur daß zu hoch hinaus er wollte
Nach ſeines Herzens Lüſten ſtreben
Und nur nach eignem Willen leben;
Darum geſchah ihm dann auch Leid.
Denn ſo wars leider allezeit:
Aufgehende Jugend, reiches Gut,
Die beiden bringen Uebermuth.
Ans Dulden, das doch mancher Mann

Bei großem Unrecht üben kann,
Daran gedachte er selten:
Das Schlimme schlimm vergelten,
Kraft wider Kraft erzeigen,
Das war dem Jüngling eigen.

Wahr ists, daß bald ein Ende sieht,
Wer alles das, was ihm geschieht,
Nach strengem Maß entgelten will.
Weiß Gott, der Mann muß ach gar viel
An seiner Forderung übersehen,
Sonst wird ihm Schadens viel geschehen.
Wer keinen Schaden tragen kann,
Der nimmt oft selber Schaden dran,
Zu eignem Unheil dient die Weise.
Man fängt den Bär auf solche Weise:
Er füget einzeln manchen Schaden,
Bis er mit Schaden selbst beladen.
Also mein ich, auch ihm geschah,
Weil er zu viel auf Rache sah,
Bis er dran selber Schaden nahm.
Doch dieß, daß er zu Schaden kam,
Das hat nicht Schlechtigkeit bedingt,
Die manchen wohl in Schaden bringt;
Vielmehr die Zucht, die er erfahren
In seiner Jugend Blüthenjahren,
Weil er in seiner zarten Jugend
Mit jugendlicher Herzenstugend
Zog selten mit sich selbst in Streit. —
Weil seiner Kinderspiele Zeit

Mit jugendlichem Uebermuth
Ihm glühte in dem raſchen Blut.
Er that ganz ſo wie jedes Kind,
Die ſelten reich an Vorſicht ſind:
Die Sorgen kannte nicht ſein Sinn,
Er lebt' und lebt' und lebt' ſo hin; —
Als er recht an zu leben fing,
Als auf ſein Morgenſtern ihm ging
Und lachend in die Welt hinſah:
Da wähnt er, was doch nicht geſchah,
Er würde alſo immer leben
Und in des Lebens Wonne ſchweben.

Nein, ſeines Lebens Anbeginn,
Der ging mit kurzem Leben hin.
Als ſeines Lebens Wonne
Und holde Morgenſonne
Zu ſchimmern eben nur begann,
Da brach ſein gäher Abend an,
Der ihm vorher verborgen,
Und löſchte ſeinen Morgen.
Doch treulich überkamen
Wir ſeinen edlen Namen.
Die Sage nennet alſo ihn:
Sein rechter Name war Riwalin,
Sein Zuname Kanelengres.
Es heißt (gar Viele ſagen es),
Daß eben dieſer edle Herr
Zu Lohnoys geboren wär,
Ein König über Lohnoys;

Doch ſagt uns Thomas für gewiß,
Nach alten Sagen ſei dieß wahr,
Daß aus Parmenien er war
Und hatte ein beſondres Land
Zu Lehn von eines Briten Hand,
Und war demſelben unterthan.
Derſelbe hieß Herzog Morgan.

II. Herr Riwalin ſtreitet wider den Herzog Morgan.

Zu Ehr und großen Ruhms Gewinn
War nun der edle Riwalin
An drei Jahr Ritter ſchon geweſen,
Und war vor Andern auserleſen
In aller Kunſt der Ritterſchaft,
Hatte auch zum Kriege volle Kraft
An Land und Leuten, Geld und Gut;
Da, — war es Noth, wars Uebermuth
Was ihn vermocht, ich weiß es nicht,
Genug, wie die Geſchichte ſpricht, —
Da griff er Herzog Morgan an
Als einen ſchuldbeladnen Mann.
Er kam geritten in ſein Land
Mit alſo übermächtger Hand,
Daß er von Burgen ihm genug
Mit ſeiner Kraft danieder ſchlug.
Die Städte mußten ſich ergeben,
Und um zu löſen Gut und Leben
Ihm geben, was ihm nur gefiel.

Er hatte Geld und Gutes viel
Auf ſolche Weiſe aufgerafft,
Womit er ſeine Ritterſchaft
Zu ſolcher Menge mehrte,
Daß er, wohin er kehrte,
Wars eine Burg, wars eine Stadt,
Ganz nur nach ſeinem Willen that.
Indeß auch Schaden er gewann!
Er büßte manchen tapfren Mann;
Denn Morgan war bereit zur Wehr,
Beſtand ihn oft mit ſeinem Heer
Und ließ ihn fühlen ſeine Kraft.
So iſts: in Krieg und Ritterſchaft,
Da wechſeln Schaden und Gewinn.
So zog der Krieg ſich lange hin;
Verluſte bald, bald Siege,
Die ziehen hin die Kriege.
Wie Rivalin an Morgan that,
That der auch ihm an mancher Stadt,
Und ſuchte an Land und Leuten
Ihm Schaden zu bereiten.
Doch was er unternommen,
Es wollte ihm nicht frommen;
Denn immer kämpfte Rivalin
Mit großem Vortheil wider ihn,
Und trieb es mit ihm alſo viel,
Bis er ihn brachte auf das Ziel,
Daß er ihm nicht mehr widerſtand
Und nirgends mehr noch Rettung fand,
Als nur in ſeinen Feſten,

Den ſtärkſten und den beſten.
Dieſelben ſtürmte Rivalin
Und ſtritt um ſie noch wider ihn
Manch ſchweren Kampf und manche Schlacht.
So oft ein Ausfall ward gemacht,
Warf er ſie ſchnell zurück zum Thor.
Mit großer Macht hielt er davor
Turnei und ſtolze Ritterſchaft.
So ſchlug er ihn mit großer Kraft,
Und wüſtete im Lande
Mit Raube und mit Brande,
Bis Morgan Waffenruhe bot,
Und dieß erwarb mit aller Noth:
Daß Ein Jahr zwiſchen ihnen zwein
Ein Waffenſtillſtand ſollte ſein.
Der Friede ward von beiden
Mit Bürgen und mit Eiden
Beſtätigt, wie er ſollte ſein.
Rivalin ſchaute fröhlich drein
Und kehrte in ſein Heimathland.
Er gab mit froher milder Hand,
Den Seinen viel des Gutes
Und ließ ſie frohen Muthes,
Begabt mit Huld und Ehren,
Nach ihrer Heimath kehren.

III. Herr Riwalin fährt gen Kurnewal zu König Marke.

Als dieß Riwalin ſo gelang,
Da währte es nicht eben lang,
Daß von ihm eine neue Fahrt
Zur Kurzweil unternommen ward,
Und er mit großer Herrlichkeit
Zu neuem Zuge war bereit,
Weil ihm nach Ehre ſtand der Muth.
All das Geräth und all das Gut,
Das er mitnehmen wollte
Und ein Jahr reichen ſollte,
Das ward ihm in ein Schiff getragen.
Er hatte oft es hören ſagen,
Wie ſtolz und reich an Ehre
Der junge König wäre,
Marke der Fürſt von Kurnewal:
Da fänd man Ehre ohne Zahl.
Zu Kurnewal und Engeland
Regierte Marke mit ſtarker Hand.
Kurnewal war ſein Vaterland,
So aber ſtands mit Engeland:
Das hielt er inne ſeit damalen,
Als einſt die Sachſen oder Galen
Die Briten dort vertrieben
Und Herrn des Landes blieben.
Seitdem verließ auch dieſes Land,
Das ſonſt Britannien genannt,

Den Namen und ward Engeland
Von jenen Galen nun genannt.

Als die das Land beſaßen
Und unter ſich vermaßen,
Da wollten alle Königlein
Und Herrn von ihnen ſelber ſein.
Das brachte ihnen allen Noth;
Sie ſchlugen eins das andre todt,
Bis daß ſie endlich ſich bedachten,
Und Marke all ſich übermachten,
Daß ihrer und des Lands er pflege.
Seitdem nun dienten allewege
Sie ihm ſo trefflich und ſo ſehr,
Daß niemals noch ein König mehr
In ſeinem Reiche ward geehrt.
Auch hat man ferner noch gehört:
In all den andern Landen,
Die ſeinen Namen kannten,
Ward kein Fürſt mehr geehrt als er.
Dahin war Rivalins Begehr,
Dort dachte er zu weilen,
Mit ihm die Zeit zu theilen,
Nach ihm zu werden tugendhaft,
Zu lernen neue Ritterſchaft,
Und ſeinen Sitten zum Gewinn.
Es ſagte ihm ſein edler Sinn:
Erkenn er fremder Lande Sitt,
So beſſre er die eigne mit,
Und ernte Ruhm an manchem Ort.

In ſolcher Abſicht zog er fort.
Zuvor befahl er Leut und Land
In ſeines treuen Marſchalls Hand.
Der war ein Vornehmer im Land,
An dem er reiche Treu erkannt,
Und hieß Rual le foi tenant.
So fuhr nun Rivalin zuhand
Mit zwölf Geſellen über Meer;
Er brauchte keinen weiter mehr,
Er hatte hieran ſchon genug.
Als nun zur Zeit es ſich zutrug,
Daß er gen Kurnewale kam
Und allda auf dem Meer vernahm,
Daß Marke, der ehrenwerthe,
Zu Tintajoele verkehrte;
Da wandt er ſeine Reiſe hin,
Da landet er, da fand er ihn,
Und war darüber herzlich froh.
Er kleidet ſich, die Seinen ſo
In Pracht und Glanz wie ihm zukam;
Und als er drauf zu Hofe kam,
Empfing ihn Marke der berühmte
So wie es ſich geziemte,
Und all die Seinen ſo wie ihn.
Man hieß da alſo Rivalin
Mit Ehre hochwillkommen:
Wohin er je gekommen,
Ihm ward noch niemals irgendwo
Ein Willkomm angethan alſo.
Da hatte er Gedanken viel,

Wie die Hofſitte ihm gefiel;
Er dachte da oftmals bei ſich:
„Fürwahr es hat Gott ſelber mich
Zu dieſem Land und Volk gebracht!
Mein Glück, das hat mich wohl bedacht,
Da, was von Markes Tugend je
Ich ſagen hört, ich nunmehr ſeh:
Den Hof und edle Sitte drin".
Drauf ſagte er Marke ſeinen Sinn,
Warum er hergezogen.
Als Marke nun gewogen
Hatte, ſein Worte vernommen;
Sprach er: „Seid gottwillkommen!
Und glaubt, daß euch zu Dienſten ſteht
Mein Leib und Gut, all was ihr ſeht".

IV. König Marke giebt ein Feſt, bei welchem ſeine Schweſter Blanſcheflur zugegen.

Rivalin, dem gefiel es wohl
Am Hof, der ſeines Lobes voll.
Arme und Reiche hatten ihn
Lieb und werth und ehrten ihn.
Kein Gaſt ward je geliebet mehr;
Auch hat er dieß verdient gar ſehr,
Der tugendhafte Rivalin,
Der, klug und brav in ſeinem Sinn,
Mit Liebe und mit Güte,
Geſelligem Gemüthe
Zu Aller Dienſten war bereit.

So lebte er in Würdigkeit
Und in der rechten Güte,
Die er in ſein Gemüthe
Mit neuer Tugend täglich nahm,
Bis die Zeit von Markes Feſte kam.
Es hatte Marke dieſes Feſt
Bereitet auf das allerbeſt,
Gebeten und geboten.
Und riefen ſeine Boten,
Da kam die Ritterſchaft zuhand
Vom Königreiche Engeland
In jedem Jahr zu einem Mahl
Gefahren in Land Kurnewal.
Dieſelben brachten mit ſich dar
Gar manche ſüße Frauenſchaar
Und manche andre Herrlichkeit.

Nun war beſtimmt des Feſtes Zeit,
Benennet und beſprochen:
Die blühenden vier Wochen,
Wo der viel ſüße Mai angeht,
Bis da, wo er zu Ende geht.
Bei Tintajoele da kamen
Die Gäſte all zuſammen
Auf einer ſchönen Au,
Die war dem Aug zur Schau
So ſchön wie keine je bereit.
Die ſanfte ſüße Sommerzeit
War ſchon zu holder Regſamkeit
Mit ſüßem Fleiße allbereit.

Des Waldes kleine Vögelein,
Beſtimmt der Ohren Luſt zu ſein,
Und Blum und Gras und Laub und Blüth,
Und was mit Luſt das Auge ſieht
Und edle Herzen freuen ſoll,
Deß war die Sommerau voll.
Man fand da, was man wollte,
Das der Maien bringen ſollte:
Den Schatten bei der Sonnen,
Die Linde bei dem Bronnen,
Die ſanften linden Winde,
Die wie Markes Hofgeſinde
Sich gar geſchäftig machten.
Die lichten Blümlein lachten
Aus dem bethauten Graſe;
Des Maien Freund, der grüne Raſen,
Der machte aus Blumen ſich bereit
So wonnigliches Sommerkleid,
Daß aus der Gäſte Blicke
Sie ſtrahlten hell zurücke.
Die ſüße Blume ſah den Mann
So wunderlieblich lachend an,
Daß ſich das Herz und das Gemüth
Aufs neue an die lachende Blüth
Mit ſpielenden Augen machte
Und ihr entgegen lachte.
Der Vöglein ſanft Getöne,
Das ſüße wunderſchöne,
Das Ohren und Gemüthe,
Mit lauter Freud umblühte,

Das füllte allda Berg und Thal.
Die holdſelige Nachtigall,
Das liebe ſüße Vögelein,
Das immer ſüß muß ſein,
Das girrte aus den Blüthen
Mit ſolchen Uebermüthen,
Daß manches edle Herze dran
Wohl Freud und hohe Luſt gewann.

Es war der Gäſte frohe Schaar,
Die da zum Feſt verſammelt war,
Gelagert auf das grüne Gras.
Ein jeglicher nach Wunſche ſaß;
Danach wie jegliches Begehr
Gelüſtete, ſo lagert er:
Die Fröhlichen in Fröhlichkeit,
Die Zierlichen in Zierlichkeit;
Die lagen unter Seiden froh,
Die unter Blumen anderswo.
Die Linde war genugſam Dach,
Genugſam gab ſie Dach und Fach
Mit den laubgrünen Aeſten.
Von Hofgeſind und Gäſten
Ward noch geherbergt nie
So wonniglich als hie.
Auch fand man da in Ueberfluß,
Was einen Feſttag zieren muß
Von edler Tracht und Speiſe.
Es hatte da nach ſeiner Weiſe
Ein jeder für ſich ſelbſt geſorgt;

Auch hatte Marke vorgeſorgt
So gut und alſo reichlich,
Daß alle unvergleichlich
Dort lebten ihres Lebens froh.
Es hob ſich da das Feſt alſo:
Was eines Mannes Herz erfreut,
Wenn es ſich ſeinen Augen beut,
Das pflegte Alles zu geſchehen.
Man ſah da, was man wollte ſehen:
Dort ſah man holde Frauen,
Hier war ein Tanz zu ſchauen,
Die ſahen buhurdieren,
Und andere juſtieren.
Wozu den Mann ſein Wille trug,
Das fand er alles da genug;
Denn alle, die da waren
Von freudenvollen Jahren,
Wetteiferten aufs allerbeſt
In Freude an dem Freudenfeſt.
Und König Mark der gute,
Der adlich hochgemuthe,
Der hatte holder Frauen Herrlichkeit
In einen zierlichen Kranz gereiht;
Doch vor den andern allen
Sah man mit Wohlgefallen
Blanſchefluren ſeine Schweſter da.
Die Jungfrau war ſo ſchön, man ſah
Ein ſchöner Weib nie irgendwo.
Von ihrer Schönheit ſprach man ſo:
Sie ſähe kein lebendger Mann

Mit inniglichen Augen an,
Der drauf nicht liebte immer mehr
Tugend und Weib noch baß denn ehr.

Die ſelge Augenweide,
Die machte auf der Heide
Gar manchen Mann frohwohlgemuth,
Manch edles Herze hochgemuth.
Dazu war in der weiten Au
Noch manche andre ſchöne Frau,
Die wohl manch einer Königin reich
An Schönheit war zu preiſen gleich;
Die gaben Muth und Freude
Den Rittern auf der Heide,
Und machten froh der Herzen viel.
Darauf begann das Ritterſpiel;
Die wertheſten und beſten
Von Hofgeſind und Gäſten,
Die ritten her von hier und da.
Auch war der werthe Marke da,
Und Rivalin, der ſein Gefährt,
Ohn manchen andern Herren werth,
Die auch mit Fleiße zielten,
Daß ſie ſich ſo verhielten,
Wie ihnen es zu Ehre
Und wohl zu rühmen wäre.
Man ſah da bei dem Streite
Mit Atlas und mit Seide
Gar manches Roß bedeckt mit Fleiß,
Gar manche Decke ſchneeenweiß,
Gelb, braun, roth, grün und blau;

Und mannigfach in bunter Schau
Die edle Seide blitzte,
Decken, vielfach geschlitzte,
Gefachet und gesticket,
Auf manche Art geschmücket.
Die Ritter trugen schön Gewand,
Das war von zierlich kluger Hand
Zerschnitten und zerhauen.
Auch ließ der Sommer schauen,
Er wolle Marke dienstbar sein:
Manch wonnigliches Sträußelein
Von Blumen sah man an der Schaar,
Die er als Steuer brachte dar.

In dieser schönen Sommerkraft
Erhob sich herrliche Ritterschaft.
Die Schaar war wacker hinterher
Und zog sich tapfer hin und her,
Und trieb es munter genugsam,
Bis der Buhurt zu Ende kam.
Und Blanscheflur die werthe,
Ein Wunder auf der Erde,
Und viele andre schöne Frauen
Saßen, um zuzuschauen.
Die Herrn ritten prächtiglich
Und so wahrhaft kaiserlich,
Daß es manch Auge gerne sah.
Von keinem doch so viel geschah,
Als von dem adligen Rivalin,
Und alle auch erkannten ihn,

Als den, der heut und an der Stätte
Zuvor es allen andern thäte.
Auch nahmen sein die Frauen wahr,
Und prieſen es, daß in der Schaar
Niemand nach rittertlicher Sitte
Also gewandt und zierlich ritte,
Und lobten ihn allerwegen:
„O seht den jungen Degen,
Der ist ein herrlicher Mann,
Wie herrlich steht ihm alles an,
Was er nur irgend thut und schafft!
Wie ist sein Leib untadelhaft!
Sein Bein, wie ist es königlich,
Wie grad herab es streckt sich!
Wie recht sein Schild ihm immer fest
Befestigt liegt an seinem Ort.
Wie steht der Speer in seiner Hand!
Wie wohl sitzt alles sein Gewand!
Wie trägt sein Haupt er und sein Haar!
Wie regt er sich so wunderbar!
Wie wunderherrlich ist sein Leib!
O wohl ist seliglich das Weib,
Das Freude an ihm haben soll!“
Es merkte solche Rede wohl
Sich Blanscheflur die werthe,
Die auch den Ritter ehrte
Und gleich den andern allen
An ihm fand Wohlgefallen.
Sie hatte ihn ins Gemüth genommen.
Er war ihr in ihr Herz gekommen.

Er hatte an Macht und Ehre reich
In ihres Herzens Königreich
Das Zepter und die Krone:
Doch daß allda er throne,
Das barg ſie alſo tugendſam,
So ſchön, daß niemand wahr es nahm.

V. Herr Riwalin ſpricht mit der ſchönen Blanſcheflur und beide tragen Liebe zu einander.

Als nun der Mayen da verging,
Die Ritterſchaft von dannen ging,
Und jeder dahin kehrte,
Wohin ſein Herz begehrte,
Da wendete ſich Riwalin
Durch Zufall zu der Stelle hin,
Wo Blanſcheflur, die Schöne ſtand.
Er hat ſich bald zu ihr gewandt,
Und als er ihr ins Antlitz ſah,
Gar minniglich er ſagte da:
„Ah, Dieu vous sauve, la belle!“
„Merci!“ dit la pucelle.
Und ſprach verwirrt in holder Scham:
„Gott der Herr, der ſtark allſam,
Der alle Herzen ſtärket gut,
Der ſtärke euch auch Herz und Muth
Und ſei euch wohl gewogen;
Jedoch des Rechtes unerzogen,
Darum ich euch muß klagen an.“ —

„Ach, Süße, was habe ich gethan?“
Sprach Kiwalin voll Sitt und Zier.
Sie ſprach: „Ihr habet Leides mir
An einem werthen Freund gethan,
Dem beſten, den ich je gewann.“ —
„Ach Herr“ — ſo dachte er bei ſich,
„Was ſoll mir das? was habe ich
Begangen gegen ihr Hulden?
Was giebt ſie mir zu ſchulden?“
Und wähnte dieſen oder den
Von ihren Vettern, irgend wen
Unwiſſend an der Ritterſchaft
Gemacht zu haben ſchadenhaft,
Darum ihr Herze alſo ſchwer,
Und gegen ihn erzürnet wär.

O nein, ihr Freund, deß ſie gedacht,
Das war ihr Herz; wohl war gebracht
In das durch ihn groß Ungemach.
Das war der Freund, von dem ſie ſprach.
Er aber wußte hievon nicht;
Nach ſeinen edlen Sitten ſpricht
Er wieder minniglich zu ihr:
„O Schöne, ich will nicht, daß ihr
Haß oder argen Willen traget;
Denn iſt es wahr, wie ihr mir ſaget,
So richtet ſelber über mich.
Was ihr gebietet, thue ich.“
Die Süße ſprach: „Um dieſe That
Hat es mit meinem Haß noch Rath.

Auch tief ich euch darum nicht ſehr,
Doch will ich euch verſuchen mehr,
Wie ihr mir wollt zu Buße ſtehn
Um das, was mir durch euch geſchehn."

Er neigte ſich zu gehen dann,
Und ſie, die ſchöne, ſah ihn an,
Verſtehlen nur und ſeufzt und ſprach
Aus innigliehem Herzen: „Ach
Freund, Lieber, Gott behüte dich."
Da allererſt erhoben ſich
Gedanken viel in ſeinem Sinn.
Und Riwalin, der kehrte hin
In allerwegen Erwägen,
Er wägte allerwegen,
Was Blanſcheflurs Beſchweren
Und dieſe Reden wären.
Den Gruß, die Rede erweg er viel,
Den Seufzer, den Segen, ihr Mienenſpiel.
Er dachte an alles dieſes dran
Und fing doch ſchon dazwiſchen an
Ihr Seufzen und den ſüßen Segen
Auf holder Minne Weg zu legen:
Er kam wahrhaftig auf den Wahn,
Die zwei, die wären wohl gethan
Durch nichts als nur durch Minne;
Da loderten auch ſeine Sinne
In Flammen auf, ſo daß ſie fuhren
Und nahmen Blanſcheflurens
Und führten ſie mit ſich zuhand

In Riwalinens Herzenland
Und krönten ſie darin
Zu einer Königin.
Zu Blanſcheflur und Riwalin,
Der König und die Königin,
Die theileten wohl gleiche
Ihrer Herzen Königreiche:
Das ihre ward des Riwalin,
Dafür nahm ſie das ſeine hin;
Doch wußte keins von beiden
Des andern Herzensleiden,
Es hatten die zwei beide ſich
In ihrem Sinn einmüthiglich
Eins in das Andre ganz verſehen;
Da war nach Rechte recht geſchehen:
Sie lag auch ihm im Herzen
Mit ganz denſelben Schmerzen,
Wie ſie um ihn trug Liebesleid.
Denn weil er nicht Entſchiedenheit
Um ſie in ſeinem Sinn gewann,
Aus welchem Grund ſie es gethan,
Aus Haß oder aus Minne,
Das machte ſeine Sinne
In lauter Zweifeln ſchwanken.
Er ſchwankte mit Gedanken
Bald rechts, bald links, hinab, hinan,
Jetzt wollt er hin, und gleich alsdann
Begehrte er dann wieder her,
Bis er ſich endlich alſo ſchwer
Verwirrt in der Gedanken Schlingen,
Daß er ſich nicht heraus mocht ringen.

Der gedankenvolle Rinaldin
Stellte ſich ſelbſt als Beiſpiel hin,
Wie der von Lieb entbrannte Muth
Recht gleich dem freien Vogel thut,
Der, weil die Freiheit ihm ertheilt,
Zu der geleimten Ruthe eilt:
Der dann, wenn er des Leims wird inne
Und eilt, daß er durch Flucht entrinne,
Mit ſeinen Füßen feſt anklebt.
Die Flügel regt er, fort er ſtrebt,
Damit beweget er das Reis,
Wie ſchwach es ſei, auf keine Weis;
Es bindet ihn, bringt ihn in Haft.
Nun ſchlägt er dann aus aller Kraft
Weht her und hin und wieder her
So lange, bis daß endlich er
Sich ſelber kämpfend überſieget —
Geleimet an dem Reiſe lieget.
Recht in derſelben Weiſe thut
Der niemals noch bezwungne Muth,
Wenn ſehnend Trachten ihn ergreift,
Und Liebe an ihm Wunder ſchafft
Mit ſehnender Beſchwerde.
Dann will der Sehnſuchtſchwere
Zu ſeiner Freiheit wieder,
Doch zieht ihn danieder,
Der ſüße Leim der Minne,
Und er verwirrt darinne
So ſehr ſich, daß er ſich alsdenn

Nicht so noch so befreien kann.
So auch erging es Riwalin,
Den auch sein sehnsuchtvoller Sinn
Verwirrte in der Minne
Seiner Herzens-Königinne.
Ihn brachte die Verwirrung
In wunderliche Irrung.
Er wußte nicht, ob wider ihn
Ob für ihn wär der Jungfrau Sinn.
Er wußte weder dieß noch das,
Nicht ihre Lieb, nicht ihren Haß.
Er fand nicht Trost nicht Zweifel drin,
Es ließ ihn weder her noch hin.
Es führten Trost und Zweifel ihn
Unendlich her und hin:
Trost sagte Minne, Zweifel Haß;
Durch solchen Widerstreit, um das
Vermochte er seine Zuversicht
Auf keine Art zu stellen nicht,
In Haß nicht, noch in Minne.
So schwebten seine Sinne
In Ungewißheit her und wider,
Trost zog ihn aufwärts, Zweifel nieder.
Er fand nichts Sicheres in den zwein,
Sie stimmten so wie so nicht ein.
Wenn Zweifel kam und sagte ihm Haß,
Daß Blanscheflur ihm trüge Haß,
So wankte er und wollte fliehn;
Alsbald kam Trost und lehrte ihn
Minne und süßen Liebeswahn,

Gleich mußte er wieder bleiben dann.
So kämpfend wußte er nicht wohin,
Er konnte weder her noch hin,
Weil immer mehr, jemehr er rang,
Die Minne ihn danieder zwang —
Je stärker er von dannen flog,
Je fester Minne ihn an sich zog.
So regte ihn Minne auf und an,
Bis doch der Trost den Sieg gewann,
Und er den Zweifel ganz vertrieb,
Und Nireatin nun dabei blieb:
Ja, Manschestur, die liebe ihn!
Da ward sein Herz und all sein Sinn
Einmüthiglich ihr zugethan,
Daß nichts mehr rüttelte daran.

Als nun die süße Minne
Sein Herz und seine Sinne
In ihren Willen ganz gebracht;
Da hatte er doch nicht gedacht,
Daß Herzensliebe wäre
So innige Beschwere.
Als er sein Abenteuer
Mit ihr, die ihm so theuer,
Von Anfang an betrachtet
Und jegliches bedachtet,
Ihr Haar und ihrer Stirne Rund,
Und Wangen, Kinn und Nase und Mund,
Den fröhlichen reichen Übermuth,
Der lachend in ihren Augen lag; —

Da kam die rechte Minne
Die brennt im Herzen inne,
Und ſtellte ihr Sehnſuchtsfeuer an.
Sein Herz entbrannte alsbald daran,
Daß ſeinem Leibe da zur Stund
Aufs allerklarſte wurde kund,
Was innige Beſchwerr
Und ſehnende Sorge wäre.
Denn er kam in ein andres Leben,
Ein neues Leben ward ihm gegeben;
Er verwandelte zugleich damit
All ſeinen Sinn und ſeine Sitt,
Und ward durchaus ein andrer Mann:
Denn alles das, was er begann,
Das ward in ſondrer Art vollendet,
Und oftmals war er wie verblendet,
Die angebornen Sinne,
Die waren von der Minne
So umſtät und ſo ſeltſam wild:
Er ward ihm ſelbſt ein fremdes Bild.
Sein Leben ward ihm ſo zu Leide,
Daß ſich von rechter Herzensfreude,
Wie er ſie vor dem meiſtens pflegte,
Nichts mehr ſich ihm im Herzen regte.
Schweigen und Weſen ohne Luſt,
Das war das Leben ſeiner Bruſt,
Denn es war ſein ganzes Herz
Verſunkt in ſehnenden Liebesſchmerz.

Auch Blanſcheflur die ſehnende Maid
Verſchonte nicht dieß Sehnſuchtleid;
Sie war auch mit demſelben Schaden
Durch ihn, wie er durch ſie beladen.
Die Allbeſiegerin Minne
War auch in ihre Sinne
Faſt mit zu großem Sturm gekommen,
Und hatte ihr mit Gewalt genommen
Faſt alles ihr Behagen.
Es war all ihr Betragen
Ihr ſelbſt und auch der Welt zugleich
Nicht mehr der frühern Weiſe gleich,
So daß an alle dem, woran
Sie vordem Luſt und Scherz gewann,
Sie jetzt nur Mißbehagen fand.
Ihr Leben wurde ſo gewandt,
Wie es in ihr die Noth erzwang,
Die nahe ihr zu Herzen drang.
Und wie die ſehnende Liebespein
Ihr tief drang in das Herz hinein,
Da wußte ſie nicht was ihr war,
Denn nie zuvor ward ſie gewahr,
Was ſüße Herzbeſchwere
Und Herzensſorge wäre,
Und ſprach gar heftig wider ſich:
„O weh, Gott Herr, wie lebe ich!
Wie aber was iſt mir geſchehen!
Ich hab doch manchen Mann geſehen,
Von dem mir nie kein Leid geſchah,
Und ſeit ich dieſen Mann erſah:

Seit ward mein Herze nimmermehr
So frei, so freudenvoll, wie ehr.
Von jenem, was ich ach geſehn,
Davon iſt leider mir geſchehn
So nahe gehender tiefer Schmerz!
Mir, die nie litt, mir iſt das Herz
Davon ſo ſehr verſehret,
Daß ich mich ganz verkehret
An Gemüthe und an Leibe.
Wenn einem jeden Weibe,
Die ihn gehöret und geſehn,
Soll es, wie mir geſchieht, geſchehn
Iſt dieß mit ihm geboren:
So iſt manch Weib verloren
An ihn, er iſt ein ſchlimmer Mann.
Doch wenn er heimliche Lehre kann,
Und irgend welche Zauberliſt,
Die Urſach ſolches Wunders iſt
Und dieſer wunderlichen Noth,
So wäre er viel beſſer todt,
Als daß ihn je ein Weib geſehen.
Ach, wie iſt mir von ihm geſchehen,
So leid und alſo ſchweres Weh!
Ich ſah doch nimmer vordem je
Nicht ihn noch einen andern Mann
Mit Feindes-Augen an,
Und trug Niemandem Haß:
Womit hab ich verſchuldet das,
Daß mir von jemand leid geſchehen,
Den ich mit Freundes-Aug geſehen?

Doch was ſchmäh ich den guten Mann?
Er iſt vielleicht unſchuldig dran.
Was Herzensſorge ich um ihn,
Und auch um ſeine Schuld mir ſinn,
Das weiß Gott, daß mein eigen Herz
Mir ſelbſt bereitet ſolchen Schmerz.
Ich ſah ſo manchen außer ihn,
Wie machte ers, daß ſo mein Sinn,
So vor den andern allen,
An ihn allein verfallen?
So iſts: als ich manch edles Weib
Vernahm, die ſeinen ſchönen Leib
Und ſeinen ritterlichen Preis
Verkündete, und rings im Kreis
Den Ruhm, den er davon getragen,
Von Mund zu Munde hörte ſagen;
Als ich mit Augen ſelber ſah,
Die Tugend, die man rühmte da,
Und alles in dem Herzen klar
Erkannte, was preislich an ihm war:
Da ward bethöret mir mein Sinn,
Darum verfiel mein Herz an ihn;
Fürwahr, nur das beſiegte mich,
Das war der Zauber, darum ich
Mich ſelber ſo vergeſſen kann.
Er hat mir Leides nicht gethan,
Der liebe Mann, von dem ich klage,
Den ich mit Klag im Herzen trage:
Mein thöricht übermüthger Sinn,
Macht mich ſo leidvoll, wie ich bin,

Der iſts, der meinen Schaden will.
Er will und will doch allzuviel,
Das er nicht wollen ſollte,
Wenn er bedenken wollte,
Was Sitte wäre, Zucht und Ehr.
Nun kennt mein Sinn nichts anders mehr
Als das, was er begehrt fortan
Von dieſem wunderſelgen Mann,
An den er in ſo kurzer Friſt
So gänzlich ach verfallen iſt.
Und, ſo mir Gott, ich ahne wohl,
Wenn ichs mit Ehren ahnen ſoll,
Und ſoll ich nicht der Rede wehren
Um meiner jungfräulichen Ehren,
So dünket mich die Herzensklage,
Die ich um ihn im Herzen trage,
Die ſei nur von der Minne.
Das werd ich daran inne,
Daß ich ſo gerne bei ihm wär.
Und was auch iſt an dieſer Mähr,
Mir wächſt etwas im Herzen an,
Das nichts als Minne meint und Mann.
Und was ich all mein Leben
Von rechtem Liebesſtreben
Und Weibesliebe je vernommen,
Das iſt mir in mein Herz gekommen.
Der ſüße Herzensſchmerz,
Der ſchon manch edles Herz
Quälte mit ſüßen Schmerzen,
Der liegt in meinem Herzen.

Als nun die gute schöne,
Was sie gewaltig sehne,
Sich endlich vor sich selbst enthüllt,
Was jeden Liebenden erfüllt:
Daß Rivalin ihr süßer Freund
Ihr sei zur Herzenslust vereint,
Ihr schönster Trost, ihr bestes Leben; —
Begann sie Aug um Aug zu geben,
Sah ihn, wo sie ihn konnte sehn.
Wenn es der Zufall ließ geschehn,
So grüßte sie ihn wohl verstohlen
Mit Blicken liebevollen;
Oft schienen ihre Augen
Sich sehnsuchtvoll zu saugen
In Minne lange an ihn an.
Da das der liebekranke Mann,
Ihr Freund, begann zu merken,
Begann sich ihm zu stärken
Die Minne und sein Trost an ihr.
Sein Herz entbrannte in Begier,
Er blickte nun der Süßen auch entgegen,
Süßer und mehr verwegen
Als er sie sonst anblickte.
Und wenn es wie sich schickte,
So grüßte er auch mit Augen dar.
Als sein die Schöne ward gewahr,
Daß er sie liebte, wie sie ihn,
Da war ihr meistes Sorgen hin.
Sie meinte alles andre eher,
Als daß er nicht nach ihr begehr:

Nun wuſte ſie wohl, daß ſein Sinn
Sich ſo in Liebe ſehnte hin,
Wie Liebesſinn zu Liebe ſoll.
Daſſelbe wuſte von ihr er wohl.
Daran entbrannte ihr beider Sinn;
Davon begannen ſie her und hin
Zu meinen und zu minnen
Mit lieberfüllten Sinnen.
Recht, wie man ſagt, gings ihnen da:
Wenn Liebe in liebend Auge ſah,
Das iſt der Minne Steuer,
Ein immer wachſend Feuer.

VI. Herr Rivalin wird verwundet und Blanſcheflur kommt zu ihm.

Als Markes Freudenfeſt verging,
Die Ritterſchaft von dannen ging,
Da kam dem König Marke Kunde,
Es ſei ſein Feind zur böſen Stunde
Hereingebrochen in ſein Land
Mit alſo ſtarker Hand:
Thät er ihm nicht alsbald zuwider
Er wüſte Alles ihm danieder,
Was er nur könnt ereilen.
Da muſte Marke eilen,
Er rief ſogleich ein groſſes Heer,
Das kam herbei mit ſtarker Wehr.
Da focht er bis er Sieg gewann,

Und ſchlug und fing manch einen Mann,
Daß der es für groß Glücke nähm,
Der heil und frei von dannen kam.
Da ward der werthe Rivalin
Mit einem Speer geſtochen in
Die Seite tief und ward ſo wund,
Daß ihn die Seinen da zur Stund
Als einen halbverlornen Mann
Führten mit großem Leid von dann
Nach Haus, nach Tintajocle wieder.
Dort legten ſie todtſiech ihn nieder.
Alsbald erſcholl die Mähre:
Kanelengres, der wäre
Todtwund und in dem Streit erſchlagen.
Da hob ſich kläglich Klagen
Am Hofe und im Lande;
Wer ſeine Tugend kannte,
Dem war ſein Unglück herzlich leid.
Sie klagten, daß ſeine Frömmigkeit,
Sein ſchöner Leib und ſüße Jugend
Und hochgeprieſene Herrentugend
Sollten ſo früh mit ihm zergehn
Und ein ſo frühes Ende ſehn.
Als man es Marke angeſagt,
Ward ſo von ihm der Freund beklagt,
Daß er noch nie durch einen Mann
So nahegehende Klage gewann.
Auch weinte manches edle Weib
Um ſeinen jungen ſchönen Leib,
Und wer ihn je zuvor erſah.

Der klagte um ſein Unglück da.
Doch wie groß Aller Klagen und Beſchwer:
Um Triſtans Schaden immerhin auch wär.:
Es war doch einzig Eine,
Seine Blanſcheflur, die reine,
Die reizende, die gute,
Die mit vollkommenem Muthe,
Mit Augen und mit Herzen
Des Herzgeliebten Schmerzen
Beklagte und beweinte.
Hin ging ſie, wo ſie meinte,
Daß ſie mit ihrem Jammer
Allein, in ihrer Kammer.
Sie ſchlug die Bruſt wohl tauſendmal
Und Niemand wehrte dieſer Qual;
Die Stelle, wo das Herz ihr lag,
Die traf ſie da mit hartem Schlag.
So marterte das ſüße Weib
Den jungen, ſüßen, ſchönen Leib
Mit alſo klaglich banger Noth,
Daß ſie wohl einen andern Tod,
Der nicht von Minne wäre gekommen,
Hätte für ihr Leben da genommen,
Und wäre wohl verdorben
Und in dem Leid erſtorben;
Wenn nicht der Troſt ſie tüchtete,
Die Hoffnung ſie aufrichtete,
Daß ſie ihn ſelber wollte ſehen,
Wie es auch immer möcht geſchehen,
Und wenn ſie ihn geſehen,

Was dann ihr möcht geſchehen,
Daß ſie das alles gerne litt.
Ihr Leben friſtete ſie hiermit,
Bis daß ſie wieder zu ſich kam
Und nun dieß eine vor ſich nahm,
Wie ſie ihn einmal ſehe,
Eh ſie im Leid vergehe.

Da kam ihr denn in ihren Sinn
Ihre getreue Wärterin,
Die alle Zeit und alle Wege
Sie hielt in ihrer Lehr und Pflege,
In deren Hut ſie immer ſtand.
Die führte ſie nun bei der Hand
Dahin wo niemand als ſie beide,
Und klagte ihr, wie ſchwer ſie leide,
Wie alle thaten und noch thun,
Die Unglück traf, wie dieſe nun.
Die Augen ihr überfloſſen,
Die heißen Thränen liefen
Ihr dicht und gar gedrange
Ueber die lichte Wange,
Die Hände ſie zuſammenſchlang
Und flehentlich ſie vor ſich rang:
„Ach, meines Lebens!“ ſie da ſprach:
„Ach,“ ſprach ſie, „meines Lebens, ach!
Ach, herzgeliebte Freundin mein,
Jetzt zeige mir die Treue dein,
Wie groß und ſtark in dir ſie iſt!
Und da du nun ſo trefflich biſt,

Daß all mein Heil und all mein Rath,
Nur deines Rathes Hilfe hat,
So klag ich dir mein Herzeleid
Und bau auf deine Trefflichkeit;
Hilfſt du mir nicht, ſo bin ich todt!" —
„Nun Herrin, was iſt eure Noth
Und euer kläglich Klagen?" —
„Ei, Traute, darf ichs ſagen?" —
„Ja, liebe Herrin, ſagt es an." —
„Mich tödtet dieſer todte Mann,
Von Parmenien Rivalin,
Nach ihm, nach ihm ſehn ich mich hin,
Und wüßt ich, wie ich es erwürbe,
Eh denn er ganz erſtürbe!
Denn ach geholfen wird ihm nicht; —
Mir beizuſtehn iſt deine Pflicht,
Ich laſſe nimmer von dir ab,
So lange ich noch Leben hab."

Die Wärterin bedachte ſich:
Was ſie begehrt, geſtatte ich,
Da's ohne Noth geſchehen kann,
Denn dieſer halb verlorne Mann
Stirbt morgen oder eher noch.
So hab ich meiner Herrin doch
Gefriſtet Leben noch und Ehr'
Und ſie wird mir dann immermehr
Als andern ihre Liebe geben.
Sie ſagte: „Liebes Leben,
Von Herzen theil ich euer Leid,
Und wo ich eure Traurigkeit

Mit meinem Leben wenden kann,
Da mögt ihr zweifeln nimmer dran.
Ich ſelber geh hernieder,
Wo ich ihn finde wieder.
Ich will die Statt erkunden dort,
An der er liegt, an welchem Ort,
Und auch der Leute nehmen wahr." —
Sie kam mit den Geberden dar,
Als käme ſie um ihn zu klagen;
Begann dann heimlich ihm zu ſagen:
Ihn wollte ihre Herrin ſehen,
Daß er es ließ geſchehen
Nach Fügen und nach Ehren.
Drauf eilte ſie um heimzukehren
Mit ihrer troſtesreichen Kunde.
Sie nahm die Jungfrau noch zur Stunde
Und legte ein dürftig Bettlerkleid
Ihr an, verbarg die Lieblichkeit
Des Angeſichts mit einer Binde.
So führte ſie die Blinde
Und kam zu Riwalin mit ihr.
Nun hatte der auch mit Gebühr
Die Seinen alle fortgetrieben,
Und war allein geblieben,
Er ſagte, es wäre ſein Wille
Zu ſchlummern in der Stille.
Es ſprach die Wärterin mit Liſt:
„Dieß Weib hier eine Aerztin iſt."
So kam's, daß man ſie zu ihm ließ.
Das Schloß ſie vor die Thüre ſtieß

Und ſprach: „Nun Herrin, ſehet ihn.“
Und ſie, die Schöne, die ging hin,
Sah in die Augen ihm und ſprach:
„Weh mir, weh heut und immer, ach!
Weh mir, daß je ich ward geboren,
Wie iſt mir all mein Troſt verloren!“

Da neigte ſich grüßend zu ihr hin
Mit großer Mühe Riwalin,
Als ein todtſiecher Mann.
Sie ſah es aber kaum ihm an,
Und merkte ſeines Grußes Sinn,
Da ſetzte ſie ſich zu ihm hin,
Und legte ihre Wange
Hin an die ſeine lange,
Bis ihr von Lieb und Leide, —
Wohl waren's all beide —
Des Lebens Kräfte wichen,
Des Mundes Roſen blichen,
Ihr Angeſicht gar ſchnelle
Verlor die Farbe die helle,
Die ſonſt auf ihren Wangen lag.
Den klaren Augen ward der Tag
So trüb und finſter wie die Nacht.
So lag ſie da ohn alle Macht
Und ohne Sinne lange,
Die Wange an ſeiner Wange,
So regungslos und bleich, wie todt.
Als aber nun von dieſer Noth
Ihr Leben ſich aufs neu erwarmet,

Da hat den Trauten ſie umarmet,
Gelegt den Mund an ſeinen Mund,
Geküßt ihn hunderttauſend Stund
In Einer ach wie kurzen Stund,
Bis daß entzündet ihm ihr Mund
Sinne und Kraft zur Minne;
Denn Minne war darinne:
Ihr Mund, der macht' ihn freudenhaft,
Ihr Mund, der bracht' ihm eine Kraft,
Daß er das königliche Weib
An ſeinen halberſtorbnen Leib
Gar inniglich und herzlich zwang.
Danach da währte es nicht lang,
Daß es nach beider Willen ging
Und das viel ſchöne Weib empfing
Ein Kind von ſeinem Leibe.
Auch war er von dem Weibe
Und von der Minne nah dem Tod.
Denn half ihm Gott nicht aus der Noth,
So mußt er rettungslos verderben;
So half ihm Gott zum Leben von dem Sterben.

So kam Riwalin aus Gefahr,
Und Blanſcheflur die ſchöne war
Von ihm entladen und beladen
Mit zweigeſtaltnem Herzensſchaden:
Groß Leid, das ließ ſie bei dem Mann,
Und größer Leid trug ſie von dann;
Sie ließ ſehnende Herzensnoth
Und trug mit ihr von dann den Tod:

Der Liebe Luſt nahm ihre Noth,
Der Liebe Frucht gab ihr den Tod.
Und doch, wie es gekommen war,
In welcher Weiſe ſie auch war
Von ihm entladen und beladen,
Wie mit Frommen ſo mit Schaden,
So ſah ſie doch nicht anders an
Denn liebend Lieb und lieben Mann.
Vom Kind' und ob der Tod einbricht,
Wußte in ihrer Liebe ſie nicht:
Minne und Mann wußte ſie wohl,
Und that recht wie der Lebende ſoll,
Und wie der Minnende thut:
Ihr Herz, ihr Sinn, ihr ſehnender Muth,
Die kannten nichts als Riwalin.
Dafür nun kannte auch ſein Sinn
Nichts als nur ſie und Minnen.
Sie hatten in den Sinnen
Beid' Eine Liebe und Ein Begehr,
So war er ſie und ſie war er,
Er gab ſich ihr, ſie ihm dahin:
Wo Blanſcheflur, da Riwalin,
Wo Riwalin, da Blanſcheflur,
Wo beide, da loyal amour.
Ihr Leben war ganz vereinigt ſo,
Sie waren mit einander froh,
Und ſtärkten ihr Gemüthe
Eins an des andern Güte.
Und wann es mocht geſchehen,
Daß ſie ſich durften ſehen,

So war ihr Leben wonnevoll,
So war ihnen ſo ſanft, ſo wohl,
Daß ſie gewiß ihr ſüßes Liebesleben
Nicht hätten um ein Himmelreich gegeben.

VII. Herr Rivalin muß nach Hauſe fahren und nimmt Blanſcheflur mit ſich.

Doch währte das nicht lange,
Denn noch im Anfange
Ihres ſeligen Liebe-Lebens,
Und in ſüßen Wünſchen Schwebens,
Da kamen Rivalinen Boten:
Morgan ſein Feind, der hab entboten
Ein ſtarkes Heer nach ſeinem Land.
Mit dieſer Kunde war zu Hand
Für Rivalin zurecht gemacht
Ein Schiff, darin ſein Gut gebracht,
Speiſe und Roſſe, alles ward
Alsbald bereitet zu der Fahrt.
Die minnigliche Blanſcheflur,
Da ſie Leidenskund erfuhr
Von dem viel herzenslieben Mann;
Da erſt nun ging ihr Kummer an
Solch Herzeleid ihr da geſchah,
Daß ſie nicht hörte und nicht ſah
Die Farb an ihrem Leibe

Gleich einem todten Weibe!
Aus ihrem Munde ging nie mehr,
Als das viel arme Wort: „Ach weh!“
Das eine sprach sie und nie mehr.
„Ach weh!“ sprach sie gar oft: „Ach weh!“
„Ach weh nun Lieb'! und ach weh Mann!
Wie habt ihr mich gefallen an
Mit also großer Mühseligkeit!
O Liebe, der Welt Unseligkeit!
So kurze Freud als an dir ist,
So treulos, wie du immer bist,
Was liebt doch alle Welt an dir?
Ich sehe wohl, du lohnest ihr,
So wie die Falschheit thut.
Dein End ist nicht so gut,
Wie du's der Welt verheißest,
Wenn du sie an dich reißest
Mit kurzer Lust auf langes Leid.
Dein Schmeicheln, deine Trüglichkeit,
Die in so falscher Süße schwebet,
Betrüget alles, was da lebet.
Das ist an mir nun offenbar:
Was Freude mir soll sein fürwahr,
Davon habe ich nun bittre Noth,
Das bringt mir Qual, bringt mir den Tod!
Mein Trost fährt hin, und läßt mich hier!“
Als sie so klagte, ging zu ihr
Ihr traut Geliebter Rivalin
Mit thränenschwerem Herzen hin
Zu sagen, daß er schied von ihr.

„Herrin, ſprach er, gebietet mir:
Ich ſoll und muß nach Hauſe fahren,
Euch, Schöne, möge Gott bewahren.
Bleibt immer glücklich und geſund!"
Die Sinne ſchwanden ihr zur Stund,
Daß ſie von ſolcher Herzensnoth
Dahin in Ohnmacht ſank, wie todt
In ihrer Wärterin Schooß.
Ihr treuer Liebesgenoß,
Da er das große Leiden ſah,
Das ſeinem Herzenslieb geſchah,
Blieb er noch bei ihr eine Zeit.
Er nahm ſich in dem ſehnenden Leid
Der Trauten innigen Herzens an:
Die Farb und alle Kraft begann
Ihm gleichfalls ſchwach zu werden;
Mit kläglichen Geberden
Kniete er jammernd nieder,
Und mühte ſich, bis daß ſie wieder
So weit zu ihren Kräften kam,
Daß er ſie in die Arme nahm.
Er hielt das freudenloſe Weib
Mit ſüßer Lieb an ſeinen Leib
Und küßte ihr innig zur Stund
Die Wange, die Augen und den Mund,
Liebkoſte ſie ſo inniglich,
Bis daß ſie mehr und mehr zu ſich
Selber wieder gekommen war
Und aufrecht zu ſitzen im Stande war.

Als Blanſcheflur nun zu ſich kam,
Und ihres ſüßen Freunds wahrnahm,
Sah ſie gar kummervoll ihn an:
„Ach, ſprach ſie, herzgeliebter Mann,
Welch Leid iſt mir durch euch geſchehen:
Ach Herr, wie hab ich euch geſehen
Zu alſo großer Herzensklage,
Als ich in meinem Herzen trage
Um euch, durch euer Schulden!
Ach darf ich es mit Hulden
Euch ſagen, alsdann werdet ihr
Freundlicher thun und beſſer an mir.
Ach Herr und Freund, gar mancherlei
Hab ich Leiden von euch, doch vor allen drei,
Die tödtlich und unwendbar ſind:
Das eine iſt, daß ich trag' ein Kind,
Deß werde nimmer froh ich ſein,
Ach, möge Gott mir Beiſtand leihn.
Das andre aber iſt noch mehr,
Marke, mein Bruder und mein Herr,
Wenn der an mir, was mir geſchieht,
Und ſeine eigne Schande ſieht,
So heißt er mich verderben
Und läſterlich erſterben.
Das dritte iſt die größte Noth,
Und vieles ſchlimmer als der Tod:
Ich weiß es wohl, mag es auch ſein,
Daß mir läßt das Leben der Bruder mein
Und daß ich nicht darf ſterben;
Wird er mich doch enterben

Und von mir nehmen Gut und Ehr'.
Dann, weh mir, werd ich nimmer mehr
Guten und ehrlichen Namens ſein.
Dazu muß ich mein Kindelein,
Das einen lebenden Vater hat,
Erziehen ohne Vaters Rath.
Und dennoch wollt' ich nimmer klagen,
Dürft' ich die Schand' alleine tragen,
Wenn nur mein ſtolz Geſchlecht
Und König Mark mein Bruder möcht'
Des Vorwurfs und auch mein
Mit Ehren los und ledig ſein.
Wenn aber alle, die da ſind,
Die Märe ſagen, ich hab' ein Kind
Geboren in Schimpf und Schanden,
Das iſt den beiden Landen
Kurnewale und Engelande
Die offenbare Schande.
Und wehe mir, wenn das geſchieht,
Daß man mich mit den Augen ſieht,
Daß zwei Lande durch das Laſter mein
Erniedrigt und geſchwächet ſein,
So wär' ich Eine beſſer todt.
Seht Herr, ſprach ſie, das iſt die Noth,
Das iſt die bittre Herzensklage,
In der ich alle meine Tage
Mit lebendem Leibe ſterben muß.
Ach Herr, ach, eure Hilfe thu's,
Und Gott füg' anders es als ſo,
Sonſt werd' ich nimmer wieder froh."

„Traut Herrin, ſprach er drauf zu ihr:
Empfingt ihr ſolche Noth von mir,
Will ich ſie büßen wie ich mag,
Bewahren euch vor dieſem Tag,
Daß euch durch meine Schuld nicht mehr
Leid oder Schande noch beſchwer.
Ich habe, was da mag geſchehen,
So lieben Tag an euch geſehen,
Daß es unbillig wäre,
Wenn irgend ihr Beſchwere
Mit meinem Willen müßtet tragen.
Herrin, ich will euch redlich ſagen
Mein Herz und allen meinen Muth:
Leid und lieb, übel und gut,
Und alles was euch wiederfährt,
Davon ſei nie ich unverſehrt,
Da will ich ſtets euch ſtehen bei,
Wie kummervoll es immer ſei.
Zwei Dinge biete ich euch dar,
Die prüft in eurem Herzen klar:
Entweder bleib ich oder fahr;
Dabei nehmt aber dieſes wahr:
Wollt ihr, daß ich allhier beſteh,
Und ſeh, wie eure Sach ergeh,
So ſei's; geruhet aber ihr
Zu fahren heim mit mir,
So werde ich euch ſelbſt alsdann
Mit all dem Meinen unterthan.
Ihr botet mir es hier ſowohl,
Daß ich es wohl gedenken ſoll

Mit jeder Art von Güte.
Wie's euch nun im Gemüthe,
Herrin, das laſſet wiſſen mich,
Denn was ihr wollt, das will auch ich." —

„Habt Dank, o Herr," ſo ſprach ſie da:
„Ihr ſprecht und bietet mirs allda,
Daß Gott euch lohnen müſſe,
Und daß ich eure Füße
Dafür umfangen immer ſoll.
Mein Freund und Herr, ihr wiſſet wohl,
Des Bleibens mag hier nimmer ſein.
Die Sorge um mein Kindelein,
Die mag ich länger nicht verhehlen.
Ja, könnt' ich mich von hinnen ſtehlen,
Das wäre jetzt der beſte Rath
Nach dem, was ſich begeben hat:
Freund, Herr, zu dieſem rathet ihr! —
„Dann Herrin," ſprach er, „folget mir:
Zu Nacht, wenn ich zu Schiffe geh,
Dann ſorgt dafür, daß ihr noch eh
In aller Stille hin mögt kommen,
Bis daß ich Urlaub hab genommen,
Damit ich euch da finde
Bei meinem Ingeſinde.
Dieß iſt mein Rath, befolget ihn."
Nach dieſem Wort kam Rivalin
Zu Marke mit der Märe,
Was ihm entboten wäre
Um ſeine Leute und um ſein Land.

Er nahm von ihm Urlaub zuhand
So wie von allen, die ihm dienen.
Sie klagten ſo um Rivalinen,
Daß er noch nie ſolch Klagen ſah,
Wie hier und da um ihn geſchah.
Ihm ward da mancher Segen mitgegeben,
Daß Gott ihm ſchirmen möge Ehr und Leben,
Ihn mög in ſeinen Schutz empfahn.
Als nun die Nacht begann zu nahn
Und er zu ſeinem Schiffe kam,
Drin all' ſein Gut er mit ſich nahm,
Da fand er ſeine Herrin da,
Die ſchöne Blanſcheflur er ſah;
Da ward das Schiff geſtoßen an,
Und alsbald fuhren ſie von dann.

VIII. Herr Rivalin wird erſchlagen; Blanſcheflur gebiert ein Knäblein und ſtirbt.

Als Rivalin zur Heimath kam
Und die viel große Noth vernahm,
Die Morgan hatt' auf ihn gewandt
Mit feindlich übermächtger Hand,
Rief ſeinen Marſchall er zuhand
An dem er reiche Treue fand,
Die ihm wohl konnte Troſt gewähren,
Der aller ſeiner Ehren
Pflegte über Leut' und Land,
Das war Rual le foi tenant,
Deß Gleichen es nicht an Ehre gab,

Der nie wich von der Treue ab.
Der ſagte ihm allerhande,
Wie er gar wohl es kannte,
Was ängſtlicher Beſchwere
Dem Land erſtanden wäre.
„Doch, ſprach er, ſeit daß ihr zur Zeit
Zu Troſte uns gekommen ſeid,
Euch Gott zurück geſendet hat,
So wird deß alles werden Rath;
Wir mögen wohl der Noth entrinnen
Und werden hohen Muth gewinnen,
Die Angſt iſt ſchier nun ganz dahin."
Hierauf nun ſagte ihm Rivalin
Die Liebesaventure
Mit ſeiner Blanſcheflure.
Deß ward er inniglichen froh.
„Ich ſeh wohl, Herr" Rual ſprach ſo:
„Eure Ehre, die wächſt alle Weis,
Eure Würdigkeit und euer Preis,
Eure Freud und eure Wonne,
Die ſteigen gleich der Sonne.
Ihr mochtet auf der Erden
Vom Weibe nimmer werden
So hohes Namens als von ihr.
Drum bitt ich euch, Herr, folget mir:
Hat ſie ſo wohl an euch gethan,
So laßt es ſie genießen dann.
Wenn wir den Streit geendet,
Die Noth von uns gewendet,
Die jetzt uns keine Ruhe läßt,

Entbietet dann ein Freudenfeſt
Mit Pracht und Herrlichkeiten,
Da nehmt ſie vor den Leuten
Und Freunden öffentlich zur Eh.
Ich rath euch treu, ihr ſollt ſchon eh
Zur Kirche mit ihr gehen,
Daß Pfaffen und Laien ſehen
Eure Eh nach Chriſten-Sitt,
Ihr heiligt ſelber euch damit.
Und glaubet nur, daß deſto mehr
Euch auch zu Gute und zu Ehr,
Das was ihr vorhabt, wird ergehn."
Dieß nun war auf die Art geſchehn,
Und alles dieſes war vollbracht.
Als er zur Gattin ſie gemacht,
Befahl er ſie Hand zu Hande
Dem getreuen Foitenante.
Der führte ſie gen Kanoel
Auf eben ſelbiges Kaſtell,
Nach dem ſein Herr, wie offenbar,
Kanelengres genennet war,
Kanel nach Kanoele.
Auf eben dem Kaſtelle
Da hatte er ſein eigen Weib;
Ein Weib, deſſen Gemüth und Leib
Mit Tugend ſo gezieret,
Wie edlem Weib gebühret:
Der befahl er ſeine Herrin da,
Und ſchaffte ihr Gemach allda,
Wie ihrem Stande wohl zukam.

Als Rual zurück zum Herren kam,
Kamen ſie unter ihnen zwein
Wegen der Kriegsnoth überein,
Wie es zur Zeit ihnen zuſtand.
Sie ſandten Boten in das Land
Und ſammelten die Ritterſchaft;
All ihre Macht, all ihre Kraft,
Die boten ſie da auf zur Wehr.
Alſo nun kamen ſie mit Heer
Entgegen Morganen geritten.
Auch ward allda geſtritten
Von Morgans Mannen hart mit ihnen.
Sie grüßten Rivalinen
Mit blutigem Gefechte.
Hei, was da guter Knechte
Gefället und erſchlagen ward!
Wie wenig derer ward geſpart!
Wie mancher Mann kam da in Noth,
Und wie gar mancher lag da todt
Und wund von einem jeden Heer.
Da lag auch in der Todten Heer
Der klagenswerthe Held erſchlagen,
Dem alle Welt wohl ſollte klagen,
Wenn klägliche Beſchwere
Den Todten nütze wäre:
Kanelengres der gute,
Der ſtets an ritterlichem Muthe
Und Herrentugend ohne Wanken
Gehalten feſt in Werken und Gedanken,
Der lag da, o des Jammers, todt.

Jedoch in aller dieſer Noth
Erreichten noch die Seinen ihn
Und brachten ihn mit Nöthen hin.
Sie führten klagend ihn von dann
Begruben ihn als einen Mann,
Mit dem ſie minder nicht, noch mehr
Als ihrer aller Glück und Ehr
Zu Grabe mußten tragen.
Daß ich nun viel von Klagen
Und von dem Jammer ſagete,
Was jeglicher da klagete,
Was ſollte das? deß iſt nicht noth:
Sie waren alle mit ihm todt
An Ehren und an Gute
An allem jenen Muthe,
Der guten Menſchen nur mag geben
Heil und heilvolles Leben.

Dieß iſt geſchehn, er iſt dahin,
Todt iſt der gute Riwalin;
Da ziemet nun nichts mehr dazu,
Als Eines, das man um ihn thu,
Was ſich gebührt um todten Mann:
Da gehts doch nun nicht anders an,
Man ſoll und muß ſich ſein entſchlagen;
Gott mag für ihn nun Sorge tragen,
Der edler Herzen nie vergaß.
Und ſollen wir nun ſagen das,
Wie es mit Blanſcheflure kam,
Als die viel ſchöne nun vernahm

Die klagenswerthe Kunde,
Wie da ihr Herz ward wunde?
Gott, Herr, dafür bewahre,
Daß ich das je erfahre!
Ich hab da keinen Zweifel dran,
Gewann je Weib durch lieben Mann
Tödtliche Herzensſchmerzen,
Die waren ihr im Herzen,
Das war todtlichen Leides voll.
Sie hehlte aller Welt es wohl,
Ob es im Herzen ſchmerzte ſie;
Es wurden ihre Augen nie
In allem dieſen Leide naß;
Ach Gott und Herr, wie kam doch das,
Daß ſie nicht hat geweinet?
Ihr Herz, das war verſteinet,
Da war nichts Lebendes inne,
Nichts als die lebende Minne,
Nichts als das lebendige Leid,
Das lebte mit ihrem Leben im Streit.
Beklagte ſie ihren Herren nicht
Mit Klageworten? Nein, ſie nicht!
Sie verſtummte in der Stunde,
Die Klage ſtarb ihr im Munde,
Zunge, Mund, Herz und Sinn,
Das war alles ſchon dahin.
Die Schöne klagte nicht ihr Weh,
Sie ſprach da weder ach noch weh,
Sie ſank zuſammen und ſo lag,
In Qual ſie bis zum vierten Tag.

Erbarmenswerther denn je ein Weib,
Sie wand ſich und marterte ihren Leib
So und ſo, her und dar
Und trieb das, bis daß ſie gebar
Ein Söhnlein, ach mit welcher Noth!
Sebt, das genas, und ſie lag todt. —

O weh, der Augenweide!
Da man nach leidem Leide
Mit leiderem Leide
Sieht leidere Augenweide!

Sie, deren Ehre Riwalin gehegt,
Herrn mit Ehren er gepflegt,
So lang als Gott es wollte,
Daß er ihrer pflegen ſollte:
Sie hatten Leid, ach allzugroß,
Und mehr als je ein Leiden groß:
Denn all ihr Troſt, all ihre Kraft,
Ihr Thun, all ihre Ritterſchaft,
All' ihre Ehr und Würdigkeit,
Das alles fiel zur ſelben Zeit.
Doch ſein Tod war noch ruhmvoll
Der ihrer gar zu jammervoll.
Wie groß auch immer war der Schaden,
Mit welchem Leut und Land beladen,
Der von des Herren Tode kam,
War es doch nicht ſo bitterer Gram,
Wie, daß man dieſe Qual und Noth
Und den erbarmenswerthen Tod

An dem viel ſüßen Weibe ſah.
Den Jammer, der ſie getödtet ha,
Beklage jeder glücklich Mann.
Wer Freude je vom Weib gewann,
Oder noch jemals will gewinnen,
Betrachte der in ſinnen Sinnen
Wie leicht das Mißgeſchicke
Aus heißem Liebesglücke
Guten Menſchen auferſteht,
Wie leichtlich ihnen Leid ergeht
An Freude und an Leibe;
Und bitte jedem reinen Weibe
Segen und Gnade von Gott,
Daß ſeine Güt und ſein Gebet
Ihr möge Troſt und Hilfe ſein. —

Der Abenteurer und die Kleinſtädter.

Von

Julius von Mörner.

Der Juſtizrath Müller machte ſeiner Frau und ſeinen Töchtern mit lärmender Freude bekannt, der berühmte Schriftſteller Fuchsner habe die Einladung während ſeiner Anweſenheit in jener Stadt in dem Hauſe des Juſtizraths zu wohnen, angenommen, und könne nun jede Minute eintreffen. Wirklich kam der Erwartete an, als kaum die nöthigſten Verkehrungen für ſeine Bewirthung getroffen waren, und wurde von dem Hausherrn mit Begeiſterung, in welche ſich ein gutes Theil ſelbſtgefälliger Vertraulichkeit miſchte, empfangen, und von den Frauen mit neugierigen Blicken gemuſtert. Er ſchien aber auf Beides wenig zu achten, und verlangte nach einem flüchtigen Gruße ſogleich auf ſein Zimmer geführet zu werden, weil er ſehr ermüdet ſei. Hier blieb er mehrere Stunden allein und ſpannte dadurch die Neugier der auf ſeine nähere Bekanntſchaft Harrenden aufs Höchſte. Der Juſtizrath,

welcher ſeiner Begierde, den berühmten Gaſt näher zu beſchauen und ſich von ihm wo möglich als einen Geiſtesgenoſſen anerkannt zu ſehn, nicht länger widerſtehen konnte, ließ endlich durch einen Diener den Gaſt befragen, ob es ihm nicht gefällig ſei, ſeiner Geſchäfte wegen mit dem Hausherrn ſich zu beſprechen. Fuchsner war nämlich in jene Stadt gekommen, um eine nicht unbeträchtliche Erbſchaft zu erheben, und wollte ſich einige Zeit daſelbſt aufhalten, weil einige, wenn auch unbedeutende Schwierigkeiten in dieſer Angelegenheit durch ſeine Gegenwart am ſchnellſten beſeitigt wurden. Auf jene Anfrage indeſſen erwiederte er nur, er wünſche allein zu ſein, und der zurückkehrende Diener wußte nicht hinlänglich zu beſchreiben wie kurz und ſchnöde dieſe Antwort ihm gleichſam in das Geſicht geſchleudert worden ſei, und erregte durch ſeine Schilderungen in dem Juſtizrath und ſeiner Familie zwar einigen Unmuth, aber auch verdoppelte Ehrfurcht vor dem berühmten Manne.

Als das Abendeſſen bereitet war, ſandte der Hausherr von Neuem zu dem Gaſte mit der Anfrage, wenn und wo dieſem gefällig ſei, zu Abend zu ſpeiſen. Der Diener, welcher dieſe beſcheidene Frage mit großer Schüchternheit vertrug, wurde dießmal gnädiger angehört, und mit dem Beſcheide entlaſſen, der Fremde werde es ſich zum Vergnügen machen, mit dem Hausherrn zu Abend zu ſpeiſen. Dieſer kaum mehr erwartete Entſchluß regte

die Lebensgeister des Justizraths wieder auf, und da der Fremde sich, als er nun in dem Versammlungs-Zimmer erschien, minder übermüthig bezeigte, als nach jenen Anfängen zu erwarten war, so war bald eine lebhafte Unterhaltung eingeleitet. Der Justizrath ergriff die nächste Gelegenheit, um sich über den gesellschaftlichen Ton und die Bildung der Stadt, in welcher er lebte, bitter zu beschweren. Nach seiner Beschreibung war dieselbe ein wahrer Höllenpfuhl, voll niedriger Vorurtheile, geistloser und boshafter Klätschereien und pedantisch langweiliger Steifheit. Diese Anklagen waren nicht ganz ohne Grund; aber die Farben des Justizraths waren jedenfalls zu grell; er war hauptsächlich deßwegen erbittert auf die Bewohner jener Stadt, weil er sich durch unbescheidenes Benehmen, und durch selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit unter ihnen viele Feinde gemacht und manche Verdrießlichkeit zugezogen. Daß übrigens der Vorwurf der Klatschsucht noch die begründetste unter jenen Anklagen sei, das bewies er selbst nebst seiner Familie noch an diesem Abende; denn der Fremde wurde in wenigen Stunden mit fast allen Thorheiten und Vergehungen bekannt gemacht, welche seit mehreren Jahren in jener Stadt verübt und zur Kunde des Publikums gelangt waren. Die Töchter des Hauses namentlich zeigten sich als besonders bewandert in der Lästerchronik der Stadt, und erregten durch Erzählung von allerlei komischen Einzelheiten, die sie mit mehr oder min-

der witzigen Einfällen auszuschmücken wußten, wiederholt allgemeines Gelächter. Da nun dieser Gesprächsstoff für den Abend vollkommen ausreichte, so war der Gast für dießmal zu einiger Schweigsamkeit verurtheilt, und eine Verwandte des Hauses, welche zufällig zugegen war, verhielt sich ebenfalls ziemlich still. Sie nahm zwar mit Behagen Theil an dem Gespräche, gelangte aber vor der größern Zungenfertigkeit ihrer Cousinen fast niemals dahin, selbstständig erzählend aufzutreten.

Endlich zog sich der Gast auf sein Zimmer zurück, und recapitulirte sich die Erfahrungen des heutigen Abends ohngefähr in folgender Weise: der Alte ist ein Narr, der sich genial zu bezeigen meint, wenn er sich mit frecher Vertraulichkeit an große Geister macht; die Frau mag eine rechte gute Köchin sein, und die Töchter sind kecke Dirnen, die sich wohl kaum durch die philisterhafte Verwirrtheit ihrer Umgebungen immer abhalten lassen, ihrem Hange zur Lüsternheit zu fröhnen; und das ganze Nest, in welches ich hier gerathen bin, ist eines von den Tausenden, in denen jeder Philister dem andern vorwirft, was er selbst eben so wohl thut oder läßt. — Und indem er sich die Weise der Töchter des Hauses näher vergegenwärtigte, setzte er lächelnd hinzu: Diese Sorte ist mir eigentlich gemäß, aber eben darum habe ich mich schon so oft mit ihr eingelassen, daß ich ihrer ziemlich überdrüssig bin, und eher möchte mir wohl die Lust ankommen, mein Heil bei jener zierlichen Ver-

wandten zu verſuchen, die ſich der Empfindſamkeit ergeben zu haben ſcheint. Dieſe behagt mir mehr als jene, des Gegenſatzes wegen.

So legte er ſich zur Ruhe, in ſeinem ſieggewohnten Geiſte künftige Triumphe im Voraus belächelnd.

Am andern Morgen kam die Mutter jener jungen Verwandten, die Schweſter des Juſtizraths, mit empörtem Blick und zornigen Geberden. Herr Bruder, ſagte ſie in ihrem ſpitzigſten Tone, ich komme nur, um Ihnen zu melden, daß weder ich noch meine Tochter ihr Haus betreten werden, ſo lange dieſer berüchtigte Menſch darin wohnt. Wir beſitzen zuviel Bildung und Anſtand, als daß wir uns auf dieſe Weiſe wegwerfen möchten.

Sachte ſachte, Frau Schweſter, ſagte der Juſtizrath mit märkiſchem Humor, der berüchtigte Menſch hat dreißigtauſend Thaler, und wird mir einen Theil davon für gute Dienſte ablaſſen, und deshalb wäre ich ihm Zuvorkommenheit ſchuldig, auch wenn er nicht ein berühmter Schriftſteller wäre. Und Sie wiſſen wohl, daß ich mich in ſolchen Fällen nicht durch kleinſtädtiſche Vorurtheile regieren laſſe. Mit deinen und deiner Tochter Beſuchen kannſt du es übrigens halten, wie du willſt.

Dreißigtauſend Thaler? ſagte die Präſidentin. Aha! nun verſtehe ich den wackern Herrn Bruder. Nun, ich

wünsche Glück zu der vortrefflichen Acquisition und vor allen Dingen, daß der Fang gelingen möge. Ich empfehle mich. — Mit diesen Worten enteilte sie.

Der Justizrath, der unterdessen schon sich in einen sehr kammerabschaftlichen Ton mit Fuchsthier hineingearbeitet hatte, begab sich nun zu diesem, und sagte zu ihm: Bester Freund, ich habe eine Bitte an Sie. Sie werden ohnehin einige Besuche hier machen wollen, und wäre es auch nur, um sich an den Thorheiten der hiesigen Philister zu ergötzen. Da möchte ich Ihnen nun rathen, vor allen Dingen zu meinem Schwager, dem Präsidenten, zu gehen. Seine Frau, meine Schwester, war so eben hier, um mir zu verkündigen, daß sie und ihre Tochter keinen Schritt in mein Haus setzen würden, so lange Sie bei mir wären. Nun ist mir das zwar ganz gleichgültig, aber sie beherrscht ihren Mann, und dessen Gewogenheit ist denn doch hie und da nützlich für mich, und deßhalb möchte ich sie nicht ohne Noth verscherzen. Auch ist nichts leichter für Sie, als die Frau zu gewinnen. Denn sie ist entsetzlich hoffärthig und wenn Sie ihr dreimal die Hand küssen und ihr einige plumpe Schmeicheleien an den Hals werfen, so geht sie ins Feuer für Sie. Wollen Sie?

Mit Vergnügen, bester Freund, wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit damit erzeige. Ich eile sogleich dahin.

Aber, bester Freund, sagte der Justizrath, ihn mit einiger Aengstlichkeit zurückhaltend, wollen Sie nicht lieber —

Meine Schweſter iſt, wie geſagt, hoffärthig und giebt viel auf Aeußerlichkeiten dieſer Art, alſo —

Einen Frack ſoll ich anziehen? Mit Nichten! Das wäre wider meinen Charakter.

Adelaide, ſagte die Präſidentin zu ihrer Tochter gebieteriſch; ich war ſo eben bei deinem werthen Herrn Oheim; er hat, wie ich erwartete, meinen Vorſtellungen kein Gehör gegeben und es verſteht ſich nun von ſelbſt, daß wir ſein Haus lange Zeit nicht betreten. Nicht nur ſo lange dieſer Menſch darin iſt, ſondern auch ſpäter noch werden wir nicht mit jenen umgehen, bis ſie uns förmlich um Verzeihung bitten und uns um Wiederanknüpfung freundſchaftlicherer Verhältniſſe erſuchen.

Es muß wohl ein recht ſchrecklicher Menſch ſein, der Fremde, ſagte die Tochter mit Schüchternheit. Was mag er nur eigentlich verbrochen haben.

Das geht mich und dich nichts an; genug, er ſteht in üblem Rufe und das iſt Grund genug für uns, ihn zu fliehen. Ueberdieß gehört er zu einer Rotte von Schriftſtellern, für die keine Niederträchtigkeit zu groß iſt, und welche ſogar die größten Abſcheulichkeiten als Tugend und Genialität preiſen ſollen. Und was das Schlimmſte von Allem iſt, die ganze Welt ſieht ein, daß der habſüchtige und ehrvergeſſene Menſch von Bruder ſammt ſeinen gefall-

ſüchtigen Töchtern auf den Fremden und ſein Vermögen ſpeculiren. Und wenn du nun auch dahin kämſt, ſo könnte man wohl gar meinen, du wollteſt mit jenen dich in einen ſchimpflichen Wettſtreit einlaſſen. Wie? Du haſt ſelbſt Vermögen genug, und biſt die Tochter des angeſehenſten Mannes weithin, und — ich darf dir es wohl ſagen — das gebildetſte wohlerzogenſte Mädchen in der ganzen Stadt, und ich ſollte zugeben, daß auch nur ein Schatten des Verdachtes auf dich fiele, du könnteſt Angriffe auf das Herz dieſes Landſtreichers, wenn er auch vermögend iſt, beabſichtigen?

Als Fuchsner ſich in der Wohnung des Präſidenten einfand, vertrat ihm ein reich betreßter Diener den Weg. Jener ließ ſich anmelden. — Abgewieſen! rief die gnädige Frau entrüſtet.

Er hat auch nicht einmal einen Frack an, murmelte der Diener.

Wie? was? Nicht einmal in anſtändiger Kleidung kommt er in das erſte Haus der Stadt? — Er ſoll kommen; das verdient eine exemplariſche Strafe!

Fuchsner trat ein, und wurde mit wahrhaft eiſigen Blicken empfangen. Die Präſidentin wollte ihm Zeit gönnen, ſelbſt eine Ahnung ſeiner Verbrechen zu faſſen, ehe ſie die Welle ihres Zornes über ihm entlud. Doch dergleichen ſörte den Ankömmling nicht; er hatte ſich auf Reiſen viele

Gewandtheit angeeignet, und die ihm angeborne eherne Stirn kam ihm hier trefflich zu Statten.

Gnädige Frau, sagte er mit vielem Anstande, es ist meine Absicht während meines Aufenthalts hierselbst die edelsten und geistreichsten Bewohner des Ortes kennen zu lernen. Nun hat Ihr Herr Bruder Sie, gnädige Frau, mir als die vortrefflichste und gebildetste Dame der Stadt und der gesammten Umgegend genannt, und ich eile daher um so mehr, Ihnen meine Aufwartung zu machen, da edle und feinfühlende Frauen von jeher der Gegenstand meiner innigsten, gefühltesten Verehrung waren.

Da er fand, daß die Blicke der Präsidentin beträchtlich milder wurden, so unternahm er einen entschiednern Angriff. Nun hat mich zwar, fuhr er fort, Ihr Herr Bruder benachrichtigt, daß einige kleine Mißverständnisse sich zwischen uns gestellt haben; aber diese Kunde würde mich nur dann empfindlich verletzt haben, wenn ich nicht voraussetzte, daß diese leichten Wolken vor dem Lichte näherer Bekanntschaft sogleich verschwinden würden, wenn Sie wirklich die ausgezeichnete Dame sind, für die ich Sie halte. —

Die Präsidentin gerieth in einige Verlegenheit, sie lud den Ankömmling zwar noch sehr zurückhaltend aber doch sehr höflich ein Platz zu nehmen. Sie wollte nicht, daß man von ihr sagen könne, sie habe jemand, der ihr zuvorkommend entgegengetreten sei, unhöflich behandelt.

Und wenn ich recht aufrichtig ſein ſoll, fuhr der Schriftſteller im vertraulicheren Tone fort, ſo iſt in dem Hauſe Ihres Herrn Bruders zwar Verſtand und eine gewiſſe Art von Bildung zu finden, aber jene Eigenſchaften, welche den höchſten Schmuck des menſchlichen und namentlich des weiblichen Gemüthes bilden, jene feinere Gefühlsbildung, den zarten Takt, den wahren Adel und die Tiefe des Gemüthes, dieſe alle vermiſſe ich dort ſchmerzlich. Hier aber, — er blickte im Zimmer umher, zeigt mir ſchon die gemüthvolle Eleganz der äußern Einrichtung, die geſchmackvolle Anordnung der Geräthe, die geiſtreiche Wahl der Stoffe, dieſe ſinnvollen Stickereien, ohne Zweifel Erzeugniſſe eignen Kunſtfleißes der Damen, daß jene zarteſten und edelſten Tugenden hier ihren Sitz aufgeſchlagen haben. Und ein Blick auf die Bewohnerinnen dieſer zierlichen Räume flößt Ueberzeugungen ein, die ich nicht äußern darf, ohne unbeſcheiden zu erſcheinen. — Faſt noch mehr als dies Lob, wirkte jener Seitenblick auf die rivaliſirenden Verwandten. Fuchsner ging nun in den Ton der Wehmuth über. Ich kann wohl von Unglück ſagen, fuhr er fort, ich werde häufig bitter verkannt; ja man geht in der Verläumdung hie und da ſo weit, daß man mich der Verachtung der Frauen fähig hält. Woher ſoll denn die wahre feinſte Blüthe des Anſtandes und der Lebensweisheit uns Männern kommen, wenn wir ſie uns nicht im Umgange mit edeln und liebenswürdigen Frauen aneignen? Und was kann uns vollſtändiger

und rühmlicher für die mühevollſten Anſtrengungen aller Art belohnen als der Beifall und die Achtung verehrter Frauen? — Aber ich weiß wohl, woher jene Verläumdungen ſtammen? Ich habe zuweilen unwürdige Weiber, die ſich mir aufdrängen wollten, vielleicht etwas allzu ungeſtüm abgewieſen, und dafür habe ich nun zu leiden. Indeſſen muß ich freilich geſtehen, daß ich vielleicht etwas zu ſchroff bin in meiner Abneigung nicht nur gegen das Laſter, ſondern auch gegen manche vielleicht ſehr verzeihliche Schwächen. Aber es iſt nun einmal meine Weiſe, daß ich eben ſo wie ich alles Gute und Schöne, was ich auf meinem Lebenswege finde, mit einer faſt an Leidenſchaft grenzenden Verehrung heilig halte, und es auf immer in meinem Gemüthe verwahre, ſo auch alles Schlechte mit einer vielleicht bis zur Unklugheit geſteigerten Härte und Beharrlichkeit verfolge. Aber glauben Sie nur, meine Gnädigſten, dergleichen rächt ſich.

Die Frauen waren ganz verblüfft, ſo edle Geſinnungen hatte noch Niemand vor ihnen entwickelt, wie dieſer ſchwer Angeſchuldigte.

Was nun, fuhr dieſer fort, ihr Geſchlecht betrifft, ſo halte ich es ganz mit unſerm unſterblichen Schiller, welcher mit eben ſo fein gewähltem Ausdrucke als tief bedeutſam ſagt:

Ehret die Frauen; ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen ins irdiſche Leben.

Ach! ſagte Adelaide, lieben Sie unſern herrlichen Schiller auch ſo ſehr? Der iſt gerade auch unſer Lieblingsdichter.

Das wird uns inniger verbinden, ſagte Fuchsner mit Pathos, denn, wie Sanchuniathon, der große Yuka, ſagt —

Sanchuniathon? unterbrach ihn Adelaide, war das nicht ein Perſer?

Sollte Ihnen nicht bekannt ſein, ſagte Fuchsner ſehr ernſthaft, daß die Perſer und die Peruaniſchen Yukas eigentlich ein und daſſelbe Volk ſind.

Nein! das weiß ich nicht, ſagte Adelaide mit einigem Erſtaunen, ich habe immer geglaubt die Perſer wohnen in Aſien und die Peruaner in Amerika.

So iſt es auch, beſtätigte Fuchsner mit gewichtiger Miene; und bis auf die neueſten Zeiten hat man von ihrer Identität nicht ein Wort gewußt, aber man hätte ſie ſchon aus der Namensähnlichkeit vermuthen können. Seit zwei Monaten weiß man indeß ganz gewiß, daß ſchon vor vielen tauſend Jahren der edelſte Theil der Yukas von dem gemeineren Pöbel, — wie denn das Edle immer von dem Gemeinen gehaßt wird, — vertrieben wurden, und durch Sibirien und die kleine Tartarei in die Gegend von Oſtindien gelangten, wo ſie nachmals als halb pſeudonyme Perſer mancherlei Großes verrichteten.

Hu! ſagte Adelaide, das muß ein ſchrecklicher Zug geweſen ſein, durch Sibirien!

Ei, glauben Sie das nicht, Gnädigſte. Sibirien war damals mit den lieblichſten Palmenwäldern bedeckt, und mit den zarteſten Löwen und Tigern bevölkert. Erſt viel ſpäter wurde es zur Eiswüſte, und von den bepelzten Thieren in Beſitz genommen, die es jetzt inne haben. Alle die verſchiedenen Bärenarten der ursus blancus und der ursus eisicus und wie ſie ſonſt noch von dem großen Linné benannt wurden, hauſen erſt ſeit wenigen Jahrtauſenden in den Klüften des Altaigebirges. Damals aber, als die Peruaner unter ihrem berühmten General Zendaveſta —

Wie? ſagte Adelaide, heißt nicht ein Buch Zendaveſta.

Sie beſitzen ſchöne Kenntniſſe, wie ich ſehe, mein gnädiges Fräulein, erwiderte Fuchsner mit Ehrerbietung. Frauen pflegen ſonſt in dieſen abſtracteren Zweigen der Wiſſenſchaft weniger bewandert zu ſein. Um ſo ſchätzenswerther ſind diejenigen, welche ſich von den Dornen dieſer Pfade nicht abſchrecken laſſen, ſie zu betreten. Die Zendaveſta iſt allerdings ein Buch und zwar eben dasjenige, in welchem jener berühmte General die Ergebniſſe ſeiner Erfahrungen niederzelegt, und welches daher mit Recht von den Nachkommen ſeiner Untergebenen bis auf den heutigen Tag als ein heiliges verehrt wird.

Wie muß es nur in einem Kopfe ausſehen, in welchem ſo viele Kenntniſſe zuſammengehäuft ſind? ſagte Adelaide lächelnd.

Fuchsner ſtutzte, die Aeußerung klang faſt ein wenig ironiſch; er lenkte daher ein, und ſagte mit Achſelzucken: Leider oftmals verwirrt genug. Wir Gelehrten vergeſſen über unſern Folianten nur zu häufig die weſentlichſten Bedingungen und Geſetze des Lebens und gerade hierin iſt uns der feinere und richtigere Takt der Frauen ſo ſehr überlegen.

Die Mutter hörte dieſem wiſſenſchaftlichen Geſpräche, wie es ſchien, mit Behagen zu, und Fuchsner erleichterte ihr dieſes Behagen dadurch, daß er ſeine Rede immer zur Hälfte an ſie wendete. Jetzt aber ſah er ein, daß er um ſie ganz zu gewinnen, nun das Geſpräch auf Gegenſtände lenken müſſe, die ein lebhafteres Intereſſe für ſie hätten. Er bat ſie daher ihm diejenigen Bewohner der Stadt zu nennen, welche wegen Geiſt und Bildung vorzugsweiſe ſchätzenswerth ſeien, und deren Umgang er daher zunächſt zu ſuchen habe. So ſchmeichelhaft nun das Vertrauen, das aus dieſer Frage ſprach, für die Präſidentin war, ſo war ihr doch die Aufgabe zu neu und unerwartet, als daß ſie eine beſtimmte Löſung derſelben hätte verſuchen mögen. Sie begnügte ſich daher über faſt gänzlichen Mangel von wahrhaft gebildeten und geiſtreichen Menſchen in dieſer Stadt zu klagen, und Fuchsner, der durchaus keine beſtimmtere Anweiſung verlangte, ging mit Lebhaftigkeit auf das ſehr natürlich ſich an jene Klage knüpfende, beliebte Thema, die Läſterchronik, ein. Da er ſchon geſtern ziemlich gründlich in die Geheimniſſe derſelben eingeweiht worden war, ſo beſtand er in dieſer

Prüfung noch beſſer als in der vorhergehenden, zumal da er alle diejenigen, gegen welche die Präſidentin eine beſondere Abneigung zeigte, mit einer Fluth von ſcherzhaften Einfällen überſchüttete. Einigermaßen überraſchte es ihn jedoch, daß die Präſidentin mit noch mehr Leidenſchaft als der Juſtizrath über die in den Städtchen herrſchende Klatſchſucht ſchalt.

Da iſt hier eine Oberlandesgerichtsräthin Thalmann; was die Frau klatſcht, das überſteigt alle Vorſtellung. Ich bin der Frau ſonſt recht gut, ſie iſt eine liebe charmante Frau, wenn auch freilich nicht ſehr gebildet; aber ſie iſt mir dennoch unausſtehlich, weil ſie unaufhörlich etwas zu erzählen hat. Das Klatſchen iſt mir in der innerſten Seele zuwider, und dieſe Frau fängt an zu klatſchen, wenn ſie zur Thür hereintritt, und hört kaum auf, wenn ſie wieder hinaus iſt. Die kleinſten, geringfügigſten Begebenheiten weiß ſie ſtets vollſtändig und faſt immer zuerſt. Der Himmel mag wiſſen, woher ſie ihre Nachrichten immer hat; aber das kommt von der übeln Gewohnheit, mit den Dienſtboten zu ſchwatzen. Meine Leute wollen mich auch zuweilen mit ihren Geſchichten behelligen, aber ich verbiete es ihnen immer auf der Stelle. Zwar kann man ſie nicht immer ſogleich zum Schweigen bringen, namentlich die Aelteren, die man gern mit Schonung behandelt, und auf dieſe Weiſe erfahre ich denn auch hie und da etwas.

Das iſt aber, unterbrach ſie Fuchsner, gerade eine ſehr ehrenwerthe Humanität, daß Sie ſich aus Nachſicht gegen dieſe armen Leute ſogar dem Verdachte ausſetzen, als fänden Sie Vergnügen an dieſen einfältigen Geſchichten.

Es freut mich, ſagte die Präſidentin, daß ſie das anerkennen; es ſind in der That nicht alle Leute ſo billig, und man wird dann wohl gar mit dieſen wandelnden Chroniken verwechſelt.

Jetzt wurde Fuchsner über ſeine literariſchen Pläne und Abſichten befragt. Dieſe waren nun ſehr löblich und edel.

Die Wiſſenſchaften, ſagte er, greifen heutzutage ſo wenig in das practiſche Leben ein, und es iſt ſo ſchwierig, ſich eine gründlich wiſſenſchaftliche Bildung anzueignen, weil die meiſten Gelehrten entweder ſich mit einem wahrhaft unüberſteiglichen Wall von Kunſtausdrücken und Apparaten und Handwerkszeug umgeben, oder wenigſtens durchaus nicht kurz und bündig zu ſein wiſſen, worauf es weſentlich ankommt, ſondern ſich in ein unendliches Labyrinth von Einzelnheiten verwickeln, ſo daß man, um nur von einer einzigen Wiſſenſchaft eine gründliche Anſchauung zu erlangen, mehr Zeit darauf wenden muß, als Geſchäftsleute und Frauen in der Regel übrig haben. Man hat nun zwar in neuerer Zeit Manches gethan um die Wiſſenſchaft zugänglicher zu machen, aber man hat den eigentlichen Kern verfehlt, und ſtatt der Wiſſenſchaft nur eine zuſammenhangloſe

Vielwisserei befördert. Statt dessen thäte uns Noth, daß ein genialer Kopf aufstände, der die Wissenschaft von allem unnützen Bombast reinigte und das eigentlich Geistige darin abklärte, um es uns als wahre Götterspeise vorzusetzen, natürlich ohne uns ungenießbare philosophische Kunstblöcke von eigner Fabrik in die klare Bouillon zu brocken.

Und nun gab er zu verstehen, er werde dieser geniale Kopf sein, und erlangte dadurch nicht wenig die Ehrfurcht der Frauen vor seinem Wissen und Genie. Doch nun empfahl er sich, und vergaß dabei den Rath des Justizraths im Betreff des Handküssens nicht.

Wir haben ihm doch wohl Unrecht gethan, sagte die Mutter.

Mir scheint es auch so, erwiderte die Tochter; das Gerücht lügt zuweilen. Wenigstens viele Kenntnisse hat er jedenfalls.

Und wie höflich und bescheiden war er, fuhr die Mutter fort; das hätte ich am wenigsten von ihm erwartet, nachdem, was man von ihm spricht.

Ja wohl, sagte die Tochter beifällig lachend. Fast zu höflich war er; es sah fast komisch aus, wie er dir so eifrig die Hand küßte. Dreimal hat er sie dir geküßt; ich dachte schon, er würde sie gar nicht mehr loslassen.

Und so gefühlvoll äußerte er sich, sagte die Mutter wieder. Das ist heutzutage wirklich eine Seltenheit, denn

die jungen Männer gefallen ſich jetzt meiſtens darin uns mit Gleichgültigkeit oder Geringſchätzung zu behandeln.

Und in allen Fächern der Wiſſenſchaft, fuhr die Tochter nach einer Pauſe des Nachdenkens fort, war er ſo bewandert. Ich glaube wirklich, daß er der Mann dazu wäre, das hohe Ziel zu erreichen, das er ſich geſteckt hat.

Und daß er danach ſtrebt, ſagte die Mutter, iſt um ſo mehr zu loben, da er ſo vermögend iſt, und das Studiren gar nicht nöthig hätte. Es iſt alſo reiner Eifer für die Wiſſenſchaft. Ein Anderer würde ſtatt deſſen lieber darauf denken, wie er ſein Vermögen am Behaglichſten genießen möchte. — Warum mag aber, fuhr ſie nach einiger Zeit fort, der wunderliche Menſch nicht einmal einen Frack anziehen, wenn er Viſiten macht? —

Das mag wohl jetzt ſo Sitte ſein unter den gelehrten Herren, ſagte die Tochter.

Nun ſo werde ich mich empfehlen, ſagte der Hauptmann Krüger, der jüngere Bruder des Präſidenten, zu ſeiner Frau und einem Freunde, dem Aſſeſſor Minding, als Fräulein Thalmann angemeldet wurde.

Warum denn? ſo bleibe doch hier, bat die junge Frau.

Ich habe nicht Luſt, eingebildeten Jammer und ungegründete Klagen anzuhören, ſagte der Hauptmann.

Geſtehe nur, fuhr die Frau fort, daß vielmehr jene Geſellſchaft wüſter Menſchen, die mir ſo verhaßt iſt, dich

angieht. Aber bleibe wenigſtens nicht lange. Zwei Stunden gebe ich dir Urlaub.

Der Hauptmann lachte und ging, während Fräulein Thalmann eintrat. In der That war ſie übler Laune, und heute faſt mehr als je. Sie benutzte ſogleich die unſchuldige Frage, wie es ihr gehe, um ihre Klagen zu beginnen.

Mir geht es, wie immer, elend, ſagte ſie. Es iſt mir ganz unmöglich, auch nur auf einen Augenblick mir vorzuſtellen, daß jemals wieder ein Strahl der Freude in mein Leben eindringen könnte. Dichte undurchdringliche Finſterniß umgiebt mich von allen Seiten. Ich habe gewiß in einem frühern Leben irgend ein ganz entſetzliches Verbrechen begangen, und nun bin ich dafür in der Hölle.

Sie lachen? fuhr ſie, ſelbſt ein wenig lächelnd, fort. Aber iſt es durchaus nicht nothwendig, daß die Hölle ein räumlich zuſammenhängender Ort, ein förmliches Zuchthaus ſei, mir ſcheint es im Gegentheil, als würden die Strafen der Verdammten erſt dadurch wahre Höllenſtrafen, daß dieſe Unglücklichen ſo recht mitten hinein in die Seligkeit der Begnadigten geſetzt ſind, und ſie fortwährend anſchauen müſſen, wie auf jenem bekannten Holzſchnitte in manchen Katechismen der reiche Mann im hölliſchen Feuer den armen Lazarus über ſich im Schooße Abrahams ſitzen ſehen muß. — Sie meinen aber gewiß, mir ſei Wunder wie behaglich zu Muthe, weil ich noch ſchlechte Witze mache; aber wahrlich, ich wünſche es Keinem von Ihnen; ja ich würde mich

ſchämen, einem Todfeinde es zu wünſchen, daß er einmal in einer ſolchen Stimmung ſcherze, wie ich jetzt. — Aber, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, das wird nicht mehr lange währen. Denn ich werde nächſtens ſterben, freilich vielleicht nur, damit mir eine neue ſchärfere Höllenmarter zugetheilt werde. Doch nein! ſagte ſie mehr zu ſich ſelbſt als zu den Andern, ich will hoffen, daß ich entweder ganz vernichtet, oder vielleicht an einen Ort milderer Strafe, etwa in ein Correctionshaus verſetzt werde. Oder bin ich denn, und hier wendete ſie ſich wieder mehr an die Andern, wirklich ſo ganz ruchlos, daß eine Beſſerung völlig unmöglich iſt?

Frau von Krüger, um das Geſpräch ein wenig zu wenden, fragte ſie, ob ihr die überirdiſche Botſchaft, die ihr den Tod verkündigt habe, nicht auch die Todesart, die ihr bevorſtehe, mitgetheilt habe?

Es wird nächſtens, antwortete Clotilde Thalmann ſehr ernſthaft, eine fürchterliche Krankheit in mir ausbrechen.

Nun, ſagte Frau von Krüger lächelnd, vorläufig ſehen Sie danach noch nicht aus. — Und in der That war Clotilde von blühender Geſichtsfarbe, und ihre Geſtalt war zwar zierlich und fein, doch nicht ſchwächlich oder dürftig.

Es will mir freilich Niemand glauben, ſagte ſie, aber ich habe ſeit heute Morgen die allerbeſtimmteſte Ahnung, ja recht eigentlich Gewißheit, daß eine tödtliche Krankheit in

meinen Adern ſchleicht, und daß es in Wenigem zu einem kläglichen Ausbruche kommen wird.

Es gelang nun den Andern, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, aber Clotilde kam immer wieder auf ihre Klagen. Wurde von Vergangenem geſprochen, ſo ſeufzte ſie: Ach damals waren ſchöne Zeiten! und wenn man ſie befragte, was denn jene Zeiten ſo beſonders ſchön gemacht habe, ſo ſagte ſie nur: Ich war doch nicht ſo elend, wie ich jetzt bin. — Der Zukunft durfte man noch weniger gedenken, wenn man ſie nicht zu den ſchmerzlichſten Klagen aufregen wollte. Endlich ſagte ſie: Ich will nur gehn, denn wo ich bin, da ziehn Jammer und Unmuth ein, und Jedermann iſt froh, wenn ich gehe. —

Frau von Krüger bat ſie dringend, noch zu bleiben, aber ſie ließ ſich nicht halten. Ich will nicht, ſagte ſie, daß meine Freunde mir ihre Zeit und ihre gute Laune auf mehr als eine halbe Stunde opfern.

Als ſie gegangen war, ſagte Frau von Krüger: Wie man ſich doch nur ſelbſt ſo unglücklich machen kann durch ſo heilloſe Einbildungen! Nichts in der Welt geht ihr ab, ja ſie hat kaum Sorgen, wie die meiſten Andern, und doch iſt ſie fortwährend in Verzweiflung.

Das Wort Einbildung in dieſem Sinne, erwiderte der Aſſeſſor, iſt mir verhaßt. Ich begreife auch in der That nicht, was man ſich dabei denkt, wenn man behauptet, Jemand bilde ſich nur ein, Schmerzen zu haben. Es iſt rein

unmöglich, ſich willkürlich und durch bloße Einbildung Schmerzen zu machen, und noch weniger möglich, einen Schmerz, den man einmal hat, durch einen gleichſam ſouveränen Act des Willens wieder fortzuſchaffen, wenn nicht der Grund jener Schmerzen wegfällt.

Wenn ich nur aber erſt herausbrächte, ſagte Frau von Krüger eifrig, worüber ſie ſich beklagt, was für Schmerzen ſie hat. Sie weiß ja keine Antwort auf dieſe Frage. Denn daß ſie nächſtens ſterben wird und dergleichen mehr, kann doch nicht für eine ſolche Antwort gelten.

Und doch liegt dieſe Antwort, dünkt mich, ziemlich nahe. Die ganze Summe ihrer Schmerzen nennt ſich Langeweile.

In der That, das iſt neu, daß die Langeweile zu den Schmerzen gehört.

Ich meine auch, fuhr der Aſſeſſor fort, nicht jene gewöhnlich ſogenannte Langeweile, welche vielmehr Gedankenloſigkeit iſt, ſondern die Langeweile des Gemüthes, und dieſe gehört allerdings zu den empfindlichſten Qualen des menſchlichen Geiſtes. Ich wenigſtens habe bis jetzt nur zwei recht herznagende Schmerzen durch Erfahrung kennen gelernt; und dieſe ſind der Kummer, welcher uns bei dem Anblicke des Unglücks nahe Befreundeter ergreift, wenn wir nicht helfen können, und zweitens eben jene Langeweile. Zu meinem Glücke hat die Vorſehung dieſe letztere Qual mir nur auf Monate, ja ich möchte ſagen auf Wochen aufgelegt. Eine Län-

gere Prüfung dieſer Art wäre, glaube ich, tödtlich für mich geworden. Am empfindlichſten traf ſie mich zum erſten Male als ich ſie noch nicht kannte. Denn das iſt das Eigenthümliche dieſer Schmerzen, daß man, obgleich man ſie fühlt, dennoch ihres eigentlichen Grundes nicht unmittelbar bewußt wird. Sie beſteht vielmehr nur darin, daß man ſich kleine Verdrießlichkeiten und Schwierigkeiten ſogleich als rieſengroß und unüberſteiglich vorſtellt. Man erſcheint ſich deßhalb ſelbſt lächerlich, und ſchämt ſich noch mehr andere dergleichen kleinliche Anläſſe des Kummers einzugeſtehn. Mich verſetzten damals die geringſten Bedenklichkeiten des Alltagslebens in wahre Verzweiflung. Die Frage, ob ich dieſen oder jenen Handwerker für die geringfügigſten Zwecke in Anſpruch nehmen ſolle, konnte mich tagelang, ja Wochen hindurch höchſt peinlich beſchäftigen. Und da nun dergleichen Bedenklichkeiten natürlich ſich häufig aufdrängten, ſo zählte ich mir oft auf einſamen Spaziergängen ein Dutzend derſelben an den Fingern her und maß ſeufzend daran die Unermeßlichkeit meines Elends. Wäre ich damals nicht gerade ſehr geſund geweſen, ſo hätte ich mich ſicher überredet, tödtlich krank zu ſein, und wäre es auch vielleicht geworden. Später, wenn mir dieſer Feind wieder nahete, empfing ich ihn mit mehr Faſſung, da ich ſchon vertrauter mit ihm geworden war, und überdieß wußte, daß er mich nur vorübergehend behelligen durfte. Wenn ich nun aber ſehe, wie ſo viele Menſchen und darunter manche von

guter Anlage gar nicht aus dieſer Langeweile und Gemüthsleere herauskommen, ſo möchte ich mich darüber wundern, daß nicht viel mehr Menſchen Opfer dieſer Melancholie werden. Auch möchte ich die Gleichgültigkeit, zu welcher die Gefühle der Meiſten durch dieſe Langeweile abgeſtumpft werden, keineswegs als eine glücklichere Stimmung gelten laſſen. Jenen Trübſinnigen iſt dann oft ein wirkliches Unglück zu wünſchen, welches durch eine, wenn auch ſchmerzliche Erſchütterung die Schnellkraft eines erlahmenden Gemüthes zuweilen auf einige Zeit wieder herſtellt. Denn ein wirkliches gegenwärtiges Unglück iſt für kräftige Gemüther weit weniger quälend, als dieſer gänzliche Mangel an Freude wie Leid, welches freilich dem in ſinnlicher Trägheit Schwelgenden vorzugsweiſe zuſagt.

Das mag wohl ſein, ſagte Frau von Krüger, mir iſt indeſſen dieſe Langeweile durchaus fremd geblieben. Vielleicht gehöre ich auch zu jenen ſtumpfſinnig Gleichgültigen, die ihr eignes Unglück nur nicht fühlen.

Sie verſpotten mich, geehrte Freundin, erwiderte der Aſſeſſor.

Keineswegs; es iſt mein Ernſt. Daß ich jetzt keine Langeweile habe, ſetzte ſie lächelnd hinzu, iſt freilich ſehr natürlich; das verhindert ſchon die wohlgefüllte Kinderſtube; aber vor meiner Verheirathung habe ich ſo einſam und unbeſchäftigt gelebt, wie irgend ein Mädchen leben kann, und

doch war ich immer frohen Muthes und hatte niemals Langeweile irgend einer Art.

Bis zum zwanzigsten Jahre, fiel der Aſſeſſor lebhaft ein. Das glaube ich gern; wer ſollte auch in den Jahren der Erwartung Leere des Gemüthes empfinden? Denn wem ſie angeboren iſt, der empfindet ſie wenigſtens nicht. Aber wer Gemüth hat, deſſen Bruſt iſt bis zum zwanzigſten Jahre und länger hinlänglich gefüllt und beſchäftigt durch Ideale, durch Hoffnungen und Pläne, durch den Vorgenuß künftiger Ehre und künftiger Freude. Später aber, wenn die Jahre kommen, in denen man der Natur und Vernunft gemäß die Erfüllung eines Theils jener Träume und Ideale erwartet, und dieſe dennoch ausbleibt, kann jene trübe Stimmung eintreten. Wer aber, wie Sie, faſt in jeder möglichen Weiſe beſchäftigt und in Anſpruch genommen iſt, der müßte es wohl künſtlich anfangen, wenn er in jene Stimmung verfallen wollte, zumal wenn er Geiſt hat.

Was für ein Menſch iſt das doch, ſagte Frau von Krüger abweichend, der neulich hier angekommen, und nun Gegenſtand des Stadtgeſpräches iſt? Die Schwägerin und Adelaide ſtrömen über von ſeinem Lobe.

Er iſt eins der gewandtern Mitglieder jener jugendlichen Brüderſchaft, die vor Kurzem einiges Aufſehn in Deutſchland machte, und von der wir Ihnen ja Manches erzählt haben.

Sie und Karl ſprechen aber ſehr verſchieden von dieſen Leuten; Karl nennt ſie nicht ſelten mit Beifall, Sie habe ich faſt nur mit Geringſchätzung von ihnen ſprechen hören. Woher dieſe Verſchiedenheit?

Sie iſt nicht ſo bedeutend, als es auf den erſten Blick ſcheint. Ja ſtreng genommen ſind wir, der Hauptmann und ich, ſogar einig über dieſe Schriftſteller. Wir erkennen Beide an, daß die Talentvollern unter ihnen mit Gewandtheit gewiſſe Thorheiten der Gegenwart angreifen, daß ſie die Fertigkeit beſitzen, welche man im gewöhnlichen Leben ein loſes Maul nennt, und ich gebe dem Hauptmann zu, daß ſie deßhalb höher ſtehn, als viele unſerer matten und platten Romanfabrikanten. Jener Schein einer Meinungsverſchiedenheit rührt alſo weniger daher, daß der Hauptmann jene Schriftſteller höher achtete als ich, als vielmehr daher, daß er unſere beſſern und wahrhaft talentvollen Schriftſteller weniger achtet, als billig wäre. Er hat ſich nicht die Mühe gegeben, die edlern Erzeugniſſe unſerer ſchönen Literatur mit Bedacht zu leſen; und daher fühlt er weder jene begeiſterte Verehrung, welche unſere Dichter erſten und ſelbſt zweiten Ranges verdienen, noch auch iſt er hinlänglich von der anmuthigen Behaglichkeit durchdrungen, welche unſere Dichter dritten Ranges dem aufmerkſamern Leſer einflößen. Vielmehr neigt er ſich, trotz ſeiner Beleſenheit und ſeines Verſtandes, ein wenig zu jener gegenwärtig herrſchenden Anſchauungsweiſe, welche Kunſtproducte

nach dem Grade beurtheilt, in welchem ſie den flüchtigſten Leſer amuſiren, wie man ſich auszudrücken pflegt. Und darum ſpricht er nicht nur von dieſer Jungenliteratur, ſondern auch von manchen jener Romanfabrikanten, obgleich er beider Verkehrtheiten wohl durchſchaut, doch zuweilen mit einem Beifalle, welchen ich nur reicher ausgeſtatteten Geiſtern verſpare.

Jetzt kam der Hauptmann zurück, und erzählte, der Juſtizrath habe ſo eben den Fremden in jene Geſellſchaft junger Leute eingeführt, und es ſei dabei ſehr intereſſant geweſen, das Benehmen der einzelnen Mitglieder der Geſellſchaft zu beobachten. Der Juſtizrath habe ſich ungeheuer viel damit gewußt, daß er der Geſellſchaft die hohe Ehre erweiſe, einen ſo berühmten Mann bei ihr einzuführen; er ſei faſt geborſten vor Uebermuth und Selbſtgefälligkeit; die Untergeordneten unter den Anweſenden hätten auch den Fremden mit der gebührendſten Begeiſterung empfangen. Dagegen hätten ſich die Häupter der Geſellſchaft in nicht geringer Verlegenheit befunden; denn obgleich ſie ſich auch in pflichtgemäßer Freude und Bewunderung erſchöpft hätten, ſo ſei ihnen doch ſichtlich die Ankunft des Fremden verdrießlich geweſen: weil ſie vorausgeſehen hätten, daß ſie ihre Regentſchaft nun auf einige Zeit in andere Hände übergeben müſten.

Fuchsner war nun einige Zeit hindurch der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit; wohin er kam behandelte man ihn mit der höchſten Zuvorkommenheit, und er wurde mit Einladungen überhäuft. Aber das währte nicht lange; dieſe Beſuche und Geſellſchaften wurden ihm, nachdem er die erſten friſcheſten Blüthen des Beifalls gepflückt und ihren Duft eingeſchlürft hatte, langweilig und läſtig und er behandelte daher ſehr bald die meiſten derer, die ſo zuvorkommend gegen ihn waren, ſehr übermüthig, und ſchreckte ſie dadurch zurück, oder wo dies Mittel nicht anſchlug, brach er ſelbſt den Umgang ab. In jener Geſellſchaft junger Leute dagegen fühlte er ſich behaglicher; jene anfängliche Spannung zwiſchen ihm und den Häuptern der Geſellſchaft hatte ſich bald verloren; ſie hatten gefunden, daß der Fremde ſich unbefangen benehme und daher ihren Anſprüchen viel weniger entgegentrete als ſie gefürchtet hatten, und da ſeine Anweſenheit doch nur vorübergehend war, ſo bequemten ſie ſich um ſo williger, ihm den Rang eines Vorſitzers der Geſellſchaft zuzugeſtehn. Der behagliche Gegenſtand des Geſprächs unter dieſen jungen Leuten war die entſetzliche Beſchränktheit der Philiſter, die thörigte Strenge mit der man jede Aeußerung jugendlicher Kraft und Genialität hemme; man erzählte allerlei ergötzliche Züge von übertriebener Aengſtlichkeit und Ehrbarkeit der Frauen, zumal der älteren, und einer der Anweſenden, der einige Fertigkeit im

n von Mienen und Geberden beſaß, machte be-
ſonde Schilderungen von dem übertriebenen und dennoch
einem neugierigen Behagen durchwebten Abſcheu, wo-
mit die Kunde kleiner Abweichungen von philiſterhaften An-
ſtandsregeln aufgenommen würde.

Als eines Tages das Geſpräch dieſe Wendung ge-
nommen hatte, ſagte Fuchsner: Aber, meine Herren, ich
geſtehe Ihnen, ich verwundere mich darüber, daß Sie dieſe
Stimmung Ihrer Umgebungen nicht beſſer benutzen. Je
beſchränkter die öffentliche Meinung irgendwo iſt, deſto mehr
Vergnügen macht es ja, ihr zu trotzen. Gerade dadurch
gewinnt ja das Unmäßige einen ſo poetiſchen Reiz, daß es
bei den Philiſtern ſo prächtiges Aufſehn macht. Sie
haben alſo hier das beſte Terrain für Feldzüge dieſer Art;
warum benutzen Sie das ſo wenig?

Die Geſellſchaft ſchwieg verlegen. Endlich ſagte eines
der entthronten Häupter: Dergleichen Feldzüge haben ihre
ſehr unangenehmen Schattenſeiten; wir alle ſind entweder von
beſchränkten Vorgeſetzten abhängig, oder doch durch unſere
Geſchäfte an dieſe Stadt gefeſſelt, und unter dieſen Um-
ſtänden iſt es ſchwer der öffentlichen Meinung, wo ſie ſich
ſo beſtimmt ausſpricht, wie hier, entſchieden zu trotzen.
Wer durch Genie oder durch Glück oder durch Beides eine
unabhängige Stellung erlangt, kann freilich thun und laſ-
ſen, was er will.

Fuchsner glaubte dieſe Herausforderung nicht unbeachtet laſſen zu dürfen. Ich hatte nicht übel Luſt, ſagte er, etwas der Art zu beginnen. Im Allgemeinen macht mir der Verkehr mit Weibern zwar wenig Vergnügen mehr; ich bin überhaupt niemals ganz ſo lüderlich geweſen, wie ich in meinen Schriften zuweilen zu verſtehen gebe, um mehr Aufſehn zu machen, und jetzt beſonders bin ich über dieſe Jugendthorheiten genau genommen hinaus, aber ein ſo günſtiges Terrain könnte mich, wie geſagt, dennoch veranlaſſen, ein kleines Abenteuer einzuleiten.

Und die beſte Gelegenheit dazu, ſagte nun jenes Geſellſchaftshaupt, haben Sie recht nahe, da Sie in dem Hauſe unſers verehrten Juſtizraths wohnen, den heute ohne Zweifel höchſt wichtige Geſchäfte abhalten hier zu erſcheinen.

Dieſe Gelegenheit iſt nicht ſo günſtig, als es auf den erſten Blick ſcheint. Die Mädchen ſind zu leichtfertig. Allerlei Muthwillen mit ihnen anzuſtellen, dazu könnte man wohl leicht gelangen aber zu betrügen ſind dieſe leichtfertigen Frauenzimmer viel ſchwerer als die ehrbar unſchuldigen. Solch ein Mädchen iſt im Stande in den verfänglichſten Augenblicken ganz kaltblütig zurückzutreten, und zu ſagen: „Bitte recht ſehr, ſo haben wir nicht gewettet.“

Nun ſo wählen Sie Fräulein Wellberg, die erſte Schönheit der Stadt. Deſto mehr Aufſehn würde das Abenteuer machen.

Pfui! ſoll mir nicht einfallen! Dieſe ſinnlich feurigen Weiber und unter Allen die unzugänglichſten zu ſolchen Aben-

teuern. Denn ſie haben unaufhörlich Furcht vor ihrer eigenen Sinnlichkeit, und ſind folglich außerordentlich ehrbar und anſtändig. Daher könnte man ſie nur durch Ueberrumpelung gewinnen, und dieſe iſt unter den gegebenen Umſtänden nicht möglich. Ich brauche ein Mädchen von mehr Eitelkeit als Sinnlichkeit, denn auf dieſe verſtehe ich mich wenig, aber jene weiß ich ziemlich gut zu benutzen. Sodann muß ſie Charakter genug haben, um ſelbſtſtändig irgend einen Schritt zu wagen; wo man dann eine mit Skandal geladene Petarde befeſtigen könnte.

Nun dann, ſagte jener wieder, wäre die Tochter unſers ehrwürdigen Vorgeſetzten nicht ungeeignet, wie mich dünkt.

Ich dachte einen Augenblick an ſie, aber ſie iſt zu beſchäftigt, das halbe Oberlandesgericht macht ihr ja den Hof. Auch iſt der Präſident ein verſtändiger Mann und würde daher den Skandal in jedem Falle zu mindern verſtehen. Dieſes Terrain iſt daher nicht ſo günſtig als manches andere ſich ohne Zweifel bei näherer Betrachtung zeigt. Das Verdienſt eines wahrhaft genialen Feldherrn beſteht weniger darin, Schwierigkeiten zu beſiegen, als vielmehr darin, mit kluger Auswahl die Umſtände zu benutzen und die Hauptſchwierigkeiten auf dieſe Weiſe zu umgehen. Und es würde höchſt thörigt ſein, hier, wo ſo viele Mädchen ein gedrücktes, gequältes Leben führen, ſich gerade an ſolche zu wenden, die angenehm beſchäftigt ſind,

und folglich verrätheriſchen Entwürfen viel leichter widerſtehen würden.

Aha! ſagte jener Häuptling. Ich verſtehe Sie nun, und bin im Stande Ihnen einen paſſenden Vorſchlag zu machen. Ich habe früher einem Mädchen ein wenig den Hof gemacht, welches ihren Forderungen ganz entſpricht. Sie iſt hübſch und voll Gemüth und Sehnſucht, aber ohne beſonderes Feuer.

Gut, ſagte Fuchsner. Weiter!

Sie macht einige Anſprüche auf Geiſt und Bildung, kann ſogar zuweilen witzig ſein.

Vortrefflich! rief Fuchsner, und die äußern Umſtände?

Die elendeſten von der Welt. Der Vater iſt wohlhabend und ein geachteter Arbeiter, bekümmert ſich aber um nichts als um ſeine Acten. Die Mutter ein großes wohlbeleibtes Weib geht aus Hochmuth und Geiz mit Niemand um, oder genauer geſagt, jedermann zieht ſich beſagter Eigenſchaften wegen von ihr zurück, und ſo hat ſie den ganzen Tag über nichts weiter zu thun, als auf die Tochter zu ſchelten. Sie können ſich alſo denken, was für ein Leben dieſe führt. Ich machte mich an ſie, weil ſie faſt als eine reiche Erbin zu betrachten iſt, aber ich habe gefunden, daß die Geſinnung der Aeltern mir allzuſchroff entgegen iſt, und ſo gab ich die Sache wieder auf. Aber ich will Sie dort einführen, wenn es Ihnen gefällig iſt. Ich trete ſie Ihnen mit Vergnügen ab.

Topp! ſagte Fuchsner, und dann wendete er ſich zur Geſellſchaft mit den Worten: Uebrigens, meine Herren, lege ich Ihnen keineswegs Stillſchweigen über unſere Verabredungen auf. Im Gegentheile, es macht mir Vergnügen, wenn die Welt mich für recht verrucht hält.

Fuchsner wurde Anfangs von der Frau Oberlandesgerichtsräthin auf eine wenig aufmunternde Weiſe aufgenommen. Zwar behandelte ſie ihn mit Achtung, denn er war wohlhabend, aber auch mit Abneigung, denn ſie war eine ſtreng rechtſchaffne Frau, wie ſie ſich ſelbſt ausdrückte, und haßte jede Unregelmäßigkeit. Sie verbarg auch dieſe ihre Abneigung nicht; ſondern richtete lange erbauliche Reden an ihn, in welchen ſie ihm die Unerläßlichkeit eines wohlgeordneten Lebenswandels bewies und ihre ausſchließliche Vorliebe für ſolche, die ſich guter wohlgeregelter Sitten befleißigten, entſchieden und weitläuftig erklärte. Fuchsner, der bald merkte, daß er hier durch Schweigen mehr ausrichten werde, als durch Sprechen, hörte dieſe Predigten mit vieler Ergebung und, wie es ſchien, mit ſteigender Rührung an. Die Oberlandesgerichtsräthin war es gewohnt, daß junge Leute, denen ſie ſolche erbauliche Betrachtungen vorgetragen hatte, von Stund an ihr Haus und ihre Geſellſchaft vermieden. Da nun Fuchsner dennoch ſeine Beſuche wiederholte, ſo erregte er dadurch bei ihr

lige Verwunderung in ihr. Er muß doch noch nicht ſo ganz verdorben ſein, ſagte ſie, ſonſt käme er wohl nicht wieder. Er hatte die Liſt gebraucht, ſich faſt gar nicht um Clotilden zu bekümmern, was ihm ſehr leicht wurde, da ſie faſt immer in irgend einem entlegenen Winkel ihren Platz hatte, und kaum jemals ſich in das Geſpräch miſchte. So ſaß er nun der Mutter gegenüber und hörte demüthig ihre Betrachtungen an, und wenn er ſich entfernte, ſo pflegte er irgend ein Wort der Rührung oder des Dankes zu ſtammeln, welches außerordentlich gute Wirkung that. Ja, er brachte es eines Abends ſogar, wiewohl nicht ohne große Anſtrengung dahin, daß ihm eine Thräne der Rührung entſchlüpfte. Er küßte beim Abſchiede der emſigen Predigerin die Hand und ſeufzte: Sie wiſſen gar nicht, gnädige Frau, wie vielen Dank ich Ihnen ſchuldig bin. — Da die Oberlandesgerichtsräthin ihre Betrachtungen, wie ſie glaubte, ſehr allgemein und ohne perſönliche Beziehungen gehalten hatte, ſo rechnete ſie ihm dieſe und ähnliche Aeußerungen als freiwillige Geſtändniſſe und folglich um ſo höher an. Er konnte ſich ja anſtellen, ſagte ſie, als ginge ihn alles, was ich ſage, gar nichts an. Denn ich nenne ihn ja nicht, ich habe noch mit keinem Worte geſagt, daß ich ihn für einen unſittlichen Menſchen halte. Daß er ſich nun aber ſo ganz ohne Noth ſolche Blößen vor uns giebt, das zeigt doch, daß ſein Gemüth wirklich durch meine Ermahnungen tief erſchüttert worden iſt, und das iſt jeden-

falls ein ſehr gutes Zeichen. — Auf dieſe Weiſe verwandelte ſich die Abneigung der wackern Frau in aufrichtige Theilnahme; ſie fing nun an, ihre Strafreden einzuſtellen und ſtatt deſſen wohlgemeinte Rathſchläge zu ertheilen und zugleich durch allerlei künſtliche Fragen näher zu erforſchen, wie weit der Saame, den ſie ausgeſtreut, in dem Gemüthe des Bekehrten Wurzel gefaßt habe. In dieſem Sinne fragte ſie ihn einſt, ob er ſich einen Plan für ſeine künftige Lebensweiſe gebildet habe. Zuchener erwiederte mit Achſelzucken, er habe zwar ſeit einiger Zeit mit vielem Ernſte und mit großer Gewiſſenhaftigkeit an ſeine Zukunft gedacht, aber noch niemals ohne Zaghaftigkeit, denn gerade das, was vorzugsweiſe geeignet ſei, einen jungen Mann auf der Bahn der Tugend zu erhalten, nämlich eine wackere verſtändige Hausfrau, ſei heutzutage nur gar zu ſchwer zu finden. Man findet wohl hie und da, ſagte er, Mädchen von guter Anlage, aber gewöhnlich ſind ſie durch eine frivole Erziehung verderben und ohne wahrhaft weibliche Würde und Tugend. Und doch, fuhr er mit gen Himmel gewendetem Blicke fort, wenn ich nun auch ein Mädchen fände, welches mit heilſamer Gewiſſenhaftigkeit von einer edeln doch verſtändigen Mutter erzogen wäre, dürfte ich wohl Anſprüche auf ihre Achtung oder ſogar auf ihre Neigung machen, ich, der ich leider bekennen muß, daß ich nicht immer ſo gelebt habe, daß ich vor dem Richterſtuhle ſtrenger Tugend tadelfrei beſtehen könnte?

Die Oberlandesgerichtsräthin bemühte sich nun, ihm etwas mehr Selbstvertrauen einzuflößen, sie sagte, man müsse niemals an sich und seinem Schicksale verzweifeln, und sie glaube nach dem, was sie seit einiger Zeit von ihm höre, daß es ihm nicht schwer fallen könne, wahrhaft scharfblickende Beobachter von der Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung zu überzeugen. Fuchsner begnügte sich ungemein erquickt durch diesen Trost, und die Oberlandesgerichtsräthin, welche nun in nähere Betrachtung zog, daß der Freund sei, was man eine anständige Partie nennt, bildete nun bei sich den Plan, Fuchsner mit ihrer Tochter zu verheirathen, obgleich er dieser noch keineswegs Aufmerksamkeit zu besagter Gelegenheit gehabt hatte. Sie war nun in ihrem Vertrauen zu ihrem Zöglinge so befestigt, daß sie, die sonst so viel auf Stadtgespräche gab, sich diesmal nicht irre machen ließ, als ihr eine dienstfertige Freundin jene Unterredung zutrug, in welcher der Anschlag auf ihre Tochter verabredet wurde. Sie behandelte diesen Bericht als boshafte Verläumdung und indem sie dieselbe Fuchsner mittheilte, schalt sie ausführlich auf die in ihrem Wohnorte, wie sie sagte, mehr als sonst irgendwo herrschende Sucht zu klatschen und zu verläumden. Fuchsner jedoch hörte ihre Reden mit niedergeschlagenen Augen an, und als sie eine Pause machte, sagte er: Gnädige Frau, Sie thun diesmal dem Gerüchte Unrecht; bedenken Sie, daß ich erst durch den belehrenden und erhebenden Umgang mit Ihnen ein anderer

Menſch geworden bin. — Dieſes Geſtändniß that die erwünſchte Wirkung. Die Entrüſtung über die Verworfenheit, die hier eingeſtanden wurde, mußte dem Behagen erſchmeichelter Eigenliebe weichen. Ja ihr Bekehrungswerk erſchien der guten Frau um ſo löblicher und wichtiger, je größer der Unterſchied zwiſchen dem frühern und dem gegenwärtigen Sinne des Zöglings ſchien. Sie rechnete es ihm als einen Beweis höchſter Gewiſſenhaftigkeit an, daß er gewagt hatte, ihr, deren ſtrenge Grundſätze er doch kannte, und die in dieſem Falle noch überdieß als Mutter beſonders betheiligt war, ein ſo bedenkliches Geſtändniß zu machen. Sie gedachte jenes Ausſpruches, nach welchem über die Bekehrung eines Sünders dereinſt mehr Freude ſein werde, als über neun und neunzig Gerechte, und hielt es nun für ihre Pflicht, das angefangene Werk zu vollenden und dauernd zu machen, indem ſie den jungen Mann auf bleibende Weiſe an ſich knüpfte. Von ihrer Tochter verſprach ſie ſich zwar wenige Vortheile für ſein geiſtiges Wohl, denn das verſchloſſene Weſen derſelben mißfiel ihr, und ſie hielt ſie für bösartig, weil ſie jeden Einfluß von Seiten der Mutter ablehnte, und ſich, ſo gedrückt auch ihr Verhältniß war, doch in einer ſteifen Abgeſchiedenheit zu halten wußte. Deſto entſchiedener und wohlthätiger daran glaubte ſie als Schwiegermutter auf die fortſchreitende Beſſerung des Sohnes einwirken zu können und zu müſſen. Aber dieſe Verbindung einzuleiten, ſchien ſchwierig. Er-

tilde hatte den Fremden bisher mit sichtlicher Geringschätzung behandelt, und, was noch entscheidender schien, dieser selbst schien kaum zu wissen, daß das Mädchen vorhanden sei. Die Oberlandesgerichtsrätin hielt es daher zunächst für nothwendig, Beide in nähere Berührung mit einander zu bringen, und da dieß in ihrer Gegenwart nicht wohl möglich war, so ließ sie jene jetzt öfters absichtlich allein, indem sie die Besorgung häuslicher Geschäfte übernahm, welche bis dahin die Tochter verrichtet hatte. In solchen Fällen war die Unterhaltung höchst einsylbig, nicht nur wegen Ottildens Abneigung, sondern auch weil man überhaupt nicht leicht und schnell Worte findet, wenn man längere Zeit und zumal mit verstimmtem Gemüthe geschwiegen hat. Auch Luchsner fand es nicht rathsam, ihrer Schweigsamkeit gegenüber sehr gesprächig oder wohl gar zudringlich zu erscheinen. Doch ertrug er diesen Zustand der Dinge nicht lange. Eines Abends, als die Mutter sich entfernt hatte, saß er ihr einige Zeit schweigend und sie aufmerksam betrachtend gegenüber; sie sah von ihrer Arbeit nicht auf. Fräulein, sagte er hierauf in sehr entschiedenem Tone, Sie haben etwas gegen mich; darf ich nicht wissen, was?

Sie blickte ihm fest in die Augen, und sagte, mit einem verächtlichen Zug um die Oberlippe: Sie irren, wenn Sie glauben mit mir dasselbe Spiel, wie mit meiner Mutter, spielen zu können. Ich verabscheue die Heuchler!

Einen Heuchler nennen Sie mich? entgegnete Fuchsner sehr ruhig. Aber ich frage Sie: Wer ist es nicht? Sind Sie etwa weniger Heuchlerin?

Clotilde, deren Blicke sich sobald sie gesprochen, wieder auf ihre Arbeit gesenkt hatten, blickte nun mit Unwillen und Verwunderung wieder auf. Ich denke, fuhr Fuchsner ungestört fort, der Unterschied zwischen den verschiedenen Heuchlern, das heißt zwischen den verschiedenen Menschen, denn selbst die Kinder nehme ich nicht aus, wird zunächst durch den Beweggrund der Heuchelei bedingt. Ich für meinen Theil gestehe, daß ich Langeweile habe, wenn ich nicht einige der mich Umgebenden zum Besten habe, und das, denke ich, ist einer der unschuldigern Beweggründe der Heuchelei. Oder glauben Sie etwa eine ehrenwerthere Art von Heuchlern zum Beispiele in Aeltern zu sehn, die ihre Kinder zu Tode quälen, unter dem Vorwande sie ehrbar und anständig zu erziehen, oder in solchen, die ihre Kinder vernachlässigen, angeblich aus Pflicht- und Amtstreue, in Wahrheit aber nur, weil der Actenschlendrian für sie die bequemste Weise, die Zeit hinzubringen, ist. Meinen Sie nicht?

Das mag wohl sein: seufzte Clotilde, ohne aufzublicken.

Auf der andern Seite, fuhr Fuchsner fort, ist auch der vollendetste Heuchler kein absoluter Heuchler, und selbst wider seinen Willen schleicht sich vielleicht in Jedermanns Heuchelei ein Fünkchen Wahrheit ein.

Es iſt auch in mir, indem ich hier den Verlobten ſpielte, wirklich eine Veränderung vorgegangen, obgleich nur eine ſolche, die ihre Mutter ſchwerlich befriedigen würde. Ich habe nämlich eingeſehen, daß es thöricht iſt, Vergnügen und Wortheil in Geſellſchaft und mit Hülfe von Menſchen zu ſuchen, die man verachtet. Ich fange an zu fühlen, daß nur im Umgange mit Menſchen, die man werthſchätzt, wahre Befriedigung zu finden iſt, und ich denke, diejenigen, denen ich mit Achtung entgegenkommen, dürften weder billig noch ihrem Vortheile gemäß handeln, wenn ſie mich allzu entſchieden zurückſtießen.

Wie ſoll man denn erkennen, daß Sie, der Sie ſich ſelbſt als Heuchler bezeichnen, irgendwo aufrichtige Achtung fühlen?

Das muß ich dem eigenen Urtheile der Betheiligten überlaſſen. Aber haben Sie etwa im Umgange mit Andern ein untrügliches Zeichen, woran ſie erkennen, ob jene conventionelle Heuchelei, die unſern Verkehr beherrſcht und farblos macht, mehr oder weniger zahlreiche Procente wahrer Achtung enthält? — In der That, fuhr er nach einer Pauſe halb wie zu ſich ſelbſt ſprechend fort, haben meine Anſichten ſich in der nächſtvergangenen Zeit mehrfach geändert. So unter Anderem ſehe ich jetzt ein, daß meine frühere Abneigung gegen die kirchliche Form der Ehe eine Narrheit, eine Pedanterie war.

Pedanterie! fragte Clotilde mit Verwunderung.

Iſt es nicht Pedanterie, eine Ceremonie, die uns manche Vortheile verſchafft, nur deßwegen zu verſchmähen, weil ſie uns auf irgend welchen ſublimen Vernunftgründen unnütz, bedeutungslos ſcheint? Sie iſt eben nicht bedeutungslos, ſobald ſie uns Vortheile verſchafft. Und das größer bey Jedermann, daß jene äußere Form der Ehe manche Unannehmlichkeiten verſchafft, die man entbehrt, wenn man in einer von der bürgerlichen Geſellſchaft nicht anerkannten Verbindung oder allein lebt. — Mich dünkt, gehört zu haben, ſagte Clotilde, daß Sie und Ihres Gleichen der Meinung ſind, jene Vortheile würden durch Verpflichtungen, welche jene Form auferlegt, bedeutend überwogen.

Das iſt eben die größte Thorheit von allen, ſagte Isabelle lachend. Welche Verpflichtungen legt ſie uns denn auf? Um die katholiſche Ehe war es freilich ein bedenkliches Weſen, wir aber leben zum Glück in aufgeklärten Zeiten und ſind Proteſtanten. Und die kleinen Hinderniſſe, die man gegenwärtig Eheſcheidungen in den Weg zu legen pflegt, ſind in der That mehr gerichtlich als moraliſch. Denn ſie verhindern die Gatten nach dem erſten kleinen Zanke ſchon auseinander zu laufen, und ſich dadurch ohne Noth in den Fall neue Ehen treffen zu müſſen, zu begehen, ein Fall, der, wenn er oft wiederkehrt, eine verdächtigen Schein hat, zumal wenn man über die erſten Jahre jugendlichen Ungeſtüms hinausgekommen.

Clotilde verbachte unterdessen ein tiefes Stillschweigen; auch blickte sie von ihrer Arbeit nicht auf; es war durchaus nicht zu sehen, welchen Eindruck diese Reden auf sie machten. — Sie würden sich interessiren irren, Fräulein, fuhr Ludwiger nach einer Pause fort, wenn sie meinten, ich sei auf dem Wege ein Pietiſter zu werden. Nein, dahin gelange ich wohl nie. Ich könnte z. B. niemmermehr jene tausendfachen Albernheiten ertragen, welche einer unter Verwandten und Bekannten regelmäßig und feierlich begangenen Verbindung vorangehen und folgen. Diese Wichtigthuerei, diese Vorbereitungen, Rathſchläge, Ermahnungen, engherzigen Zänkereien und albernen Glückwünsche. Wenn ich einmal heirathen sollte, so müßte meine Braut nothwendig mit mir davonlaufen, damit wir allen diesen Narrheiten entgingen.

Seit dieser Unterredung bemerkte man eine entschiedene Veränderung in dem Benehmen Clotildens: sie klagte weniger als vorher, war aber stille hinfüro sehr nachdenklich und zerstreut, und wollte man sie aus ihrem Träumereien, so sprach sie wie unwillkürlich Gedanken und Betrachtungen aus, die mit dem vorhergehenden Gespräch in keinem Zusammenhange standen. Giebt es nicht Unglückliche, sagte sie unter Anderm, in denen man selbst das, was man als thöricht erkennt, dennoch thun muß, ja thun muß, um nur überhaupt etwas zu thun? Ist nicht vollständiges Nichtsthun eine so arge Sünde als irgend eine andere sein kann?

und ist nicht Jedermann verpflichtet, sich einer Lage, in welcher er zu vollständigem Nichtsein verdammt ist, durch jedes Mittel, das sich ihm darbietet, zu entziehen.

Das war ungefähr der Sinn der Betrachtungen, in denen sie sich nun vorzugsweise erging. Die meisten ihrer Bekannten achteten wenig auf diese Aeußerungen und erkannten das Ziel nicht, nach dem sie hinstrebten. Jene heftige Verabredung war wenig bekannt geworden, und sie widerstrebte zu sehr der Sinnesweise jenes Publicums, als daß sie hätte vielen Glauben finden oder Aufsehen machen sollen. Nur das Geschehene, Thatsächliche ist geeignet, die Aufmerksamkeit zerstreuter Gemüther zu erregen. Zwar fing man an, zu bemerken, daß Fuchsner sich ernsthaft um Clotildens Gunst bewerbe, aber Jedermann nahm an, daß seine Absicht vorzugsweise dahin gehe, unter dem Schutze einer gesetzmäßigen Verbindung an der Wohlhabenheit der Familie Theil zu nehmen. Nur die Gattin des Hauptmanns Krüger wurde durch jene Aeußerungen Clotildens beunruhigt; sie nahm vielen Theil an dem in mancher Beziehung wohlbegabten Mädchen, und ihr entging der Sinn jener Aeußerungen nicht; sie war daher zuweilen ernstlich unwillig, wenn der Hauptmann und seine Freunde mit Ruhe, ja mit Gleichgültigkeit von dem Vorhaben Fuchsners sprachen. Dieser versäumte nämlich nicht, in jener Gesellschaft von Zeit zu Zeit Berichte über seine Fortschritte in dem Unternehmen abzustatten. Der Haupt-

mann erzählte nun hiervon Manches in ſeinem Hauſe meiſt ſcherzend wieder, und verſetzte dadurch ſeine Frau, zuweilen ſie abſichtlich neckend, in üble Laune.

Wenn die junge Frau dieſe Abſicht wahrnahm, ſo vergalt ſie ihm gern durch Aehnliches. Neu dir iſt es um ſo ſchändlicher, ſagte ſie dann unter Anderem, daß du hierbei ſo theilnahmlos bleibſt, da du ihr doch eigentlich jetzt wieder gewaltig den Hof machſt.

Wieder? fragte lachend der Hauptmann.

Nun das kannſt du doch nicht leugnen, daß du ſie früher, als ſie noch weniger ſchwermüthig war, ſo auffallend auszeichneteſt, daß ich wohl hätte eiferſüchtig werden müſſen, wenn ich nicht viel zu nachſichtig gegen dich wäre. Und nun, da ſie jetzt wieder umgänglich wird, fängſt du es ganz da wieder an, wo du es damals ließeſt.

Nun ſo ſollte es dir ja recht lieb ſein, wenn ſie von hier fortkommt.

Pfui! Wie könnte ich ſo ſelbſtſüchtig ſein, antwortete jene lächelnd. Nein, lieber will ich Zurückſetzung und Unglück ertragen, als ein beſſeres Loos durch das Elend einer Freundin erkaufen.

O über den unendlichen Edelmuth! rief dann wohl der Hauptmann und umarmte die anmuthige Frau mit pathetiſcher Rührung.

Auch die Präſidentin konnte es ſehr übel aufnehmen, wenn man von den Plänen Fuchsners in Beziehung auf die Familie des Oberlandesgerichtsrathes ſprach. Die Behauptung, daß der Fremde einen verrätheriſchen Plan im Schilde führe, wies ſie mit Verachtung, ja mit Entrüſtung zurück. Sie wußte ganz gewiß, daß der junge Mann deſſelben unfähig ſei; der Arme ſei offenbar ſchändlich verläumdet worden, und ſelbſt von ſeinen Schriften ſei ſie, obgleich ſie ſie nicht geleſen habe, überzeugt, daß dieſelben durchaus nichts enthielten, was wider die gute Sitte und den Anſtand ſei. Daß er eine eheliche Verbindung mit Clotilde beabſichtige, fand ſie faſt eben ſo unwahrſcheinlich, er ſei, ſagte ſie, offenbar viel zu gebildet, als daß er ſich mit einem Mädchen verbinden könnte, die zwar nicht ohne Verſtand, deren Erziehung aber doch nun einmal gänzlich vernachläſſigt worden ſei.

Fuchsner bildete unterdeſſen ſein Verhältniß zu Clotilde mit Eifer aus, ihr kräftiger entſchiedener Geiſt beſchäftigte ihn, zog ihn an, ja flößte ihm ſogar einige Achtung ein. Einen Augenblick ſchwankte er ſogar, ob es nicht rathſam für ihn ſei, wirklich eine dauernde Verbindung mit ihr zu ſchließen. Aber Eitelkeit und der Hang zu einer ungeregelten Lebensweiſe waren zu mächtig in ihm, als daß dieſer Einfall hätte zum Entſchluß reifen können. Er würde es für

einen ſchmählichen Ausgang des Abenteuers gehalten haben, wenn er, der ſich vermeſſen hatte, das Mädchen zu verderben, nun vielmehr als von ihr gefeſſelt ſich hätte bekennen ſollen. Er beſchloß daher nach einem kurzen Kampfe mit ſeinem beſſern Selbſt, nach wie vor das unglückliche Mädchen nur als ein Spielzeug zu betrachten, und ſie als ſolches wegzuwerfen, ſobald der Augenblick ihm geeignet ſchien. Da er indeſſen den Plan, ſie zu gewinnen, mit größerem Eifer als er ſonſt aufzuwenden gewohnt war, verfolgte, ſo fing er an, ſeine früheren Bekanntſchaften in jener Stadt merklich zu vernachläſſigen. Dieß wurde nirgends früher und entſchiedener empfunden, als in dem Hauſe des Präſidenten. Dieſer ſelbſt war, der faſt niemals Theil an den geſelligen Zuſammenkünften in ſeinem Hauſe nahm, wußte nach wie vor kaum etwas von dem Daſein des Fremden; deſto eiferſüchtiger aber bewachte ſeine Gemahlin die Schritte deſſelben. So eifrig ſie ihn auch anfangs gegen Gerüchte, die ihr unglaublich ſchienen, vertheidigte, ſo änderte ihre Geſinnung ſich doch ſehr ſchnell, als ſie wahrnahm, daß jene Gerüchte durch das Benehmen Fuchsners beſtätigt wurden. Eines Tages als ſie mit ihrer Tochter ausgegangen war, eine Freundin zu einem Spaziergange abzuholen, begegnete Fuchsner ihnen; er ging, in Gedanken vertieft, an ihnen vorüber ohne auf ſie zu achten. Die Präſidentin blieb ſtehen, und ſah ihm lange mit ſprühenden Augen nach, obgleich dieß ſehr gegen die in jenem Orte

geltenden Anſtandsgeſetze verſtieß. Endlich faßte ſie ſich, und indem ſie ſich zum Weitergehn wandte, ſagte ſie: Noch will ich annehmen, daß er uns wirklich nicht geſehen hat. Aber die Sache kommt mir verdächtig vor, er fängt ſeit einiger Zeit an, uns gewaltig zu vernachläſſigen. Und eine Ungeſchliffenheit bleibt es jedenfalls, daß er auf der Straße nicht einmal darauf achtet, an wem er vorübergeht, zumal da er nicht einmal kurzſichtig iſt. — Nachdem ſie jene Freundin, welche dicht am Thore wohnte, abgeholt hatten, begaben ſie ſich auf den öffentlichen Spaziergang der Stadt, wohin ein groſſer Theil ihrer Bewohner durch das heitere Wetter des Tages gelockt worden waren. Hier begegnete ihnen auch die Oberlandesgerichtsräthin und Clotilde und mit ihnen Fuchsner. Die Frauen begrüßten ſich gegenſeitig mit der gebührenden nach Rang und Alter gehörig abgeſtuften Ehrfurcht oder Herablaſſung, Fuchsner verbeugte ſich ziemlich flüchtig, ja nachläſſig.

Nein, wahrlich, rief die Präſidentin jetzt, das wird mir doch nun zu bunt. Schon daß er mit den Beiden hier ſo allein und ſo öffentlich herumläuft, iſt auffallend gnug. Und zweitens — haſt du wohl geſehen, Adelaide, wie er uns grüßte? Kaum daß er ein wenig an den Hut griff! Nun glaube ich auch, daß er uns vorhin abſichtlich nicht gegrüßt hat; jetzt mußte er wohl, weil er mit jenen ging und alſo unmöglich ſich anſtellen konnte, als ſähe er uns nicht. Er will offenbar mit uns brechen. — Nun

meinethalben, wir verlieren gewiß nichts dabei. Eigentlich war er mir ſchon längſt läſtig, ich wußte nur nicht recht, wie wir ihn auf gute Weiſe von uns entfernen konnten. Aber wenn er ſich ſo benimmt, ſo haben wir auch nicht nöthig Rückſichten gegen ihn zu beobachten. Sobald wir nach Hauſe kommen, werde ich ſogleich Befehl geben, daß er nie mehr vorgelaſſen wird. Auch kann man genau genommen, anſtändiger Weiſe gar nicht mit ihm umgehen. Er ſteht ja in viel zu üblem Rufe, und wenn dieſer ſelbſt viel weniger begründet wäre, als er ohne Zweifel iſt, ſo wäre er dennoch ſchon allein ein hinreichender Grund, jeden Umgang mit ihm abzubrechen. — Das meine ich auch, ſagte die Tochter, und wenn das wahr iſt, was ich zuweilen in Journalen über ihn und ſeine Schriften geleſen habe, ſo muß er doch wirklich ein ganz entſetzlicher Menſch ſein.

So? ſagte die Mutter. Das hätteſt du mir früher ſagen ſollen. Dann hätte ich ihn gleich anfangs gar nicht angenommen. Aber man iſt immer wieder zu gut, und wird daher von ſolchen Nichtswürdigen nur gar zu leicht gemißbraucht. Aber für die Zukunft wollen wir uns beſſer verſehen, und es der edeln Frau Oberlandesgerichtsräthin und ihrer ſchnippiſchen Tochter überlaſſen, ſich durch den Umgang mit ihm zu beſudeln. Ich glaube wirklich, daß dieſe Menſchen gemein genug ſind, um für dreißigtauſend Thaler ſich an dieſen Elenden zu verkaufen. Aber wir

wollen wenigſtens zeigen, daß wir mehr Bildung und Zartgefühl beſitzen.

Nach vollendetem Spaziergange beſuchte die Präſidentin die jüngere Schwägerin auf einen Augenblick. Als dieſe die Verwandte kommen ſah, bat ſie den Gemahl, doch wo möglich das Geſpräch über den Fremden ganz zu vermeiden. Der Hauptmann hatte nämlich früher zuweilen in ſeiner etwas derben Weiſe über den Fremden und die entſchiedene Gnade, welche er vor den Augen der Präſidentin gefunden hatte, geſprochen, und das hatte zu bitteren Erwiderungen Anlaß gegeben und zu Auftritten geführt, die zwar ohne bleibende Wirkung aber doch der jungen Frau höchſt verdrüßlich geweſen waren. Doch kaum war jetzt die Präſidentin bei ihnen eingetreten, ſo fragte ſie ſchon mit ſarkaſtiſcher Miene den Hauptmann: Nun, was macht denn Ihr vortrefflicher berühmter Mann? —

Der Hauptmann erſtaunte. Ich könnte wohl mit mehr Recht, ſagte er, dieſe Frage an Sie richten, da Sie ihn ſo eifrig beſchützen.

Wie? ich hätte ihn jemals beſchützt? rief die Präſidentin. Geduldet habe ich ihn eine Zeitlang, weil ich auch mit eigenen Augen ſehen wollte, was an ihm wäre, weil ich für unbillig hielt, dem Gerücht allzu blindes Vertrauen zu ſchenken. Aber jetzt habe ich mich vollſtändig überzeugt, daß das Schlimmſte, was man von ihm ſagen mag, wahr iſt. Nun glaube ich auch, daß jenes ſchauderhafte Attentat

auf das arme Mädchen wirklich ernſthaft betrieben wird. Doch es geſchieht jenen ſchon Recht; ſo werden ſie doch einmal für ihre gemeine Geſinnung und für ihren Hochmuth recht gründlich beſtraft. Auch über ſeine Schriften habe ich erſt jetzt nähere Kunde erhalten und auch dieſe ſind höchſt verdammlich und mit einem Worte: kein nur einigermaßen anſtändiger Menſch darf mit ihm irgend umgehen, und wer dennoch von nun an in die geringſte Berührung mit ihm tritt, der erklärt ſich ſelbſt dadurch für ehrlos und nichtswürdig.

Der Hauptmann und ſeine Gattin ſaßen ſtumm und ſtarr vor Erſtaunen ihr gegenüber, während ſie dieſe Rede hielt, die wohl noch lange fortgeſetzt werden wäre, wenn nicht die Oberlandesgerichtsräthin jetzt angemeldet worden wäre.

Ich will nur Platz machen, rief die Präſidentin und brach mit der Tochter auf, mit ſehr förmlicher Verbeugung an der ſo eben eintretenden Oberlandesgerichtsräthin vorüberrauſchend.

Da dieſe nun zunächſt von dem Spaziergange ſprach, den ſie ſo eben vollendet hatte, ſo bot ſich ihr ziemlich nahe die niemals unbenutzte Gelegenheit dar, von Fuchsner und ſeiner Bekehrung zu ſprechen. Sie können ſich gar keine Vorſtellung davon machen, ſagte ſie unter Anderem, wie unendlich der junge Mann ſich durch den Umgang mit uns geändert hat. Er iſt ſo ſtill, ſo beſcheiden, ja demüthig,

daß Niemand den Verfaſſer berüchtigter Schriften in ihm erkennen könnte. Hier zeigt es ſich wieder einmal auf recht glänzende Weiſe, wie ſtark und mächtig doch im Ganzen eine einfach fromme und rechtſchaffene Geſinnung auf Gemüther wirkt, welche zwar von dem Böſen ergriffen wurden, aber noch nicht allen ſittlichen Grund verloren haben. Aber er dankt uns auch dieſe ſeine Sinnesänderung auf das Herzlichſte und Innigſte; er ſagt, er fühle ſich durch uns wie in eine ganz andere, klarere reinere Welt verſetzt, nun erſt ſei er ganz mit ſich ausgeſöhnt, während er früher immer von einer zwar nicht hinlänglich verſtandenen, aber doch nie ganz unterdrückten Stimme in ſeinem Innern beunruhigt und gequält worden ſei.

Sie fuhr noch einige Zeit in dieſem Tone fort, dann wendete das Geſpräch ſich auf Stadtneuigkeiten, auf den letzten Ball.

Wie hat denn, fragte Frau von Krüger, Fräulein Waldſtein, die Sie dort einführten, ſich unterhalten?

Ich weiß nicht, ſagte die Oberlandesgerichtsräthin trocken; der Aſſeſſor Hanſtein hat ihr ſehr den Hof gemacht.

Der Hauptmann fühlte gewöhnlich die quälendſte Langeweile in der Nähe der wackern Frau; er hielt es daher auch in ihrer Geſellſchaft niemals lange aus, und wenn er ja einige Minuten verweilte, ſo nahm er doch an dem Geſpräche ſo wenig Theil, daß er ſelbſt verdrüßlich über dieſe ſeine Schwer

fälligkeit war. Ich werde, meinte er, jedesmal ganz dumm und blödſinnig, ſobald dieſe rechtſchaffne Frau zur Thür hereintritt.

Jetzt ſagte er, um doch etwas zu ſagen, in Bezug auf die letzte Bemerkung der Oberlandesgerichtsräthin: Nun, dann wird ſich das Fräulein ja wohl leidlich unterhalten haben.

Wie? erwiederte jene, der Aſſeſſor iſt ja verheirathet, und ein Mädchen kann ſich doch nicht freuen, wenn ein verheiratheter Mann ihr den Hof macht.

Warum nicht? fragte der Hauptmann unſchuldig.

Nun, mein Gott! es kann ja doch nichts daraus werden.

Ach! verzeihen Sie, gnädige Frau, ſagte der Hauptmann ſich tief verbeugend. Ich hatte auf einen Augenblick vergeſſen, daß wir ja nur Heirathsmaſchinen ſind.

Die Oberlandesgerichtsräthin ſah ihn verwundert an. Aha! ſagte ſie dann, ich verſtehe Sie. O, ich kenne recht gut Ihre weiſen Theorien von gebildeter oder gemüthlicher Unterhaltung oder gar von Freundſchaft unter Perſonen beiderlei Geſchlechtes und dergleichen mehr. Ich will recht ſehr wünſchen, fuhr ſie mit ſehr merklicher Beziehung fort, daß dieſe Theorien Ihnen beiderſeits niemals verderblich werden mögen. Man weiß ja wohl wohin dieſe Weisheit zuweilen führt.

Ich meinte nur, ſagte der Hauptmann, Fräulein Waldſtein hätte vielleicht einen Verſuch gemacht, den Aſſeſſor, der

bekanntlich ein wenig Freigeist ist, zur Frömmigkeit wahren Tugend zu bekehren. Wenn ihr das gelungen wär

Oho! mein Herr Hauptmann, unterbrach ihn jene verstehe vollkommen, worauf Sie anspielen. Aber ich mich zugleich sehr wundern, daß Sie so schlecht zu u scheiden wissen. Was eine erfahrene, bejahrte Frau Nutzen ihrer Nebenmenschen unternehmen kann, das deßwegen ein unerfahrenes junges Mädchen nicht wage

Der Einwurf ist schlagend, sagte der Hauptm lachend, aber: Uebung macht den Meister, und: Jun wohnt, alt gethan, und: Was ein Häkchen werden krümmt sich bei Zeiten, und —

Ich sehe, Sie sind heute, wie gewöhnlich, nicht gelegt, ein ernsthaftes besonnenes Gespräch zu führen, Sie erlauben mir daher wohl mich zu empfehlen.

Und trotz der Bitten der Frau von Krüger entf sie sich schmollend.

Lieber Theodor, sagte nun die junge Frau zu dem mahle, du bereitest mir immer wieder so peinliche Sc Kannst du denn diese Leute nicht ihren Gang gehen la Sie haben uns ja doch gewissermaßen in ihrer Gewalt, du hast so eben vernommen, wo sie uns zu fassen gede wenn wir sie noch mehr reizen.

Ei, so laß doch das alberne Volk schwatzen was es und mag, sagte der Hauptmann etwas ungeduldig. I Gang sou ich sie gehen lassen. Ei, das möchte ich ja

Herzen gern, wenn ſie mich nur in Ruhe ließen. Aber ich kann ja keine Stunde mit dir oder mit guten Freunden zubringen, ohne daß alle Augenblicke ſolch ein albernes Frauenzimmer ſtörend dazwiſchen tritt.

Fuchsners Verhältniß zu Clotilden wurde immer ernſthafter. Das unglückliche Mädchen war zwar durch ſeine Bewerbungen keineswegs gewonnen worden; vielmehr flößte ihr ſeine immer entſchiedener fortgeſetzte Heuchelei lebhaften Widerwillen ein. Aber ſie glaubte, er habe wirklich die Abſicht ſie zu heirathen und das gerade darum, weil er ihr ſeine leichtfertigen Anſichten über die Auflösbarkeit der Ehe geſtanden hatte. Sie glaubte, daß er ein Verhältniß, welches er für ſo leicht löſbar hielt, auch ohne vieles Bedenken eingehen würde. Aber ſie erwartete auch kein Glück von dieſem Verhältniſſe, nicht einmal die Dauer deſſelben. Sie ſah ein, daß eine Scheidung ſehr bald nothwendig werden würde; aber ſie hielt es für ausgemacht, daß ſie nach dieſer Scheidung jedenfalls in einer erträglichern Lage ſein würde, als jetzt. Ueberhaupt hatte jedes noch ſo bedenkliche Unternehmen einen unwiderſtehlichen Reiz für ſie, wenn es ihr verſprach, ſie, wenn auch nur auf kurze Zeit, aus ihren bisherigen Verhältniſſen herauszureißen. In ihrem Entſchluſſe, ſich zu dieſem Ende dem Fremden anzuvertrauen, beſtärkte dieſer ſie beſonders dadurch, daß er nun ſelbſt ernſthafter

an die nächste Zukunft zu denken schien. Mein Lieblingsplan, eine durch Philistereien nicht gestörte Heirath, sagte er einst zu ihr, stößt auf ein nicht unbedeutendes Hinderniß. Die Zeiten, da sich gewillige Priester fanden, welche liebende Paare ohne weitere Nachfrage verbanden, sind in dem größten Theile der civilisirten Welt vorüber, und wir können weder in diesem Lande noch in einem der Nachbarländer getraut werden, wenn nicht gewisse Zeugnisse von hier aus beigebracht werden, welche wir unmöglich insgeheim erlangen. Wir müssen nothwendig Ihre Aeltern in das Geheimniß ziehen.

Clotilde erstaunte. Meine Aeltern? sagte sie, sind Sie bei Sinnen?

Wenn man sich nur zu helfen weiß, sagte Fuchsner mit listiger Miene, so geht Alles. Hören Sie, wie ich das einzurichten gedenke. Ich erzähle zunächst Ihrer Mutter, wie mir in der Hauptstadt des Nachbarlandes ein edler hochverehrter Freund und Wohlthäter lebe, dem ich außerordentlich viel verdanke, und der mir, als ich ihn zum letzten Male gesehen, aus reiner väterlicher Liebe das Versprechen abgenommen habe, meine Vermählung jedenfalls in seinem Hause zu feiern. Ich würde dann gestehen, ich hätte damals in meiner beklagenswerthen Gemüthsverfassung dieses Versprechen leichthin gegeben, ohne mir die Erfüllung ernstlich vorzusetzen. Jetzt aber bei veränderter Sinnesart vergegenwärtigte sich mir lebhaft, wie sehr ich den Edeln kränken würde

wenn ich jenes Verſprechen nicht erfüllte, und ſie würde mich daher ausnehmend verpflichten, wenn ſie mir hierzu die Hand böte, und mich nebſt Ihnen nach jener Hauptſtadt begleitete. Dieſer Vorſchlag, ſo ungewöhnlich er iſt, wird doch leicht Eingang finden, da er beträchtliche Erſparniſſe veranlaßt. Damit wir nun aber dort nicht allzulange aufgehalten werden, wird es dann nothwendig, daß wir jene unentbehrlichen Papiere vorausſenden; dieſe ſchicke ich dann wirklich an einen Prediger in jener Stadt; wir reiſen, einige Tage vor dem mit der Mutter verabredeten Zeitpunkte ab, finden dort Alles vorbereitet, und erreichen damit unſern Zweck auf eine ſehr bequeme und überdieß auf die mindeſt auffallende Weiſe. Und ſo wie das Geſchäft abgemacht iſt, ſetzen wir uns von Neuem in den Wagen, um nach Italien oder in die Paradieſe des ſüdlichen Frankreichs zu eilen, oder wohin ſonſt es Ihnen gefällt.

Als auf dieſe Weiſe die Ausführung des bedenklichen Unternehmens dem Bewußtſein Clotildens immer näher trat, wurde ſie auch ängſtlicher, und in einzelnen Augenblicken war ſie feſt entſchloſſen, jedes Verhältniß mit Fuchsner plötzlich abzubrechen, und ſie würde wahrſcheinlich zu dieſem Entſchluſſe gelangt ſein, wenn er nicht die für ſie ſehr reizende Ausſicht ferne, unbekannte Länder zu ſehen, die Wunder der Natur und der Geſchichte kennen zu lernen, ihr mit vieler Gewandtheit vorgehalten hätte. Er hatte

bereits weite Reisen gemacht, und wußte nun öfter von entzückenden Gegenden, den Kunstwerken die er gesehen, von ausgezeichneten Menschen, mit denen er vertraulich umgegangen sein wollte, so anziehende Berichte zu machen, daß Clotilde, die wohl einsah, daß ihr so lockende Aussichten niemals wieder geboten werden würden, sich endlich mehr als je in dem Vorsatze bestärkte, ihm zu folgen.

Ich weiß immer noch nicht recht, was der Mensch eigentlich beabsichtigt, sagte Frau von Krüger zu ihrem Gemahle. Er giebt sich so viele Mühe, ohne daß ich recht begreife, was er dadurch zu erreichen gedenkt, und was diese Mühe lohnen soll.

Das liegt wohl nahe genug, sagte der Hauptmann. Er will Aufsehen machen, zeigen, daß er die Leute zu betrügen versteht. Und freilich muß es hinlängliches Aufsehn machen, wenn man erfährt, daß ein bisher unbescholtenes Mädchen, die Tochter geachteter Aeltern, fast mit Erlaubniß derselben, von einem Abenteurer entführt und dann schmählich verlassen worden ist. Vielleicht gedenkt er aber auch, wenn er sie von den Ihrigen entfernt und gewissermaßen in seiner Gewalt hat, noch glänzendere Erfolge zu gewinnen.

Schändlich, teuflisch! rief die junge Frau in der höchsten Entrüstung. Und du machst keine Anstalten, eine solche Niederträchtigkeit zu hindern. Bitte, lieber Alfred,

wandte sie sich zu diesem, der so eben eintrat, helfen Sie mir schelten, bitten, was Sie wollen; aber er muß helfen.

Der staunende Assessor ließ sich unterrichten, wovon die Rede sei; dann blickte er dem Hauptmann einige Zeit nach, der fast ohne ihn begrüßt zu haben mit langen Schritten im Zimmer auf und ab ging.

Er scherzt nur, sagte der Assessor, ich möchte wetten, er habe schon irgend einen Streich vor, die Pläne jenes Burschen zu durchkreuzen.

Jetzt trat der Hauptmann mit einiger Gravität vor seine Gattin und überreichte ihr einen Zettel, auf welchem folgende Worte zu lesen waren: Miethen Sie den Wagen nur wie zu einer Spazierfahrt, denn wir werden nicht weit mit einander reisen. In dem neuen Gasthause, eine halbe Meile vor der Stadt dürften wir am passendsten zusammentreffen. Vielleicht lasse ich das gute Kind schon dort zurück. Es wäre ja unchristlich, sie länger als nöthig zu incommodiren.

Was soll das heißen? fragte die Frau.

Da der Briefsteller früher allzu offen von seinen Plänen gesprochen hatte, so glaubte er jetzt doppelt vorsichtig sein zu müssen, und da ich ihm zuverlässig schien

Schlecht genug, warf die Frau ein, daß du dich so weit mit ihm eingelassen hast, aber wenn es nun zu einem guten Ende führt, so will ich es gern loben.

Da ich ihm alſo zuverläſſig ſchien, fuhr der Hauptmann fort, ſo trug er mir auf, die letzte Hand an das Werk zu legen. Er ſelbſt ſtellte ſich krank, um die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe deſto unbemerkter und ungeſtörter zu treffen, und ich mußte die letzten Verabredungen mit Cletilde vermitteln.

Nicht möglich! rief die junge Frau. Erſchrak ſie nicht als du dich ihr als eingeweiht in das Complot darſtelltest.

Das nicht, aber ſie war unwillig, und nachdem ſie mich mit einem Blicke, der zerſchmettern ſollte, gemeſſen hatte, ſagte ſie: Herr von Krüger, ich hätte Ihnen mehr Theilnahme an meinem Wohle zugetraut, als ſie jetzt zeigen; denn daß Sie einen Plan unterſtützen, der Ihnen als höchſt verderblich für mich erſcheinen muß, verräth doch mehr als Gleichgültigkeit.

Und du wurdeſt nicht ſchamroth? fiel die Frau ein.

Ganz und gar nicht. Ich müßte von Ihrem Verſtande, ſagte ich, ſehr übel denken, wenn ich ihre Pläne hindern wollte. Menſchen ohne Verſtand kann man nicht wider ihren Willen zu ihrem Glücke führen; aber Leute, vor deren Einſicht ich einige Achtung habe, werde ich niemals von etwas abhalten, das ſie über ſich ſelbſt beſchloſſen haben. Und abhalten und nicht unterſtützen war hier wie ſo oft, gleichbedeutend. Darauf ſah ſie mich mit einem Lächeln an, welches ein wenig an das Verächtliche ſtreift, und ſagte: Wenn hätte es Ihnen je an einer Ausrede

fehlt! Und nun ging ſie mit Ruhe und Beſonnenheit in die Vorſchläge ein, die ich ihr zu machen hatte. Morgen Abend werden ihre Aeltern in Geſellſchaft gehen; ſie wird unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit zurückbleiben, einpacken, die etwa zurückbleibenden Dienſtboten fortſchicken, und ſich um acht Uhr in den von mir gemietheten Wagen, den mein Burſche zu ihr bringen wird, ſetzen und nach jenem Wirthshauſe fahren, wo Fuchsner mit ihr zuſammentreffen wird.

Warum fährt er nicht alsbald mit ihr? ſagte Frau von Krüger.

Offenbar um die Sache noch bedenklicher für Clotilde zu machen. Er wird den Nachmittag und den größten Theil des Abends in einer Geſellſchaft in der Nähe jenes Gaſthofes zubringen, und ſie vielleicht erſt gegen neun Uhr verlaſſen, damit recht offenbar werde, wie Clotilde ſo ganz freiwillig und ſelbſtſtändig ihm gefolgt ſei, ſo zwar, daß ihm bei einer ſpätern Erörterung der Sache nicht ſchwer werden kann, die Angelegenheit ſo darzuſtellen, als ſei ſie ihm nachgelaufen und vielleicht wohl auch, als habe er ſie in Folge ehrenwerther, tugendhafter Rückſichten zurückgeſchickt. — Du weißt nun, wie die Angelegenheit ſteht, und es bleibt dir überlaſſen, was du hierbei thun willſt.

Frau von Krüger ſuchte ſogleich Hut und Mantel, um zu Clotilde zu eilen. Sie nahm jenen Zettel mit. —

Nach einer halben Stunde kam ſie zurück, etwas außer Athem, aber ſichtlich ruhiger. Sie ſollte Bericht erſtatten.

Wir ſind noch nicht am Ziele, ſagte ſie. Anfangs wollte Clotilde gar nicht hören. Als ſie den Zettel geleſen hatte, ſagte ſie: Ich habe ſchon oft Gelegenheit gehabt, mich darüber zu wundern und zu ärgern, daß der wunderliche Menſch ſeinen Verbündeten noch ruchloſer erſcheinen will, als er wirklich iſt. Und dieſer Zettel wird ſie alſo nur dann zum Ziele führen, wenn Sie die Abſicht haben ſollten, mich an meine Aeltern zu verrathen. — Obgleich ſie ruhig ſcheinen wollte, indem ſie das ſagte, ſo zitterte doch ihre Stimme merklich. Ich beruhigte ſie aber hierüber völlig, indem ich ihr verſicherte, ich wünſchte nur ſie ſelbſt von der Verderblichkeit jenes Schrittes zu überzeugen. Und nun habe ich ſie dahin gebracht, wenigſtens noch eine Probe anzuſtellen. Ich habe ihr nämlich vorgeſchlagen, in unſerer Geſellſchaft nach jenem Wirthshauſe zu fahren, damit ſie dann, wenn ſie etwa ihren Entſchluß noch ändern ſollte, nicht ohne Schutz ſei, und mit einem gewiſſen Anſtande zurückkehren könne. Ich hoffe nämlich, daß jener Abſcheuliche, wenn er meint, daß ſie den entſcheidenden Schritt gethan habe, die Maske inſoweit ablegen wird, daß ſie über ſeine eigentliche Zwecke nicht mehr im Zweifel bleiben kann.

Und haſt du denn bedacht, fragte der Hauptmann, in welche Verwicklungen du dadurch uns und namentlich

dich ſelbſt verſtrickſt? Sollte ſie vielleicht gar dennoch ihre Reiſe mit ihm fortſetzen, ſo erſcheinen wir als Beförderer der Entführung, und ſelbſt wenn ſie mit uns zurückkehrt, ſo kann der kleinſte Umſtand Veranlaſſung zu den ſeltſamſten Gerüchten geben, zumal da dieſe ungewöhnliche Abendſpazierfahrt ohnehin Vielen verdächtig erſcheinen wird.

Das will ich gern tragen, wenn ich nur meinen Zweck erreiche.

Brav! ſagte der Hauptmann lächelnd. Dieſer Entſchluß iſt bei deiner ſonſtigen Aengſtlichkeit ſo heroiſch, als jemals irgend ein Märtyrer gehandelt hat, und daher wäre es Sünde, dir nicht beizuſtehen. Aber Gepäck ſollte ſie wenigſtens nicht mitnehmen.

Das wird ſie auch nicht.

Da indeſſen bei Ausführung dieſes Planes Clotilde, wenn auch nur auf Augenblicke, einer unwürdigen Behandlung ausgeſetzt war, ſo ſchlug ſpäter Frau von Krüger noch eine Abänderung des urſprünglichen Entwurfs vor. Sie hatte ein kluges gewandtes Dienſtmädchen, deren Geſtalt der Clotildens ſehr ähnlich war. Dieſe ſollte die Geſellſchaft begleiten und dann in Clotildens Kleidern deren Rolle ſpielen. Der Hauptmann nahm den Vorſchlag gern an, weil die Unternehmung dadurch beluſtigender zu werden verſprach, und auch Clotilde hatte nichts dagegen ein-

zuwenden, da im Falle vorzeitiger Entdeckung der Sa[illegible] es als ein Scherz behandelt werden konnte.

Der Hauptmann, seine Gattin, Clotilde und das wohl herausgeputzte Dienstmädchen setzten sich eine Stunde vor der festgesetzten Zeit in den für Fuchsner gemietheten Wagen, fuhren nach jenem Gasthofe und ließen sich daselbst zwei Zimmer geben, aus deren einem man hören und zum Theil auch sehen konnte, was in dem andern vorging. In diesem sollte die wohlunterrichtete Zofe den Fremden, der bei einbrechender Dunkelheit erwartet wurde, empfangen, und in dem andern verbargen sich der Hauptmann, seine Frau und Clotilde.

Es war schon ziemlich dunkel als Fuchsner erschien: der Diener des Hauptmanns empfing ihn an dem Eingange des Gasthofes. „Alles in Ordnung?" sagte Fuchsner. Ganz zu Befehl, antwortete der Diener und führte jenen mit geheimnißvollem Schweigen nach dem Zimmer, in welchem die Zofe seiner wartete. Befehlen der gnädige Herr Licht? fragte der Diener nun, als er das Zimmer geöffnet hatte. Nicht nöthig, rief Fuchsner und trat ein. Meine theure Clotilde, sagte er nun, zu der in Reisekleider gehüllten Gestalt eilend, Sie haben nun den seltnen, edlen Sieg über die Gewöhnlichkeit, die Philisterei erkämpft; Sie haben den Schritt gethan, der Sie von kleinstädtischer Beschränktheit scheidet. Sie sind dadurch meiner würdig geworden. Lassen Sie uns nun das Fest unserer Vereinigung feiern.

Das Mädchen ſaß auf einem Ruhebett, den Arm auf die Seitenlehne geſtützt, das Geſicht mit den Händen faſt verdeckt. Sie ſprach ihrer Anweiſung gemäß nicht, ſondern ſeufzte nur. Fuchsner ſetzte ſich neben ſie. Wie? ſagte er, indem er den Arm um ihre Hüften ſchlang, iſt meine Freundin minder ſtark, als ich erwartete? — Streife dieſen Reſt von kleinſtädtiſcher Zaghaftigkeit von dir, Clotilde, er geziemt dir nicht. Komm, ſei mein ſtarkes Mädchen, — ſagt Wallenſtein.

Die Zofe ſtöhnte nur immer lauter, ſie machte ihre Rolle ſo gut, daß der Hauptmann zu fürchten begann, der fernere Verlauf des Schauſpiels könne die zuſchauenden Frauen in Verlegenheit ſetzen. Fuchsner war aufgeſtanden, um die troſtloſe Freundin kräftiger zu tröſten. Plötzlich hörte man ein ziemlich ſtarkes Poltern; Fuchsner war von dem aus dem andern Zimmer überſehbaren Schauplatze verſchwunden, durch einen kräftigen Stoß mehrere Schritte zurückgeſchleudert.

Wie? was? rief er nun, Widerſtand, Trotz? So wiſſe denn, daß du ganz in meiner Gewalt biſt. Ich habe unſre Flucht bereits gemeldet, ja man ſetzt uns wahrſcheinlich jetzt ſchon nach, obwohl vorläufig nach einer entgegengeſetzten Richtung. Du kannſt alſo, wenn du willſt als eine Verlorne und Geſchändete zurückkehren unter die Philiſter und dich als ein Wunderthier anſchauen, als ein giftiges Gewürm langſam zu Tode quälen laſſen. Und das dieß gewiß

geſchieht, dafür laß mich ſorgen. Ich werde ſo viele höchſt ergötzliche und höchſt wahrſcheinliche Einzelnheiten von dem, was wir hier mit einander getrieben haben zu erzählen wiſſen, daß die Schlangenzungen deiner Gevatterinnen gar tödtlich ziſchen, ihre Augen vor grimmiger Freude funkeln werden. — Entſcheide dich alſo, ob du zurückkehren, oder mit mir ziehen willſt. Aber das verſichere ich dir, daß dieß Letztere nur dann geſchieht, wenn du noch in dieſer Stunde alle prüden Prätenſionen aufgiebſt. Denn du kannſt dir wohl vorſtellen, daß ich mich nicht mit einem Frauenzimmer verbinden werde, welches mir nicht die entſchiedenſten Beweiſe gegeben hat, daß ſie nicht Willens iſt, die Erbärmlichkeit der Philiſter mit in unſere Verbindung hinüberzunehmen. Entſcheide alſo!

Die Zofe war ſtiller geworden. Als Fuchsner ſich ihr wieder näherte, rief ſie mit tiefer Stimme und in etwas allzupathetiſchem Tone: Laß mich, Elender! Fuchsner ſtutzte; dann ſchlug er ein lautes Gelächter auf. Du ſcherzeſt Clotilde? rief er. Nein wahrlich, das hätte ich dir nicht zugetraut. Bravo! So biſt du meiner würdig. Komm in meine Arme, Geliebte. In dieſem Augenblicke erkläre ich dich vor Gottes des Allmächtigen Augen für meine Meiſterin, für mein Weib.

Clotilde hatte während dieſer Scene unbeweglich geſeſſen; es war durchaus nicht zu erkennen, was in ihr vorging. Jetzt wendete ſie ſich zu dem Hauptmann mit

den ſcharf und kurz hervorgeſtoßenen Worten: Machen Sie der Poſſe ein Ende. Der Hauptmann ging nach der Thür, in dieſem Augenblicke aber bemerkte Fuchsner, daß er getäuſcht ſei, und da er zugleich im Nebenzimmer Geräuſch vernahm, ſo entſchlüpfte er faſt mit Blitzesſchnelle, eilte hinunter auf die Straße und ſchlug einen nähern Fußpfad nach der Stadt ein. Die Uebrigen fuhren nun auch wieder nach der Stadt; Clotilde ſprach kein Wort, und auch die andern ſchwiegen faſt ganz, um ſie in ihren Betrachtungen nicht zu ſtören, und auch weil ſie ungewiß waren, wie ſie ſich das Schweigen der Nachdenklichen zu erklären hatten. Ueberhaupt waren die Erwartungen des Hauptmanns, der ſich Beluſtigung verſprochen hatte, keineswegs erfüllt. Der Wagen hielt vor dem Hauſe des Oberlandesgerichtsraths; eine Dienerin ſtand vor der Hausthür; ſie trat an den Wagen. Ah! Sind Sie es gnädiges Fräulein. Ich habe recht auf Sie gewartet. — Haſt du den Aeltern die wärmern Kleider nachgetragen, wie dir befohlen war? — Vor einer Viertelſtunde. — Haſt du die Aeltern geſehen? — Ja, durch die Thür. Die Geſellſchaft ſchien recht vergnügt zu ſein. —

Clotilde nahm nun Abſchied von dem Hauptmann und deſſen Frau. Es wies ſich ſpäter noch beſtimmter aus, daß jene Verſicherung Fuchsners, daß er die Nachricht von der Entführung bereits in der Stadt ausgeſprengt habe, eine Erfindung geweſen war.

Am andern Morgen machte Fuchsner der Präſidentin ſeine Aufwartung; er hatte ſchon früher ſich zuweilen demüthiger und einſchmeichelnder gegen ſie bezeigt, und war halb und halb wieder in ihre Gnade aufgenommen worden. Heute benahm er ſich nun liebenswürdiger als je, ſeine Rede war geſchmückt mit zierlichen und ſchmeichelhaften Scherzen und mehr als je von ehrerbietigen und verbindlichen Geberden begleitet.

Da bin ich geſtern, ſagte er unter Anderm, Stichblatt eines guten Witzes geweſen. Ich liebe den Witz ſo ſehr, daß ich ihn ſelbſt dann noch liebenswürdig finde, wenn er gegen mich gerichtet iſt.

Die Frauen wurden ſehr neugierig; er mußte erzählen. Ich bekomme, ſagte er, geſtern Morgen ein Billet, in welchem ich bei Himmel und Hölle beſchworen werde, mich eines Unglücklichen anzunehmen, der ohne meine Hülfe verſchmachten müſſe, aber zu verſchämt ſei, mich offen und geradezu anzugehen. Ich möchte daher, wenn ich irgend menſchlich fühlte, gegen Abend mich in dem bekannten neuen Gaſthofe vor der Stadt einfinden, wo mir nähere Auskunft gegeben werden würde. Ich finde mich ein, ein Frauenzimmer in Thränen ſchwimmend, erwartet mich, und erzählt mir eine ſchauderhafte Geſchichte; ihr Vater hatte den Knochenfraß, ihre Mutter, weiß Gott, welche andere Seuche, von ihren Geſchwiſtern war glaube ich, ein halbes Dutzend

ſchon verhungert, andere waren im Begriff, nachzufolgen. Und das Alles ſtellte ſie mir mit ſo vieler Kunſt dar, daß ich mich unendlich gerührt fühlte, ihr alles Geld gab, was ich zu mir geſteckt hatte, ihr auch verſprach, mich bei meinen Freunden zu verwenden, damit ihr und den Ihrigen dauernde Hülfe werde. Als ich nun ſo auf dem Gipfel der Rührung angelangt bin, ſchlägt die Unglückliche plötzlich ein lautes Gelächter auf, und offenbart ſich mir als feile Dirne.

Wie? was? rief die Präſidentin entrüſtet, und dieſen Streich loben Sie? Das iſt ja die frechſte Unanſtändigkeit, die jemals hier erhört ward.

Der Einfall war nicht ganz zart, erwiederte Fuchsner, aber witzig; denn er faßte mich mit ſehr richtigem Blicke bei meiner ſchwachen Seite. Ich bin allzu leicht zu rühren; den Fehler habe ich ſeit meiner früheſten Jugend vergeblich abzulegen mich bemüht. Und überdieß war der Scherz eine gelungene Parodie alles menſchlichen Thuns und Treibens.

Aber doch entſetzlich unanſtändig! rief die Präſidentin wiederholt mit ſteigender Entrüſtung. Und haben Sie denn gar keinen Verdacht, wer dieſen Streich angeſtiftet habe.

O höchſt zuverläſſigen, antwortete Fuchsner. Denn in dem Augenblicke, als ich auf die erwähnte Art enttäuſcht ward, wurde die Thür geöffnet, und hereintraten, Herr Hauptmann von Krüger nebſt Frau Gemahlin und Fräulein Clotilde Thalmann.

Nicht möglich. Und sie bekannten sich zu dem Streiche?

Keineswegs. Sie stellten sich an, als kämen sie ganz zufällig dazu. Der Hauptmann bedauerte unendlich, daß er störe, er habe nicht geahnt, daß hier so gute Gesellschaft anzutreffen sei, und dergleichen mehr. Aber ich las in seinen Mienen ganz genau den wahren Verlauf der Sache. Seine Frau und Clotilde mochten indessen unschuldig sein.

Aber was in aller Welt kann ihn denn zu diesem unanständigen Benehmen veranlaßt haben? fragte die Präsidentin.

Auch das ist nicht schwer zu errathen. Sie haben vielleicht auch gelegentlich bemerkt, daß ich Clotilde Thalmann zuweilen ein wenig ausgezeichnet habe. Ich machte ihr aus Langeweile einigermaßen den Hof. Das hat, wie ich merke, den Herr Hauptmann verdrossen, und er hat ihr nun, wie es scheint zeigen wollen, daß ich schlechte Gesellschaft liebte. Einige Eifersucht war offenbar im Spiele.

Wie! sagte die Präsidentin zur Tochter gewendet, hast du denn jemals bemerkt, daß Adolph Clotilden Aufmerksamkeit zu widmen scheine.

Je nun, sagte die Tochter, ich will nichts gesagt haben, aber zuweilen schien es mir allerdings so.

Er hat auch, wenn ich nicht sehr irre, sagte Fuchsner, einigen Grund, sich nach Entschädigung umzusehen; denn das Band seiner Ehe scheint, auch von andrer Seite her, sehr locker geknüpft. Die Achtung vor Ihnen meine

Gnädigen verſchließt mir den Mund, ſonſt könnte ich ſo Manches anführen, was ich gelegentlich erlauſcht habe. — Der Aſſeſſor Naumann ſcheint ein recht gebildeter Mann zu ſein; es thut mir recht leid, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe ihn näher kennen zu lernen.

Er empfahl ſich jetzt eilig, wie, um nicht zuviel zu ſagen.

Nun, ſiehſt du, Adelaide, ſagte die Präſidentin mit ſehr bedenklicher Miene zu ihrer Tochter, ich habe es ſchon oft geſagt, daß Emilie durch ihre Unvorſichtigkeit ſich noch in übeln Ruf bringen wird. Ich will recht gern glauben, daß durchaus nichts Unziemliches zwiſchen ihr und dem Aſſeſſor vorfällt, aber ſie ſollte der Menſchen wegen auch den entfernteſten Schein des Böſen meiden. Und ſie muß ſich doch wirklich ziemlich auffallend betragen haben, da dieſer Fremde, der ſie faſt gar nicht kennt und geſehen hat, doch ſogleich Bemerkungen dieſer Art zu machen Veranlaſſung gefunden hat. Zwar habe ich noch durchaus nichts bemerkt, was übel gedeutet werden könnte; aber ich bin immer noch zu gut und zu nachſichtig. Haſt du ſie vielleicht ſchon allein getroffen?

Die Tochter zuckte die Achſeln. Wenn ich nicht ſehr irre, — ſagte ſie, ja, einmal habe ich ſie allein getroffen.

Deſto ſchlimmer, fuhr die Mutter fort, ſie ſollte gar nicht den Beſuch eines jungen Mannes annehmen, wenn ihr Mann nicht zu Hauſe iſt, und am wenigſtens den

Aſſeſſor. Denn daß er verliebt in ſie iſt, liegt doch ganz klar am Tage. Er kommt faſt täglich in das Haus, und das thut ein Mann wie der Aſſeſſor wahrlich um des Hausherrn willen nicht, und er würde auch andere Mädchen nicht ſo gleichgültig und faſt geringſchätzig behandeln, wenn er nicht Emilien anziehender fände, als gut iſt. — Nein! nein! das muß geändert werden, ich muß mich ſchon entſchließen, einmal mit ihr deßwegen zu ſprechen. Ich habe es immer noch aufgeſchoben, weil ich glaubte, ſie würde ſelbſt einſehen, was hier vernünftig und nothwendig iſt: aber jetzt kann ich das nicht länger mit anſehen.

Mit Erſtaunen vernahmen jetzt die Frauen, daß Fuchsmer ſich von Neuem anmelden laſſe. Stellen Sie ſich vor, meine Gnädigſten, rief er haſtig, als er eingetreten war; ſo eben habe ich erfahren, daß ein ſchwarzes Complott gegen mich geſchmiedet wird. Man will mit Bezug auf den geſtrigen Vorfall die ſchändlichſten Verläumdungen von mir verbreiten. — Und nun erzählte er die Geſchichte der letztvergangenen Tage faſt ganz ſo, wie ſie wirklich war, und ſetzte dann hinzu: So ungeheure Lügen wagt man zu erdichten, zu verbreiten. Ich aber bin ganz ruhig dabei. Denn die Wahrheit dringt doch zuletzt durch.

Und willigt denn Clotilde in dieſe Kabalen? fragte die Präſidentin.

Ei freilich, antwortete Fuchsmer. Und das iſt mir ſehr erklärlich. Denn ich habe ſie in der letztern Zeit ein-

gemaßen verwahrlöſet, weil ich einſah, daß ſie doch wenigen Geiſt hat, als ich anfangs glaubte. Und dafür rächet ſie ſich nun.

Die Präſidentin war höchlich entrüſtet über dieſe verrätheriſchen Umtriebe, und fühlte ſich berufen, als Beſchützerin der gekränkten Unſchuld aufzutreten. Sie verſprach mit herablaſſender Miene, den mißhandelten Fremden gegen Verläumdungen jeder Art zu vertheidigen. Sie begab ſich ſogleich zu ihrer Schwägerin und hielt dieſer eine wohlgeſetzte Strafpredigt, die jedoch in Worte der innigſten freundſchaftlichſten Theilnahme eingekleidet war. Die junge Frau hörte ſie ſchweigend an, und als jene eine Pauſe machte, um den Erfolg ihrer Rede zu erwarten, ſagte ſie mit einiger Aengſtlichkeit: daß uns Adolph doch nicht hört. — Sie deutete dabei auf die Thür des Nebenzimmers, in welchem der Hauptmann ſich befand. Die Präſidentin hielt dieſe Aengſtlichkeit für ein Zeichen von Schuldbewußtſeyn, und fuhr daher in ihren Ermahnungen und ſchlecht verhüllten Vorwürfen um ſo eifriger und mit erhöhter Stimme fort, theils um die junge Frau mehr zu ängſtigen, theils auch, weil ſie den Hauptmann herbeizichen und mit in ihre Strafpredigt einſchließen wollte. Emilie ſtand nun auf und ging mit einiger Haſt im Zimmer auf und ab; ihrer bemächtigte ſich eine Stimmung, die aus Aengſtlichkeit und Muthwillen gar ſeltſam gemiſcht war. Sie trat daher vor die eifernde Verwandte und faßte die Hände zuſammen und wie ſie be-

mitleidend zu ihr: Um Gottes willen, wenn Adolph dich hört, so wirft er dich die Treppe hinunter. —

Diese unerwartete Rede erschütterte einigermaßen den Muth der Präsidentin, sie vergegenwärtigte ihr die Weise des Hauptmanns, der allerdings sehr rücksichtslos sein konnte, und versuchte sie ihren Rückzug zu nehmen. Sie konnte aber doch nicht unterlassen, ihr beim Abschied noch eine Mittheilung zu machen, die, wie sie meinte, großen Eindruck auf die Schwägerin machen müsse. Ich weiß recht gut, sagte sie, warum dein Mann gewisse Dinge so sehr begünstigt, und Clotilde Thalmann wird das auch wissen.

Als sie sich entfernt hatte, trat der Hauptmann aus dem Nebenzimmer. Was hatte denn die alte Schachtel? sie war ja gewaltig beredt, sagte er.

Du weißt ja, antwortete Emilie nur wenig verdrießlich, die alte Geschichte, an der du die größte Schuld trägst. Denn du zwingst mich fast, mich auf eine Weise zu betragen, die uns diesen Leuten einmal verdächtig macht.

Das dachte ich wohl, sagte lachend der Hauptmann, ich bin auch nur deswegen nicht herausgekommen, weil ich weiß, daß dergleichen zarte Begegnungen dir unangenehm sind. Aber du kannst ihr immer sagen, daß ich ein zweitesmal nicht so rücksichtsvoll sein würde.

Wir haben überhaupt, sagte die Frau ablenkend, mit unserm gestrigen Feldzuge schlechte Geschäfte gemacht. Ich

war verbin bei Clotilde: ſie iſt verdrießlich und in ſich gekehrt und das kann ich ihr nicht verdenken, denn ihre Lage iſt jetzt peinlicher als je. Und die Mutter gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie, wenn wir uns nicht in die Angelegenheit gemiſcht hätten, ſchon noch eine anſtändige Verbindung mit dem Fremden zu bewirken gewußt hätte, was jetzt nicht möglich ſei, da er ſich nicht mehr ſehen laſſe.

Der Hauptmann lachte herzlich. Nun ſiehſt du, ſagte er, lohnt es wohl der Mühe, wenn man ſich der Philiſter annimmt?

Fortunat blieb nur noch einige Tage in jener Stadt: als er abgereiſt war, ſagte der Juſtizrath zu ſeiner Frau: ich habe mir den Menſchen doch edler gedacht, als er ſich nun zeigt: es fehlt ihm doch ſehr an Herz. Denn ſonſt würde er ſich in unſerm ſtillen Familienkreiſe heimiſcher gefühlt haben. Aber hat er wohl herzlich nach uns gefragt, obwohl er bei uns wohnte?

Ueber das erzählte Abenteuer war zwar Anfangs die Meinung des Städtchens getheilt, aber man erfuhr allmählig ſo ziemlich die Wahrheit. Nur die Präſidentin blieb unwandelbar bei der Ueberzeugung, der Fremde ſei ſchändlich verläumdet worden.

Clotilde aber war seit dieser Zeit ruhiger und gefaßter, und seltsamer Weise wurde sie auch von ihren Bekannten, selbst von ihrer Mutter, als das erste Aufsehen vorüber war, mit mehr Rücksicht, ja Achtung, als früher behandelt; sie hatte sich emancipirt.

Ueber den jetzigen Standpunkt des Theaters und der dramatischen Literatur in Deutschland.

Von

Richard Morning.

Unter den mannigfaltigen Klagen, die jetzt von verschiedenen Seiten gehört werden, wird allgemein die über den dermaligen Standpunkt unsers Theaters und unserer dramatischen Literatur, als eine der triftigsten und beherzigenswerthesten erkannt. Es sind nun bereits Jahrzehende verflossen, in denen auch nicht ein einziges wahrhaft bedeutendes, die Herzen des gesammten Volkes dauernd durchschütterndes Drama über die Bühne gegangen ist. Die meisten der neuern Erscheinungen tragen den Stempel der Mittelmäßigkeit. Nach einem kurzen, oft ephemeren Dasein sind sie wieder vom Repertoir verschwunden, um anderen, vielleicht noch werthloseren Stücken Platz zu machen, und wenn sie sich ja eine Zeitlang auf demselben behaupteten, so war dieß keineswegs die Folge ihres größeren Werthes, sondern in der Regel nichts weiter, als der Sieg, den das Entschieden Schlechte

und offenbar der Geschmacklosigkeit huldigende Lust über das Mittelmäßige, ja leidlich Gute hervorzutreten pflegt. Weit größer noch als die Zahl der vorhandenen Bühnenstücke ist die Masse derjenigen dramatischen Dichtungen, welche niemals auf der Bühne erschienen sind, sondern nur durch die Offizinen der Buchhändler den Weg ins Publikum eingeschlagen haben. Dieser Weg ist aber für das Drama noch schwieriger und mißlicher, als jener. Wenn das Publikum lesen will, greift es lieber zu Novellen und Romanen, und es hat darin, genau genommen, nicht Unrecht. Daher haben denn von den bloß durch den Druck publicirten Dramen im Durchschnitt nur sehr wenige eine allgemeine Verbreitung erlangt, die Mehrzahl ist vielleicht nur von den Verwandten und guten Freunden des Dichters gelesen, und manches Gute mag dabei untergegangen sein. So bietet auch die Literatur in dieser Hinsicht im Ganzen einen dürftigen Anblick dar. Doch haben sich in der neuesten einzelne Leistungen, die, was den allgemeinen poetischen Werth betrifft, einen weit höheren Rang als so manche Bühnenstücke einnehmen und die nur um deswillen bloß haben nachstehen müssen, weil ihnen wohl die dramatische Wirkung oder auch nur der sogenannte Bühneneffect abzugehen pflegte.

Dieser traurige Zustand der dramatischen Kunst wird wie gesagt, allgemein gefühlt. Man erkennt, es muß anders werden; und doch sieht man nicht, was und wie

geſchehe, um eine Aenderung herbeizuführen. Kommt in den geſelligen Verhältniſſen dieſer Punkt zur Sprache und verſucht man, ſich die Gründe dieſer Erſcheinung klar zu machen, ſo iſt man in der Regel ſchnell mit ſeinem Urtheil fertig. Man ſchiebt gemeinhin die Schuld kurzweg auf die dramatiſchen Dichter und ſpricht über ſie in Bauſch und Bogen das Verdammungsurtheil aus. „Ei, ſagt man, wenn nur unter den modernen Dichtern irgend einer von ächter Genialität und voller dramatiſcher Kraft wäre, es würde bald anders werden!“ — Man hatte alſo gleichſam auf einen dramatiſchen Meſſias und hofft, daß ein ſolcher ſo tief eingewurzeltes Uebel plötzlich anfgreifen und an ſeine Stelle das Aechte und Wahre einſetzen ſoll. Das heißt aber jedenfalls zu viel verlangt. So wie jetzt die Verhältniſſe ſtehen, iſt es keinem Dichter mehr möglich, mit einem gewaltigen Schlage das ganze Volk zu electriſiren. Damals, als Schiller ſeine Räuber, als Goethe ſeinen Götz von Berlichingen, als Leſſing ſeine Emilia Galotti brachte, war Alles ganz anders. Damals war die deutſche Literatur noch im Werden begriffen, das Volk hatte bis dahin noch nichts gehabt, es hatte von einer ſolchen Kraft noch keine Ahnung, und mußte daher nothwendig von derſelben ergriffen und fortgeriſſen werden. Wie aber ſteht es jetzt? — Es giebt keinen Grad der Kraft, an welchen das Volk jetzt nicht ſchon gewöhnt wäre, und doch kann eine ſolche Wirkung auf die große Maſſe nur durch das Dramatiſche in

der Kunſt erreicht werden. Selbſt die Uebertreibung, falls ſie noch möglich wäre, wirkt nicht mehr; die Empfindung des Volks für das Große und Gewaltige iſt ſchon abgeſtumpft, und für die Schönheit des rechten Maaßes, für die Claſſicität der Form hat nur eine kleine Anzahl den Sinn bewahrt.

Der Grund des Uebels ſcheint mir alſo weniger in der Unzulänglichkeit der neueren Dichter und in ihrem Mangel an poetiſcher Befähigung zu ruhen, als vielmehr in allgemeinern Verhältniſſen, die theils mit dem Gange unſerer poetiſchen Literatur, theils mit der Stellung, welche der Dichter zum Leben und zur Bühne und die Bühne zum Staate und zum Volke einnimmt, in Verbindung ſtehen.

Was zunächſt die literariſchen Verhältniſſe betrifft, ſo bab' ich auf den Hauptpunkt im Obigen ſchon hingedeutet. Die deutſche Poeſie iſt durch unſere großen Dichter, namentlich durch Goethe, Tieck, Jean Paul und Schiller, auf einen Höhepunkt gebracht, der für jeden Nachfolger ſchon ſchwer genug zu erklimmen, wie erſt zu überklimmen iſt. Ich will hiermit keineswegs ſagen, als ob ſchon die höchſte Stufe erreicht wäre; vielmehr halte ich dafür, daß der deutſchen Nation noch Manches zu thun übrig bleibt, und daß namentlich die Vermählung einer ſo reichen Phantaſie, wie die eines Tieck mit der claſſiſchen Abrundung eines Goethe noch als unerrungenes Ziel verſchwebt, und ich erkenne nur darum das Weiterſtreben der jüngeren Dichter

für ſo ſchwierig, einerſeits weil im Volke der Glaube erweckt iſt, das Ziel ſei ſchon erreicht; andrerſeits, weil in der That jene genannten Meiſter, wenn auch nicht die unbedingt höchſte, doch eine ſo hohe Staffel der Meiſterſchaft erklommen haben, daß ſie unmöglich von den jungen Dichtern ſchon bei den erſten Schritten, und wenn ſie mit noch zu kühner Genialität gethan ſind, erreicht werden können. Dieſer Umſtand übte bald ſeine nachtheilige Wirkung aus. Sobald nämlich ein junger Dichter mit ſeinen Productionen auftrat, konnte es nicht fehlen, daß er mit jenen älteren Meiſtern gemeſſen wurde, und es war natürlich, daß er auf ſeinem dermaligen Standpunkte den Vergleich nicht aushielt. In der That war die zunächſt ſich anſchließende Generation nicht gerade allzuhoch befähigt, und dieß hatte die Folge, daß man überhaupt den jüngern Dichtern mit Mißtrauen entgegenkam. Man hielt ihre Produkte höchſtens für würdig, die Bedürfniſſe des Tages zu befriedigen, und die Dichter ſelbſt betrachtete man als invalide Nachzügler hinter dem ſiegreich vom Kampfplatze heimkehrenden Phalanx. Voll dieſes Mißtrauens war man ſo blind, daß ſelbſt Dichter wie Rückert und Uhland lange Zeit in dieſem Kehricht begraben lagen und nicht zu der verdienten Anerkennung gelangen konnten. Sobald der talentvollere Dichter dieſes Uebelſtandes inne wurde, mußte er, wenn er nicht das allgemeine Schickſal theilen wollte, nothwendig auf Mittel denken, das Intereſſe des Publikums in erhö-

tem Grade auf ſich zu lenken. Auf dem rechten Wege gelang ihm dieß nicht, folglich mußte er, nicht gerade mit vollem Bewußtſein, ſondern von einem natürlichen Drang getrieben, zu einem falſchen greifen. Mittheilen will ſich einmal der Dichter; er bedarf des Echo's und ohne daſſelbe kommt er ſich ſelbſt ſtumm und todt vor. Um alſo dieſes Echo zu wecken, nahmen die Dichter vorzugsweiſe zu zwei Mitteln ihre Zuflucht. Entweder ſie verſtärkten ihre Stimme, oder ſie legten den Schmerz, der ſich natürlich aus dieſer ihrer Stellung in ihnen entwickeln mußte, mit in ihre poetiſchen Exclamationen hinein und ſuchten dadurch die Aufmerkſamkeit der bisher tauben und für ſie gefühlloſen Menge auf ſich zu lenken. Dieß gelang. Die Extravaganzen erſcheinen zwar als eine Zerſtörung der claſſiſchen Form; aber weil ſie von der andern Seite die bisherigen Leiſtungen überboten, weil ſie mit einer gewiſſen Keckheit und Zuverſicht, ja einer genialen Unverſchämtheit auf Anerkennung Anſpruch machten, ſo konnte man ſich ihrem Effecte nicht entziehen und ließ ſie daher als freiere und regelloſere Formen der Romantik gelten. Noch größer aber war der Eindruck, den die Productionen der jüngeren Dichter durch den ihnen eingeimpften Schmerz hervorbrachten. Dieſer Schmerz, der Ausdruck der innern Deſperation, verbunden mit jener Keckheit und Zuverſichtlichkeit, war noch nicht dageweſen, der wunderliche Contraſt frappirte, und ſo geſchah es denn, daß die jüngere Poeſie bei dem Volke

wieder zu Ehren kam, wenn ſie auch von manchen Seiten noch Anfeindungen und Verketzerungen erfahren mußte. Dieſe Rehabilitation der Poeſie im Allgemeinen half aber der dramatiſchen Poeſie insbeſondere nichts. Denn natürlich konnten jene Mittel nicht wohl anders als in der Lyrik ihre Anwendung finden. Hier nur fand die Excentricität und Zerriſſenheit der Dichtung in der Subjectivität des Dichters ihre Begründung und Entſchuldigung; auch wurde der Dichter ſelbſt vorzugsweiſe zur lyriſcher Poeſie hingezogen: denn er war in ſeiner Subjectivität angegriffen und dieſe ſuchte er daher vorzugsweiſe geltend zu machen. Daher das Uebergewicht der lyriſchen Poeſie in der neueſten Zeit, daher die wahrhaft ſchönen Blüthen, die ſie getrieben hat, und daher der humoriſtiſche, melancholiſche, tiefeindringende Geiſt derſelben, wie er uns aus den Dichtungen Heine's, Lenau's und Grün's anweht. Zum Epos, zum Drama entſchloß man ſich ſchwerer, weil man eben nicht hoffen durfte, dort ſein tiefſtes Innere als ſolches aufſchließen zu können. Geſchah es aber, ſo konnte man ſich auch hier ſeiner ſubjectiven Regungen und Tendenzen nicht enthalten, und ſtatt ein klares, objectives, in ſich ſelbſt geſchloſſenes Bild hinzuſtellen, über welchem der Geiſt des Dichters nur als ſchöpferiſcher Hauch ſchwebte, gab man abermals nur ein Portrait ſeiner ſelbſt; aus allen einzelnen Perſonen, Situationen und Handlungen ſprach wieder die individuelle, gereizte Gemüthsſtimmung des Dichters heraus, und ſo er-

hielten wir bei allem ſonſtigen poetiſchen Werthe ſtatt eines dramatiſchen, wiederum ein lyriſches Gedicht, an welchem die dramatiſche Form kaum etwas mehr, als eine rein-äußerliche Faſſung war. Auch die Ueberſchreitung des Maaßes wurde im Drama widerlicher und unerträglicher, als im lyriſchen Gedicht. Eben weil das Drama auf eine objective Geltung Anſpruch macht, erſcheint in ihm Alles, was über die Gränzen der äußeren oder inneren Wahrheit hinausgeht, als verfehlt und entſtellt, und ſtatt uns, wie aus der Willkühr der lyriſchen Subjectivität heraus, zu frappiren, offendirt es uns nur. — Dieſe Krankheitsſtoffe ſind bald mehr, bald minder tief in die dramatiſchen Werke faſt ſämmtlicher jüngerer Dichter eingedrungen und gerade die talentvollſten haben am meiſten davon gelitten, weil ſie natürlich den Zwieſpalt zwiſchen ihrem Innern und der äußeren Stellung, ſo wie auch den Schmerz über das Unvermögen, den höheren Standpunkt auf natürlichem Wege zu erreichen, am tiefſten und empfindlichſten fühlen mußten. Werner, Platen, Grabbe, Lenau, Gutzkow u. m. A. bieten ſich für dieſe Behauptungen als die überzeugendſten Belege dar; andere Dichter dagegen, welche ſich von jenen Extravaganzen frei zu erhalten wußten, ließen es daher wieder auf der anderen Seite fehlen, und ſo waren auch ſie nicht im Stande, dem Uebel abzuhelfen. Die größere Maſſe derſelben iſt ohne einen nur flüchtigen Eindruck verſchwunden und vergeſſen; manche derſelben aber ſind, durch äußere Verhältniſſe ver-

anlaßt, nach einem viel verſprechenden Anfange zu ziemlich ordinären Routiniers und Fabrikarbeitern herabgeſunken.

Außer dieſem Einfluß allgemeiner literariſcher Verhältniſſe iſt hier noch die hemmende Einwirkung einzelner Dichter zu erwähnen. Ich verſtehe darunter zunächſt Goethe, dann aber vor Allem Schiller.

Goethe hat vorzüglich dadurch geſchadet, daß er das deutſche Drama zu einer claſſiſchen Abrundung in der Form gebracht hat, eh' es ſeinem Inhalte nach dafür reif war. Goethe war ein großer Dichter, wie es nur je einen gegeben; aber ein dramatiſcher Dichter, im vollſten Sinne des Worts, war er nicht. Wir dürfen dieſes Urtheil mit Recht über ihn ausſprechen, welches er mit Unrecht über Shakſpeare gefällt hat. Shakſpeare war durch und durch dramatiſch. Es iſt faſt kein Satz, kein Wort in ihm, das nicht ſeine beſtimmte dramatiſche Wirkung in ſich trüge, kein Ausſpruch, bei dem der Schauſpieler, ſobald er den Sinn aufgefaßt, in Verlegenheit ſein könnte, wie er geſprochen, wie er dargeſtellt werden müſſe. Shakſpeare beſaß, wie ich bereits an einem andern Orte beſprochen habe, eine ächt dramatiſche, nämlich ironiſche Weltanſchauung; Goethe dagegen eine durchaus undramatiſche, nämlich eine pantheiſtiſche. Shakſpeare betrachtete die einzelne Erſcheinung ſtets als ein Werdendes, Goethe als ein bereits Vollendetes. Shakſpeare verfolgte die einzelnen Momente nach ihrer lebendigen Entwickelung, nach ihrem draſtiſchen Fort-

ſchritt zur Vollkommenheit; für Goethe dagegen war alles ſchon fertig, ſchon vollkommen in ſich, es bedurfte der Entwicklung nicht mehr. Daher ward es Goethe'n ſo leicht, jedem einzelnen Gedanken, jeder beſonderen Gemüthsſtimmung, jeder beliebigen Handlung den Stempel der Totalität aufzudrücken. Er ſah einmal Alles ſogleich in ſeinen beſtimmten Gränzen, in ſeiner Abgeſchloſſenheit, in ſeiner mikrokosmiſchen Selbſtſtändigkeit, und es konnte ihm daher gar keine Mühe machen, es eben ſo wieder zu geben. Daher der göttliche Odem, der uns aus jedem ſeiner kleinen Lieder, aus ſeinen einzelnen Sprüchen und aus dem Geſammtbilde ſeiner größeren Dichtungen anweht. Aber ſobald er eine Handlung oder Begebenheit ihrer ſucceſſiven Geſtaltung nach darſtellen will, hat er, wie man deutlich bemerken kann, mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Handlung ſteht mit ihren Hauptumriſſen ſogleich von Vorn herein zu abgerundet vor ihm da, und, um eine Entwicklung hineinzubringen, bleibt ihm nichts übrig, als die Motive nachzuweiſen. Dieſe Motive ſind aber häufig rein innerliche Zuſtände und treten nur im Dialog oder Monolog äußerlich hervor. Wir erhalten alſo ſtatt eines dramatiſchen Fortſchrittes der Handlung nur eine pſychologiſche oder dialectiſche Vorbereitung derſelben, und wie tief und treffend dieſe auch immer ſein mag, ſo entbehrt ſie doch des ächtdramatiſchen Effekts. An einem Drama muß aber Alles dramatiſch ſein. Jedes einzelne Moment der Entwicklung

muß ſich wieder zu einem kleinen Drama geſtalten, wie jedes Glied eines Körpers wieder der Repräſentant des ganzen Körpers iſt, und wie jeder Zweig als ein kleiner Baum, jedes Blatt als ein kleiner Zweig betrachtet werden kann. Das hat aber Goethe nur ſelten verſtanden. Egmont, Iphigenia, Taſſo, Eugenie u. a. haben eine mehr ideale und pſychologiſche, als äußerlich anſchauliche und darſtellbare Entwicklung; im Fauſt aber hat er zwar jeden Fortſchritt der Idee zu einer lebendigen, friſch heraustretenden Handlung concreſciren laſſen, ohne aber die einzelnen Handlungen ſelbſt in eine engere dramatiſche Verbindung zu ſetzen. Sie ſind äußerlich ſehr locker an einandergereiht und werden nur durch die ſich hindurchziehende Idee zu einem Ganzen zuſammengehalten. Ohne dieſe innere Verbindung, würden ſie wie Perlen ohne Faden auseinander fallen. Götz iſt faſt das einzige Stück, das in dieſer Beziehung den dramatiſchen Geſetzen mehr oder weniger Genüge leiſtet und in welchem Idee und Handlung gleichmäßig und ſich gegenſeitig durchdringend zum endlichen Abſchluß fortſchreiten. In allen übrigen Dramen iſt dieſe Ineinsbildung nur mangelhaft erreicht und die rüſtige Idee ſpringt oft von der matten Handlung, wie ein ungeduldiger Ritter von ſeinem langſamen Gaule, herunter und führt dieſelbe nur wie am Zaume hinter ſich her. — Dieſer Mangel einer ächt dramatiſchen Lebensanſicht äußert ſich auch in ſeiner Sprache, in der Faſſung und Gliederung

ſeiner Gedanken. Die Sprache ſeiner dramatiſchen Perſonen iſt zwar charakteriſtiſch und individuell und verliert ſich nicht, wie die der Schiller'ſchen Figuren, in ein allgemeines, unterſchiedloſes Pathos; aber es fehlt ihr das ſichere, beſtimmte Colorit des Augenblicks, der beſonderen, eigenthümlichen Situation, deren natürlicher, von ſelbſt hervorquellender Ausdruck ſie ſein ſoll. Sie iſt daher für die tragiſchen Momente gewöhnlich nicht thatenſchwanger, nicht leidenſchaftlich, nicht überwältigend genug, für die komiſchen Scenen aber geht ihr die Lockerheit, Ungebundenheit und die nach allen Seiten ſchillernde Verſatilität ab. — Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Behauptungen ausführlicher darzulegen, und es bedarf deſſen auch nicht, da Jeder, der die Goethe'ſchen Dramen in dieſer Hinſicht mit den Shakſpeare'ſchen vergleicht, auf der Stelle den gewaltigen Unterſchied zum Nachtheil Goethe's fühlen muß. Es iſt alſo wohl klar, daß das Goethe'ſche Grundeigenthum am deutſchen Parnaß nicht eigentlich der Boden war, in dem das deutſche Drama zum üppigen und kräftigen Auswuchs gelangen konnte; weil aber Goethe ein tüchtiger Forſtmann und Gärtner war, ſo wußte er trotz dem ungünſtigen Boden doch unter Allen die ſchönſten und herrlichſten Bäume zu ziehen, deren edler, wohlgefälliger Wuchs das, was ihnen an Größe und Kühnheit abging, weniger vermiſſen ließ. Es ging alſo dem Schauſpiel in Goethe's Händen, wie es zuweilen dem weiblichen Körper geht: es erhielt, als es noch in der

Entwicklung begriffen war, ſchon eine vollendete Ausbildung der Form und wurde eben dadurch in ſeiner vollſtändigen quantitativen und dynamiſchen Entwicklung gehemmt.

Weit nachtheiliger jedoch hat Schiller auf den Fortſchritt des deutſchen Dramas gewirkt. Während nämlich Goethe durch die klaſſiſche Abrundung ſeiner Dramen, alſo durch etwas an ſich Vollkommenes, nur eine gewiſſe Klaſſe der Kunſtrichter beſtach, blendete dagegen Schiller durch einen falſchen deklamatoriſchen Glanz, durch eine unnatürliche Emporſchraubung aller Lebensverhältniſſe, alſo durch wirkliche Auswüchſe, die Augen des geſammten Volkes und erweckte und nährte in ihm den Wahn, als ob nun das höchſte, unüberſteigbare Ziel errungen, alles Vergangene, ſelbſt Shakſpeare, überſtrahlt und alles Nachfolgende unnöthig und überflüſſig gemacht wäre. Es iſt hier nicht meine Abſicht, Schiller herabzuſetzen; aber durchaus nothwendig erſcheint es mir, daß endlich einmal die ſeichten Bewunderer Schillers von ihrer Schwärmerei zurückkommen, zumal da ſie oft weiter nichts als gedankenloſe Nachbeterei und Selbſttäuſchung iſt. Käm es einmal darauf an, Schiller mit gediegenen Gründen zu loben, ſo wüßten ſeine ſogenannten Gegner gewiß mehr zu ſeinem Ruhme zu ſagen, als die große Maſſe ſeiner Lobhudler. Viele derſelben, meiſt zur Klaſſe der Halbgebildeten gehörig, ergötzen ſich an ihm nur, weil ſie bei ihm die allgemeinen Gedanken,

auf welche auch ſie wohl ſchon gekommen ſind, in einer überraſchenden, prächtigen Diction ausgedrückt finden und ſich ſelbſt dadurch gehoben fühlen; noch mehre aber haben in der That gar keinen Genuß bei ihm. Sie preiſen Schiller, und gehen in Pfefferröſel, in Hinko, in die drei Tage aus dem Leben eines Spielers u. ſ. w. Sehen ſie aber einmal ein Schiller'ſches Trauerſpiel, ſo fühlen ſie, genau betrachtet, nichts dabei, ja ſie langweilen ſich. Aber es iſt eine erhabene Langeweile, man wird ſich ihrer nicht klar bewußt oder geſteht ſie nicht; es iſt einmal hergebracht für Schiller enthuſiasmirt zu ſein. Viele, die ihn mit Begeiſterung preiſen und ihn, wenn er angegriffen wird, mit faſt fanatiſchem Eifer vertheidigen, haben ihn vielleicht nur ein einziges Mal, in ihrer ſchwärmeriſchen Entwicklungsperiode, geleſen, und ſtürben vor langer Weile, wenn ſie ihn noch einmal leſen ſollten. Aber ſie wiſſen doch immer ein paar Worte über ihn zu ſagen, er iſt einmal als billiger Claſſiker in ihren Bibliotheken, es iſt ihm eine große Statue errichtet, zu der ſie vielleicht ſelbſt einen Beitrag geliefert haben; folglich muß er gerühmt und geprieſen werden. — Es ſcheint dieſes vielleicht zu ſcharf ausgeſprochen, aber es war für meinen Zweck nothwendig. Ehe nicht im Publikum die Anſicht ausgerottet iſt, daß in Schiller das Ideal errungen ſei, haben wir für die dramatiſche Literatur keine Beſſerung zu erwarten. Denn einerſeits hemmt eine ſolche Anſicht die freie Entwicklung

des aufblühenden Talents, andrerſeits raubt ſie den wirklich beſſern Werken die nothwendige Reſonanz, ſo daß ſie, wie ein an ſich treffliches Inſtrument in einem dumpfen Zimmer, effectlos verhallen.

Außer Goethe und Schiller haben natürlich auch noch manche Andere ungünſtig auf die Fortbildung der dramatiſchen Literatur und des Theaters gewirkt. So hat z. B. Jean Paul allzuweit von der dramatiſchen Form abgelenkt und dem Theater vielleicht manches Talent entzogen; Tieck hingegen, der es eine Zeitlang mit der deutſchen Bühne wohl am eifrigſten meinte und ſie auf den rechten Standpunkt zu heben ſuchte, zeigte ſich dabei nicht nachgiebig genug, er verfuhr zu rückſichtslos und bilderſtürmeriſch, erweckte dadurch im Publikum Mißtrauen gegen ſich und konnte ſeine Abſichten nicht erreichen. Späterhin aber hat er durch Ausbildung der Novellenform gleichfalls der dramatiſchen Literatur Abbruch gethan und überhaupt, wahrſcheinlich durch übelwollendes Entgegenkommen entmuthigt, auf eine allgemeine Hebung des deutſchen Bühnenweſens Verzicht geleiſtet; dafür aber freilich in ſich ſelbſt eine Bühne aufgeſchlagen, die in ſolcher Vollkommenheit ſelbſt unter den günſtigſten Umſtänden ſich ſchwerlich ſo bald geſtalten möchte.

Ein zweiter Hauptgrund für den Verfall des Dramas iſt die ungünſtige Stellung, in welcher der deutſche Dichter zum Leben und zur Bühne, und die Bühne zum Staate

und zum Volke ſteht. Die allgemeine Aufgabe des dramatiſchen Dichters iſt es, uns ein lebendiges, in ſich abgeſchloſſenes Bild des im ewigen Fortſchritt begriffenen Lebens ſeiner unendlichen Mannigfaltigkeit und Einheit nach zu geben. Um aber dieſe Aufgabe befriedigend löſen zu können, ſind die allgemein-poetiſchen Fähigkeiten: eine ſchöpferiſche Phantaſie und die geſtaltende verarbeitende Technik, allein nicht hinreichend, ſondern er bedarf dazu einer der Phantaſie zur Seite ſtehenden Erfahrung, eines äußeren Vorbildes, einer lebendigen Anregung. Aus der reinen Phantaſie heraus läßt ſich nicht einmal ein lyriſches und epiſches, wie viel weniger ein dramatiſches Gedicht voll Mark und Lebenskraft ſchaffen. Mit der Feder in der Hand läßt ſich ein Drama höchſtens ausarbeiten, aber nicht ſeinen Grundzügen nach ins ideale Daſein rufen. Dazu iſt nöthig, daß den Dichter ſelbſt ein bewegteres Leben umrauſcht. Er muß Gelegenheit haben, die mannigfachen Wirren desſelben kennen zu lernen, er muß in gewiſſen Beziehungen ſelbſt darin verflochten ſein. Die Abgründe des Laſters, der Leidenſchaft, des Elends und die Höhenpunkte der ſittlichen Kraft, der edlen Begeiſterung, des Glückes müſſen ihm ſo bekannt und zugänglich ſein, wie das flache, breite Feld der mittlern Regionen. Er darf nicht bloß die alltäglichen, häuslichen, regelmäßig wiederkehrenden Gefühle und Beſtrebungen in ſich aufgenommen haben; noch weniger genügt es, die Conflikte der Welt aus Büchern ſtudirt zu

haben; sondern er muß vom Höchsten und vom Tiefsten, vom Fernsten wie vom Nächsten selbst schon ergriffen gewesen sein und es in sich zu einem wesentlichen Momente seiner Weltanschauung verarbeitet haben. Was aber von allem den steht dem deutschen Dichter zu Gebote? Das Leben in Deutschland ist kein dramatisches. Der Dichter kann keine dramatischen Studien machen, ja — was noch schlimmer ist, nicht einmal zu einer ächt dramatischen Stimmung gelangen. Selbst die deutsche Geschichte bietet ihm wenig brauchbare Stoffe und Charaktere, denn es tritt in ihr das Individuum selten als Individuum, sondern in der Regel nur als Repräsentant irgend einer Masse, einer Corporation, einer Idee hervor, wodurch ihm die tieferen psychologischen Elemente entzogen werden. Trotz dem würde der Genius auch das minder günstige Material zu fassen und zu gestalten wissen, wenn nur in ihm selbst der dramatische Funke zum freien Auflodern gelangen könnte. Aber wie lebt er gewöhnlich? Umschlossen von den Schranken einer engherzigen Sitte, einer in sich selbst abgelebten Gewohnheit, einer Alles ins Gleiche bringenden Polizei. In den geselligen Verhältnissen findet er höchstens eine geistreiche Unterhaltung d. h. einen Austausch aus verschiedenen Zimmern zusammengetragener Ideen; auf den Promenaden, im Theater, in den Concertsälen u. s. w. geht es nicht bunter und lebendiger her; selbst auf den Reisen hat er mit weiter keinen Hindernissen zu kämpfen, als mit denen, die

ihm die poetiſchen Hinderniſſe hinwegräumen: kurz, er kann Jahre verleben, ohne daß ihm nur eine einzige mit Kraft aus dem Kreiſe des Gewöhnlichen heraustretende Handlung vor Augen kömmt, die ihn zu dramatiſchen Productionen zu begeiſtern vermöchte. Selbſt im Kreiſe ſeiner offiziellen Thätigkeit, wenn er ja zur Verwaltung eines Staatsamtes gelangt iſt, findet er nur hemmende und deprimirende Elemente: denn auch hier darf in Niemandem ein kräftiger Entſchluß auftauchen, es ſoll einmal Alles ſeinen vorgeſchriebenen Gang geben und der einzelne Staatsdiener hat faſt weiter nichts zu thun, als Schemata auszufüllen. Die Perſönlichkeit hat als ſolche in Deutſchland ihre Bedeutung verloren; die freie That iſt aufgegangen in die legislativen Syſteme; faſt jede Bewegung, die das Individuum macht, iſt ein Product des allgemeinen Mechanismus.

Man ſieht, die Stellung des Dichters zum Leben iſt ſo ungünſtig als möglich. Demnoch wäre auch dieſer Uebelſtand vielleicht zu überwinden, wenn ihm nur wenigſtens Gelegenheit verſchafft würde, mit der Bühne, dem Surrogate des Lebens in engere Verbindung zu treten. Aber auch das iſt ihm verſagt. Die Intendanturen unſerer größeren Theater ſind meiſt in den Händen des hohen Adels, die Regie wird von Schauſpielern verwaltet, und der dramatiſche Dichter iſt alſo auf dem Gebiete, der ſein Grund und Boden ſein ſollte, ein Fremdling. Hat er ein Stück

geſchrieben und hegt den Wunſch, es auf die Bühne zu bringen, ſo bleibt ihm nichts übrig, als es irgend einer Intendantur zuzuſenden. Was thut dieſe? — Sie ſchließt es — geleſen oder ungeleſen? — in ihr Archiv, der Dichter erfährt oft nicht einmal, was daraus geworden, es vergilbt und verſtäubt, und ſtirbt als Embryo gerade da, von wo es den Weg ins freie, offene Leben zu finden hoffte. Nur wer etwa mit der Bühnendirektion in ſpeziellem Conner ſteht, oder dermaßen für den allgemeinen Geſchmack ſchreibt, daß man erwarten darf, das Stück werde ein Caſſenſtück werden, iſt von jenem traurigen Schickſal ausgenommen; wogegen jeder andere, namentlich der jüngere, noch namenloſe Dichter mit vornehmer Geringſchätzung zurückgewieſen oder — was noch chevalereſker und bequemer iſt — als gar nicht daſeiend betrachtet wird. Und was wird für ein ſolches Verfahren, wenn die Sache ja einmal zur Sprache kommt, als Grund angeführt? — Man behauptet: die Stücke der jungen Dichter ſind nicht bühnengerecht, ſie effectuiren nicht, der Verfaſſer muß erſt die theatraliſchen Verhältniſſe näher ſtudiren. — Wir wollen gern annehmen, daß ſie hierin nicht ganz Unrecht haben. Aber iſt denn der Bühneneffect das Einzige, was zu berückſichtigen iſt? Sind nicht zunächſt die rein-poetiſchen Elemente darin in Betracht zu ziehen? Und wenn dieſe Hoffnungen erwecken, iſt das nicht für den Anfang genügend? Wo und wie ſoll überhaupt der junge Dichter die theatraliſchen Verhältniſſe

kennen gelernt haben? Und wo und wie soll er Gelegenheit finden, die Lücken, um derentwillen man ihn zurückweiset, auszufüllen, wenn ihm gerade von den Bühnendirectionen jede Gelegenheit abgeschnitten wird? Kann man auf dem Trockenen schwimmen lernen? — Vielleicht aber meint man, es genüge für diesen Zweck, das Theater fleißig als Zuschauer zu besuchen und diejenigen Stücke zu studiren, die sich von dieser Seite besonders auszeichnen. Aber da ist man in großem Irrthum. Der Dichter muß die Erfahrungen an sich selbst, an seinem eigenen Stücke machen. Man weise daher seine erste Arbeit, selbst wenn sie in theatralischer Beziehung Manches zu wünschen übrig läßt, nicht von Vorn herein so schnöde zurück; man bringe sie vielmehr, vorausgesetzt, daß sie nur sonst dessen würdig ist, vielleicht mit Tilgung der allerouvertesten Verstöße auf die Bühne, man lasse ihn selbst einstudiren und stehe ihm dabei nur leitend zur Seite: da wird er lernen, da wird er einsehen, wo es fehlt, wo es zu viel ist, was wirkt, was ergreift, was belustigt, was darstellbar, was ächt dramatisch ist. Und was noch mehr ist; er wird dadurch in seinem Innersten gehoben werden, es wird Elasticität und drastisches Leben in ihn kommen, die Welt und die Weltgeschichte wird ihm in anderem Lichte erscheinen, sie wird zur großen Bühne für ihn werden, voll von Charakteren, Handlungen und Scenen für die kleine Bühne, die jetzt seine Welt geworden ist. Ganz

von ſelbſt, ohne klares Bewußtſein, ohne beſtimmten Willen, wird er ſchon bei ſeiner zweiten Schöpfung eine Maſſe von Fehlern vermeiden, die nur die nothwendige Folge ſeiner ungünſtigen Verhältniſſe waren, die er aber nicht ablegen kann, ſo lange die Verhältniſſe dieſelben bleiben. Und die Bühne ſelbſt würde weſentlich dabei gewinnen. Der Dichter, wenn er mit Recht dieſen Namen verdient, wird den Schauſpielern einen Theil ſeiner Begeiſterung einhauchen, ihr Spiel wird wieder ein lebendigeres Abbild der Poeſie werden, ſie werden im Stande ſein, das Volk wieder für das wahrhaft Poetiſche zu entzünden, und das offenbar Gemeine und Niedrige, das jetzt blos um des groben Effectes willen die erſte Rolle ſpielt, wird nach und nach von den Brettern verdrängt werden. Freilich werden unter den jungen Dichtern auch manche ſein, die ſelbſt auf dieſem Wege nichts lernen. Dieſe richten ſich dann ſelbſt, ſie werden ganz von ſelbſt vom Repertoir verſchwinden. Zu oft möchte indeſſen dieſer Fall nicht vorkommen. Denn wie ſehr eine engere Verflechtung mit dem Theater dazu beiträgt, den Bühnendichter als ſolchen zu bilden, beweiſt die Erfahrung. Die meiſten von denjenigen Stücken, die von Seiten des Effekts das größte Glück gemacht haben, rühren von Schauſpielern oder angeſtellten Theaterdichtern her. Aber freilich fehlt es dieſen in der Regel wieder an den tieferen poetiſchen Elementen: an poetiſcher Gedankenfülle und Auffaſſung und einem durchgebildeten, unverdor-

benen Geſchmack. Der Schauſpieler von Fach hat zunächſt immer nur ſich im Auge, um die Poeſie als ſolche kümmert er ſich nicht; der angeſtellte Theaterdichter aber bequemt ſich in der Regel nach den Schauſpielern und nach dem ihm zunächſtſtehenden Publikum; er wird in ſeiner gewiſſen Stellung, zumal wenn er keine Rivale zu fürchten hat, allzuſicher, betrachtet am Ende die Poeſie als eine Berufsarbeit, er dichtet nur noch auf äußeren Antrieb, und kann daher nur noch höchſt Mittelmäßiges leiſten, wenn ihm auch die Routine manchen glücklichen Coup eingiebt. Wäre nun anſtatt der Wenigen, welche auf Contrakt für die Bühne arbeiten müſſen und dadurch den Anderen den Weg verrammeln, Jedem, der in ſeinen erſten Leiſtungen allgemein-poetiſche Befähigung zeigt, der freie Zutritt eröffnet, wie bald würden ſich ganz andere Reſultate ergeben. Es würde unter den Dichtern und Bühnen ein Wetteifer entſtehen, ein Streben, es einander zuvorzuthun; während jetzt Alles im trägen Einerlei hinſchleicht und außer den Opern höchſtens einmal eine niedere Poſſe oder ein noch niedrigeres Schauderſtück eine vorübergehende Senſation macht.

Ich habe hier die Oper erwähnt. Es iſt eine ſehr verbreitete Anſicht, daß dieſe ganz beſonders es iſt, welche das unmuſikaliſche Drama zu Grunde gerichtet hat. Allerdings liegt hierin etwas Wahres, aber man würde ſich ſehr irren, wenn man hieraus überhaupt auf eine feindliche Richtung der Muſik gegen die Poeſie ſchließen wollte.

Die Oper hat nur darum dem Schauſpiel geſchadet, weil in ihr vor allen übrigen dramatiſchen Formen die Effecthaſcherei überhand genommen hat. Entfernt aus der Oper die Pracht der Decorationen, den Glanz der Coſtüme, das Blendwerk des Maſchinenweſens und vor Allem den Sinnenreiz der Ballete, und ſeht dann zu, ob die bloße Muſik noch im Stande ſein wird, einen ſo überwiegenden Zauber auf das Publikum auszuüben. Wollt ihr aber noch weiter gehen und auch die Muſik ſelbſt in ihrer Reinheit herſtellen, auch aus ihr jene falſchen, nur auf augenblicklichen Effect und Ohrenkitzel berechneten Elemente: das übertriebene Coloraturenweſen, die kahl obenauf ſchwimmenden Melodien, die geſuchten Harmonien, die erzwungene Zerriſſenheit, die über alles Maaß forcirte Kraft u. ſ. w. entfernen: ſo werdet ihr finden, daß es mit der Oper nicht viel beſſer ſteht, als mit dem übrigen Drama und daß daher nicht die Muſik an ſich es iſt, welche das Schauſpiel immer weiter in den Hintergrund gedrängt hat, ſondern die nur mit ihr in Verbindung gekommenen und von den Bühnendirectionen zu Gelderwerb benutzten falſchen Effectmittel und Beiwerke. Das iſt eben der freundliche Geiſt des Wahrhaft-Schönen, daß es ſich nicht feindlich einander im Wege ſteht und gegenſeitig vernichtet, ſondern im Gegentheil ſich wechſelsweiſe hebt und unterſtützt. Wie die goldene Einfaſſung den Edelſtein verſchönert, wie der glänzende Schmuck neuen Reiz über die Schönheit einer ſchönen Jungfrau verbreitet:

ſo fördern und ſteigern ſich unter einander auch die ſchönen Künſte, ſo lange ſie der wahren Schönheit treu bleiben. Eine Gluck'ſche, eine Mozart'ſche Oper iſt nicht im Stande, mir den Genuß eines ächt-poetiſchen Kunſtwerks zu ſchmälern und zu verkümmern. Im Gegentheil. Wenn ich geſtern die Iphigenia oder den Don Juan gehört habe, werde ich heut um ſo empfänglicher für einen Taſſo, für einen Hamlet ſein. Werden alſo die Bühnendirectionen daran denken, auch die Oper wieder zur ächten muſikaliſchen Schönheit zurückzuführen und den falſchen Flitterſtaat und die unwürdigen Lockungsmittel von ihr zu nehmen, ſo wird ſie in voller Kraft neben dem Drama fortbeſtehen können, ohne deſſen erwünſchter Reſurrection und Wiederbelebung irgendwie im Wege zu ſtehen.

Wenn aber dieſe mit Sicherheit und in demjenigen Maaße, wie es noth thut, erfolgen ſoll, muß nothwendig auch die Bühne ſelbſt zum Staate und zum Volke eine andere Stellung erhalten. Denn derjenige Platz, den ſie jetzt im Staatsorganismus einnimmt, iſt ein ihrer durchaus unwürdiger, ſie entehrender. Sie erſcheint als ein rein-commerzielles Etabliſſement, als ein Inſtitut, angelegt, einer vergnügungsſüchtigen Maſſe für Geld Vergnügungen zu bereiten, und unterſcheidet ſich alſo von einem Kaffeehauſe, einer Tabagie, einem Beluſtigungsgarten nicht weſentlich. Ein tieferer Grund, ein höherer Zweck blickt durchaus nicht aus dem jetzigen Bühnenweſen heraus, und doch iſt es ein viel zu

wichtiger und bedeutungsvoller Gegenſtand, als daß er von einer ſo niedrigen, nichtigen Seite gefaßt werden dürfte. Statt mich hier auf eine Nachweiſung der allgemeinen Wichtigkeit der Bühne einzulaſſen, möge hier nur von ihrer politiſchen Bedeutſamkeit die Rede ſein.

Als einzig würdiger und rationaler Zweck der Staatseinrichtung kann nur der betrachtet werden, eine gewiſſe Maſſe von Individuen und Familien zu einem organiſchen Ganzen zu verbinden, welches als ſolches die Idee der Vollkommenheit, die der einzelne Menſch nicht erreichen kann, in ſich zu repräſentiren ſucht. Der Staat, als die darin waltende Staatsidee gefaßt, ſetzt ſich alſo zufolge dieſes Zweckes als das Allgemeine und Umfaſſende, gleichſam als die Gottheit der durch ihn verbundenen Maſſe. Um aber dieſe Stellung zu behaupten, muß er nothwendig von ſeinen einzelnen Gliedern, den einzelnen Individuen, verlangen, daß ſie von ſich ſelbſt abſtrahiren und ſich um des Ganzen willen vergeſſen und aufheben d. h. ſich nicht als ſelbſtſtändige, freie Weſen, ſondern bloß als integrirende Theile des Ganzen betrachten ſollen. Der Menſch darf alſo, inſofern er Staatsglied iſt, gar nicht mehr an ſich und die einzelnen Erſcheinungen um ſich als an etwas um ihrer ſelbſt willen Daſeiendes denken, ſondern ſtets nur das Allgemeine, die res publica, als das Göttliche und Abſolute vor Augen haben. Daſſelbe verlangt außer dem Staate auch die Religion von ihm, welche als Staatsreligion ſtets darauf aus-

geht, die Staatsidee und die Idee des Göttlichen als einander conform und in einander aufgehend darzustellen. Auch sie dringt daher auf Abstraction von allem Einzelnen, von der Erscheinungswelt und vor Allem von dem Ich, und fordert, daß sich das Individuum über sich und die sinnliche Welt um ihn zum Göttlichen, zum Allgemeinen erheben soll. Trotz dieser Selbstaufopferung für Gott und Vaterland, welche verlangt wird, ist aber der Mensch im Staate wieder darauf hingewiesen, für sich selbst und sein reales Dasein zu sorgen: denn der Staat gewährt ihm nur die Möglichkeit, aber nicht die Wirklichkeit der Existenz. Zufolge dieser Sorge, die ihm obliegt, muß er vor Allem gerade sich und das ihm zunächst Liegende vor Augen haben, er muß einzelne besondere Interessen verfolgen, vom Allgemeinen abstrahiren, und wird also aus der idealen und universalen Welt wieder in die reale und vereinzelte Welt zurückgerissen. Es leuchtet ein, daß er hierdurch in einen Widerspruch mit sich selbst gebracht ist, der einer Vermittlung bedarf, wenn nicht das ganze Staatssystem in sich selbst zerfallen soll. Es kann zwar längere Zeit hingehen, ohne daß dabei die entgegengesetzten Prinzipien mit einander in Conflikt gerathen; sobald es aber geschieht, muß nothwendig eine gegenseitige Zerstörung erfolgen; und wenn die beiden Prinzipien sich lange Zeit ohne Vermittlung einander gegenüberstehen, muß endlich der Conflikt erfolgen. Die dauernde Verfolgung eigener, spezieller Interessen muß näm-

hwendig die Staatsidee in den Hintergrund drängen;
ngt an, das Reale, das Einzelne, als die Hauptſache
chten, man erkennt im Ganzen nur eine Feſſel,
hranke, ein feindliches Prinzip, und es endigt zu-
einer Empörung der Glieder gegen den Körper, mit
uswanderung des Volks auf den heiligen Berg.
ſt offenbar, wie nothwendig jene beiden Grund-
ie ſich jedenfalls innerhalb des Staatsverbandes bil-
ſſen, einer Vermittlung, einer Verbindungsidee be-
durch welche nicht blos der Ausbruch der Feind-
n verhütet, ſondern die Feindſeligkeiten ſelbſt aufge-
erden. Dieſes Band iſt einzig und allein die
denn ſie hat den Zweck die Harmonie nachzuweiſen
dem Beſonderen und dem Allgemeinen, dem Sinn-
nd dem Göttlichen, der Erſcheinung und der Idee.
die Aufgabe und Tendenz, die beiden entgegen-
Prinzipien, zufolge welcher das Einzelne nur als
, das Ganze nur als Ganzes gefaßt wird, mit
zu verſöhnen und zu zeigen, daß die Idee auch
nderen lebt, und das Beſondere nur etwas iſt, in-
Idee iſt. Die Kunſt iſt alſo ein nothwendiges,
ches Element für den Staat, der Mörtel, der das
ſammenhält. Er muß ſie daher auf alle Weiſe
rn und zu heben ſuchen, nicht bloß um ihrer
illen, weil ſie etwas Schönes iſt, ſondern gerade
et willen, damit ſie dem Volke Kunſtwerke hin-

ſtelle, an denen es ſich von der Betrachtung der Einzelheit zur Anſchauung des Allgemeinen, Totalen, Göttlichen erheben könne, und gerade durch die einzelne Erſcheinung, an die es ſonſt als an das für ſich Weſentliche zu glauben geneigt iſt, zu dem Gefühl gebracht werde, daß das Einzelne nur etwas iſt, inſofern es ein Ganzes, die Repräſentation der höchſten Idee iſt. Die Macht der Kunſt über die Gemüthsſtimmung des Volks iſt weit größer, als gemeinhin anerkannt wird. Wie wirkt ſie ſchon, wenn ſie dem Volke großartige öffentliche Gebäude hinſtellt, unter denen es als in ſeiner Heimath, in ſeinem Eigenthum hin- und herwandeln darf. Der Sinn erhebt ſich daran, der Stolz, das Nationalgefühl wird geſteigert; das Individuum hat ein Abbild des Göttlichen, der Idee, die es in ſich tragen ſoll, vor Augen und kann nun nicht mehr daran zweifeln. Nicht geringer iſt die Wirkung, wenn ihm wahrhaft ſchöne Werke der Sculptur und Malerei zum Genuß und zur Bewunderung freiſtehen, und wenn ihn die Muſik in das geiſterartigſte Gebiet aller Erſcheinungen hinüberreißt. Und alle dieſe Künſte ſind noch nicht einmal im Stande ihm gerade das beſondere Leben, das ihn umrauſcht und in ihm lebt, zur höchſten Idee zu verklären. Dieß vermag erſt die Poeſie und vor Allem die dramatiſche, weil ſie ihm das Leben nicht bloß für die Vorſtellung vergegenwärtigt, ſondern auch für die ſinnliche Anſchauung. Erſt durch dieſe wird er in vollkommenſter Weiſe in den Stand geſetzt zu

erkennen, daß die beiden Gegensätze im staatsbürgerlichen Leben eigentlich Eins sind; er lernt die Harmonie seines Daseins fühlen; gerade aus der Erscheinung des viel verschlungenen Lebens und der im Leben herrschenden Conflikte leuchtet ihm das Göttliche oder die Nothwendigkeit des Göttlichen und Universalen entgegen, und der Widerspruch ist also auf das Beste gelöst.

Es könnte hiegegen eingewandt werden, das seien philosophische Träume, welche durch die Erfahrung nicht bestätigt würden. Unter Perikles z. B. habe die Kunst eine solche Stelle im Staate behauptet und trotzdem sei Athen gerade von da seinem Ruin entgegengegangen. Dieses Beispiel beweist aber gegen die aufgestellte Ansicht nichts. Hätte Perikles nicht geflissentlich den von Haus aus in den Athenern liegenden demokratischen Sinn durch Abziehung von ihren practischen Geschäften und Zuziehung zur Volksversammlung genährt und gesteigert; und hätte nicht Athen durch seine wachsende Macht und Größe die Eifersucht Spartas und durch seinen Uebermuth den Unwillen seiner Bundesgenossen geweckt: so würde die Zerrüttung der inneren und äußeren Verhältnisse gewiß nicht sobald erfolgt sein; wenigstens von der Kunst an sich, so lange sie noch nicht den verderblichen Einfluß der Sophistik erfahren hatte, läßt sich durchaus nicht nachweisen, daß sie nachtheilig auf den patriotischen und religiösen Sinn der Athener gewirkt und zur Lockerung des Staatsverbandes beigetragen

habe. Im Gegentheil ſteht es ſehr in Frage, ob ſich Athen bei den vielfachen Mißverhältniſſen, die an ſeiner Auflöſung arbeiteten, noch ſo lange behauptet haben würde, wenn eben nicht das Volk durch die Kunſt zu jener Kraft und Begeiſterung erhoben worden wäre, vermittelſt welcher es ſeine großartigen und bewunderungswürdigen Unternehmungen ausgeführt hat. Das freilich iſt von der Kunſt nicht zu verlangen, daß ſie auch dann noch ihre verbindende und zuſammenhaltende Kraft ausüben ſoll, wenn der Staat ſelbſt ſeinen erhabenen Zweck, die Repräſentation der Gottheit in irgend einer Sphäre zu ſein, aus dem Auge verliert und mit willkührlicher Gewalt ſelbſt daran arbeitet, alle politiſchen Bande zu zerreißen. Eben ſo wenig kann von der Kunſt im Allgemeinen und der dramatiſchen insbeſondere eine heilſame Wirkung in dem Fall erwartet werden, wenn ſie, wie eben jetzt, auf einem gar zu niedrigen Standpunkte ſteht. Dient die Bühne nur dazu, dem Volke Erſcheinungen vorzuführen, die nur ſeine Sinne kitzeln, ſein Auge reizen, ſein Ohr betäuben, ſeine niedern Gefühle aufregen, ohne zugleich die höchſte Idee, die Idee der Schönheit, der Göttlichkeit in der Erſcheinung, zu erwecken: dann freilich iſt der ganze Zweck verfehlt, dann leiſtet ſie weiter nichts als jeder andere Vergnügungsort, ja ſie kann in dieſem Falle, wenn ſie allzutief herabſinkt, der Staatsidee ſogar gefährlich werden, weil natürlich das rein-ſinnliche Vergnügen den Egoismus fördert, der mit den Staatsintereſſen in abſolutem

Widerſpruch ſteht. Dagegen der Genuß der Schönheit iſt die Aufhebung des Ichs in die Gottheit, ſei es, daß ſich das Ich in der Göttlichkeit der Erſcheinung ſelbſt verſenkt oder den Gott in ſeinem eigenen Innern ſpürt oder das abſolute Walten als ſich und die Erſcheinungswelt umfaſſend anerkennt.

Behauptet alſo die Bühne ihren wahren Standpunkt, ſo iſt nur ein heilſamer Einfluß von ihr zu gewärtigen. Die göttliche Idee, welche durch ſie im Volke auf das Lebendigſte erweckt und mit welcher die Idee des Staates als conſenirend dargeſtellt wird, muß dem einzelnen Bürger nothwendig auch den patriotiſchen Sinn verleihen, ſich dem Ganzen als einem Göttlichen hinzugeben. Die Verklärung der Erſcheinungswelt aber und des ihn umgebenden realen Lebens wird ihm zugleich dies Leben ſelbſt lieb und werth machen; er wird ſich mit Luſt in demſelben bewegen und vom Dichter lernen, in ihm das Schöne, Ergötzliche, Erhebende zu erkennen. Freilich eine Lebensanſicht wie die Schillerſche darf dem Volke nicht geboten werden. Die Idealiſirung des Lebens darf nicht darin beſtehen, daß das Leben als der Idee widerſprechend, hinter ihr zurückbleibend dargeſtellt wird: denn dieß benimmt die Luſt zum Leben, raubt der Erſcheinungswelt die Geſundheit und Friſche und läßt im Herzen nichts als eine krankhafte Sehnſucht nach einer beſſern Welt zurück. Die Wirkung muß vielmehr umgekehrt ſein. Der Dichter muß uns zeigen, daß in

dem Leben die Idee enthalten, daß die Erscheinung vom Göttlichen durchdrungen iſt: wir müſſen erfahren, daß Dasjenige, dem dieſe Durchdringung zu fehlen ſcheint, nur ein Schein-Etwas, ein Nichts iſt, und daß, wenn die Erſcheinung untergeht, in dieſem Untergange wieder nur das Nichtige vernichtet wird, während ſich das Wirkliche und Reale ſtets als das Ewige, Beharrliche, Ausdauernde bewähret. So wird die gotterfüllte fröhliche Weltanſchauung des Künſtlers auch unter das Volk verbreitet, durch die es erſt zur ächten Nationalität und zum wahren Patriotismus geleitet wird.

Man ſieht alſo, wie ſehr der Staat Urſache hat, die Bühne als ein höchſt bedeutendes Inſtitut im Staate zu würdigen, und wie ſehr es daher in ſeinem Intereſſe liegt, ſie auf den Standpunkt zu erheben, der ihr zukommt. Welche Mittel aber hat er für eine Verbeſſerung der theatraliſchen Verhältniſſe zunächſt zu ergreifen? — Er muß vor Allem mehr Acht haben auf die auftauchenden poetiſchen Talente, aus denen etwas zu werden verſpricht. Sobald er erkennt, daß in einem jungen Dichter die wahrhaft poetiſche, künſtleriſche Weltanſchauung und eine ſchöpferiſche Phantaſie lebt, muß er ihn zu fördern ſuchen, auch wenn er noch manches zu wünſchen übrig läßt. Wie darf er unter den jetzigen höchſt ungünſtigen Verhältniſſen ſogleich das Vollkommene erwarten? Dieſe Förderung muß darin beſtehen, daß er dem jungen Dichter Gelegenheit ſchafft,

ſich weiter zu bilden, und ihm eine Sphäre eröffnet, in der er das dramatiſche Leben und Weben kennen lernt und ſelbſt in eine dramatiſche Stimmung verſetzt wird. Die Theorie leiſtet hier einmal nicht aus. Sie giebt nur die Erkenntniß, nicht die Begeiſterung, die Stimmung, den ſicheren Takt; ſie iſt auch nur im Stande, das Allgemeine, Abſtracte zu geben, nicht das Beſondere und Concrete, was in der Kunſt die Hauptſache iſt. Ich bin überzeugt, wenn der Staat auf ſolche Weiſe eingreift, wird bald ein anderes Leben in der dramatiſchen Literatur erwachen.

Will er aber noch mehr thun, ſo muß er vor Allem danach ſtreben, den höheren Zweck der Bühne klarer und deutlicher dem Volke ſichtbar zu machen. Die Bühne darf nicht bloß in commerziellem Verhältniß zum Volke ſtehen. Sie muß, wie es bei den Griechen, den Römern, im Mittelalter der Fall war, mit religiöſen und politiſchen Tendenzen verflochten werden. Dieß thut eben ſo ſehr der Religion und dem Patriotismus, wie der Bühne ſelbſt noth. Die Religion namentlich ſteht in unſeren Zeiten viel zu vereinzelt da und hat ihre tiefere, das ganze Leben durchdringende Bedeutung faſt gänzlich verloren. Sie iſt zu kalt und abſtract: darum iſt das Volk indifferent gegen ſie. Die bloßen religiöſen Streitigkeiten thun's nicht. Sie erhitzen zwar das Gemüth, geben aber unmöglich die rechte und ächte religiöſe Stimmung, am wenigſten die, welche im Weſen des Chriſtenthums liegt. Das wahrhaft reli-

gieſe Gefühl artet dabei zur ſubjectiven Leidenſchaft aus. Es iſt nicht der Gott für den man kämpft, ſondern die ſubjective Anſicht, die man für Glauben ausgiebt. Ein ächter Glaube iſt es aber nicht: denn dieſer iſt in ſich ſelbſt ruhig, freudig, ſelig im Gefühl der Göttlichkeit; nicht aber hadernd, zänkiſch und fanatiſch. — Wie mit der Religioſität, ſo iſt es auch mit dem Patrietismus. Auch dieſer bedarf einer Erfriſchung und fröhlichen Belebung, damit endlich einmal der kalte Indifferentismus und der engherzige Schellenſinn aufhöre. Dies kann aber nur durch die Kunſt erreicht werden. Man ſollte daher die Bühne zu religiöſen und patrietiſchen Feſten benutzen. Unſere Feſte bedürfen einer ſolchen Auffriſchung. Sind es jetzt noch Feſte? — Die ganze Feſtlichkeit beſteht darin, daß zwei Tage hinter einander gewöhnlicher Sonntag iſt. Der vereinzelte Sonntag iſt oft ſchon langweilig genug, wie erſt, wenn er in zwei Exemplaren verhanden iſt. Und wodurch wird das Volk feſtlich geſtimmt? — Durch den kirchlichen Gottesdienſt? — Dieſen hat es alle Sonntage; es iſt ihm alſo nichts Außerordentliches, zumal da unſer Cultus ſo wenig erhebende Elemente hat. Man will doch nun aber das Feſt genießen. Wozu greift man alſo? Zu ganz gemeinen ſinnlichen Mitteln. Man bäckt Kuchen, man läßt putzen und ſcheuern, man iſt ſtatt Fleiſch und Gemüſe, Braten und Salat, man puzt ſich und wartet mit vieler langer Weile den zweiten Feſttag ab, an dem

wenigſtens zu tanzen und zu ſpielen erlaubt iſt. Dabei iſt von erhöhten göttlichen Empfindungen nicht die Rede. Man iſt vergnügt — aber gewiß nicht in dem Herrn, ſondern ganz ordinär weg in Kuchen, Braten, Bier, Punſch und Tanz. Iſt das nun eine würdige Feier zur Ehre Gottes? — Aber, wird man ſagen, die Theater ſtehen ja in den Feſttagen offen? — Allerdings; aber — für Geld! — Und es iſt dort an Feſttagen gerade wie an Alltagen, es iſt durchaus kein Unterſchied und es iſt auch daher keine erhebende Wirkung möglich. — Wie aber ſoll es ſein? — An Feſttagen muß das Theater aus ſeinem commerziellen Treiben heraustreten; es muß dem Volke geöffnet ſein, und es muß ihm etwas Großes, Außerordentliches geboten werden. Es brauchen dieß nicht gerade dramatiſche Dichtungen zu ſein, die mit der Veranlaſſung des Feſtes in ſpecieller Beziehung ſtehen, ja ſie brauchen auch nicht einmal religiös im engeren Sinn des Wortes zu ſein. Im Wahrhaft-Schönen als der Emanation des Göttlichen liegen immer religiöſe Elemente, und dieſe werden ganz von ſelbſt mit dem religiöſen Feſtgefühl in Eins zuſammenklingen. Ein Feſt, das jährlich wiederkehrt, iſt ja kaum noch ein Gelegenheitsfeſt. Der Grund, warum es gefeiert wird, iſt ja hinlänglich bekannt. Die Hauptſache iſt, daß es wirklich auf würdige Weiſe gefeiert werde, daß der Menſch in eine Stimmung gebracht werde, die einer ſo freudigen Veranlaſſung, wie der Geburt des Welterlöſers, ſeiner Auferſtehung u. ſ. w. würdig

und angemeſſen iſt, daß er in Stand geſetzt werde, mit erhebenem Gemüthe an die Veranlaſſung zurückzudenken. Aehnlich muß es an Nationalfeſten ſein. Hier iſt der Kunſt ein noch weiterer Spielraum eröffnet. Hier kann ſie noch freier in alle Sphären greifen und ſich zugleich noch ſpecieller an das beſondere Faktum anſchließen.

Solche Aufführungen müſſen auf Koſten des Allgemeinen veranſtaltet werden. Der Staat könnte hiezu nach Maaßſtab des Vermögens eine Steuer erheben, die gewiß Jeder gern geben würde. Es müßten an ſolchen Tagen wo möglich neue Stücke vorgeführt werden, das Volk, in Perſon von ſelbſtgewählten Repräſentanten, müßte den Richter machen, und das Stück, welches den ungetheilten Beifall errang, müßte gekrönt werden. Welches Intereſſe würde das im Volke für die Sache eröffnen, und welchen Wetteifer unter den Dichtern! Nun erſt würde das Volk inne werden, warum es ein Volk iſt, das Nationalgefühl und die ächte Religioſität würden in ihm erwachen. Die Dichter aber würden mit Begeiſterung und Enthuſiasmus an ihr Werk gehen und wahrlich bald etwas leiſten, was bewieſe, daß die deutſche Nation auch in dieſer Dichtungsgattung das Aechte bieten könne